Unter den tropen

Carl Ferdinand Appun

Unter den Tropen.

Carl F. Appun del.

Los Canales.

Provisorische Hütte eines Naturforschers auf den Küsten-Anden von Venezuela.

Unter den Tropen.

Wanderungen

durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch Guyana
und am Amazonenstrome

in den Jahren 1849—1868.

Von

Carl Ferdinand Appun.

Erster Band.

Venezuela.

Mit sechs vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Illustrationen.
In Holzschnitt ausgeführt von R. Brend'amour & Co. in Düsseldorf.

Jena,
Hermann Costenoble.
1871.

Seiner Königlichen Hoheit

Dem Prinzen

Adalbert von Preußen

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

alleruntertänigst gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Indem ich hiermit einen großen Theil der von mir während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in einigen Ländern des tropischen Süd-Amerika's gesammelten Erfahrungen im Gebiete der Ethnographie, Zoologie und Botanik der Oeffentlichkeit übergebe, erlaube ich mir einige wenige, meine Persönlichkeit betreffende Worte zu bemerken.

Im November 1848 begab ich mich auf Veranlassung und mit Empfehlungen Alexander von Humboldt's nach Venezuela, dessen reiche Naturschätze und herrliche Landschaftsscenerie ich in verschiedenen Theilen des Landes auf's Eifrigste studirte und von da, in den Jahren 1849 bis 1859, reichhaltige Sammlungen aus dem Gebiete der Zoologie und Botanik, sowie selbstgefertigte Vegetationsansichten, nach verschiedenen Ländern Europa's sandte.

Im Jahre 1859 nach Britisch Guyana übersiedelnd, verweilte ich dort bis 1868 und bereiste in dieser Zeit, von der englischen Regierung als Naturforscher angestellt, in derem Auftrage das ganze Innere von Britisch Guyana, sowie einen kleinen Theil Brasiliens, den Rio Branco, Rio Negro bis zum Amazonas, den ich aufwärts bis Tabatinga, der peruanischen Grenze, befuhr.

Ueber meine Leistungen mich auszusprechen, würde allzu dünkelhaft sein, ich habe jedoch gethan, was irgend ein einzelner Mann auf langjährigen Reisen in den ungeheuren Wildnissen des Inneren Guyana's

unter wilden Indianerstämmen, in Bezug auf Naturwissenschaft und Ethnographie, zu leisten im Stande ist und habe mit wahrer Liebe und Aufopferung meiner Körperkräfte und pecuniärer Mittel, oft unter den größten Entbehrungen und vielfachen Lebensgefahren, meine schwierige Aufgabe nach besten Kräften gelöst.

Das Selbstbewußtsein, stets mit allem Eifer meiner Pflicht nachgekommen zu sein, ist der einzige Lohn, den ich für meine vielen Mühen erhalten habe.

Der vorliegende Band enthält meine Wanderungen und Erfahrungen in dem bekannteren Venezuela, der zweite Band behandelt das weniger gekannte Innere von Britisch Guyana und die daran grenzenden nördlichen Gegenden Brasiliens. Da letzterer meistentheils die wilden Indianerstämme des Inneren, deren Leben und Sitten, wie die sich in den dortigen ungeheuren Wildnissen in ihrer vollen Pracht und Größe offenbarende Natur, verflochten mit meinen eigenen Erlebnissen in der so wildromantischen Schöpfung, unter den eben so wilden Indianern, bespricht, dürfte er für manche Leser der interessantere sein.

Meine einfachen Schilderungen dasiger Natur und Menschen haben vielleicht nur das einzige Gute, daß sie getreu sind, ganz so, wie sie mir in langjähriger Bekanntschaft mit ihnen erschienen; meine Wanderungen brachten mich mit jeder Schicht der menschlichen Gesellschaft dieser Länder zusammen, deren Charakter und Sitten, wiewohl nur in kurzen Zügen wiederzugeben, ich mich bemüht habe.

Und so übergebe ich meine schwache Arbeit der gütigen Nachsicht des Publikums mit der Bitte, sie als das hinzunehmen, als was sie niedergeschrieben wurde: „simple Blätter der Erinnerung aus dem Tagebuche eines enthusiastischen Bewunderers der großartigen Natur und des Lebens unter den Tropen.“

Bunzlau, in preußisch Schlesien, den 24. Mai 1870.

Carl Ferdinand Appun.

Inhalt.

I.
La Guaira.

Seite

Land! — Vor La Guaira. — Ansicht der Küste — Landung. — Posada. — Küstenvegetation. — Maiquetia. — Cocospflanzung. — Einsiedlerkrebse. — Temperatur. — Gelbes Fieber. — Ende einer Revolution. — Abfahrt 1

II.
Puerto Cabello.

Küstenansicht von Puerto Cabello. — Einfahrt in den Hafen. — Manglegebüsche. — Auf den Korallenbänken. — Leben am Werft. — Innenstadt. — Marktplatz. — Tropenfrüchte. — Zornige Negerhökerin. — Eßbare Seethiere. — Zweikampf von Negern. — Mittagessen in der Posada. — Außenstadt. — Pulperia. — Paso real. — Negerwäscherinnen. — Vereiteltes Bad. — Stiergefecht. — Die Matanza. — Abend am Werft — Negertanz. — Nachtbesuch im Zimmer 20

III.
San Esteban.

Kirchhöfe. — Krabben. — Porta chuela. — Schöne Creolinnen. — Palma Mapora. — Bananen- und Pisangpflanzung. — Sandbüchsenbaum. — Erythrina-Arten — Cacaoplantage. — Bachacos. — Das Thal von San Esteban. — Anbruch des Tages. — Ufervegetation am Rio Esteban. — Naturalienverkäufer. — Tropisches Gewitter. — Seltsame Badesitte. — Zamang und Mango. — Ceiba und Palma de vino. — Engpaß im Flusse. — Indianerstein. — Sonnenuntergang. — Reichthum an Naturschätzen. — Urbarmachung des Waldes . . 55

IV.

Am Golfo triste.

1.

Tucacas und die Boca del Aroa.

Seite

Die Mannschaft der Goleta. — Küstenpanorama. — Die Nacht auf dem Deck. — Schiffbruch. — Die Koralleninsel. — Schneckenmahlzeit. — Niedere Seethiere. — Mangle. — Tucacas. — Seltenes Getränk. — Der Urwald. — Ritt nach der Boca del Aroa. — Die Boca del Aroa. — Schicksal der englischen Kupferminen-Compagnie. — Boa constrictor in meiner Hängematte. — Haifisch am Strande. — Nachtritt durch den Yaracui 89

2.

Der Rio Yaracui.

Natürliche Kanäle. — Urwald. — Meeresstrand. — Vanille. — Caimans. — Iguana. — Fischreichthum. — Landhas — Fahrt auf dem Yaracui. — Giftschlange in der Lancha. — Palma de vino und Palma redonda. — Bambus. — Vegetation und Thierleben am Yaracui. — Küchenzettel während der Flußreise. — Abendessen unter erschwerenden Umständen. — Nacht am Yaracui. — Der Halbtraum. — Der Ort Chino. — Landschaftsscenerie — Landschnecken. — San Felipe. — Coquerote. — Auf dem Gebirge. — Ein Ball in San Felipe. — In der Brandung. — Gerettet! 114

V.

Auf den Küsten-Anden.

1.

El camino viejo.

Die Gebirgsstraße. — Die Corozopalme. — Glockenvogel. — Käfersammeln. — Caffeeplantage. — Baumfarn. — Rosa de la montaña. — La Cumbre chiquita. — Coryanthes Albertinae. — Paso hondo. — Kuhbaum — Palmen und Baumfarne. — Los Canales. — La Cumbre. — Gebirgspanorama 149

2.

La Soledad.

Rundgemälde. — Don Manuel Ramon und Familie. — Communismus in der Montaña. — Venezuelanischer Bummler. — Hütte im Urwald. — Urwald. — Am Flußufer. — Vegetation und Thierleben. — Jagd. — Pauji's. — Araguatos. — Palma blanca. — Waldhuhn. — Rückkunft von der Jagd. — Anita. — Beabsichtigter Ueberfall und dessen Vereitelung. — Flucht. — Ein Wettlauf als Lebensrettung. — Die Verfolgung. — Gerettet! — In der Cumbre chiquita 170

3.

La Cumbre del San Hilario.

Seite

Gebirgsurwald. — Der Kamm des San Hilario. — Vegetationskraft in der Montaña. — Palma de cacho, Prapa, Araque und Palma blanca. — Geonoma, Röbelia, Chamädorea und Desmoncus. — Der Cobalongo — Guaco morado und blanco. — Sarsaparille. — Correos und Paleros. — Ganaderos. — Tagesanbruch auf der Cumbre. — Der Morgen in der Quebrada. — Raubthiere. — Giftschlange. — Mais und Yuca. — Auyame, Challota, Apio und Ocumo. — Ñame, Bohnen, Batatas und Sesiba — Caffee in der Montaña. — Deutsche Einwanderung 208

VI.

Die Llanos des Baúl.

Alsophila villosa. — Gebirgsstraße — Savanenbrand — Syagrus botryophora — Am Fuße des Gebirges. — Brotfruchtbaum. — Pulperia in der Savane. — Der Heiligenschrein. — Titerero. — Reges Leben in der Savane. — Leben in der Posada. — Naguanagua. — Kleine Bactris. — Titeres. — Der Fall des Titerero. — Los Cerritos. — Nueva Valencia — See von Tacarigua. — Hacienda von Mocundo. — Die Insel „el Burro". — Sturm auf dem See. — Matapalo. — Los Sitios. — Ein Vagabondo. — Jesuitischer Padre. — Blutegel. — Carabobo — La Galera del Páo. — Das Zollhaus. — Los Chaparros. — Engagement des „Sabio". — San Juan del Páo. — Rio Páo. — El Arpista. — Tanz. — Eintritt in die Llanos. — Palma de Cobija. — Wasservögel. — Große Wasserschlange. — Rinderheerden. — Der Hato. — Leben der Llaneros — Monotonie der Llanos. — Die Llanos in der Regenzeit. — Caños — Temblador und Raya. — Caribes. — El Sabio in Ungnade. — Nächtlicher Besuch von Ganaderos. — Jagd auf Riesenstörche. — Der Hato „Ave Maria". — La Serrania des Baúl. — Am Rio Cojedes. — Revolutionäre Stimmung im Baúl. — Begeisterter Empfang in der Mission — Die Mission el Baúl. — Händler mit lebenden Thieren. — Abreise — Der Hato „La Cahoba". — Austritt aus den Llanos. — Morgen am Rio Tinaco. — Pulperia in Tinaco. — Seltsame Bitte. — Oede Gebirgsgegend am Tiramuto. — Tinaquillo . . . 236

VII.

Curaçao und Maracaibo.

Die Balandra „Rosalta". — Curaçao chico. — Squall. — Willemstad. — Der Hafen. — Landschaft auf Curaçao. — Ausflug nach „la Glorieta". — Plantage. — Salinen. — Cactuspflanzung. —

Seite
Cochenille. — Indigo. — Cigarren. — Abreise. — Coro. — Einfahrt in den See von Maracaibo. — Im Hafen. — Goajiropferde. — Maracaibo. — Exporthandel. — Los Haticos. — Gebiet der Goajiro-Indianer. — Die Goajiros. — Abreise 334

VIII.

Reise nach Trujillo und zurück nach der Küste.

Fahrt auf dem See von Maracaibo. — Teint der Creolinnen. — Wasserhose. — Mosquitoschwärme. — La Ceiba. — Landung. — Landreise mit einem Arriero. — Ritt mit Hindernissen. — Steeple-chase. Rendezvous mit meinen früheren Reisegefährten. — Theure Cappern. — Streit. — Alcoyure-Palme. — Landschaftsscenerie. — Gefährliche Passage. — Betijoque. — Lästige Fußtour. — Unfreundlicher Empfang. Escuque. — Gastfreundliche Einwohner. — Rio Motatan. — Seltener Vorfall. — Chimó. — La otra banda. — Trujillo. — Erdorchideen. — Italiener. — Rutschpartie auf der Mula. — Verirren bei Nacht. — Carache. — Zapota und Cherimoya. — Die Wachspalme der Anden. — Paramos. — Der Andenbär. — Humucuru alto und bajo. — Tocujo. — Kauderwelsche deutsch-spanische Sprache. Quibor. — Cactusgebüsch. — Barquisimeto. — Yaritagua und seine Cigarren. — Folgen des Chimótauens. — El Torrito. — Nirgua und Montalvan. — Verlust des einen Goajiropferdes. — Tod einer Mula durch den Jaguar 367

IX.

Am Orinoco.

Ciudad Bolivar. — La Soledad. — Morichales. — Abreise. — Sturm auf dem Orinoco. — Zusammentreffen mit einem Crocodil. — Drohender Untergang bei der Piedra del Rosario. — Rettung. — Caraibenniederlassung Tagoachi. — Puerto de tablas. — Laguna San Rafael. — La flor de Upata. — Die Saltos des Rio Caroni. — Ruinen des alten Castillo San Joaquin. — Tour nach der Mission Caroni. — Kirche. — Verfallener Glockenthurm. — Verhinderte Weiterreise. — Guayana vieja. — Purgua. — San Rafael de Barrancas. — Ueberfall der Facciosos. — Lagunen bei Barrancas. — Yaya. — Malpaso von Yaya. — Die Insel Tortola. — Piacoa. — Der Cerro de Piacoa. — Cucuritopalme. — Tucuma- und Sejepalme. — San José de Guacara. — Wilder Cacao. — Santa Catalina. — El Rey de los Guarannos. — Guarannos. — Carapa guianensis. — Aceïte de Sassafras. — Musikalische Instrumente und Tanz der Guarannos. — Rancheria der Guarannos. — Yaruma. — Fertigung von Curiaras. — Die Insel Socoroco. — Yacupana. —

Seite

Guaranno-Häuptling Celestino. — Umgegend von Jacupana. — Niederlassung der Aruacas. — Timidhal. — Manicaria saccifera Fang der Tembladores. — Ufervegetation an der Orinocomündung. — Die Morichepalme. — Thierleben der Caños des Orinoco. — Manati und Huacharaca de agua. — Krabbenmahlzeit. — Mosquitoplage. — Attacke eines Crocodils. — Rückkehr nach Ciudad Bolivar 419

X.

Jacupana.

Ein Erlebniß am Orinoco.

Eine von Guarannos annectirte Ortschaft. — Tropische Pflanzenpracht. — Ausflug mit Guarannofrauen. — Urwaldbäume. — Lieblicher See im Urwalde. — Schizaea elegans. — Schlange. — Verirrt im Urwalde! — Desperater Zustand. — Hunger. — Zweiter Tag in der Irre. — Fette Mahlzeit. — Die Nacht auf dem Baume. — Jaguar. — Orinoco, ho! — Schneckenspeise. — Die indianische Hütte. — Curiara. — Die Guarannofamilie. — Warnung. — Bedenkliche Situation. — Vereitelter Mord. — Flucht — Aus der Wildniß gerettet! 491

XI.

Vom Orinoco nach Georgetown am Demerara.

Curiapo. — Punta de Barima. — Stechrochen. — Im Barima-river. — Der Caño Mora. — Untergang eines Bootes durch einen Schwertfisch. — Waini-point — Im Waini. — Im Morucca-river. — Die Indianermission Warramuri. — Schöne Warrau-Indianerin. — Bucht von Peche und Cap Nassau. — Indianisches Genrebild. — Im Pomeroon-river. — Ein Gentleman — Ufer des Pomeroon. — Phönix-Park. — Indianermission San Mathias. — Arapiacro-river. — Tapacuma-river. — Tapacuma-See. — Die Plantage Anna-Regina. — An der Mündung des Demerara 519

Anmerkungen 544

Verzeichniss der Illustrationen.

Seite

1. (Titelbild). Los Canales. Provisorische Hütte eines Naturforschers in der Montaña der Küsten-Anden von Puerto Cabello, umstanden von Palmen der Iriartea altissima . . . . . . zu 166
2. Gruppe von Macanillapalmen in der Montaña von Campanero (Küsten-Anden von Puerto Cabello) 165
3. Der Cobalongo. Urwald-Ansicht auf dem Gipfel des San Hilario (Küsten-Anden von Puerto-Cabello) 216
4. Tagoachi. Caraiben-Niederlassung am Orinoco, unweit des Sees Mamo 428
5. Erster Wasserfall des Rio Caroni, in der Nähe seiner Quelle im Roraimagebirge, im Gebiete der Areluna-Indianer, an der Grenze von Venezuela und Britisch Guyana 439
6. Im Delta des Orinoco 483

I.

La Guaira.

Das Meer hatte eine tief dunkelgrüne Färbung angenommen. Die Ruhe des klaren, durchsichtigen Antillenmeeres, wie es die paradiesischen, westindischen Inseln in herrlich ultramarinblauer Färbung umfluthet und mit der weißen Brandung bald die steil abfallenden, hohen Felswände, bald den flachen weißen sandigen Strand kosend umtanzt, war gestört worden; der schöne dunkelblaue Himmel hatte sich umzogen und graue Wolkenmassen breiteten ihren düstern Schleier darüber aus.

Häufige Böen mit heftigem Sturm und starken, tropischen Regenschauern wechselten mit kurzen Sonnenblicken und die Kämme der hoch sich aufthürmenden Wogen trugen weißen. schaumenden Gischt, der in langen Flocken vom Sturme weit dahin gewirbelt wurde.

Gegen Westen tauchten eine Menge größerer und kleinerer Felsen-Eilande in dunkler Färbung aus dem phosphorartig leuchtenden Schaume, der weit hinauf über die Felszacken hinwegschlug; tausende von Vögeln, braune Alcatras [1]), purpurrothe Ibis, Reiher, Rhynchops, Fregattvögel und Seeschwalben umkreisten unter wildem Geschrei die schwarzen Felsenriffe.

Es waren die Inseln Orchila und weiter hinaus los Roques, deren nackte, nur mit Flechten und Moosen bedeckte Felsen der

ungeheuren Menge der Seevögel als willkommene Brutplätze dienen.

Zur Legezeit derselben werden die öden, einsamen Eilande von Schiffern von Cumana und La Guaira besucht, die hier ihre Fahrzeuge mit Eiern füllen und sie zum Verkauf nach dem Festlande bringen; ebenso findet sich auf ihnen, wie den Nachbarinseln los Aves, Guano in nicht unbedeutender Menge, der aber dem peruanischen an Güte bedeutend nachsteht. — — —

Die fast zu steife Brise wühlte gerade wieder in größter Ungemüthlichkeit in dem aufgeregten Meere und in den wenigen Segeln, die das Schiff bei der unbeständigen Witterung zu tragen vermochte, und jagte uns schnell an den felsigen Inselgruppen vorüber, dem Festlande von Süd-Amerika zu.

Es war gegen Abend, als der wachhabende Matrose „Land" rief und Alles auf das Verdeck eilte, um den längst ersehnten Anblick zu genießen.

Der Himmel begann sich aufzuklären und die untergehende Sonne ließ den reinen Horizont in einem grellen, glänzenden Lichtmeere erscheinen.

Gleich kleinen dunkelblauen Wölkchen hob in diesem Glanze die venezuelanische Küste von La Guaira scharf sich ab; die hohen Küsten-Anden standen jedoch bei der weiten Entfernung in so winzigen Verhältnissen zu der ungeheuren Meeresfläche und wurden nur dann sichtbar, wenn das Schiff auf dem Kamme einer großen Welle schwebte.

Bald versank die Sonne in den dunkelgrünen Wellenbergen, die um uns her sich aufthürmten und die schnell eintretende Finsterniß, vermehrt durch starken Regenschauer, hüllte jedes Zeichen vom nahen Lande in undurchdringlichen Schleier; nur das Bewußtsein, am morgenden Tage das langersehnte Festland zu betreten, blieb zurück und ließ mich an Schlaf nicht denken, wozu das heftige Rollen und Stampfen des Schiffes und das

dumpfe Geheul der hohl gehenden See, die über dem Stern des Schiffes sich brach, das Ihrige beitrugen.

Es war am Morgen des 28. Januar, als ich die Küste von La Guaira in der Nähe erblickte. Sie war jetzt deutlich zu unterscheiden, mit den weißen Häusern der Stadt, den Cocospflanzungen am Strande, den braunen, felsigen Abbängen und den darüber emporragenden stolzen Felsenkolossen der Anden.

Das stürmische Wetter hatte ausgetobt und ein klarer, wolkenloser Himmel spannte über dem großartigen zauberischen, Blau in Blau gemalten Küstenbilde, über den blau violeten Gebirgsmassen und dem tief ultramarinblauen Meere sich aus.

Noch hatte das Meer von dem gestrigen Sturme sich nicht beruhigt und die geringe Seebrise war nicht vermögend, das Schiff schnell durch die noch aufgeregte, wild wogende See zu bringen; da, gegen 9 Uhr, erstarb die Brise gänzlich und das Schiff ließ die Anker fallen.

Das Rasseln der Kette, seit der Abfahrt von Cuxhaven bei Eis und Schnee nicht mehr gehört, machte im Angesicht der üppigen Tropengegend einen eigenthümlichen Eindruck; die Segel fielen herab, das Schiff hatte seine Reise beendet und lag nun, trotz seiner Fesseln ein Spiel der dem Strande zurollenden Wogen, auf der Rhede von La Guaira.

Im Hintergrunde erhoben sich die gewaltigen Berge der Küsten-Anden, vom Cabo Codera bis zum Cabo blanco, unter denen ganz besonders die Silla von Caracas, der Niguatar und Cerro de Avila durch ihre Höhe und die mehrere tausend Fuß nach dem Meere zu steil abfallenden Felswände sich auszeichnen.

Die beiden kuppelförmigen, völlig kahlen Gipfel der Silla, wie der gezackte Kamm des Avila ragen mit ihren 7—8000' hohen, schroffen Felsabstürzen in grauröthlicher Färbung aus den seltsam geformten Wolkengeschieben hervor, welche weiter unten an den immergrünen Seiten der Gebirge hängen, bei vor-

1*

gerückter Tageszeit immer mehr herab sich senken und in einer Höhe von 2000′ auf dem Boden langsam dahin ziehen, bis sie in den tiefen Quebradas[2]) der Berge verschwinden.

Näher und näher, in dunkelgrüner Färbung, rücken die Vorberge dieser Felsenkolosse in sanfteren Contouren der Küste zu, sie sind mit dichtem Walde bewachsen und von unzähligen Quebradas durchschnitten, bis sie dicht an der Küste in rothbraune Hügel übergehen, die von verschiedenen Arten dorniger Gewächse, dickstämmigen, krüppelhaften Mimosen, candelaberförmigen 40 Fuß hohen Cereus und dickblätterigen, stachligen Agaven und Fourcroyen strotzen.

An diese Vorberge, die dicht an die Meeresküste sich drängen und an ihr entlang nur eine kaum 600 Fuß breite, ebene sandige Fläche gestatten, lehnt sich an eine schroffe Felswand terrassenförmig gebaut, die Stadt La Guaira, welche aus der Entfernung mit ihren weiß getünchten Häusern mit rothen Ziegeldächern einen recht lieblichen Anblick, im Gegensatz zu den rothbraunen, verbrannten Felswänden und der blauen See darbietet. Ueber der Stadt, auf dem Cerro Colorado, stehen die weißen Mauern der Vigia im üppigen Grün schattiger Mango's, Inga's und Mimosen, früher ein spanisches Castell, jetzt den ankommenden Schiffen als Landmarke dienend.

An dem schmalen Küstensaume entlang ziehen sich theils am Wege, theils auf den rothbraunen Anhöhen liegend, einstöckige Häuser bis zu dem westlich von der Stadt gelegenen Flecken Maiquetia dahin, wo mehrere der in La Guaira wohnenden reichen Ausländer niedliche Villas besitzen und von wo aus am Meere entlang stundenweit große Cocales[3]) nach Westen hin sich erstrecken, dem in duftiger Ferne liegenden Cabo blanco mit seinen kegelförmigen, blendendweißen Bergspitzen zu.

Der seichte Meeresgrund an der Küste ist von Madreporen gebildet, die dicht an dem sandigen Strande in umfangreichen

Strecken über die Oberfläche des Wassers ragen und über welche die Brandung eine See von leuchtendem Weiß stürzt, während sie an den flachen Stellen weithin, in den brillantesten Farben von blau, grün und purpur auf den weißen Sand rollt, ebenso schnell als sie gekommen sich wieder zurückziehend.

Gegen Osten schleudert das Meer seinen blendenden Gischt hoch hinauf an die steil abfallenden, dunklen Felswände des Cabo Codera, während es im Vordergrunde mit den auf der Rhede liegenden, zahlreichen Schiffen sich beschäftigt und diese im wilden Tanze in ungemüthlichster Weise hin und her rollen läßt. Europäische Schiffe, Barken, Briggs, Schooner liegen hier in respectabler Entfernung von einander und näher der Küste zu die kleinen Küstenfahrer, Goleta's, Balandra's und wie die Fahrzeuge alle heißen, mit ihrer buntfarbigen Mannschaft von Schwarz und Braun in den verschiedensten Nuancirungen. Deren Tracht ist ebenso malerisch und abenteuerlich und kann dreist mit jeder malayischen Piraten-Praua rivalisiren.

Halbnackt, mitunter auch völlig nackt, nur mit einem schmutzigen Fetzen Baumwolle um die Hüften; mit Stücken einer rothen Cobija bekleidet oder den Körper in einen Kaffeesack von Majagua [4]), mit einem Loche für den Kopf und zwei dergleichen für die Arme versehen, gesteckt oder in die Reste eines Hemdes gehüllt, eine Tutuma [5]) als Kopfbedeckung oder ganz ohne solche, bewegt sich dieses Volk schreiend und tobend auf den kleinen Fahrzeugen durcheinander und nimmt Ladung von den an ihnen liegenden, auf den Wogen auf und ab tanzenden Lanchas ein.

Dicht am Schiffe treiben die Wellen Cocosnüsse, Palmwedel, Bananenstämme und Fruchtschalen und viele andere unscheinbare Dinge vorüber, die sämmtlich den Neuangekommenen interessiren und dessen Sehnsucht nach dem Lande um Vieles erhöhen.

Vermittelst des Fernrohrs sind die, auf der am Strande

dahin sich ziehenden Straße passirenden Menschen deutlich zu unterscheiden; meist sind es Neger und Farbige, die Männer in Weiß gekleidet, die Frauen in grelle rothe, gelbe und blaue Baumwollenzeuge; zerlumpte braune Jungen, auf dem Hintertheile eines Esels sitzend, reiten in kurzem Trabe, den in der Hand haltenden Stock unausgesetzt gegen das arme Thier gebrauchend, am Glase vorüber und bisweilen auch paradirt ein modisch gekleideter Europäer auf muthigem Pferde in der bunten Staffage.

Die nun eingetretene Landbrise trägt herrliche Blüthendüfte weit in das Meer hinaus dem Schiffe zu; sie rühren von den entfaltenen Blüthenrispen der Cocospalmen her, denen das feine Aroma entströmt.

Während dieser Betrachtungen hat ein elegantes Boot mit der venezuelanischen Flagge dem Schiffe sich genähert, ein Tau wird den braunen Ruderern zugeworfen und europäisch gekleidete Herren klettern an der Schiffswand empor und treten mit deutschem und spanischem Gruße unter die auf dem Verdeck Versammelten.

Es ist die Visite der Medicinalpolizei und der Zollbeamten. Nach kurzem Examen über den Gesundheitszustand der Passagiere und Mannschaften wird uns die Erlaubniß, an's Land fahren zu dürfen, ertheilt, wovon wir sofort Gebrauch machen.

Heftig im Boote hin und her geworfen, näherten wir uns einem unbedeutenden, von Holz erbauten Werfte, an welchem wir jedoch bei der im Zunehmen begriffenen Fluth und der überaus heftigen Brandung nicht landen konnten.

Eine Menge halbnackter, kräftiger brauner Kerls drängten sich unweit des Landungsplatzes bis zum halben Leibe im größten Wellenschlage und schrieen unseren Ruderern unter heftigen Gesticulationen auf spanisch zu, mit dem Boote sich ihnen zu nähern. Obgleich unsere Matrosen die Worte der Leute nicht

verstanden, ruderten sie auf sie los, von denen, sobald das Boot sie erreicht hatte, Jeder einen von uns Passagieren ergriff, aus dem Boote in seine Arme hob, mit der lebenden Last durch die Brandung rannte und diese auf dem trockenen Strande absetzte; das Boot mußte einen Umweg nehmen, um das Werft zu erreichen. So betrat ich, kurz zuvor durch ein unfreiwilliges Sturzbad abgekühlt, zum Erstenmale das Festland von Süd-Amerika.

Der letzte Schritt auf deutschem Boden, wie der erste auf amerikanischer Erde, erregen seltsame Gefühle in der Menschenbrust; Freude und Schmerz mischen sich in diesen beiden für Jeden so wichtigen Momenten in merkwürdiger Weise. In dem Augenblicke war wohl die erstere bei mir überwiegend.

Es war Sonntag und eine große Anzahl meist europäisch gekleideter Personen beiderlei Geschlechts auf dem Werft versammelt, um Neuigkeiten aus Europa zu vernehmen. Der Capitain des Schiffes, auf dem ich angekommen und in dessen Begleitung ich gelandet war, wurde sofort von einem großen Kreise Neugieriger umgeben und hatte vollauf zu thun, um alle an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Ich benutzte diese Zeit, um meine durch die Spritzfahrt vom Schiffe nach dem Lande etwas derangirte Toilette zu ordnen und die Kleider in der dazu vollkommen geeigneten Sonnenhitze trocknen zu lassen.

Das Werft war überdacht und eine starke Brise wehte, so daß die drückende Hitze, durch welche La Guaira berüchtigt ist und dieser Küste den Namen „el infierno de Venezuela“ [6]) nicht ganz mit Unrecht zugezogen hat, dadurch bedeutend gemildert wurde.

Zunächst dem Lande stand die Aduana [7]), ein geräumiges, aber altes Gebäude und an der Seite des Werftes, auf Madreporenstrecken, ein kleines für die Zollbeamten bestimmtes Haus,

umgeben von einigen vom Winde arg mitgenommenen jungen Cocospalmen.

Sie nahmen meine Aufmerksamkeit für längere Zeit in Anspruch und ich freute mich ungemein, diese Vertreter meiner Lieblings-Pflanzenfamilie zu allererst nach meiner Landung bewundern zu dürfen. Einen interessanten Anblick gewährte es, die großen goldgelb und ultramarinblau gefärbten Ameiva-Eidechsen auf den von der Sonne erhitzten Madreporenblöcken entlang huschen zu sehen, wie sie auf den Steinen träge ausgestreckt liegend, sich sonnten, bei dem geringsten Geräusch in die Höhe fuhren und eilig in die großen Löcher schlüpften, während zierliche kleine, gelbgrüne, chamäleonähnliche Anolis mit rothem Kehlsack und herabhängendem grünem Schwanze die Wedel der Palmen zu ihrem Spielplatze gewählt hatten und zwischen deren Fiederblättern einander jagten oder nach kleinen Insecten schnappten.

Der Capitain hatte in dieser Zeit von seiner Umgebung sich zu befreien gewußt und ich trat mit ihm die Tour nach der Stadt an.

La Guaira besteht, wie die meisten Städte Süd-Amerika's, nur aus einstöckigen Häusern, deren Fenster mit hölzernem oder eisernem Gitterwerk versehen sind, das in großen Vorbauen in die Straße hinausragt und die Passage des Trottoirs ungemein beeinträchtigt. Die Fenster sind ohne Glas und nur mit hölzernen Läden von Innen verschließbar und hier sitzen gegen Abend die weiblichen Schönheiten in gewählter Toilette und kritisiren die Vorbeipassirenden oder unterhalten sich mit ihren compadres[*]) oder irgend anderen von ihnen Begünstigten.

Zwei große Straßen, die eine bedeutend höher als die andere liegend, durchschneiden die Stadt der Länge nach von Osten nach Westen und andere kleinere stellen die Verbindung zwischen denselben her. Letztere gehen bergaufwärts und sind an einigen

Stellen mit steinernen Treppen versehen. Der ebene, viereckige Marktplatz ist von geringer Größe und mit großen Bäumen des schönblätterigen Almendron [9]), mit wagerecht stehenden Aesten und mandelartigen Samen, geziert.

Der Capitain führte mich in eine Posada um einige Erfrischungen zu nehmen. Mit Verwunderung sah ich unter den Gästen einen modisch gekleideten Creolen von dunkler Hautfarbe, in dessen Schuhen an den Zehen große Löcher geschnitten waren, aus denen die weißen Strümpfe hervorguckten, ohne daß irgend Jemand darin einen Verstoß gegen den Anstand sah; wie ich später fand, etwas sehr Gewöhnliches in Venezuela, wo man an den Füßen so bequem als möglich sich trägt und Jeder ohne Weiteres, wenn die Fußbekleidung ihn irgend drückt, an der schmerzhaften Stelle ein Loch in dieselbe schneidet.

Von hier begaben wir uns in die größte Posada des Ortes, in welcher ich einige Tage zu logiren gedachte, da mir der Aufenthalt auf dem Schiffe, mit dem ich in drei Tagen nach Puerto Cabello segeln wollte, nicht besonders angenehm und bereits durch die lange Seereise herzlich verleidet war.

Die Posada war ein zweistöckiges Gebäude, mit einem viereckigen, ringsum mit offenen, von Zimmern begrenzten Gallerien umgebenen Hofraum, in demselben Style gebaut, wie alle Häuser der früher spanischen Städte Süd-Amerika's. In der Mitte des freien Raumes sandte ein Springbrunnen seinen silberklaren Wasserstrahl in die Höhe, umgeben von einer schönen Gruppe breitgefiederter Cocospalmen, langblätteriger Platanos [10]) und großer, pfeilblättriger Caladien, zwischen denen saftgrüne, glänzende Büsche weißblühender Gardenien und des Hibiscus mit großen, rothen Scharlachblüthen hindurch sich drängten.

Meine Begierde, den Anblick des mir fremden Lebens wie der in üppiger Fülle prangenden Natur zu genießen, ließ mich nicht lange Zeit hier rasten und sehr bald wanderte ich, in

Begleitung meiner Reisegesellschaft zur Stadt hinaus und die Küste entlang, dem nahen Orte Maiquetia zu.

Ich erklomm die aus rothbraunem, von der Sonne steinhart gedörrtem, rissigem Lehmboden bestehenden, am Strande sich erhebenden Barrancas [11]) und bewunderte die seltsame Vegetation mit der sie bekleidet waren.

Große graugrüne, 40 Fuß hohe Cereus streckten ihre dornigen, vielkantigen Stämme, entfleischten Armen gleich, kerzengrade in die Höhe, besetzt mit düster gefärbten stachelblättrigen, kleinen Tillandsien mit rosenrothen Bracteen auf langen Blüthenstengeln und umwunden von Convolvulus und Ipomoeen mit bunten Trichterblüthen.

Dornige, fein gefiederte Cujis [12]) mit gelben Blüthenbüscheln und kleinen halbmondförmig gebogenen Samenschoten, den krüppligen Stamm mit Büschen der steifblättrigen Varagalan [13]) mit langen, rothen Blüthenrispen, wie des dunkel punktirten, dickblättrigen Oncidium [14]) besetzt; große Büsche dornig gezähnter langblättriger Magueys [15]) mit 30 bis 40 Fuß hohen Blüthenschäften; sich umherwindende, mit großen weißen, vanilleduftenden, nur eine einzige Nacht in voller Pracht prangenden Blüthen gezierte, graugrüne, stachlige Pitajayas [16]) und am Boden in großen Gruppen zusammenstehende langdornige Melocactus, am silberweißen filzigen Kopfe mit zierlichen Rosablüthen und kleinen, rübenähnlichen Früchten geschmückt, verwehren das Eindringen in das niedrige, gedrängt aneinander stehende Pflanzendickicht, wenn nicht bereits die an der Erde in Menge umherliegenden langstachligen Stamm- und Blattstücke der Cacteen den Füßen des Neugierigen ein unüberschreitbares Hinderniß entgegenstellten.

Winzige Colibris umschwirrten die weißen, wohlriechenden Blüthenbüschel der Mapola [17]) und die grünlichen Glockenblüthen

des Maguey und kleine grüne Sperlingspapageien pickten an den runden Samenschoten der Cujis.

Unweit einer aus rothen Lehmwänden bestehenden, mit Cocoswedeln gedeckten Hütte breitete eine riesige Tamarinde ihr dichtes dunkelgrünes Schattendach aus und auf einigen abgestorbenen Aesten derselben saßen träge, mit eingezogenem Halse eine große Anzahl schwarzer Zamuros [13]), während andere dieser Vögel unter kurzen heiseren Tönen auf dem Boden umherhüpften und an den Resten einer hart getrockneten Ochsenhaut zerrten, die über ein großes, weißgebleichtes Thierskelett sich spannte.

Bald hatte ich den kleinen Ort Maiquetia erreicht und begab mich nach einem der großen, dicht an der See liegendem Cocal. Eine weiße Mauer versperrte den Eingang dazu, die in derselben befindliche Thür war jedoch geöffnet und ohne Zögern schritt ich in die mir so interessante Palmenpflanzung. Tausende grauer Stämme theils gerade aufsteigend, theils gekrümmt und gebeugt von der täglich hier herrschenden steifen Seebrise oder durch die Schwere der colossalen Wedelkrone, erhoben sich 60 bis 80 Fuß und trugen in strenger Symmetrie die langen, breiten, glänzend gelbgrünen Fiederwedel, zwischen deren goldgelben Blattstielen die braunen und grünen großen Nüsse und die gelblichweißen wohlriechenden Blüthen an der elfenbeinweißen, steifen Spindel sich hervorstreckten.

Ein herrliches Bild schönster Regelmäßigkeit boten die jungen, nach stammlosen Cocospalmen dar, deren prächtig zurückgebogene, breite Wedel in strengster spiralförmiger Stellung um den dicken Strunk standen.

Der Untergrund des Cocals bestand nur in dürftigem Graswuchs, da die auf der Oberfläche des Bodens in weitem Umkreise sich ausbreitende dicke Wurzeldecke der Cocospalme das Gedeihen anderer Pflanzen nicht gestattet.

Haufen geöffneter Fruchtschalen, grauer vertrockneter Wedel und Blüthenhüllen lagen umher und dienten allerlei schädlichem Gewürm zum Aufenthalt und ich fand, in einem dieser Haufen aus Neugierde wühlend, eine niedliche Corallenschlange darin, die nach ihrer Entdeckung eiligst sich zu flüchten suchte, von mir jedoch bald eingeholt und getödtet wurde.

Ebenso kamen einige Scorpione, Buschspinnen und Tausendfüße aus den leeren Fruchtschalen gekrochen, die mich von ihrer Anwesenheit in Venezuela in Kenntniß setzten.

Um das Wasser der Cocosnuß in aller Frische zu kosten, erklomm ich mit meinem Begleiter den niedrigen Stamm einer Palme und wir setzten uns sans gène in Besitz mehrerer grüner unreifer Früchte, deren noch weiche Schalen wir mit unseren langen Dolchmessern ohne Schwierigkeit durchschneiden konnten. Es war ein herrlicher frischer Trank, der bei der drückenden Hitze ungemein erquickte; die Frucht muß jedoch noch unreif sein, wenn das Wasser gut schmecken soll, ist sie reifer und beginnt braun zu werden, dann ist der Saft milchig und trübe und von widerlich süßem, öligem Geschmack.

Wir konnten von Glück sagen, daß uns der Eigenthümer des Cocals bei unseren Forschungen nicht überraschte, sonst hätten wir sie jedenfalls theuer bezahlen müssen; zur Zeit als wir sie anstellten, ahnten wir das Unrechte derselben nicht und glaubten, daß die Cocos zum Vergnügen der Einwohner gepflanzt seien und Jeder von den Früchten beliebigen Gebrauch machen dürfe.

Gegen die See zu zog der sandige, gelblich weiße Strand sich dahin, auf welchem die dickblättrige Ipomoea pes caprae Sw. mit fleischfarbenen Trichterblüthen rankte und niedrige Büsche der verdolaga [19]) weite Flächen mit saftigem Grün überzogen.

Kleine Sandkrebse [20]) schauten aus den von ihnen in den Sand, gleich der Larve des Ameisenlöwen gegrabenen Trichtern und

waren unausgesetzt beschäftigt, ihre von der Fluth verschütteten Gruben vom Sande zu befreien.

Eine Menge großer und kleiner Schneckenschalen von Buccinum, Harpa, Turbo, Pyrula, Neritina spazierten auf dem weißen Sande umher, hielten jedoch bei dem Geräusch der ihnen sich nähernden Fußtritte plötzlich in ihren Wanderungen inne und lagen still auf dem heißen Boden; nur wenn alles wiederum ruhig war, streckten sich rauhe, stachlige Scheerenfüße aus der Schneckenöffnung hervor und wackelten auf dem Sande weiter.

Es waren sämmtlich leere Schneckenhäuser, welche weichschwänzige Einsiedlerkrebse in verschiedener Größe, je nach der Oeffnung der Schale, zur Wohnung sich auserlesen hatten und mit denselben umherspazierten; ein possierliches Chor, das lebend in keinerlei Weise aus der annectirten Wohnung sich vertreiben läßt und mit der großen dicken Scheere, welche vollkommen die Oeffnung schließt, auf's Aeußerste sich vertheidigt.

An den schwarzen, scharfrandigen Madreporenstöcken, über welche der weiße Schaum der Brandung dahin sich wälzt oder aus den in ihnen befindlichen kleinen Höhlen, wie aus den Spritzlöchern eines Wallfisches, in dicken Strahlen in die Höhe treibt, laufen breitgedrückte, langfüßige Krabben (Grapsus pictus) mit größter Schnelligkeit, Spinnen gleich, behende umher und napfförmige Patella, wie schuppige Chiton-Arten, sitzen festgesaugt an den rauhen Korallenstöcken, mit denen sie einen Theil zu bilden scheinen.

Lange Zeit verweilte ich am Strande, das rege Leben und mir völlig neue Treiben der niederen Seegeschöpfe mit großem Interesse belauschend, bis der tiefe Stand der Sonne zur Rückkehr mich mahnte.

Eine Menge schwarzes und braunes Volk begegneten mir auf dem Rückwege, gleich rasend daher stürmende Reiter in die

weiße Manta oder roth und blaue Cobija gehüllt, galoppirten an mir vorüber und mehre, auf der Straße daher jagende wüthende Ochsen bewirkten eine allgemeine schleunige Flucht der auf ihr befindlichen Spaziergänger.

Es war nahe bei der Stadt ein Stiergefecht abgehalten worden und diese riskanten Begegnungen zeigten die Beendigung desselben an.

Ein wohlgekleideter Deutscher, der in mir einen Landsmann erkannt haben mochte, redete mich im Vorübergehen an und da es mir angenehm war, einen mit der Gegend bekannten Gesellschafter zu haben, nahm ich mit Vergnügen seine Begleitung an. Es war einer der in Venezuela unvermeidlichen deutschen Hutmacher, der in einem größeren Etablissement in La Guaira arbeitete und es über sich nahm, mich mit dem venezuelanischen Leben ein wenig bekannt zu machen.

Die Deutschen sind in Venezuela ungemein stark als Kaufleute und Professionisten vertreten und unter letzteren spielen die Hutmacher eine große Rolle.

Es giebt nicht leicht eine Stadt im ganzen Lande, in welcher nicht ein oder mehr deutsche Hutmacher etablirt sind, ebenso wie es nicht einen größeren Ort in dieser Republik giebt, in welchem nicht eine dänische Apotheke existirt.

Beide Branchen, wie auch die der Kaufleute, machen in Venezuela die allerbesten Geschäfte, da ihre Waaren von Hoch und Niedrig am meisten gesucht sind.

Ein Schwarzer wird nicht leicht einen Jipejapa-Sombrero tragen, sondern es muß ein kühner Filz- oder Seiden-Cylinder seinen Wollkopf schmücken, ebenso wie der überaus zahlreich vertretene Stand des Arriero nicht ohne einen mit Filz überzogenen Palmensombrero existiren kann; nur allein die Ausländer wie die höheren Creolen tragen Panamahüte. — — —

Trotzdem La Guaira unter die heißesten Orte der Tropen

gezählt wird, ist doch das Klima dort nicht so übermäßig warm, als man allgemein annimmt, nur die Lage des Ortes an dem hohen Felsenabsturze der Silla, des Avila und den kahlen, schroffen, gelbbraunen Abhängen der Vorberge ist die Ursache, daß zur Zeit, wenn die nahezu das ganze Jahr hindurch täglich hier eintretende Brise im Abnehmen begriffen ist, eine drückende Hitze herrscht.

Die mittlere Temperatur von La Guaira in den heißen Monaten der Regenzeit, vom Mai bis August beträgt 29° 3′, in den kühleren Monaten der trockenen Jahreszeit, vom Septbr. bis Novbr. 24° 3′, bei Nacht 21° 6′ und vom Decbr. bis April 23° 2′; nach ganz genauen Beobachtungen stellt sich die mittlere Jahrestemperatur auf 28°.

Die gering scheinenden Wärmegrade von 29° werden hier wie in allen Tropengegenden nur durch das lange Anhalten einer hohen Temperatur dem menschlichen Körper so lästig.

La Guaira ist trotz der dort herrschenden Hitze nicht so ungesund, als Puerto Cabello und andere Orte derselben Küste, durch die bei weitem mehr trockene Atmosphäre. Der Regen ist hier selten und die eigentliche Regenzeit beschränkt sich nur auf drei Monate; die nahen Bergabhänge sind bis auf die bereits beschriebene dornige Vegetation von höherem Pflanzenwuchs entblößt und vor Allem fehlen die Manglares, diese ungesunde Strandvegetation, aus Rhizophora Mangle, Avicennia tomentosa u. s. w. bestehend, welche in anderen Küstenstädten Venezuela's am Hauptsächlichsten zur Ungesundheit der ganzen Gegend beitragen und das Auftreten des Vomito prieto[21]) oder Calentura amarilla begünstigen.

Weit umher am Strande von La Guaira ist nicht eine Pflanze der berüchtigten Manglares zu finden, nur im Osten, gegen das Cabo Codéra, wie im Westen, in der kleinen Bucht von Catia, am Cabo Blanco, beginnen die weit in's Meer sich ziehenden Manglegebüsche, die weiter gegen Westen die kleinen

Orte Choroni, Ocumáre und Turiámo, zu einem Herd des Fiebers machen.

Das Vomito prieto tritt in La Guaira nicht jährlich auf und oft vergehen einige Jahre, bevor es sich wieder zeigt und seine Opfer, meistens nur unter neu Angekommenen aus kälteren Ländern, besonders aber unter Seeleuten, auswählt; die Sterblichkeit ist hier verhältnißmäßig nicht größer als in dem kühleren Puerto Cabello, welches die ausgedehnten, weit in's Meer sich erstreckenden Manglegebüsche und die morastige, salzhaltige Ebene, die von der Stadt nach den Vorbergen sich zieht und bei der Springfluth, wie bei dem Anschwellen des Rio San Esteban theilweise überschwemmt wird, zu einem ungesunden Aufenthalte machen. — — —

Die Mittheilungen des Hutmachergesellen dehnten sich jedoch nicht auf die vorstehenden Beobachtungen aus, sondern beschränkten sich einfach auf eine schlichte Skizzirung venezuelanischen Lebens, die hin und wieder ein wenig mit Aji[22]), nach amerikanischer Fashion, gewürzt war.

Um seine Erzählung in bequemerer Weise weiter führen zu können und da die Sonne bereits untergegangen, lud er mich ein, ihn in eine vor der Stadt befindliche Pulperia[23]) zu begleiten, deren Wirth er sehr wohl zu kennen schien und der uns beim Eintritt sofort in ein neben dem Verkaufslocal befindliches Zimmer wies. In der eigentlichen Pulperia drängte sich eine Menge dunkelfarbiger, meist schwarzer Frauenzimmer und Kinder vor dem Ladentische und schrieen in wenig melodischen Stimmen ihre Wünsche dem in großer Ruhe dastehenden Pulpero zu.

„Bacallao! queso! biscochos! cebollas! ajo!“ so gellte es in gräßlichem Durcheinander und mit Würde und tadellosem, feinem Benehmen, gegen welches die Gentleneß und das distinguirte Wesen eines deutschen Kellners bäurische Plumpheit zu nennen war, überreichte er seinen braunen Kunden das Verlangte.

In dem daneben befindlichen kleinen, für die feinere Gesellschaft bestimmten Zimmer befanden sich nur wenige Gäste, junge anständig gekleidete farbige Leute, welche erst kurz zuvor einen Hahnenkampf abgehalten haben mußten, denn einige derselben trugen vom Kampfe ermattete Hähne in den Armen und Einer war eben beschäftigt, den im Kampfe sehr arg mitgenommenen, heftig blutenden Kopf eines Hahnes, dessen Kamm zerrissen herabhing, mit Aguardiente [24]) zu waschen.

Der Wirth brachte auf Verlangen meines Begleiters Brandy mit Wasser und ich war genöthigt, weitere Mittheilungen aus der chronique scandaleuse von La Guaira anzuhören, deren ich jedoch bald so überdrüssig wurde, daß ich mich empfahl und ihn seinen eifrigen Untersuchungen über die Stärke des Brandy's überließ.

Ich begab mich nach der Posada und, nach kurzem Aufenthalte im Gesellschaftssalon, in mein Zimmer, wo ich angenehmer als in dem auf der Rhede umhergeworfenen Schiffe die erste Nacht in Süd-Amerika verbrachte.

Zwei Tage noch hielt ich mich in La Guaira auf, in denen ich leider nicht den gewünschten Ausflug nach Caracas unternehmen konnte, da die Abreise des Schiffes, mit welchem ich nach Puerto Cabello reisen wollte, jeden Tag geschehen sollte und es blieb mir nichts übrig, als meine Excursionen lediglich auf die Küstengegend zu beschränken, welche durch ihre Einförmigkeit sehr bald das Interesse des öfteren Besuchers abstumpft.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft, gegen Mittag, begab ich mich wieder an Bord des Schiffes, das am Abend nach Puerto Cabello absegeln sollte.

Am Strande herrschte ein reges Leben, große Volkshaufen standen am Ufer entlang und trabucazos [25]) wurden unter lautem Rufen von „Viva el Presidente Monagas!“ abgefeuert. Nicht lange dauerte es, als die Kanonen einiger so eben angekommenen venezuelanischen Kriegsschoonen mit ihren Salutschüssen

die freudige Aufregung der Menge vermehrten und die schwarzbraune Volksmasse vor Freude auf dem weißen Sande der Küste herumtanzte und jubelte.

Die weißen Kriegsschooner kamen von Maracaibo, wo sie ein Seetreffen gegen den mit holländischer Unterstützung nach Venezuela zurückgekehrten General Paëz rühmlich bestanden hatten; zwei der Söhne des General Paëz befanden sich als Gefangene auf einem der Schiffe, um nach dem Fort San Antonio in Cumana gebracht zu werden.

Dies war der Grund des Jubels des undankbaren Volkes, das sich lieber auf's unverschämteste aussaugen und tyrannisiren lassen wollte, als den nächst Bolivar um das Land verdienstvollsten Mann, den Befreier Venezuela's von der spanischen Herrschaft, zum Präsidenten haben, oder überhaupt in seinem Vaterlande dulden mochte! — — —

In dieser Weise wurde mir gleich bei meiner Ankunft in Venezuela ein politisches Bild des Landes vorgeführt und während meines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst ist wohl nicht ein Jahr vergangen, in welchem nicht revolutionaire Gemälde vor mir sich entrollten, deren Schauplätze der Cerro „el Torrito" bei Nirgua, Puerto Cabello, die Llanos des Baúl, die Küsten-Anden von Caracas und die Ufer des Orinoco waren! — — —

Bald befand ich mich wieder auf dem von den ungestümen Wogen hin und her geworfenen Schiffe und nahm Abschied von der vor mir liegenden, imposanten Landschaft.

Wie viele andere Küstenorte gewährt auch die Gegend von La Guaira von der See aus einen bei Weitem prächtigeren Anblick, als wenn man sie vom Strande aus betrachtet; am Lande ist bei der geringen Breite des ebenen Strandes nicht ein geeigneter Standpunkt für das herrliche Gemälde zu finden; die kahlen verbrannten, braunrothen Vorberge decken die schön bewaldeten Abhänge der hoch in die Wolken sich thürmenden Berge

und nur die beiden felsigen, domähnlichen Gipfel der Silla ragen in röthlich grauer Färbung über dieselben hervor, während man von der See aus den vollen Anblick der schroff abfallenden Felswände mit ihrer am Fuße üppig sich ausbreitenden Vegetation genießt. —

Noch nähert sich eine von der Küste kommende Lancha dem Schiffe; von Schweiß triefende Neger, deren nackte Körper wie mit Oel eingerieben erglänzen, rudern mit aller Macht gegen die ihnen entgenrollenden Wogen, sie ergreifen die ihnen zugeworfenen Taue und halten die an ihren Seiten mit dicken Wergballen, zum Schutz gegen deren heftige Reibung am Schiffe, versehene Lancha damit an der Barke zurück, während ein junger Europäer, ein Reisegesellschafter nach Puerto Cabello, nicht ohne Schwierigkeiten bei dem Auf- und Niedertanzen des Bootes an der großen, von der See heftig zur Seite geworfenen Barke an Bord klettert; sein Gepäck wird unter ähnlichen Hindernissen an Bord geschafft, dann lassen die Neger die Taue fahren, die Lancha schießt, von einer großen Welle erfaßt, blitzschnell in die Höhe und verschwindet in dem dahinter liegenden Wogenthale, um bald wieder aufzutauchen und in dieser Weise fort und fort geschleudert zu werden, bis sie, nur noch als eine dunkle Linie erscheinend, am Werfte anlegt.

Wiederum rasselt die Ankerkette, die Mannschaft dreht sich unter lustigem Gesang mit den Handspeichen taktmäßig um das Gangspill; der Anker ist aufgewunden; das Schiff bewegt sich von seinem Platze; die Segel beginnen sich zu entfalten, bald hat die Brise sie geschwellt und das Schiff, dessen Schwanken nunmehr aufgehört, entfernt sich, gegen die Wogen muthig ankämpfend, die ihren weißen Schaum am Bugspriet hoch empor werfen, immer mehr und mehr von der romantischen Küste, die jetzt nur noch einem düstern Schattenbilde gleich weit hinter uns in den grauen Wolkenmassen zu erblicken ist. —

II.

Puerto Cabello.

Es ist fünf Uhr Morgens.

Das Schiff nähert sich, nach glücklich überstandener Seefahrt, bei geringer Brise langsam der Costa firma Süd-Amerika's.

Die fernen Küsten-Anden Venezuela's sind noch in dichte Wolkenschleier gehüllt, nur einzelne ihrer höchsten Gipfel ragen aus demselben in pittoresken Formen und dunkelblauer Färbung hervor.

Die näher gelegenen Berge, wie die vor mir befindliche Küste, verschwimmen in dunklem Grau, das von der Morgendämmerung noch nicht berührt ist; nur allein der weiße Schaum der Brandung, der an den fünf vor der Einfahrt in den Hafen von Puerto Cabello liegenden Koralleninseln in die Höhe spritzt, ist von der tiefblauen Wassermasse, die sich schwerfällig nach der Küste zu wälzt, zu unterscheiden.

Eine Zeit lang lavirt das Schiff vor den Inseln, das Erscheinen des Tages und mit ihm das Eintreten der Seebrise abzuwarten, um ohne Gefahr einlaufen zu können. Das neue Land sendet uns seine herrlichen Blüthendüfte als Willkommen entgegen.

Da plötzlich wird es heller und heller!

In prachtvollem Glanze taucht über der hohen Silla von Caracas die Sonne auf und vergoldet den Saum der den Horizont umlagernden Wolken, deren fabelhafte Gebilde dem Auge des phantasiereichen Beschauers immer greller in den lebhaftesten Farben erscheinen.

Und so schnell geschieht der Uebergang in der Beleuchtung des vor mir liegenden Küstenpanorama, daß das Auge unausgesetzt darauf verweilen muß, um die prächtigen Farbennuancen verfolgen zu können, die von Minute zu Minute an den, von der höher aufsteigenden Sonne beleuchteten Gegenständen wechseln.

Das starre Hinblicken auf die unvergleichlich schöne Scenerie verursacht dem Auge Thränen, an denen das seltsam bewegte Herz wohl auch einigen Antheil haben mag. Die nunmehr goldfarbenen Wolken lösen sich von den Gipfeln der Berge und lassen dieselben in der schönsten blauvioleten Färbung erblicken.

Die hohen, steil abfallenden Granitmassen des San Hilario erscheinen silberweiß. Die Wipfel der die näheren Höhenzüge der Küste bedeckenden Palmen zittern, vom Morgenwinde bewegt und lassen auf ihren glänzenden Wedeln die feurigen Sonnenstrahlen in blendender Helle sich spiegeln.

An den nächsten Vorbergen, die mit niedrigem dunkelgrünem Gebüsch — aus krüppeligen, mit vielen Dornen bewehrten Mimosen, 40 Fuß hohen, candelaberartigen Cacteen und Agaven, mit 30 Fuß hohen Blüthenschäften gebildet — bewachsen sind, zieht sich steil ein rothbrauner Weg hinan, der nach dem paradiesischen Thale von San Esteban führt.

Stolz herab schaut von dem ersten der ebenfalls mit fast undurchdringlichem dornigen Gebüsch besetzten Gipfel der Vorberge die noch von den Spaniern erbaute vigia[26]), mit ihren hell von der Sonne beleuchteten, starken, weißen Mauern.

Die Stadt Puerto Cabello selbst zieht dicht an der Küste sich hin und wird gedeckt durch das von den Spaniern auf einer

Erdzunge im Meer erbaute Castell mit ungemein starken Mauern, auf denen einige dreißig Stück Geschütz liegen, was dem Bilde von der Seeseite aus einen schönen, imponirenden Vordergrund giebt.

An dieser aus Korallenriffen bestehenden Erdzunge bricht sich das Meer mit furchtbarem Ungestüm, und der weißleuchtende Schaum der Brandung wird weit auf die Felsen hingeschleudert.

Diese im Meere liegenden Korallenriffe, die anfangs nördlich, dann östlich in geringer Entfernung der Küste sich hinziehen, an deren nordwestlichster Spitze die Brandung am ärgsten tobt, und die mit vollem Recht den Namen Punta brava[27]) führt, hindern den starken Wogenandrang des Caraibenmeeres bis an die Stadt selbst, und machen dadurch den Hafen von Puerto Cabello zu dem ruhigsten und sichersten von ganz Venezuela.

Das Schiff hat bereits die Flagge gehißt, und auf dem Castell ist der Gruß durch Aufziehen der venezuelanischen Flagge in Roth, Blau und Gelb erwidert worden.

Glücklich sind wir die Einfahrt in den Hafen zwischen Punta brava und der Koralleninsel Goaiguaza passirt, das Castell ist umsegelt, und der Anker fällt rasselnd in die Tiefe des hier so ruhigen Meeres.

Alles was ich um mich sehe ist neu, eigenthümlich in Form wie in Färbung!

Die rothgelbe Küste, die Bauart der Gebäude, die seltsamen Pflanzen mit kolossalen Blättern und prachtvollen Blüthen, und endlich die Menschen von weißer, gelber, rothbrauner und schwarzer Farbe, theils luxuriös gekleidet, theils zerrissen, zerlumpt, fast nackt einhergehend!

Ueber mir der tiefblaue Himmel der Tropen, an dem eine Heerde Pelikane in Zickzacklinien unter seltsamem Geschrei dahin zieht. Um mich herum das sanft wogende Meer, das, in herr-

lich grünen, gelben und purpurfarbenen Lasurtönen erglänzend, am Strande sich bricht.

Die Neuheit dieses Schauspiels ist überraschend, und die Eindrücke desselben wirken mächtig auf die Seele.

Das Schiff hat die Visiten der Zoll- und Sanitätsbehörden empfangen und unmittelbar am Werft angelegt, so daß ich vom Bord direct, ohne Beihilfe eines Bootes, an's Land gehen kann.

Der Hafen von Puerto Cabello gleicht einem großen ruhigen Wasserbecken, das sich von der Stadt aus weit nach Osten hinzieht, und dessen Südseite auf lange Strecken in das Wasser hinaus mit Mangle bewachsen ist, der diese Lagune in lange Canäle theilt, in denen ein sorglos im Boote dahin Rudernder, mit dem Terrain Unbekannter, leicht sich verirren kann.

Die Manglares werden von verschiedenen Arten der Pflanzengattungen Rhizophora und Avicennia gebildet, und gewähren durch ihren sonderbaren Wurzelbau, der hoch über dem Wasserspiegel, in dem diese Pflanzen vegetiren, stelzenartig sich erhebt, einen eigenthümlichen Anblick. Aus den Aesten dieser Bäume entspringen eine Menge Luftwurzeln, die in das Wasser hinab sich senken, dort festwurzeln und neue Pflanzen bilden, so daß eine einzige Pflanze oft eine sehr bedeutende Strecke einnimmt und weit in das Meer hinein sich zieht. So verworren und von so fester Textur sind die Wurzeln, daß man auf ihnen weite Strecken über dem Wasser hingehen kann.

Sie wimmeln von einer Menge wohlschmeckender, herrlich scharlachrother und blaugefärbter Krabben[28]) die auf den Gebüschen umherspazieren, und ihre Wurzeln sind mit unzähligen eßbaren Austern[29]) besetzt, die einen Theil des Erwerbzweiges der unbemittelten Eingeborenen bilden.

Leider sind die Manglares für die Gesundheitsverhältnisse der Gegenden, wo sie auftreten, sehr nachtheilig, da zur Zeit der Fluth das Meer seine vielen Unreinigkeiten, Schlamm

und andere faulende Stoffe an den Wurzeln absetzt, die an denselben hängen bleibend, während der Ebbe von der Sonnengluth in Gährung gebracht, ihre schädlichen Miasmen ausdünsten und große Strecken weit die Luft verpesten; ebendazu tragen auch die Ausdünstungen der bald unter, bald über dem Wasser befindlichen, der heißen Sonne ausgesetzten und mit faulenden Schalthieren übersäeten Wurzeln selbst bei.

Man vermuthet gewiß nicht mit Unrecht, daß die Ausdünstungen der Manglegebüsche zu dem leider fast alljährlich an solchen Orten auftretenden gelben Fieber ihren Theil beitragen.

Ruhig wie nur irgend ein Landsee, liegt der ungeheure Wasserspiegel des Hafens am Morgen und Abend da, und reflectirt die getreuesten Bilder der vor Anker liegenden Schiffe.

Dem herrlichsten Garten gleich erscheint dann der Grund des Meeres, klar wie durch Krystall sieht man auf ihn hinab, der die herrlichsten Korallen, Actinien und Seeschwämme in den zartesten Pflanzen- und Blumenformen und in den prachtvollsten, durch Brechung der Lichtstrahlen erzeugten blauen, grünen und rothen durchsichtigen Farben erschauen läßt; hellgefärbte, bunte Fische in den lebhaftesten Farben und eigenthümlichsten Formen schweben in dem Krystallmeere, oder verbergen sich in dem wundervollen, korallenen Blumengarten, den der Schoos des hier so friedlich und still aussehenden Meeres birgt.

Nur gegen Mittag, wenn die Seebrise stärker sich erhebt, kräuselt sich die azurblaue Wassermasse ein wenig, und überfluthet die vielen in ihr befindlichen molluskenreichen Korallenbänke.

Diese Korallenbänke sind eine wahre Fundgrube für den Naturforscher, und sehr oft wurden sie später von mir besucht.

Eine Menge seltener Schnecken, Muscheln, Nereiden, Kephalopoden, Asteriden, Holothurien und Echinodermen bevölkern dieselben, und gewähren durch ihre eigenthümliche Lebensart und

die seltsamen Bewegungen dem Naturforscher reichlichen Stoff zu Betrachtungen über Gottes wunderbare Schöpfungen.

Das Cayuco[30]), in dem man sich auf eine solche, inmitten des Meeres befindliche Bank begeben hat, wird verlassen, irgendwo befestigt und man tritt, oft bis an den Leib im Wasser watend, seine Untersuchungstour zu Fuße an. Hierbei ist allerdings einige Vorsicht nothwendig, da dieselbe auch ihre Gefahren hat. Nicht zu gedenken der vielen großen Echinus-Arten mit langen schwarzen Stacheln, die in Menge zwischen den Korallengruppen liegen und dem sorglosen Wanderer auf das empfindlichste die Füße verwunden, erschrickt man plötzlich durch die aus dem Wasser hervorragende Rücken- und Afterflosse eines Haies, der bereits in ungemüthlicher Nähe sich umhertreibt.

Das Cayuco wird schnell zu erreichen gesucht, mit den Händen eine Strecke fortgeschoben, bis man wiederum in freiem Wasser sich befindet, sodann durch einen geschickten Sprung eiligst bestiegen und eine lange Strecke nachher erst wieder verlassen, um auf einer andern Bank seine Beobachtungen und den Fang nach den friedlichen Meeresbewohnern fortzusetzen.

Bisweilen auch geschieht es, daß sich dem eifrigen Sammler die langen Fangarme einer großen Sepien-Art[31]) um die bloßen Füße schlingen und mit den an ihren Armen befindlichen Saugnäpfen an ihn anheften, so daß er Mühe hat von der keineswegs angenehmen Umarmung des widerlich aussehenden Thieres sich zu befreien, oder auch das Unglück will es, einem im schlammigen Grunde platt aufliegenden Stechrochen[32]) zu nahe zu kommen, der, ohne die Flucht zu ergreifen, mit größter Schnelligkeit seinen langen peitschenförmigen, an der Spitze mit zwei widerhakenden Stacheln versehenen, Schwanz nach dem sich Nahenden haut, und dadurch sehr gefährliche Wunden und schwere krampfhafte Zufälle verursacht. Nie jedoch endete eine solche Tour, ohne daß ich nicht das kleine Cayuco voller Meeresschätze

hatte, von denen leider stets die Hälfte, bevor ich sie nach Hause gebracht, selbst bei der größten Vorsicht, durch die Hitze und den Mangel des Seewassers während meiner mehrstündigen Fahrt verdarben.

Die Actinien und Holothurien schrumpften bald zusammen, die Echinodermen verloren ihre Stacheln, die Akalephen zerflossen wie Gallerte, und ich selbst fand stets an den, beim Umherwaten im Wasser entblößten Stellen meines Körpers wie am Gesichte und Halse, meine Farbe durch die brennenden Sonnenstrahlen in ein schönes feuriges Roth, wie man es an einem gekochten Krebse zu bewundern gewohnt ist, umgewandelt, das ein mehrtägiges, sehr empfindliches Brennen nach sich zog.

Das Werft selbst bildet einen großen, freien Platz, in den die Hauptstraßen der Innenstadt ausmünden; das Hauptgebäude desselben ist die Aduana[33]), ein großes einstöckiges, altes Gebäude von gewöhnlicher Bauart; alle übrigen Häuser des Platzes, wie fast die der ganzen Stadt, haben nur Parterrewohnungen. Sie gleichen sich meist sämmtlich auf's Haar, sind mit Hohlziegeln gedeckt, weiß angestrichen und mit großen Fenstern ohne Glasscheiben, die durch grüne Holzgitter und Fensterläden verwahrt sind, versehen.

Ganz besonders zur Zeit der Kaffee- und Cacaoernte liegen im Hafen sehr viele ausländische Schiffe, und es herrscht dann am Werft ein ungemein reges Treiben.

Berge gefüllter Kaffee- und Cacaosäcke, Baumwollenballen, Indigokisten, Häute, Kuhhörner, Haufen verschiedener Holzarten, wie Pockholz, Gelbholz, Mahagony, Ceder u. s. w. liegen hier zum Verladen aufgehäuft, und um sie herum bewegt und drängt sich die Menge dabei beschäftigter Neger, Zambos, Mulatten, und wie die vielfachen Abweichungen in der Farbe der durch Vermischung dreier Menschenracen entstandenen Abkömmlinge alle heißen.

Ihre nackte Haut erglänzt vom Schweiße; ihr lautes Geschrei, ohne das sie keine Arbeit verrichten, vermischt sich mit dem taktmäßigen Gesange der auf den Schiffen beschäftigten Matrosen und bringt Dissonanzen hervor, die den damit noch nicht Vertrauten, bei der durch die ungewohnte drückende Hitze ohnedies herbeigeführten Unbehaglichkeit, der Verzweiflung nahe bringen können.

Durch die Menge hindurch drängen sich braune Eingeborene mit Aras, Loros, Perikitos, Affen und anderen Raritäten der Thierwelt, um sie auf den Schiffen zum Verkaufe auszubieten, und jedes dieser Thiere ist eifrig bemüht, die ohrenzerreißenden Concerte der Menschen nach besten Kräften zu unterstützen. Sogar die Pflanzen versuchen ihren Beitrag hierzu zu liefern.

Die stattlichen Cocospalmen mit ihren kolossalen Wedeln, die um den auf der Mitte des Platzes befindlichen Wasserbehälter stehen, wetteifern darin mit den langen atlasartigen Blättern der Bananen und Pisangs, die neugierig über die Gartenmauern schauen, und von der Brise bewegt, die Geheimnisse, die diese aus fernen Gegenden ihnen zuträgt, den Nachbarpflanzen zuflüstern.

Lange stand ich bei meiner ersten Landung an Venezuela's Küste auf dem so belebten Platze, und bewunderte das fremde, seltsame Treiben

Die Sonne stieg höher und sandte ihre Strahlen in voller Gluth herab; sie trieb mich vom Platze hinweg und zwang mich, einen kühleren Ort aufzusuchen.

Langsam schlenderte ich durch die Straßen der Innenstadt[34]).

Diese sind ziemlich breit, gepflastert, mit Trottoirs versehen, und münden in verschiedene größere, ungepflasterte Plätze, die aber sämmtlich ohne den Schmuck schöner Gebäude sind, aus.

Eine Kirche befindet sich an einem dieser Plätze, ihre unscheinbare niedrige Bauart läßt die Bestimmung des Gebäudes schwer

errathen, wenn nicht ihm zur Seite ein unbedeutender Glockenstuhl angebracht wäre, an dem eine Glocke hängt, die bei festlichen Gelegenheiten von einigen schwarzen Burschen auf die taktloseste und ohrenbetäubendste Weise geschlagen wird.

Die Innenstadt ist hauptsächlich der Wohnort der Ausländer, besonders der Kaufleute, die hier ihre großen Stores haben. Die eine Straße[35]) besteht fast nur aus lauter Stores, die zum Theil neu, mit Eleganz ausgeführt sind und eine Etage haben, so daß diese Straße unstreitig die schönste und größte in Puerto Cabello zu nennen ist.

Sämmtliche Waarenmagazine sind von sehr bedeutender Räumlichkeit, und stehen darin den größten Sälen Europa's nicht nach; sie sind dermaßen mit Waaren angefüllt, daß nur einige schmale Gänge in ihnen für die Passage frei bleiben. Einen schroffen Gegensatz zu dem auf der Straße stattfindenden lärmenden Treiben bildet die wohlthuende Stille, mit der hier die Handelswelt ihre großartigen Geschäfte betreibt.

Zur Zeit der Kaffee-Ernte, vom Januar bis April, ist die Calle de la Libertad kaum zu passiren, denn dicht an einander gedrängt, die Länge und Breite derselben völlig einnehmend, stehen Hunderte von Eseln, Maulthieren und Pferden, die entweder mit Landesproducten aus dem Innern angekommen sind, oder dahin mit Kaufmannsgütern beladen zurückkehren. Sechs bis acht solcher Thiere sind in der Regel hinter einander gebunden, und der dazu gehörige Arriero[36]) wird sich in seiner Bequemlichkeit nie die Mühe geben, sie so aufzustellen, daß sie die Passage der Straße frei lassen; er überläßt hierbei die Thiere ganz ihrem eigenen Willen, und amüsirt sich über den, durch dieses Chaos in einander verschlungener oder auf der Erde umher liegender Lastthiere hindurch sich windenden Fußgänger.

Am Ende dieser Straße befindet sich die Wache mit dem Gefängniß, ein unansehnliches Gebäude, an welches das Gebäude

der Municipalidad[37]) in schönem, einfachen Style mit einer Etage aufgeführt stößt. Auf dem Platze vor den Häusern steht ein niedriger Glockenthurm, dessen Glocke zum Anzeigen der Zeit bestimmt ist. Der Dienst hierfür wird von der Wache aus besorgt, und nur allstündlich von Morgens vier bis Abends neun Uhr die Glocke geschlagen, was jedoch Abends sehr unregelmäßig, ganz nach dem Belieben der Wache, wie dieselbe gerade ihre Zeiteintheilung wünschen mag, geschieht.

Ueber den Platz schreitend, gelangt man auf einen sehr breiten, zu beiden Seiten mit Häusern besetzten Damm, der erst in den letzten dreißig bis vierzig Jahren aufgeworfen wurde. Früher durchschnitt ein Meeresarm diesen Theil, und separirte die Innen- von der Außenstadt, die nur durch eine Brücke mit einander verbunden waren, aus welcher Zeit auch die Benennungen für diese zwei Stadttheile, puente dentro und puente fuera, stammen.

Zwei mit einander parallel laufende Straßen führen von diesem Platze aus nach dem eigentlichen Marktplatze, plaza del mercado, wo von Morgens fünf bis zehn Uhr ein ungemein lebhaftes Treiben, natürlich nicht ohne den durchaus unentbehrlichen Lärmen, herrscht. Hier spielen die Holandesas, Negerinnen von der Insel Curaçao, als Verkäuferinnen aller Arten Früchte eine Hauptrolle, und man hat sie, will man sich nicht ihren wenig zarten Redensarten, wie der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegungen aussetzen, eben so zu respectiren, wie die Damen der Halle in Paris, oder die Fischweiber und Obsthökerinnen in Berlin.

In eigenthümlicher Kleidung, ein großes buntes Tuch zum Schutze gegen die drückende Sommerhitze turbanähnlich um den Kopf geschlungen, zum Theil mit großen Regenschirmen bewaffnet, haben sie vor sich ihre Verkaufsgegenstände, die trefflichen Früchte der Tropen, aufgeschüttet, und bieten sie in ihrem Kauderwälsch, dem sogenannten Papamiento, einer Mischung der holländischen,

spanischen und irgend einer afrikanischen Sprache, die zu enträthseln mir nie geglückt ist, den Vorübergehenden feil.

Auf's Höchste überrascht, blieb ich vor diesen Fruchthaufen stehen, und konnte nicht genug die Mannigfaltigkeit derselben in Form und Farbe bewundern.

Welches herrliche Aroma erfüllte die Luft in ihrer Nähe!

Unwillkürlich wurde ich bei diesem Anblicke an die in Tausend und Einer Nacht so schön geschilderten Früchte der Tropen erinnert, und hätte nur lieber einige der indischen und persischen Prinzessinnen dahinter sitzen gesehen, als die unförmlich dicken Negerweiber mit ihren schwarzen verschrumpften Gesichtern, die sich bereits über mein langes Hinstarren in drohende Falten legten.

Noch unbekannt mit der mir von ihnen drohenden Gefahr, ließ ich mich in meinen pomologischen Betrachtungen durchaus nicht stören. Ich bewunderte die enorme Größe und prächtige Goldfarbe der Piña[38]), die runde, kopfgroße Mamey[39]), die eierpflaumenförmige, goldgelbe Mango[40]), die birnförmige, grüne Aguacate[41]), die herrlich duftende, geschuppte Cherimoya[42]), mit ihrer kleinen Verwandten, der nach Feigen schmeckenden Anona[43]), die zapfenförmige stachelige Guanabana[44]), die gelbe birn- oder apfelartige Guayaba[45]), die quittenförmige Membrillo[46]), den birnförmigen, glänzend scharlachrothen Fruchtstiel der Merey[47]), mit dem daran sitzenden nierenförmigen Samen, die apfelförmigen, gelbbraunen Caimito[48]), und Nispero[49]), die eirunde, grüne Caruto[50]), die pflaumenähnliche, dunkelviolete Ciruela[51]), die traubenförmigen, grünen Mamon[52]) und Cotoperi[53]), die runde, rothbäckige Granada[54]), die pflaumenähnliche, weiße Icaco[55]), die melonenförmigen, gelben Lechosa[56]) und Parcha[57]), die länglichrunde, braune Zapota[58]), die vielen Arten goldgefärbter Naranjas[59]), Limas[60]), Limazas[61]) und Limones[62]), von der Größe eines Kopfes bis zu der eines Hühnereies, und außerdem noch viele andere, mir zur Zeit noch unbekannte Früchte.

Haufen von Cocosnüssen, leuchtend gelben, gurkenförmigen Cambures und Platanos[63]) in ihren vielen wohlschmeckenden Varietäten lagen daneben, und von diesen separat die für die hiesige Küche unentbehrlichen Knollengewächse, wie die sellerieähnliche Apio[64]), die unförmliche, kolossale Ñame[65]), die kartoffelähnliche Batata[66]), die runde gelbe oder weiße Ocumo[67]), und die lange, rübenförmige Yuca[68]).

Außerdem sah ich hier, jede einzeln gruppirt, die vielfachen Kürbisarten des Landes, die verschieden geformte, einfarbig wie buntgefleckte Auyame[69]), gerippte und glatte goldgelbe Melone[70]), länglichrunde, grüne Patilla[71]), herzförmige, runzelige Chalotta[72]), und kolossale, seltsam geformte Camaza[73]).

Alle mögliche Arten für die Küche nützlicher Früchte und Kräuter waren eben so wenig vergessen, wie der unentbehrliche Aji[74]), in diversen Species in rothen und gelben Farben, vom großen Aji dulce[75]) bis zum kleinsten Chirela[76]), runde und sternförmige Tomates[77]), eirunde, purpurbraune Berenjenas[78]), grüne, konische Qimbombos[79]), die kleinen, braunrothen Samen des Onoto[80]) zum Färben der Suppen, Ingwerwurzeln, Zweige von übelriechendem Culantro[81]), um damit den Suppen nach hiesigen Begriffen einen Wohlgeschmack zu geben, was so viel heißt, als für Ausländer sie ungenießbar zu machen, Sträuße von Yerba buena[82]), zur Herstellung des erfrischenden mintjulep; Mengen von an Bastschnüren aneinandergereihten Zwiebeln und Knoblauch, ohne welch' letztere die Creolenküche nicht bestehen kann. Haufen verschiedener Bohnenarten und Mais, mandelartige Mani[83]), erbsenartige Quinchonchos[84]) und Garbanzos[85]) sind eben auch hier zu finden; von europäischen Gemüsen und Knollen jedoch nur meist aus Europa eingeführte Kartoffeln, hier gezogene Gurken, rothe Rüben, Radies, Kohl und Salat, welche Artikel jedoch stets in sehr hohem Preise stehen.

So verführerisch mir auch diese Früchte erschienen, so wagte

ich doch nicht, sie zu kosten, eingedenk der vielseitigen Warnungen, daß ihr Genuß dem neuen Ankömmlinge in den Tropen im höchsten Grade schädlich sei, indem sie den Magen ungemein erkälten, und hierdurch sehr häufig Veranlassung zu gelbem Fieber, Wechselfieber und Dysenterie geben, wovon ich später leider oft genug traurige Fälle sehen sollte.

Diese meine Consequenz wäre mir jedoch bald in anderer Beziehung Verderben bringend gewesen, und es war die höchste Zeit, meine Fruchtstudien zu beenden. Wie das zornige Knurren eines Kettenhundes, bevor er unter wildem Gebell auf den unvorsichtig sich Nahenden zufährt, hörte ich erst lebhafte Monologe in fremder Zunge hinter den Früchten ertönen, die aber bald in förmliches Gekreisch ausarteten, und ich war der Unglückliche, der durch sein langes Dastehen endlich den Zorn der Hüterinnen dieser Raritäten heraufbeschworen hatte.

Entsetzt blickte ich nach dem angreifenden Theile; die verwitterte Negervisage glotzte mich an wie das grimmige Gesicht des altmexikanischen Kriegsgottes Huitzilopochtli, vulgo Vitzliputzli berüchtigten Andenkens; ihre Rechte langte nach einer neben ihr stehenden starken Zuckerrohrstange, ob, um sie in ihrem entsetzlich großen, mit übernatürlichem Kauapparat versehenen Munde zu zermalmen, oder mich damit in die Flucht zu schlagen, wurde mir nicht erklärlich. Ich drückte mich auf das allerschleunigste aus der Tragweite ihres Geschosses, um nicht gleich bei der Ankunft in Amerika ein Märtyrer der Botanik zu werden.

Meine Flucht hatte mich nach der Gegend des Marktes hin getrieben, wo Fische verkauft werden, und mir bangte bereits, vom Regen in die Traufe gekommen zu sein, wenn ich nicht bald mich überzeugt hätte, daß das zarte weibliche Geschlecht an dem Verkaufe von Fischen hier sich nicht betheiligt.

Das herrliche Aroma der Früchte war an diesem Orte nicht

zu finden, dafür aber der wenn auch kräftige, keineswegs jedoch für die Geruchsnerven erfreuliche Duft von todten Seethieren.

Eine Menge großer Seefische, der herrlich rothe Pargo, die blaugrauen Carite, Robalo, Sabalo, der mit scharfen langen Zähnen bewaffnete Picua, runde, stachelige Diodon, kleine Haie, Sägefische u. s. w. lagen auf Brettern durcheinander; die stachelige Langosta[86]), größer als der Hummer; sehr große, buntgefärbte Krabben, besonders der wohlschmeckende Jaiba[87]), eßbare Seeschnecken, wie die kreiselförmige Quigua[88]), und Muscheln[89]) wurden von den braunen Fischern als Delicatessen ausgeboten. Die Verkäufer sind ein höfliches Volk, ich durfte ihre Waare die längste Zeit untersuchen, ohne irgend etwas davon zu kaufen und riskiren zu müssen, als Endresultat der gehabten Belehrung eine Cañastange nach mir geschleudert zu sehen.

Da ich nun einmal in der Gegend der piquanten Gerüche mich befand und meine duldende Nase durch eine brennende Cigarre unterstützt hatte, wagte ich mich zu den in der Nähe befindlichen Schlächtern, die hauptsächlich nur Rind- und Schweinefleisch zu verkaufen haben. Das hier aufgehängte Fleisch sieht allerdings nicht so appetitlich aus, wie man es in den Fleischläden Europa's zu erblicken gewohnt ist; es ist sehr zerstückt und meist in lange Streifen geschnitten, das Schweinefleisch überdies noch in einer wenig delicaten Sauce von sauren Apfelsinen, spanischem Pfeffer, Culantro, Knoblauch und einer Unmasse Salz zum Verkauf ausgestellt, weil es sich in der drückenden Hitze nur sehr kurze Zeit frisch erhält.

Mein besonderes Erstaunen erregten lange, dünne Streifen, die gleich dicken Lederriemen, schwarz eingetrocknet und hart, in Massen an Stangen herabhingen; auf meine deshalb angestellten Erkundigungen erfuhr ich zu meiner Ueberraschung, daß diese ledernen Gegenstände Carne seca[90]) seien, das besonders auf dem Lande als Ersatz des frischen Fleisches, an dem es sehr oft mangelt,

dient. Mein späterer Aufenthalt, fern von Ortschaften, und meine Reisen, lehrten mich diesen beliebten Artikel in der Folge genauer kennen und essen; der erste Eindruck, den er auf mich machte, war allerdings ein sehr ungünstiger, wozu besonders sein nichts weniger als angenehmer Geruch beitrug.

Gern wandte ich mich von diesem Orte weg, wo meinem Magen so traurige Aussichten eröffnet wurden.

In den den Marktplatz einschließenden Verkaufshallen sind eine Menge anderer Artikel, wie Schnittwaaren, Quincailleriesachen, Getränke, wie Kaffee, Rum, Aguardiente[91], Tutumas[92]) feil, und draußen vor dem Platze halten eine Menge Esel mit Malojo[93]), dermaßen überladen, daß man von dem Thiere nichts als die über das frische Grün der Maisblätter hervorragenden Spitzen der charakteristischen Ohren erblickt.

Das Getümmel und der Lärmen auf dem Marktplatze nahmen immer mehr überhand; Menschen aller Hautfarben, außer in Grün und Blau, wogten durcheinander.

Die Sonne sandte ihre brennenden Strahlen fast senkrecht auf die mit Strohhüten oder Taschentüchern bedeckten Köpfe des hier versammelten Menschenknäuels herab; ich wollte meinen Kopf wie meine Haut nicht länger zu Markte tragen und verschwand in einer in der Nähe gelegenen Posada[94]).

Eben auch hier ging es sehr lebhaft zu; die Ansprüche des Magens, die er zu bestimmten Stunden an den Menschen macht, hatten eine Menge der letzteren, meist in lichte Zeuge von hellen Farben, wenn auch nicht immer nach der neuesten Mode gekleidet, vereint, die, bevor die Glocke zu Tische läutete, den üblichen mintjulep[95]) oder cocktail[96]) zu sich nahmen.

Zwei große saalähnliche Zimmer bilden den Raum, in dem die eß- und trinklustige Menge sich bewegt. Eines dieser Zimmer ist mit einem Billard besetzt, das andere enthält das Botiquin[97]), in welchem sich die meisten Gäste aufhalten.

Um den Wasserbehälter auf der Straße, nahe vor dem Hause, drängt sich eine lärmende Menschenmenge, schwarze, braune und farbige Burschen und Dirnen, mit Fässern, Tinajas[98]), Tutumas und Calebassen in den Händen, zanken und stoßen sich, um zunächst Wasser zu erhalten; Eseltreiber beladen ihre Thiere mit der nöthigen Carga[99]) dieses Artikels, um ihn an ihre festen Abnehmer zu verkaufen.

Ein lauter Tumult erhebt sich.

Zwei schwarze Bursche streiten, auf's heftigste schreiend und gesticulirend, mit einander; nur durch einen Kampf kann diese Angelegenheit beigelegt werden!

Das Wasser holende Publicum hält in seiner Beschäftigung inne, um das so ergötzliche Schauspiel, ungestört von hier nur aus europäischen Zeitungen gekannten Polizeidienern, Schutzmännern oder Gensd'armen, in seinen ganzen Chancen zu bewundern. Die Kämpfer haben bereits ihre Hemden ausgezogen und vorsichtig an einen sichern Ort gebracht, damit nicht in sie, die ohnedies bereits wie der Mantel des alten Wachtmeisters in „Lenore" aussehen, ein neuer Riß während des Kampfes komme. Mit nach Boxerart an die Brust gehaltenen Armen rennen die beiden Acteurs mit ihren Wollköpfen aneinander; ihre Schädel geben einen famosen, dumpfen Ton von sich, wollen jedoch trotz der bestmöglichen Anstrengung nicht zerbrechen. Dies Manoeuvre wird noch zweimal wiederholt, bis die Kämpfer sich überzeugen, daß auf diese Weise kein Blut fließt. Jetzt folgt der Faustkampf; sehr gern würden sie sich, wie dies bei anderen gebildeten, langhaarigen Menschenracen der Fall zu sein pflegt, in die Haare fahren, jedoch ihr kurzes Wollhaar erlaubt diesen zarten Beweis der Anhänglichkeit nicht und so sehen sie sich genöthigt, das Gesicht, besonders die breite Nase, zur Zielscheibe ihrer Fäuste zu machen.

Endlich fließt das ersehnte Blut; die Nase des Einen hat

sich nach gehöriger Bearbeitung durch die Faust des Gegners bewogen gefunden, den Strom des Lebens fließen zu lassen; sie ist nach diesem Acte um das Doppelte breiter geworden und zugleich das eine Auge auf das schmerzlichste berührt, welches für nöthig erachtet hat, für einige Zeit sich zu schließen. Der so Verletzte erklärt sich für besiegt und aller Streit hat damit ein Ende.

Die bisher stummen Zuschauer, die sämmtlich mit lebhaftem Interesse den Kampf verfolgt haben, brechen, über das Endresultat erfreut, in gellendes Geschrei zum Hohne des Besiegten aus; noch nie gehörte Fisteltöne, durchdringend und von einer Höhe, wie sie außerdem nur eine Locomotive liefern kann, dominiren in diesem Massenchore.

Die Kämpfer ziehen ihre Hemden wiederum an und der verwundete Gladiator curirt sich, indem er von einem mitleidigen Freund ein großes Glas Aguardiente aus der nächsten Pulperia[100]) behufs inneren und äußeren Gebrauchs holen läßt, wovon er den größten Theil dem Magen überliefert, mit dem Reste aber theils die blutende breit geschlagene Nase einreibt, theils sich denselben von seinem Patroklos in das gewaltsam geöffnete, dick angeschwollene Auge gießen läßt, eine Curmethode, die ihre angenehmen wie unangenehmen Seiten haben mag.

Es ist halb elf Uhr.

Die Glocke der Posada läutet zum Mittagessen, das zu dieser Zeit eingenommen wird. Sämmtliche hungrige Caballeros eilen zu Tische und bilden an demselben durch ihre verschiedenen Färbungen eine wahrhaft bunte Reihe.

Das Table d'hôte ist im Corridor angerichtet, dessen nach dem Hofraume zu offene Seite von oben bis unten mit Jalousien zum Schutze gegen die Sonne verwahrt ist.

In der Mitte des Hofraums stehen langwedelige Cocos- und Dattelpalmen, großblätterige Bananen, Zuckerrohr, leuchtend roth blühende Hibiscus, weiße, herrlich duftende Gardenien, scharlach-

roth blühende Granaten, zum Theil überrankt von der zierlichen Ipomaea Quamoclit; eine prachtvolle Pflanzengruppe!

Winzige Colibris, Brillantkugeln gleich, summen um die herrlichen Blüthen. Einige rothe Aras klettern auf den Palmen umher, und krächzen in ihrer widerlichen Weise.

Alle Arbeit, selbst die so süße der Befriedigung des Magens, kann ohne Geschrei hier nicht verrichtet werden!

An dem Eingange des Speisesaals ist ein Wasserreservoir mit metallenem Hahne angebracht, den man dreht, um sich das Wasser über die Hände laufen zu lassen und dieselben zu reinigen, was nach hiesiger Sitte stets vor und nach der Mahlzeit geschieht.

Auf der Tafel sind alle Speisen bereits aufgetragen.

Die Mahlzeit eröffnet das stereotype Landesgericht, die Sancoche, eine Suppe, in der Fleisch und alles Gemüse, wie Yams, Yuca Bataten, Bananen, Ocumo, Auyama, Apio, Kartoffeln, Kohl u. s. w. zusammen gekocht und auch so aufgetragen wird; ein sehr kräftiges Essen. Hierauf langt ein Jeder nach dem, was ihm am meisten zusagt.

An Speisen fehlt es nicht, nur sind leider die meisten durch die fatale Sitte des Auftragens derselben, bevor man sich zu Tische setzt, bereits kalt geworden, wenn man sich ihrer bedient.

Herrliche Seefische, Beefsteaks, Roastbeef, Carbonaden, Ragouts, Fricandellen, Tortillas und verschiedene Desserts, wie köstliche Früchte, sind reichlich vorhanden und des Rothweins darf man sich nach Belieben bedineen.

Um mein Roastbeef noch schmackhafter zu machen, ließ ich mich verleiten, eine vor mir stehende Flasche hier fabricirter Pickles von Zwiebeln, Palmenkohl, Gurken und spanischem Pfeffer zu versuchen.

In der Meinung, es seien Tomates, nahm ich einige der darin befindlichen rothen Früchte auf den Teller.

Wie sehr hatte ich mich geirrt!

Ich merkte die große Verwunderung auf den Gesichtern meiner Nachbarn, als ich eine der schön gefärbten Früchte zum Munde führte. Indem ich sie zerbiß und deren Hälfte hinunter schluckte, erkannte ich erst meinen unglücklichen Irrthum! Schnell genug spuckte ich zwar die andere Hälfte der Frucht aus, jedoch der Schaden war bereits angerichtet und ich hatte mir Mund und Gaumen auf das schmerzhafteste verbrannt. Es war spanischer Pfeffer, den ich unglücklicherweise für Tomates gehalten hatte, denen er auch in Gestalt und Farbe völlig glich!

Am allerliebsten hätte ich vom Tische aufspringen mögen, um meine Gesichtsverzerrungen und thränenden Augen nicht der Oeffentlichkeit preis zu geben, jedoch wollte ich die Tischgäste meinen Irrthum nicht merken lassen und duldete die Qualen so gut als es anging.

Der heiße Kaffee, den ich als Gegenmittel brauchte, verursachte ein noch heftigeres Brennen im Halse und nur mehrere in aller Eile hinuntergestürzte Gläser Rothwein mit Wasser gaben mir ein wenig Erleichterung. Noch jetzt nach langer Zeit gedenke ich mit Schrecken der Schmerzen, die ich in Folge meines Irrthums damals ausgestanden; ich hatte den Unterschied zwischen Aji und Tomates auf's überzeugendste kennen gelernt!

Das Essen war beendet, eine gute Habana-Cigarre angezündet und ich begab mich auf das Zimmer in der Posada, das ich auf kurze Zeit gemiethet, da ich das Logis in der Schiffskajüte, wo jetzt eine erstickende Hitze herrschte, herzlich satt hatte.

Das Zimmer ist sehr geräumig, hoch, mit freiem und offenem Dache darüber, da Zimmerdecken hier zu den Seltenheiten gehören; durch die großen offenen Fenster ohne Glasscheiben strömt die kühle Seebrise herein

Ein Spiegel, ein Waschtisch und eine Menge Stühle bilden die Meubles desselben und dem Gaste ist es überlassen, in der

außerdem darin aufgehängten Hängematte oder dem in einer Ecke stehenden Catre [101]) auszuruhen.

Ich wählte die noch ungewohnte Hängematte zum Mittagsschlafe, in der ich endlich nach mehren unglücklichen Versuchen, so bequem als möglich darin zu liegen, einschlummerte. Es war zwei Uhr Nachmittags, als ich erwachte, und meine weitere Tour durch die Stadt fortsetzte.

Vom Marktplatze aus gelangte ich an einen andern in der Mitte mit einem Wasserbehälter versehenen großen Platz.

Viele Häuser, Bretterhütten, noch von dem großen Erdbeben von 1812 herrührende Häuserruinen standen hier und da auf demselben, doch waren auch viele Neubauten zu erblicken, die planmäßig angelegt waren und später neue, regelmäßige Straßen bilden werden.

Hohe Cocos-, Dattel- und Maporapalmen [102]), Pisangs, Bananen, Tamarinden, Mimosen mit schirmartig ausgebreiteten großen Laubkronen, Azédarachs stehen auf kleinen Plätzen vor den Häusern oder ragen hinter denselben über die Dächer hervor. —

Von hier bis nach der Savane zieht sich die Außenstadt [103]).

Die verschiedenen Straßen in derselben sind regelmäßig angelegt, mit Trottoirs versehen, jedoch nicht gepflastert, die Wasserrinne befindet sich in deren Mitte.

Die Häuser dieses Stadttheils sind niedrig, haben Pàrterrewohnungen und enden gegen den Ausgang der Straßen nach der Savane zu in Lehmhütten. Die andere Kirche der Stadt, die nur deren zwei besitzt, befindet sich nicht weit von der Hauptstraße; von außen sieht man ihr jedoch noch weniger ihre Bestimmung an, als der Kirche der Innenstadt; sie ist eben nur ein etwas größeres und längeres Gebäude, als diejenigen ihrer Umgebung.

Die meisten Häuser der Hauptstraße bestehen in Bodegas und Pulperias; erstere sind Verkaufsmagazine en gros und en détail aller hier gebräuchlichen Nahrungsmittel, einheimischer wie eingeführter, Eisenwaaren, Wein, Rum u. s. w.; die letzteren führen eben auch dieselben Gegenstände, beschränken sich aber nur auf deren Detailverkauf.

Das Publicum einer solchen Pulperia ist sehr gemischt und besteht nur aus Braunen, Schwarzen und Farbigen, hauptsächlich der dienenden Klasse oder durstigen Seelen, unter denen die Freunde geistiger Getränke die Hauptrolle spielen.

Das Verkaufslocal ist in der Regel klein und überfüllt mit Verkaufsgegenständen; an der hintern Wand wie an den Seitenwänden sind Repositorien angebracht, in denen diese Gegenstände symmetrisch geordnet stehen; eine Menge weißer Glasflaschen, mit verschieden gefärbtem, ungenießbaren Wasser angefüllt, prangen der Schönheit halber, abwechselnd mit leeren vierkantigen Genevreflaschen, zwischen in den schreiendsten Farben bemalten Steingutgeschirren, Glasgefäßen, Blechkisten mit Sardinen, Packeten mit den sehr beliebten Schwärmern, u. s. w.

Eine bedeutende Sammlung dergleichen Flaschen, selbst wenn sie leer oder nur mit Wasser gefüllt sind, wird als die hauptsächlichste Zierde einer Pulperia betrachtet.

Brauner Papelon [104]), Seifenstangen, Käse, Kautabak, Cigarren liegen hier bunt durcheinander. Von der Decke des Locals herab hängen eine Menge Talglichter, Bananen- und Pisangtrauben, Zwiebeln und Knoblauch, an Schnüren gleich Guirlanden an einander gereiht; getrocknete Fische, Carne seca u. s. w., und in den Winkeln liegen Haufen Cocosnüsse, Gemüseknollen für die Küche, Apfelsinen und andere Früchte, große runde Cassavakuchen u. s. w.

Auf einer Seite des langen Ladentisches befinden sich für den Handgebrauch einige Fäßchen Aguardiente und sogenannten

englischen Rums, der von dem Pulpero [105]) jedoch selbst aus Aguardiente bereitet, mit gekochtem Papelon gefärbt und mit panischem Pfeffer für die Kehlen seiner braunen und schwarzen Liebhaber in gehörigem Grade piquant gemacht ist; um die Fäßchen herum gruppirt sich eine kleine Flaschenbatterie mit Ingwerbier und Caratillo [106]), und unter dem Tisch befindet sich eine große Tinaja, gefüllt mit dem Lieblingsgetränk Guarapo [107]), dem auf das häufigste zugesprochen wird.

Die in einem solchen Locale während des Tages herrschende Hitze, wie der penetrante Geruch der verschiedenen darin befindlichen, keineswegs Ambra duftenden Lebensmittel sind für den Ungewohnten kaum zu ertragen.

Die Außenstadt erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung nicht nach der gegen Süden gelegenen Savane, sondern nach Osten, an der Mündung des Rio San Esteban hin. Gegen das Ende der Stadt, nach dieser Seite zu, werden die Straßen immer unregelmäßiger, statt des Pflasters sind sie mit tiefem Sande bedeckt und mehr durch Hütten als durch Häuser gebildet.

Wie die Innenstadt meist Ausländer, der noblere Theil der Außenstadt meist Creolen und Isleños [108]) beherbergt, so besteht die Hauptbevölkerung dieses Stadttheils aus Indianerabkömmlingen und Negern.

Kleine Hütten aus Wänden von Lehm oder gar nur geflochtenem Rohr und aneinander befestigten Stangen, durch die man die Tagesverrichtungen der darin Wohnenden bis in's Detail verfolgen kann, mit den großen Wedeln der Cocospalme gedeckt, sind hier am Ausgange der Stadt in Menge vorhanden.

Durch die tiefe Sandstraße, die zwischen ihnen hindurch führt, gelangte ich in's Freie und auf den sehr belebten neuen Weg nach Valencia, der zunächst nach dem lieblichen Orte Paso

real führt. Trotz der drückenden Hitze ließ meine Neugierde mich einen Spaziergang dorthin unternehmen.

Rechts vom Wege, theilweise durch dichtes Gebüsch dorniger Mimosen und stacheliger Cacteen verdeckt, lag das dunkelblaue Meer, dessen Brandung mit betäubendem Geräusch in mein Ohr dröhnte; links zog sich die großartige, von den Spaniern erbaute, jetzt leider nicht mehr im besten Zustande befindliche 15,000 Fuß lange Wasserleitung, die das Wasser des Rio San Esteban den Einwohnern von Puerto Cabello zuführt, hin; an ihren weißen Mauern entlang standen Reihen von Cocospalmen und überragt wurde das schöne Bild von den dunkelgrünen Vorbergen, von deren Höhe die von der Sonne grell beleuchtete Vigia herabschaute.

Der Weg war ungemein belebt.

Eine Menge Reiter, den breiten Sombrero auf dem Kopfe, die weiße Manta über den Schultern hängend, Sporen mit ungeheuren Rädern an die Schuhe oder bloßen Füße geschnallt, galoppirten auf muthigen Pferden oder Maulthieren an mir vorüber. Meine besondere Verwunderung erregten ihre vorn und hinten mit hohen Lehnen versehenen Reitsättel, an deren Vordertheilen Pistolenhalfter, aus denen ein Paar große Reiterpistolen hervorguckten, befestigt waren, während an dem hinteren die unentbehrliche Cobija [109]), die allgemein zum Schutz gegen Regen und Nachtkühle auf Reisen getragen wird, aufgeschnallt quer über dem Thiere lag. Eine Decke von lang herabhängenden Pferdehaaren oder Lammfell war zur Bequemlichkeit des Reiters außerdem über den Sattel gebreitet und große silberne oder hölzerne Kastensteigbügel, mit spitz zulaufender Verlängerung unter dem Fußblatte, hingen daran herunter.

Heerden beladener Mulas [110]) und Esel nahmen fast die ganze Breite der Straße ein; je sieben bis acht derselben gingen hinter dem Leitthiere, das als Abzeichen eine Glocke um den

Hals hatte, in größter Anhänglichkeit her und wurden von einem Peon [111]) unter vielem Geschrei und Hieben in Ordnung gehalten; der über das Ganze commandirende, mit langem Stoßdegen oder Trabuco [112]) bewaffnete Arriero beschließt den Zug einer solchen Arrea [113]).

Große, plumpe, zweiräderige Karren, von langgehörnten Ochsen gezogen, lassen ein durchdringendes, schauriges Gequietsch vermöge ihrer uneingeschmierten Räder ertönen; die Thiere folgen genau dem ihnen vorausmarschirenden halbnackten Burschen und der dahinter gehende Treiber regt sie vermittelst einer langen, mit eiserner Spitze versehenen Rohrstange zu schnellerem Tempo an; ein langer Zug kleinerer, leichter Karren, jeder mit einer Mula bespannt, rasseln unter lautestem Antreiben der Führer schnell an der langsamen Ochsenkaravane vorbei.

Der Staub, den diese Thiermenge auf der sandigen Straße in die Höhe treibt, war kolossal und meiner auf dem Rücken bereits durchschwitzten weißen Kleidung sehr wenig zuträglich. Zur rechten Seite des Weges stehen einzelne Pulperias, deren nach der Straße zu offener Corridor [114]) überfüllt mit durstigen Reisenden ist, die vor den sehr großen, geöffneten Fenstern des Verkaufslocals durch Branntwein mit Wasser, Guarapo und Caratillo die ausgetrockneten Kehlen anfeuchten; trotzig aussehende Arrieros schelten mit den ihre Lastthiere auf- oder abladenden Peones, und eine Anzahl brauner, sehr leicht bekleideter Weiber und Mädchen kauen an fußlangen, starken Zuckerrohrstangen, die dermaßen saftreich sind, daß die süße Feuchtigkeit zu beiden Seiten des weitgeöffneten Mundes herabträufelt.

Bald hatte ich den Anfang des Ortes Paso real, das sich dicht am Rio San Esteban hinzieht und zur Linken der großen Straße nach Valencia gelegen ist, erreicht.

Zu beiden Seiten der durch das kleine Dorf führenden Straße ragen Tausende hoher Cocos- und Maporapalmen empor,

zwischen deren grauen Stämmen freundliche Landhäuser mit rothen Dächern hindurchblicken; die von der Straße nach ihnen führenden Wege sind eingefaßt mit weißen, zartduftenden Crinums, untermischt mit der rothen Amaryllis Belladonna, an deren Seiten üppige Rosengebüsche, mit Scharlachblüthen und Früchten beladene Granaten, feurigroth blühende Hibiscus, prachtvoll fliederblüthige Lagerströmien, weiße langblüthige baumartige Daturas und andere durch Blüthenpracht sich auszeichnende Gebüsche stehen.

Mangobäume, mit unzähligen Trauben ihrer dunkelgelben, rothbäckigen Früchte beladen, wölben ihr schattiges Laubdach über die Gebüsche, und hohe dichtbelaubte Orangenbäume prahlen mit der Unmasse ihrer großen, goldgelben Früchte, die in solcher Menge an einem einzigen Baume hängen, daß deren viele Hunderte unter demselben, theils verfault, theils von Thieren angefressen, umherliegen, da für den Verbrauch einer so überreichlichen Menge kein Bedarf ist.

Der Wohlgeruch hier ist betäubend; die bescheidenen, weißen, den herrlichsten Duft aushauchenden Blüthen des arabischen Jasmin, der an den Säulen der in einfachem Style erbauten Landhäuser emporrankt, tragen dazu hauptsächlich bei.

Dicht um die Häuser umher erheben sich stattliche Brodfruchtbäume mit kolossalen eingeschnittenen Blättern und großen runden, stacheligen Früchten an den seltsam gewundenen Aesten.

Große Reihen schlanker Bananen- und Pisangstämme mit langen, vom Winde zerrissenen Blättern ziehen sich hinter den Häusern bis zum Flusse hin.

Das ganze vor meinen Augen sich zeigende Bild erinnerte mich lebhaft an die von Forster so herrlich geschilderten Inseln der Südsee, besonders an das üppige Tahiti.

Bei der drückenden Hitze mußte ein Bad von angenehmster

Wirkung auf den ermatteten Körper sein und ich begab mich in dieser Absicht nach dem nahen Flusse.

An beiden Ufern desselben entlang stehen Reihen von Negerweibern, einem Trupp hochbeiniger Riesenstörche gleich; hochaufgeschürzt wie die keusche Diana geben sie Veranlassung zu interessanten Beobachtungen ihrer Körperbildung.

Sie sind eifrig mit Waschen der verschiedensten Kleidungsstücke beschäftigt; viele derselben haben große irdene Gefäße über dem Feuer, in denen sie die schmuzige Wäsche auskochen; andere klopfen behufs des Reinigens dieselbe, selbst die feinsten Gegenstände von Seide oder Gaze, auf großen abgeplatteten Steinen, vermittels eines in der Rechten haltenden runden Steines, unter weit schallendem Getöse auf das Entsetzlichste.

Beim Anblicke dieses Reinigungsprocesses der Wäsche überfiel mich eine lebhafte Besorgniß über das meiner eigenen Wäsche für die Folge bevorstehende ähnliche Schicksal, die ich leider auch später vollkommen gerechtfertigt fand. Ich war durchaus nicht begierig, ihre Manipulation in der Nähe zu betrachten, da mir die am Morgen erlebte Marktscene eine große Antipathie gegen alle Negerinnen eingeflößt hatte.

Einen passenden Platz zum Baden aufzufinden, wurde mir hier im Angesichte des am Flusse postirten schwarzen Occupationsheeres schwer; als noch zartfühlender Neuling in Amerika, wollte ich mich den Blicken der schwarzen Schönheiten um keinen Preis aussetzen und retirirte nach längerem Suchen einer Badestelle in ein dichtes Gebüsch von hohem fächerblätterigen Caña brava [115]), das von großen, scharlachroth blühenden Erythrinen überragt war und mich vollkommen verbarg.

Während des langsamen Entkleidens bewunderte ich die auf den Aesten der Erythrinen hin und her huschenden, mehrere Fuß langen Iguanas [116]), wie die um einzelne Blüthen herumsummenden winzigen Colibris, die ihre lange Zunge in die Blumen

steckten, um die darin enthaltenen kleinen Insecten herauszuholen; dann warf ich mich in die laue Fluth.

Leider sollte der Badegenuß für mich von nicht langer Dauer sein, denn kaum befand ich mich im Wasser, als ich dicht neben mir im Rohre ein lautes Rascheln und kurz darauf das Plumpen eines schweren Körpers in's Wasser hörte. Eiligst sprang ich auf, und blickte nach der nahen Stelle im Flusse hin, wo der mich erschreckt habende Gegenstand verschwunden war.

Nicht lange nachher erschien der bepanzerte, mit langer Schnauze versehene Kopf eines Kaimans, der zu der dem Menschen unschädlichen Art gehörte, die hier unter dem Namen Bava[117]) bekannt ist, über dem Wasserspiegel.

Da ich von dessen Unschädlichkeit jedoch damals noch nichts wußte und ebensowenig die Ueberzeugung, ob er dem Menschen gefährlich sei oder nicht, abwarten wollte, so raffte ich in aller Eile meine Kleider zusammen und eilte im streng adamitischen Costüme mit größter Schnelligkeit, unter dem Gejubel der fatalen Negerweiber, nach der andern Seite des Flusses, wo ich hinter einer Gruppe Paradiesfeigenbäume, die dem alten Adam vor mehren 1000 Jahren auch aus ähnlicher Verlegenheit geholfen hatten, mich wieder zum gesitteten Europäer umschuf.

Der verunglückte Badeversuch, wie das Hohngelächter des schwarzen Chors der Wäscherinnen, hatten mich verstimmt; ohne allen weiteren Zweck in der Hitze umher zu spazieren, fehlte mir die Lust, und ich kehrte deshalb nach der Stadt zurück. Als ich in der Posada wiederum anlangte, war es bereits vier Uhr, die Zeit des Abendessens, das ich unter ähnlichen Verhältnissen, wie das Frühstück, ohne dabei jedoch von den Pickles irgendwie Notiz zu nehmen, meinem Magen zukommen ließ.

Die Landbrise begann zu wehen, und die drückende Hitze etwas sich zu mildern; ich beschloß, die Außenstadt, in der mich

das mehr als in der Innenstadt herrschende fremdartige Getreibe ganz besonders anzog, nochmals zu besuchen.

Ein Viertel der einen ihrer Hauptstraßen fand ich am Ein- und Ausgange in diese in der ganzen Breite durch hohe Pallisadenverkleidung abgesperrt, auf und vor welcher eine bunte Menschenmenge sich befand, die in wildem Lärmen Alles überbot, was ich bis jetzt in dieser Art gehört hatte.

Eine gräßliche Instrumentalmusik, wobei Trommeln und Becken die Hauptrolle spielten, ertönte außerdem von dem Balcone eines größern, mit in der abgesperrten Häuserreihe befindlichen Gebäudes herab.

Nach vielem Stoßen und Drängen gelangte ich bis zu der Verbarricadirung und blickte durch diese in das große, von allen vier Seiten eingeschlossene Straßenviertel.

Es war ein Stiergefecht, das in diesem Raume abgehalten werden sollte.

Caballeros zu Pferde [118]) tummelten sich darin herum und erwarteten ungeduldig den Stier, der zu einer in der Pallisade angebrachten Pforte, nachdem er vorher durch Steinwürfe gereizt wurde, eintreten sollte.

Bald erschien er, und die jubelnde Menge bewillkommnete ihn unter Zetergeschrei.

Hierdurch, wie durch die Erscheinung der zu Pferde haltenden Coleadores, stutzig gemacht, blieb das kräftige, mit langen Hörnern bewaffnete, schwarze Thier beim Eingange stehen und stierte mit wildem Blicke seine Umgebung an.

Einige nach ihm geschleuderte Steine und große rothe Tuchlappen, die von halbnackten braunen und schwarzen Kerls dicht vor seinen Augen umhergeschwenkt wurden, reizten bald seinen Zorn und wüthend sprang es mit niedergesenktem Kopfe auf seine Angreifer los, die seinen heftigen Angriffen stets auf's

Behendeste auswichen und es immer mehr durch fortwährendes Schwenken der rothen Lappen zur Wuth brachten.

Schnaubend und brüllend, im höchsten Zorne, stürzte das Thier nach den Barrièren hin, wo es von dem hier versammelten Volke mit gräßlichem Geschrei empfangen und zur Umkehr genöthigt wurde.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Caballeros ihre Geschicklichkeit zeigen sollten!

Die Angreifer zu Fuß zogen sich von dem Kampfplatze zurück.

Im stärksten Carrière jagten die Reiter hinter dem wüthenden Stiere her, bis sie ihn erreichten; brüllend wandte er sich in voller Wuth gegen seine Verfolger, die alle ihre Reitkünste aufzubieten hatten, um seinen Angriffen auszuweichen, was sie stets auf's Geschickteste ausführten. Das Umherjagen, wie die Angriffe beider Theile, wurden immer heftiger, bis endlich einem der Reiter das Meisterstück gelang, den Stier vom Pferde herab mit der Rechten am Schwanze zu fassen, ihn daran in die Höhe zu ziehen und dann auf die Erde hinzuwerfen.

Furchtbar war das Jubelgeschrei der Menge über diese That und dumpf brüllend stimmte der am Boden liegende Stier in dasselbe ein.

Schnell genug sprang er wieder auf und von Neuem gingen die Angriffe von beiden Seiten los.

Noch einige Male wurde das Meisterstück an demselben Thiere wiederholt, bis man an seinen stieren Blicken, dem tiefen Athemholen und dem zum Maule herauslaufenden weißen Schaume die große Abname der Kräfte bemerkte, und es aus dem Circus traportirte.

Noch einmal wurden frische Stiere zugebracht, um gleiche Manoeuvres mit ihnen auszuführen.

Die Stierhetze zu Pferde war vorüber und es begann jetzt der Stierkampf zu Fuß.

Frische, kräftige Stiere wurden nach einander in den Raum gejagt und durch Geschrei und rothe Lappen von ihren Angreifern zur Wuth gereizt; um die Thiere womöglich zu völliger Raserei zu bringen, wurden Massen von Banderillas[119]), die in alle Theile ihres Körpers tief in's Fleisch eindrangen und durch die an ihnen befestigten, plötzlich losgehenden Schwärmer einen ohrbetäubenden Skandal verursachten, nach ihnen geworfen.

Der Lärmen, wie das Durcheinander in dem Circus hatten das höchste Stadium erreicht, als ein riesiger Neger, der Matador, in der Linken ein über einen Stab gehängtes großes, rothes Tuch, in der Rechten einen langen zweigeschliffenen, an dem Griffe mit bunten Federn und Papier geschmückten Dolch, auf dem Kampfplatze erschien.

Die bisherigen Angreifer zogen sich eilig zurück, der Matador eilte auf den ihm entgegenspringenden Stier los, schwenkte die Cobija um dessen Kopf und sprang bei dem darauf gegen ihn gerichteten Angriff pfeilschnell zur Seite.

Das rasende Thier bohrte seine Hörner in die von dem Neger zur Erde geworfene Cobija, während ihm dieser den breiten Dolch bis an's Heft in's Genick stieß. Ohne einen Laut zu verlieren, stürzte der Stier todt nieder und ein reichlicher Blutstrom färbte die Erde.

Ich hatte länger als hinreichend dieser gräßlichen Thierquälerei beigewohnt und wartete den weiteren Verlauf derselben nicht mehr ab.

Froh, das gellende Jubelgeschrei der freudig erregten Menge nicht mehr in der Nähe zu hören, ging ich nach dem westlichen Theile der Außenstadt, der an seinem Ende nur durch eine ziemlich breite Sandstrecke von den Manglesümpfen getrennt ist.

Die Wohnungen werden hier gegen das Ende der krummen,

winkeligen Straßen zu kleinen Lehmhütten, die von einer sehr bunten Bevölkerung bewohnt sind. Um die braunen und farbigen Schönheiten, die hier und da zu den Thüren der Barracken neugierig herausguckten, so genau als möglich anschauen zu können, durchwatete ich sehr langsam den tiefen Sand der Straße, als ich an ihrem Ausgange durch einen merkwürdigen Anblick überrascht wurde.

Ueber einige alte Hütten breitete ein großer Cujibaum [120]) sein schirmartiges Laubdach, anstatt der Früchte dicht mit Zamuros beladen, die mit lang ausgestreckten nackten Hälsen sämmtlich nach einer gewissen Richtung zur Erde hinabschauten.

Ich näherte mich dem Baume, ohne daß die darauf befindlichen Vögel aufflogen noch ihre Stellung veränderten und erblickte nicht weit davon den Gegenstand ihrer Sehnsucht, die auf der breiten Sandfläche befindliche Schlächterei der Stadt, wo unter einem großen Corridor eine Anzahl zum Schlachten bestimmter Ochsen angebunden waren. Fortwährend noch wurden neue Schlachtopfer von der Savane her, auf der sie frei umherlaufen und sich in dem dornigen Gebüsch ihre dürftige Nahrung suchen müssen, am Lazo herbeigeführt. Um den vor dem Ochsen herlaufenden und ihn am Lazo zum Schlachthause heranziehenden Peon vor etwaigen Angriffen des Thieres zu sichern, sind letzterm beim Einfangen die Flechsen der Knie an den Hinterbeinen durchhauen und das unglückliche Thier stürzt, oft zusammenbrechend, vor Wuth und Schmerz dumpf brüllend, hinter seinem Führer her.

Die grausame Hetzerei der armen Thiere, bevor sie den tödtlichen Stich in's Genick bekommen, war hier um nichts besser, als die so eben beim Stiergefecht beobachtete; die mir darüber gemachte Bemerkung, daß ihr Fleisch dadurch saftiger und zarter würde, kann unmöglich zur Entschuldigung solcher Quälerei dienen.

Sehr bald verließ ich diesen Platz, um nicht noch länger

Zeuge der an dem Vieh verübten Rohheiten zu sein, und wandte mich der Innenstadt zu.

Es war sechs Uhr, die Sonne ging so eben hinter den massenhaften Wolkenschichten, die den Horizont umlagerten, unter und färbte dieselben mit den schönsten gelben und rothen Tinten.

Die feine Welt Puerto Cabello's ging jetzt in den Straßen spazieren, und ich konnte nicht genug die Schönheiten der Damen, besonders der schlanken, üppigen Creolinnen, deren zarten, weißen Teint, blitzende große, schwarze Augen, wie herrliche dunkle Haare, aus deren Rabenschwärze eine Gardemia- oder Granatblüthe leuchtete, bewundern. Damen wie Herren sind sämmtlich hell und leicht, dabei auf's Modernste gekleidet.

In der kurzen Zeit, die ich dazu gebrauchte, um das Werft zu erreichen, war bereits die Dunkelheit eingetreten. Ich ließ mich auf einer am Meere angebrachten Steinbank nieder.

Eine angenehme Kühle, durch die Landbrise besonders unterhalten, wie die Menge hier lustwandelnder Personen, machten den Platz jetzt zu dem angenehmsten Aufenthalte.

Das heute Morgen hier arbeitende und lärmende Publicum hatte sich zerstreut, um den Pulperias ihren Tribut zu zollen; statt des früheren Geschreis tönte von den im Hafen liegenden Schiffen vielfacher Gesang, an welchem man die verschiedenen Nationen, die Nordamerikaner an dem „Yankee-doodle“ oder „Hail Columbia“, die Engländer am „God save the Queen“, die Franzosen an der Marseillaise, die Italiener und Spanier am Guitarregeklimper und die Deutschen an „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ mit obligater Begleitung der Ziehharmonika, sehr wohl unterscheiden konnte. Die Entfernung trug den Gesang, dessen Vortrag in der Nähe wohl nicht allzu melodisch tönen mochte, in angenehmen Klängen dem Platze zu, und lange

erfreute ich mich an den mich an die Heimath erinnernden Tönen!

Geraume Zeit saß ich hier, bis mich die Abnahme der an dem Werfte Promenirenden an das Nachhausegehen erinnerte.

Eine Seitenstraße passirend, hörte ich eine gräuliche Musik und lärmende Stimmen aus einem kleinen Hause ertönen. Neugierig trat ich in die halbgeöffnete Thür, wagte aber nicht, wegen der mir entgegendringenden Hitze, wie des entsetzlichen hier herrschenden Negerduftes, in das Zimmer zu treten.

In einer Ecke desselben saßen drei Schwarze, die sich bestrebten, den größtmöglichsten Lärmen vermittelst einer kleinen Guitarre, zweier Maracas [121]) und Gesanges zu entwickeln, was ihnen auch vortrefflich gelang, dem Sänger jedoch ganz besondere Mühe zu machen schien, da er wahrhaft von Schweiß triefte und alle Augenblicke mit einem großen bunten Taschentuche über sein Gesicht und den Wollkopf fuhr, um diese Theile von der Schweißmenge, die sich darüber ergossen, zu befreien.

Eine sehr leicht gekleidete und buntfarbige Gesellschaft beiderlei Geschlechts, deren Mehrzahl jedoch in Negern bestand, füllte das Zimmer, und war eifrig beschäftigt, nach dieser Musik so graciös als möglich zu tanzen. Die Paare bewegten sich dabei nicht in der Runde umher, sondern führten meist auf ein und demselben Flecke ihre seltsamen Bewegungen und Sprünge aus.

Ich beobachtete nur zwei dieser Tänze, die Baduca und den Zapatero, die in dieser Reunion sehr en vogue zu sein schienen, unterlasse jedoch deren nähere Beschreibung, da, wenn auch graziös ausgeführt, dieselben keineswegs unter die decenten zu rechnen sind.

Lange war es mir nicht möglich, meine Geruchswerkzeuge dem das Zimmer durchströmenden piquanten Aroma preiszugeben,

und ich war glücklich, als ich mich wieder auf der Straße befand.

In die Posada zurückgekommen, wo eine Gesellschaft Brandy mit Wasser trinkender, Billard und Domino spielender Dons versammelt war, nahm ich nur noch den üblichen night-cap zu mir, und begab mich auf mein Zimmer.

Die Nacht hatte bereits einige Bewohner desselben hervorgelockt, denn an den Wänden erblickte ich eine ziemlich bedeutende Sammlung lebender Cucarachas [122]), wie eines sehr übelriechenden schwarzen Käfers [123]), unter welche gemüthliche Gesellschaft sich auch einige Skorpione gemischt hatten. Die Cucarachas flogen, vom Lichte aufgeschreckt, durch das Zimmer, andere ihrer Collegen, denen das Tragen von Flügeln noch nicht gestattet war, bewegten sich in größter Schnelle, mit ihrer hornartigen Bedeckung rasselnd, nach ihren Schlupfwinkeln.

Um die Scorpione in das Jenseits zu befördern, lief ich eiligst, mit einem Schuh bewaffnet, nach der Wand; einer derselben war bereits als Opfer der Auswanderungssucht gefallen, als ich auf einmal auf das Heftigste in den linken Fuß gekniffen wurde. Ich erschrak nicht wenig über diesen plötzlichen, sehr fühlbaren Angriff und erstaunte, als ich bei der Beleuchtung eine große blaue Krabbe [124]) erblickte, die mit den beiden dicken Scheeren an meinen Fußzehen hing, die sie vor lauter Anhänglichkeit nicht wieder loslassen wollte. Im Augenblicke wußte ich kein besseres Mittel, als ihr den heißen Stearin der in der Hand haltenden Kerze auf ihre Freßapparate zu träufeln, was ihr dermaßen unangenehm vorkam, daß sie schnell beide Scheeren von meinem Fuße losließ, worauf ich einige Schritte zurücksprang und sie eiligst in ihre Wohnung, ein Loch in der Mauer, das ich ihr bei dem beabsichtigten Scorpionenmorde vertreten, retirirte.

Nachdem ich die gekniffenen Stellen mit Salmiakgeist tüchtig eingerieben, löschte ich das Licht aus und bestieg den Catre, auf

dem ich mich ermüdet hinstreckte. So große Neigung ich zum Schlafe hatte, ließen es doch die zum niederen Thierreiche gehörenden Bewohner des Zimmers nicht sobald dazu kommen; die Eucarachas begannen in der Dunkelheit ihre schwirrenden Flüge durch's Zimmer; ein Verein höchsten Sopran singender Zancudos brachte mir dicht vor den Ohren ein Ständchen und einige Mitglieder desselben bemühten sich, vermittels ihrer Stechinstrumente, mich wach zu erhalten; auf dem steinernen Fußboden des Zimmers rasselten einige große Krabben, unter denen jedenfalls dieselbe war, die sich bereits persönlich bei mir empfohlen, umher, deren eigenthümlichen Geschmack ich kennen lernte, als ich am andern Morgen zu meiner großen Ueberraschung mein beim Auskleiden zur Erde gefallenes schwarzseidenes Halstuch aufhob und dasselbe an vielen Stellen von ihnen zerfressen fand. Endlich siegte doch die große Müdigkeit und ich versank, trotz aller dieser Störungen, in einen tiefen Schlaf, womit ich den ersten in Puerto Cabello verlebten Tag beschloß.

III.

San Esteban.

Eine Legua von Puerto Cabello nach Süden, auf der alten Route über die Cumbre del San Hilario nach Nueva Valencia, liegt das schöne Thal von San Esteban, in welchem die in der Küstenstadt lebenden ausländischen Kaufleute ihre bescheidenen Landhäuser haben, in denen sie einen Theil des Jahres zubringen, um die gesunde kühle Gebirgsluft zu genießen, die trotz der Nähe von Puerto Cabello auffallend verschieden von dem heißen Klima dieser Stadt ist.

Der Weg von der Stadt nach dem lieblichen Thale ist überaus angenehm und bietet, besonders dem neuen Ankömmlinge in Süd-Amerika, ein ungemein wechselndes Gemälde tropischer Scenerien dar.

Durch die weite Ebene, die hinter der Stadt bis nach den Vorbergen sich erstreckt und in der trockenen Zeit einem gefrorenen bereiften Sturzacker gleicht, in Wirklichkeit jedoch nichts weiter ist, als der von der Sonne hart gedörrte, mit einer leichten Salzdecke überzogene, zur Regenzeit kaum passirbare Morast, zieht sich ein ziemlich breiter Steinweg, der nach den auf ihrer braunrothen, steinigen Oberfläche dicht bewachsenen Vorbergen führt.

Diese Ebene ist der Aufenthalt tausender kleiner Krabben[126]), die in dem morastigen Erdreich ihre Löcher haben und wie Miniatur-

feuerspritzen, in seitwärts schiebender Bewegung hin und her fahren, wenn sie in ihrer Ruhe gestört werden, und dabei ihre ausgebreiteten Scheeren, von denen die eine bedeutend größer als die andere ist, drohend über sich halten; ein sehr drolliges Chor, das trotz seiner bescheidenen Größe durch die Possierlichkeit seines Benehmens Aufmerksamkeit erregt.

Zu beiden Seiten der Straße liegen zwei Kirchhöfe, deren weiß getünchte, von der Sonne grell beleuchtete Mauern einen wahrhaften Knalleffect gegen das rothbraune Erdreich und die dunkelgrüne Vegetation der nahe liegenden Hügel verursachen. Der größere Kirchhof zur Linken gehört den Katholiken, der kleine zur Rechten den Protestanten, die allein unter den Ausländern zu finden sind. Ueber letzteren ragen, auf einem 500 Fuß hohen, mit dichtem Gebüsch bewachsenen, steilen Hügel die weißen Mauern eines alten, spanischen Castells, der Vigia, empor, jetzt den ankommenden Schiffen als Landmarke dienend, für deren Instandhaltung zu diesem Zwecke jedes einlaufende Schiff eine ziemliche Abgabe unter der Rubrik „Leuchthausgeld" an die Regierung zu zahlen hat.

Das noch wohl erhaltene, mit einem tiefen Brunnen versehene Castell ist unbewohnt und einzig und allein der Horst einer ungemein zahlreichen Schaar Zamuros[126]), die von hier mit ihren scharfen Kennerblicken und den feinen Geruchsorganen nach irgend einem für sie interessanten Ereigniß, dem Viehschlachten in der Matanza oder dem Hinstürzen eines dem Tode nahen, verhungerten Ochsen oder Esel in der Savane, ausspähen.

Von den Kirchhöfen an beginnt die Straße allmählich sich zu erheben, der Morast verschwindet und macht einem braunen, lehmigen und steinigen Erdreich Platz.

Längs der langen Kirchhofmauer, an welcher die Straße sich hinzieht, zwischen großen, auf dem Boden dahin sich windenden Baumwurzeln und an den Stämmen der große Gebüsche

bildenden Cuji's[127]) finden sich unzählige Erdlöcher, aus welchen der Bewohner, ein großer blaugrauer Krabbe[128]), hervorguckt, und um jeden Eindringling in seine Wohnung zu verscheuchen, mit der einen größeren, mehrere Zoll langen und zolldicken geöffneten Scheere den Eingang verschließt. Am frühen Morgen und gegen Abend macht er seinen Spaziergang, mit dem er zugleich das Nützliche verbindet und nach seiner Nahrung sucht; wird er dabei gestört, dann schiebt er in größter Behendigkeit ruckweise seitwärts und setzt sich gegen jeden Angriff sofort zur Wehr, indem er, auf den Spitzen der Hinterfüße sich aufrichtend, die große, weit geöffnete Scheere, gleich einem Parasol zur Vertheidigung über sich hält, und in jeden ihm genäherten Gegenstand dermaßen kneipt, daß er daran, ohne loszulassen, in die Höhe gehoben werden kann. Dieser Krabbe wurde früher, von den Spaniern, als große Delicatesse betrachtet, die jetzigen Venezuelaner verschmähen sein Fleisch, da das Thier allen möglichen Unrath, Aas u. s. w. frißt; trotzdem aber wird er in britisch Guayana von Hoch und Gering sehr gern gegessen.

Nur nach und nach beginnt der Weg zu steigen, dichtes Gebüsch, völlig dieselben Pflanzen als auf den Hügeln bei La Guaira, bedeckt die mitunter bis dicht an's Meer tretenden Berge und eine gellende Musik, die durchdringenden, pfeifenden und schwirrenden Töne tausender Cicaden, ertönt im Beginn der Regenzeit aus den feingefiederten Cuji's, welche unter der mehr strauchartigen Vegetation eine vorherrschende Rolle spielen.

Eine Menge Rindvieh läuft im dürftigen Schatten der Gebüsche umher, nach der dem harten, lehmigen Erdboden in spärlicher Weise entsprießenden, kärglichen Nahrung suchend, und der Wanderer wird oft durch einen der wilden Ochsen erschreckt, der brüllend und mit den Vorderfüßen die Erde scharrend ihm den Weg vertritt.

Der Weg wird immer steiler, die Berge rücken immer näher

aneinander und zwischen ihnen hindurch, in einer Höhe von 250 Fuß, führt der Weg nach dem dahinter liegenden Thale. Von dieser Höhe, der Porta chuela, genießt man eine wunderschöne Aussicht auf die von der Sonne grell beleuchteten weißen Häusermassen von Puerto Cabello, das Castell mit dem Hafen und das tiefblaue Meer.

Einzig durch dieses Bergthor ist der Seebrise der Eintritt nach dem Thal von San Esteban gestattet.

Der Weg führt nun bergab, zur Linken an einer Berglehne entlang, während er zur Rechten nach der Ebene zu abstürzt und über das niedere Gebüsch hinweg eine hübsche Aussicht auf die in der Ferne bei Paso real liegenden, hellgrünen Zuckerrohrfelder darbietet. Hier vermischt sich das die Berge bedeckende dornige Gebüsch bereits mit höherem, dunkelgrünem Baumwuchs, unter denen der Guayacan[129]) mit seinen gelben Blüthentrauben und die mit hellen goldgelben Blüthenbüscheln über und über prangende Flor amarilla einen prächtigen Anblick gewähren.

Sehr bald gelangt man in die Ebene, in welcher der Weg, am Fuße der Berge entlang sich windend, dahinläuft. Zur Rechten schlängelt sich ein kleiner Bach, besetzt mit langwedeligen, fruchtbeladenen Cocospalmen, während zur Linken eine schöne Vegetation von Mimosen und üppigen Gebüschen der herrlichen Tacsonia erecta Karst. mit prachtvollen, orangefarbenen Blüthenrispen sich befindet, an denen die üppigen Ranken der schönen Aristolochia picta Karst. mit ihren großen leuchtend blau und purpur schillernden Blüthen und den sonderbaren netzartigen Fruchtfäden empor sich winden.

An der Berglehne aus dem niederen Gebüsch erheben sich große schirmförmig ausbreitende Cäsalpinien und mit weinbeerenähnlichen Fruchtdolden geschmückte Caujares[130]), an deren Stämmen die fleischigen Stengel der Vanille mit ihrer Fülle langer dicker Blätter und zwischen den Blattstielen hervorragen-

den, langgeröhrten weißen Blüthen, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruche erfüllen, emporrankt.

Bei einer Wendung des Weges öffnet sich die Gegend, eine Trapiche[131]) steht zur Linken, während zur Rechten ein Wohnhaus liegt; beide Gebäude sind im Verfall begriffen, obgleich theilweise noch bewohnt. Die Trapiche ist ein großes steinernes, mit Hohlziegeln gedecktes Gebäude, das auf einer Anhöhe liegt; steinerne Treppen führen in die vor demselben befindliche Veranda. Die dabei stehende eigentliche Zuckermühle ist gänzlich im Verfall.

Sehr angenehm contrastiren mit diesen ruinenartigen Gebäuden die schönen jungen Creolinnen, welche in rocking chairs sich wiegend, an einigen gezähmten Papageien ihre heitere Laune auslassen. Die Mädchen sind sehr hübsch, von blasser, ein klein wenig in's Gelbliche fallender Gesichtsfarbe, mit großen schwarzen, feurigen Augen und rabenschwarzem Haar, welches, da sie eben aus dem Bade gekommen, in seiner ganzen Länge und üppiger Fülle die schönen tadellosen Formen des Oberkörpers umwallt.

Dicht am Wege, unweit der Trapiche, erheben sich zwischen den Cocospalmen zwei Prachtexemplare der Palma Mapora[132]), welche durch ihre regelmäßigen, stolzen Formen unter der Palmenwelt das repräsentiren, was die kurz zuvor bewunderten, herrlich geformten, bildschönen Creolinnen unter der Frauenwelt vorstellen, die edelsten Schöpfungen der Natur!

Die dicken, glatten, grauen Stämme der Mapora mit dem glänzenden, wie mit Firniß überzogenen, aufgeschwollenen Carnieße, welcher von der den Stamm umfassenden Basis der Blattstiele gebildet wird, erheben sich wohl 70 bis 80 Fuß, bevor ihre großen, mit langen Fiederblättchen geschmückten Wedel nach allen Richtungen hin in größter Fülle sich ausbreiten. Das Parenchym der zugespitzten Fiederblättchen ist von so zarter Beschaffenheit, und der lange Blattstiel, an welchem sie sitzen, so elastisch, daß der geringste Luftzug hinreicht, die langen Wedel, auf denen die

Sonnenstrahlen in blendendem Glanze reflectiren, in steter spielender Bewegung zu erhalten.

Dicht unterhalb des grünen Carnießes brechen die kurzen cylinderförmigen Blüthenkolben hervor, welche kurz vor der Entfaltung der Blüthe aufplatzen und die in dicken, schneeweißen Klustern an der elfenbeinernen Spindel sitzenden Blüthen hervortreten lassen, die jedoch sehr schnell verblühen, um den kleinen runden Beerenfrüchten Platz zu machen.

Zugleich bei diesem Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit hängen die alten abgestorbenen Blätter herab, die noch längere Zeit, vom Winde hin und her bewegt, durch die Reibung der vertrockneten Fiederblättchen und Blattstiele am Stamm eine kreischende Musik ertönen lassen, bevor sie unter rasselndem Geräusch zur Erde fallen.

Die zusammengerollte, lederartige Basis des Blattstieles wird von der ärmeren Volksklasse sorgfältig gesammelt und, um sie ganz flach zu drücken, auf der convexen Seite mit Steinen beschwert und in der Sonne getrocknet, worauf sie unter dem Namen „Yagua" zu Hüttenwänden benutzt wird.

Die im Inneren des Blattstielcarnießes liegenden unentwickelten Blätter, welche im Querdurchschnitt den Anblick einer schönen, streng symmetrischen Zeichnung gewähren und in ihrer reinen Weiße und dem matten Glanze mit dem schönsten Elfenbein wetteifern, werden unter dem Namen palmiche[133]) zu Pickles benutzt. Ihr Geschmack ist ein wenig adstringirend, sonst aber mußartig und dem der Bertholletia- und Caryocasnüsse ähnlich.

Nicht weit von den zwei hohen Mapora steht eine junge Palme derselben Art, die in Regelmäßigkeit und Schönheit ihres Stammes der schönsten Drechslerarbeit zur Seite zu stellen ist. Dicht über dem Boden ist ihr Stamm, auf's Regelmäßigste gerundet, dick angeschwollen, verdünnt sich jedoch sehr bald, um dann wieder dick anzuschwellen und wieder sich zu verengen, worauf

dann der lange, unten sanft aufgetriebene Blattstielaufsatz mit der schönen Wedelkrone sich erhebt. So ähnelt der Stamm der jungen Mapora einem großen polirten Kegel, der in seiner kastanienbraunen Färbung, auf welcher die grauen glatten, regelmäßig stehenden Blattringe wunderschön sich abheben, mit dem glänzend hellgrünen Carnieße einen entzückenden Anblick gewährt.

Bei einer Windung des Weges steht wiederum ein Gebäude, aus Lehmwänden erbaut, und theilweise mit Ziegeln, theilweise mit Palmblättern gedeckt.

Die an der, mit einer dürftigen Veranda versehenen, Vorderseite halb durchbrochene Wand, deren Stelle ein großer Bretterladen vertritt, der am Tage nach außen zu aufgeklappt als Schänktisch dient, zeigt an, daß hier eine Pulperia ist, was der Anblick der unter der Veranda befindlichen, in zerlumpte Kleidung gehüllten, schwarzbraunen Murillogestalten bestätigt.

Verschiedene schwarze Jungen, mit halbem Hemde und halbem Hute bedeckt, treiben mit Malojo[134]) beladene Esel vor sich her nach der Stadt; die Esel sind dermaßen mit den grünen Pflanzen beladen, daß nur ihre Köpfe und Füße zu sehen sind, was von hinten sehr possierlich aussieht, da man einzig und allein nur einen bis zur Erde herabreichenden, hin und herwackelnden, grünen Pflanzenhaufen, der von selbst sich fortbewegt, zu erblicken vermeint.

Zur Rechten des Wegs nimmt ein sehr großes Platanal[135]) die ganze Breite des Thales, bis zu dem, dasselbe der Länge nach durchziehenden Flusse, Rio San Esteban, ein. Mehre Tausend von Platanos und Cambures stehen hier in lange Reihen gepflanzt und geben der Landschaft durch die schönen, mit langen, breiten, seidenglänzenden Blättern gezierten Blattkronen ein ächt tropisches Ansehen.

So schön auch und imponirend die Banane und der Pisang einzeln und in kleinen Gruppen durch ihre ungeheuren, atlas-

artigen, graciös getragenen Blätter aussehen, so verliert ihr Anblick seinen Reiz ungemein, wenn sie in großen Massen, wie hier, zusammenstehen, nicht allein durch die vielen vom Winde in schmale Streifen zerrissenen Blätter, vorzüglich aber durch die Einförmigkeit, welche in einem solchen sich völlig gleichenden Blättermeere herrscht, während eine kleine Gruppe dieser schönen Gewächse, auch wenn deren Blätter durch den Wind beschädigt sind oder zum Theil vertrocknet herabhängen, durch den Gegensatz zu der anderen sie umgebenden Vegetation, besonders zu Mimosen, Baumfarn, Palmen und Bambus von herrlicher, überraschender Wirkung ist.

Dieselbe Bemerkung gilt eben auch von den großen Cocales[136]), die durch ihre Monotonie das Auge ermüden.

Die Stämme der Platanos und Cambures, von denen in Venezuela allein an dreißig verschiedene Varietäten existiren, unter welchen die Dominicos den Uebergang der beiden Hauptarten bilden und die Cambure de tierra[137]) die kleinste und delicateste Frucht liefert, werden, sobald ihre Früchte der Reife sich nähern, kurz am Boden umgehauen und die Früchte der Platanos noch in unreifem Zustande, entweder geröstet oder in dem Lieblingsgericht der Venezuelaner, der Sancoche, gekocht, genossen.

Außerdem wird die Fruchttraube der Platanos der Nachreife überlassen und dann in reifem Zustande, in Fett gebraten oder geröstet, gegessen; in rohem Zustande wird sie als der Gesundheit schädlich und Fieber und Ruhr erzeugend, von den Venezuelanern nicht genossen, wohl aber von den Brasilianern, bei denen sie oft als Dessert zur Tafel kommt.

Die Frucht der Cambure wird nur roh gegessen, weshalb man die abgehauenen unreifen Fruchttrauben in den Wohnungen nachreifen läßt; würde man sie am Stamme reifen lassen, so würde ein großer Theil derselben noch vor der Ernte von Fleder-

mäusen[138]), Ratten, Vögeln, Insecten, die sämmtlich darnach sehr lüstern sind, verzehrt werden.

Aus dem Wurzelballen der umgehauenen Pflanzen sind bereits zur Zeit, daß die Stammpflanze Frucht ansetzt, neue Schößlinge emporgewachsen und entstehen fortwährend deren neue, die nach einjährigem Wachsthum Früchte bringen, so daß in Zeit von mehren Jahren ein Stamm oft um das Zwanzigfache sich vermehrt hat.

Der Platano vertritt nächst der Cassave und dem Mais die Stelle des Brotes in Venezuela, da meist nur die Ausländer das von importirtem Weizenmehl gebackene Brot essen, die eingeborenen Venezuelaner hingegen, selbst die Vornehmsten, aus Patriotismus dasselbe verschmähen und dafür das Landesbrod, platanos assados[139]), tortas de Cassave[140]) oder Arepa[141]) genießen.

Der Anbau von Platanos im Großen, besonders in der Nähe einer Stadt, ist sehr gewinnbringend und wird deshalb auch von vielen Haciendados[142]) unternommen, welche diese Pflanzen, ihrer schattengebenden Blätter und des schnellen Wachsthums wegen, zum Schutz gegen die unmittelbaren Sonnenstrahlen zwischen die neuen Anpflanzungen junger Caffee- und Cacaobäumchen setzen und in dieser Weise von ihrem Terrain doppelten Gewinn ziehen. — — —

Am Rande des Weges, dicht bei dem Eingange in das Platanal, steht ein sehr hoher Jabillo[143]) mit stark dornigem Stamme von bedeutendem Umfange. So angenehm dieser ungemein schnell wachsende Baum durch seinen dichten Schatten ist, von so nachtheiligem Einflusse ist der milchige Saft wie der Same desselben auf den menschlichen Körper.

Sein Lieblingsplatz ist am Wasser, wo er ungemein üppig gedeiht und es ist anerkannt im höchsten Grade ungesund, von dem Wasser in seiner Nähe, besonders wenn es langsam fließend oder gar stillstehend ist, zu trinken, da durch die Zersetzung der

darein gefallenen Blätter oder anderer Theile des Baumes, der in denselben enthaltene giftige Saft sich auflöst und das Wasser, wenn auch in geschwächtem Maße, vergiftet. Eine Thatsache bleibt es, daß die in der Nähe solchen Wassers Wohnenden, welche sich desselben zum Trinken bedienen, anhaltend von intermittirenden Fiebern heimgesucht sind. Der milchige Saft des Baumes ist den Augen ganz besonders schädlich und erregt die schlimmsten Augenentzündungen, wenn er auf irgend eine Weise in diese zarten Organe gelangt. Noch nachtheiliger wirkt der genossene Same auf den Menschen, während er den Säugethieren, wie Affen, Laba's und Aguti's, deren Lieblingsspeise er ist, nicht im Geringsten schadet.

Daß die Frucht bei der Reife mit einem Pistolenschuß ähnlichen Knalle zerplatzt, wie in mehren Beschreibungen des Sandbüchsenbaumes angegeben, ist durchaus nicht der Fall, sie zerspringt allerdings, jedoch unter weit geringerem Geräusch und schleudert die einzelnen Fruchtfächer weit umher. —

Das Thal verengt sich immer mehr und bald nimmt ein hoher Wald den Wanderer in seinem Schatten auf.

Der Wald ist, in Süd-Amerika gewiß ein sehr seltener Fall, von Menschenhand angepflanzt und besteht nur aus einer einzigen Baumgattung, dem Buscare[144]), der mit seinen leuchtend scharlachrothen Blüthenrispen, die in solcher Fülle erscheinen, daß sie die zur Blüthenzeit des Baumes sehr geringe Belaubung völlig verdecken, einen herrlichen Anblick gewähren.

Dieser Baum wird in allen Cacao- und Caffeeplantagen angepflanzt, um diesen Culturpflanzen den nöthigen Schatten zu geben, ohne den sie nicht gedeihen können und er ist durch seinen schnellen Wuchs und die dichte Belaubung für diesen Zweck am geeignetsten. Zwei Arten, die Erythrina umbrosa und E. dubia, erstere mit starken Dornen am Stamme und den Aesten

versehen, werden wegen ihrer bedeutenden Höhe am meisten hierzu benutzt.

Der hier sich weit dahinziehende Wald von Buscare beschattet eine Cacaoplantage, deren Pflanzen in regelmäßigen Reihen unter diesem stehen.

Die Cultur des Cacao ist in Venezuela jedenfalls sehr gewinnbringend, da sie, was in diesem Lande sehr in Anschlag zu bringen ist, weniger Arbeitskräfte als andere ähnliche Culturen erfordert und der Cacao stets in hohem Preise steht.

Eine solche Plantage erfordert jedoch bei weitem größere Beaufsichtigung und Pflege als eine jede andere, selbst die Caffeepflanzungen, und die Ernte des Cacao ist dabei äußerst unsicher. Zu große Feuchtigkeit schadet dem Baume ebenso als lang anhaltende Dürre, obgleich erstere zu seinem Gedeihen unbedingt nothwendig ist und der Baum nur in der Nähe von Flüssen oder Bächen gedeiht, wo er in zu trockener Zeit durch künstlich gezogene Gräben bewässert oder das ganze Terrain auf kurze Zeit unter Wasser gesetzt werden kann.

Er wächst ziemlich schnell, bringt jedoch erst in 8 bis 10 Jahren Früchte, ein Hauptgrund, weshalb dessen Anbau weniger betrieben wird; er treibt alsdann mit ungemeiner Kraft und seine Blüthen brechen nicht nur überall aus dem Stamme und den Aesten, sondern sogar aus den holzigen, über die Erde ragenden Wurzeltheilen hervor.

Den Früchten wird von Säugethieren, Vögeln und Insecten sehr nachgestellt und dadurch, wie durch schlimme Witterung, besonders durch plötzliches Herabsinken der Temperatur, die Ernte oft sehr beeinträchtigt. Die Ernten des Cacao finden jährlich zweimal statt, im Juni und December, in besonders günstig gelegenen Haciendas geschehen sie alle 3 Monate.

Die aus der großen, dicken, purpurbraunen Fruchtschote herausgenommenen Samen, von denen jede Frucht einige dreißig

enthält, die in eine weißliche, viel Feuchtigkeit besitzende Substanz gehüllt sind, werden in einen großen, eigends dazu hergerichteten, am Boden mit Rinnen versehenen, gepflasterten Raum geschüttet, worauf das Mark in Gährung übergeht und die daraus tretende Feuchtigkeit durch die Rinnen abfließt.

Hat sich die Feuchtigkeit sehr vermindert und sind die sich schnell entwickelnden Keime des Samens durch die Gährung vernichtet, dann werden die Samen in Ziegelmehl herumgewälzt, welches die noch vorhandene Feuchtigkeit aufsaugt und die Bohnen auf großen Tennen[145]) in der Sonne getrocknet, was sehr schnell und vorsichtig geschehen muß, damit sie nicht durch Regenschauer verdorben werden. Gut getrocknet erhalten sie sich an einem trockenen Orte längere Zeit gut, obwohl sie an ihrem Oel und der Kraft schnell verlieren.

Die bedeutendsten Cacaopflanzungen in Venezuela sind in der Provinz Caracas, besonders an der Küste bei Caravellada, ferner bei Puerto Cabello, den Thälern von Cupira, bei San Felipe, Barquisimeto, Guigue und Uritucu, und der hier gewonnene Cacao, der im Handel als der von Caracas bezeichnet wird, nimmt den ersten Rang unter allen Cacaosorten ein. Er wird meist nur nach Spanien verschifft, sehr wenig davon kommt nach Italien und Frankreich.

In Venezuela selbst wird, besonders von Creolen, viel Cacao, jedoch ohne jeglichen Zusatz von Gewürzen, verbraucht; man kauft die kleinen, runden, von purem Cacao gefertigten Kuchen auf den Märkten und in den Pulperia's zu sehr billigem Preise.

Ein Cacaohacienda gewährt einen lieblichen Anblick, die reizend blaugrüne dichte Belaubung, deren lange Blätter im zarten Alter in goldgelber und purpurner Farbe prangen, der glatte graue, mit schönen grünspangrünen und carminrothen Flechten[146]) gezierte Stamm, mit den in kleinen Büscheln daran sitzenden zierlichen, röthlichen Blüthen und den 9 Zoll langen, 3 bis 4 Zoll

im Durchmesser haltenden, unreif blaugrün und goldgelben, reif dunkelpurpurrothen Fruchtkapseln behangen, Alles vereinigt sich, um in diesem Baum das getreue Bild üppigster Vegetationskraft und Pflanzenschönheit zu zeigen. Die zwischen den niedrigen Baumreihen des Cacao sich erhebenden theils dornigen, theils glatten Stämmen des Buscare, an welche das bis an deren Gipfel kletternde Dracontium pertusum mit durchbrochenen Blättern dicht sich anschmiegt, breiten ihr schattiges Schirmdach über die Pflanzung und schwarz und goldgelbe Cassicus, wie Schaaren grüner Perikito's, die zur Zeit der Fruchtreife des Cacao hier ihren Aufenthalt haben, bringen durch ihr Geschrei Leben in das schöne Vegetationsbild.

Auf dem Boden, zwischen den Stämmen, bewegt sich ein sechs Zoll breites, dunkelbraunes, scharlachroth gestreiftes, endlos scheinendes Band daher; es sind Bachacos [147]), braune Ameisen mit großem Kopf und Zangen, welche sich damit beschäftigen, den Blüthenflor der Buscares zu zerstören, von welchem jede ein großes Stück der scharlachrothen Blüthe in den Zangen emporgerichtet, trägt, um es nach ihrem umfangreichen, von rothem Lehm und Sand aufgeworfenen Neste zu bringen.

Wehe dem Thiere oder dem menschlichen Fuße, welche dieses Band unterbrechen! im Nu sind sie von den gereizten Thieren bedeckt, die mit ihren schmerzhaftesten Bissen auf's Empfindlichste sich rächen, größere Schlangen und Frösche in kurzer Zeit tödten und, zu großen Haufen vereint, deren leblose Körper unter bewundernswerther Kraft und Ausdauer nach ihrem Neste bringen. — — —

Zum Schutz der Cacaohacienda zieht sich längs der Straße eine lebendige Hecke von limoncitos [148]), deren kleine, angenehm säuerliche sehr aromatische Früchte in Venezuela die Stelle der Citronen vertreten.

Der Weg führt an den Gebäuden der Cacaohacienda vorbei

und nach einer kurzen Windung liegt das Thal von San Esteban in seinem ganzen Reize vor den Blicken des Wanderers ausgebreitet. Zu beiden Seiten erheben sich ziemlich schroffe, wohl an 2000 Fuß hohe Berge, die nach Süden zu immer mehr und mehr ansteigen und im Hintergrunde als schön geformte Gebirgsmassen sich aufthürmen, unter denen die hohen, steil abfallenden, in weite Ferne glitzernden Felsenmauern des seltsam geformten burro sin cabeza[149], wie der 5500 Fuß hohe Kamm (cuchilla) der Cumbre del San Hilario am Meisten imponiren.

Sämmtliche Gebirgsmassen sind bis zu ihren Gipfeln mit der üppigsten Vegetation bedeckt und in den Contouren, selbst der entferntesten, heben sich gegen die reine Atmosphäre die auf langen schlanken Stämmen über die dichte, in ihren wellenförmigen Linien wenig unterbrochene Laubdecke emporragenden herrlichen Palmenkronen scharf gegen den tiefblauen Himmel ab.

Am rechten Ufer des in diesen Gebirgen entspringenden Rio de San Esteban, der durch die ganze Länge des Thales sich windet, ziehen sich die Landhäuser der in Puerto Cabello lebenden Ausländer, wie die Hütten der farbigen Eingeborenen in einer Ausdehnung von einer halben Legua hin.

Die einstöckigen Häuser der ersteren sind in der einfachen Bauart des Landes, aus weißen Steinwänden mit Hohlziegeldächern, theilweise mit Veranda's umgeben, erbaut und liegen in schön angelegten, sorgfältig unterhaltenen Gärten. Herrliche Gruppen Cocos- und Maporapalmen, Bananen, Brodfruchtbäume, Mangos, Guayabas, Papayas, Paraisos[150] vereinigen sich um sie zu prächtigen Pflanzengruppen und schaffen die anmuthigsten, echt tropischen Vegetationsbilder.

Die mit Palmendächern versehenen Lehmhütten der Eingeborenen, inmitten der üppigen, großblättrigen, glänzenden Riesen-Vegetation gelegen, mit der Staffage halbnackter, brauner, wild aussehender Männergestalten oder in helle Zeuge leicht geklei-

deter, schön geformter, farbiger Mädchen mit schwarzen feurigen Augen und lang herabhängenden, schwarzen Haaren liefern dem Maler die herrlichsten Studien südamerikanischer Scenerie. —

Mit inniger Freude über das reizende Landschaftsgemälde bezog ich das durch die Güte eines der bedeutendsten Kaufleute in Puerto Cabello für die Zeit meines Aufenthaltes in dieser paradiesischen Gegend mir überlassene Landhaus.

Alles hier war mir interessant und neu, der Anblick der imposanten Gebirgsformen, die reizende Vegetation, die seltsame Thierwelt und die dunkelgefärbten Menschen mit ihren eigenthümlichen Manieren und der fremden Sprache!

Der erste Blick, den ich kurz vor Sonnenaufgang, aus dem Hause in die Veranda tretend, in's Freie that, galt dem kolossalen Gebirgszuge im Hintergrunde.

Graue Wolken lagern an den Abhängen desselben, nur die kühn geformten Gipfel heben in tiefer Bläue von dem hellgrauen Horizonte sich ab. Nicht der mindeste Luftzug spielt in den Wedeln der Cocospalmen, welche in wirrem Durcheinander in der Nähe meiner Wohnung sich erheben und den Fuß der Gebirge verdecken.

Bald beginnt das Grau des Himmels im Osten lichter und lichter zu werden, ein gelblicher Glanz taucht hinter dem Gebirge auf und breitet von da immer mehr und mehr sich aus, bis das frühere Grau völlig verschwunden und ein sanftes reines Blau an dessen Stelle getreten ist.

In Osten wird der gelbe Glanz von Secunde zu Secunde intensiver, bis endlich der blendende Feuerball der Sonne über den Gebirgen in die Höhe steigt.

Der Tag ist angebrochen!

Im Nu ändert sich die vorher düstere eintönige Beleuchtung der Landschaft.

Die am Gebirge lagernde horizontale Wolkenschicht prangt

mit schönen goldgelben Rändern, während das Grau in durchsichtiges Azur sich verwandelt; die düstere Färbung der Berge macht einem schönen mit Purpur vermischten Ultramarinblau Platz und das frühere Grauweiß der schroffen Felswände geht an den von der Sonne erleuchteten Zacken und Abstürzen in ein zartes röthlich angehauchtes Gelb über, während deren dunkle Partien in sanftem Purpurblau prangen.

Durch die dunkelblaugrünen Laubmassen des Gebirgskammes ziehen lange Streiflichter sich hinab in die noch in tiefe Schatten gehüllten Quebradas [151]), deren zahlreichen Cascaden hellblaue Nebelwölkchen entsteigen, welche, noch bevor sie die Höhe des Gebirges erreicht haben, in der reinen Atmosphäre verdunsten.

Schon dringen einzelne Sonnenblicke in die Tiefe des Thales, die Gipfel der Palmen färben sich gelb und reflectiren blendend die aufgefangenen Lichtstrahlen, die hohen Uferbäume mit ihren tausend an ihnen die Kreuz und Quer umher und herabhängenden Bejucos [152]) erhalten am dunklen Saume ihrer dichtbelaubten Wipfel einen prächtigen Lichtglanz, nur der in seinem steinigen Bett zwischen großen Felsblöcken dahinrauschende Fluß mit seiner schönen, niedrigen Ufervegetation von fächerblättrigen Caña brava [153]) und großblättrigen Scitamineen ist noch in ein reizendes clair obscur gehüllt.

Die Thierwelt wird munter!

Aus dem dichten Gebüsch hinter dem Hause ertönen die sonderbaren, lauten Stimmen der fasanähnlichen Huacharacas [154]), Schaaren grüner Papageien fliegen kreischend von ihren Nestern, den Stammhöhlen der Buscares der Hacienda, der nahen Montaña [155]) zu, um die mit Früchten beladenen Bäume aufzusuchen oder in die an den Gebirgslehnen liegenden Maisfelder einzufallen: von der Montaña herab ertönt das Regen verkündende laut trommelnde Geheul einer Heerde rother Araguatos [156]) und das weithin schallende Brummen des gehaubten Pauji [157]).

Ein Bad am frühen Morgen in dem kühlen Flusse, nach der im heißen Zimmer zugebrachten Nacht ist ein Haupterforderniß zur Erfrischung und Stärkung des Körpers und der kurze Spaziergang von wenigen Minuten bringt mich an das Ufer des Rio de San Esteban.

Dicht stehende Gruppen von 15 Fuß hohem, fächer- und fiederblättrigem Caña brava, durch die Strömung des Wassers, aus welchem es sich erhebt, auf dem dünnen, rohrartigen Schafte hin und her schwankend, überragt von der, auf hohem Stengel sanft erzitternden, schneeweißen, schleierähnlichen Blüthenfahne; niederes Gebüsch des palmenblättrigen Carabobo[158]), pisangblättrige Heliconien[159]) mit scharlachrothen Blüthenscheiden, üppige, großblättrige Bananenstauden, über denen die Riesenstämme des Higuerote[160]) sich erheben, mit ihren wagerecht ausgebreiteten Aesten und dem dichten Blätterdache, in welches sich die blattlosen, zähen Stängel unzähliger Bejucos, meist den Bignonien angehörend, hinaufgewunden haben und ihre mehrzähligen Blätter und großen, rosafarbenen Blüthenbüschel mit der lederartigen glänzenden Belaubung des Feigenbaumes vermischen; Alles dies steht hier in üppigster Fülle durcheinander.

Prächtige Castaños[161]), aus der roßkastanienähnlichen, dichten Belaubung ihre großen, weit geöffneten Blumenkronen, mit dem dichten Büschel langer goldgelber und carmingefärbter Staubfäden, streckend, mit den kindskopfgroßen, dunkelzimmtbraunen Früchten behängt, beschatten herrliche, mit feinen federbuschähnlichen Wedelkronen prangende Gruppen von Corozopalmen[162]) und vollenden das prächtige Bild der üppigen Ufervegetation.

Das ungemein breite Flußbett ist mit Felsblöcken der verschiedensten Größe angefüllt, zwischen und über denen das silberklare, kühle Wasser rauschend dahin strömt, das jedoch jetzt, in

der trockenen Zeit, von geringer Tiefe ist und das Bett des Flusses kaum zur Hälfte in Anspruch nimmt.

Das Baden selbst, bei der so früh noch herrschenden kühlen Temperatur der Luft und des Wassers ist auf den Körper von angenehmster Wirkung und würde nicht so schnell beendet worden sein, wenn nicht sofort nach dem Eintritt in's Wasser Schaaren winziger, mit schwarzen Punkten gezierter, forellenartiger Fische meinen Körper umringt und mit ihren zwar wenig schmerzhaften, jedoch ein unangenehmes Gefühl verursachenden Bissen belästigt hätten, die besonders den, von Zancudostichen aufgeschwollenen, Hautstellen galten.

Diese kleinen Fische, die ich auch in den Flüssen Guyana's und Brasilien's angetroffen habe, sind nicht zu verwechseln mit den durch ihr scharfes Gebiß gefährliche Wunden verursachenden Caribes, Piraïs oder Piranhas [163]), welche in den Flüssen und Caños der Llanos von Venezuela, wie aller Flüsse des Innern vom tropischen Süd-Amerika, in großer Menge vorkommen und mit den tembladores [164]) und rayas [165]) diese Gewässer für Menschen und Thiere sehr unsicher machen.

Auf's Angenehmste erfrischt begebe ich mich nach der schattigen Veranda des Hauses zurück.

Die Sonne hat sich bereits hoch erhoben und sendet über das ganze Thal ihre heißen Strahlen.

Um die weißen Blüthen des Mamon [166]) und Pomarosa schwirren in großer Menge, Nachtschmetterlingen gleich, ultramarinblaue und grüne Certhia-Arten [167]), vereint mit laut summenden Colibri's, die mit ihren dünnen schlanken Schnäbeln die in den Blumen befindlichen kleinen Insecten herausholen.

Schwarze, wollköpfige Buben, braune, schmutzig aussehende und noch schmutziger gekleidete Kerls, junge Mädchen, aus deren braunen Gesichtern die schwarzen Augen feurig blicken, mit den weißen Blüthen des Jasmin [168]) in den blauschwarzen Haaren,

kommen langsam in dem von großblättrigen Brodfruchtbäumen tiefdunkel beschatteten Gartenwege entlang und nähern sich der Veranda, dem Señor naturalista irgend eine Naturmerkwürdigkeit zum Verkaufe anbietend. Bald ist es ein kleiner Caiman, der an eine Stange gebunden, von zwei Mann getragen wird, bald eine Schlange, die an einer um den Hals gelegten Schlinge am Ende eines Stockes hängt oder, wenn sie zu groß, auf dem Boden nachgezogen wird, bald eine große Kröte [169]), von der ich selbst mehre gewaltige Exemplare zu meinem größten Ekel in den Winkeln des Zimmers umherkriechen habe oder es sind Eidechsen, lange schwarze Julus, Belostoma, Buschspinnen, Blatta's oder gar von den Mädchen mit feinen langen Stacheln der Corozopalme durch die Flügel, anstatt durch den Leib, an Magueystücke festgesteckte große, schmählich lädirte Schmetterlinge [170]).

Ein Haufe müßigen Volkes begleitet die Raritäten-Verkäufer, welche stets einen hohen Preis für die gewöhnlichsten Sachen fordern, sich aber, nach langem Handeln, auch mit einer Kleinigkeit zufrieden stellen, besonders wenn diese von einem tragito [171]) begleitet wird.

War jedoch eine Uebereinkunft wegen des Preises nicht möglich oder wurde der Kauf wegen allzuschlechter Beschaffenheit der Waare zurückgewiesen, dann wurde sie, wenn lebend, vom Eigenthümer getödtet oder verstümmelt, nicht sowohl aus Aergerniß, sondern damit sie, nach dem Weggehen des Verkäufers, nicht in guter Beschaffenheit in meine Hände fiele, und dann erst ging murrend die Bande ab. —

Der Wind beginnt sich zu erheben; er treibt sein Spiel mit den langen Wedeln der Cocospalmen und den seidenartigen Blättern der Bananen und schüttelt die Früchte aus den leichten, graciösen Laubkronen der Guayabas und den von großen, auf starren, sonderbar gewundenen Aesten sitzenden, eingeschnittenen

Blättern gebildeten dichten Laubdache der Brodfruchtbäume, welche unter dumpfem Geräusch schwerfällig zur Erde fallen.

Große leuchtend blaue Schmetterlinge, der Morpho Menelaus, fliegen langsam auf und nieder tanzend, im Schatten der Bäume dahin, ihrem Lieblingsaufenthalte, dem dunklen Ufergebüsch zu und gleich einem Zeugmuster nett gezeichnete Ageronia Feronia verfolgen einander im schnellen Fluge mit laut klappernden Geräusch unter dem dunkelgrünen Laubgewölbe und setzen sich in aller Eile, um ein wenig auszuruhen, mit flach ausgebreiteten Flügeln an die weißgrauen, riesigen Stämme der Brodfruchtbäume oder die gelbbraunen, glatten Guayabastämme.

Unter dem Dache der Veranda sitzen schlafend, mit ausgebreiteten Flügeln, große graue, mit dunklen Wellenlinien gezeichnete Nachtschmetterlinge[172]) und schweben, aufgeschreckt, in schnellem Fluge, gleich Fledermäusen, dahin, um bald wieder an den im dichtesten Gebüsch stehenden Baumstämmen sich festzusetzen.

Senkrecht steht die Sonne über der schönen Landschaft und die Hitze beginnt bald lästig zu werden.

Dichte Wolkenmassen thürmen am fernen Horizonte sich auf und umlagern die hohen Gebirge, deren kühn aufsteigende Gipfel nur zuweilen aus dem Nebelmeere in die Höhe tauchen.

Eilends überziehen sie das tiefblaue Himmelszelt, verhüllen den glühenden Feuerball der Sonne und versetzen auf kurze Zeit die Natur in tiefes Schweigen.

Der fröhliche Gesang der Vögel, die zirpenden und schrillenden Töne der Heuschrecken und Cicaden sind verstummt und nur das Geheul der Araguatos läßt sich aus den Waldungen des Gebirges hören.

Der Wind erhebt sich stärker und geht bald in Sturm über, der in dumpfen Tönen durch das Thal dahin saust.

Die Wipfel der Palmen, die Kronen der Bananen, ein

leichtes Spiel des Sturmes, werden nach einer Seite zu tief niedergedrückt, das dichte Laubdach der vor dem Hause stehenden Fruchtbäume wird gewaltsam auseinandergerissen, vertrocknete Cocoswedel und Brodfruchtbaumblätter, Massen halbverwelkter Blüthen, dürre Aeste trägt der Sturm im Fluge dahin.

Immer tiefer senken die Wolkenmassen in's Thal sich herab und anstatt der herrlichen tropischen Beleuchtung, die noch kurz zuvor der lieblichen Landschaft ihren zauberischen Reiz verlieh, erblickt man jetzt das Grau in Grau gemalte Bild empörter Natur.

Ein seltsames, lautes Geräusch, dumpfem Brüllen ähnlich, welches den damit nicht Vertrauten ein beklommenes Gefühl verursacht, nähert sich mehr und mehr, es wird stärker und stärker, im Nu ist es in unmittelbarer Nähe, und bereits schon wieder, vom Sturme gejagt, vorübergeeilt.

Wie ein Wolkenbruch ergießt der tropische Platzregen vom Himmel sich herab und hüllt Alles umher in das düsterste Grau.

Das dumpfe Getöse, durch die großen, vom Sturm heftig auf die lederartigen Riesenblätter der Bananengewächse und die dichte, dickblättrige Belaubung der meisten tropischen Bäume, gepeitschten Regentropfen entstehend, ist der stete Vorläufer eines solchen Platzregens.

In Strömen rinnt das Wasser vom Dache des Hauses, schnell ist der kleine, durch den Garten sich windende Bach angeschwollen und überschwemmt weithin seine Ufer; furchtbarer Donner, in den Gebirgen im lautesten Echo lange Zeit wiederhallend, rollt über mir dahin und blendende Blitze versetzen Alles, was noch von der Landschaft zu erblicken ist, in die feurigste Beleuchtung.

Der Sturm hat aufgehört, doch immer noch strömt der Regen in seiner ganzen Macht hernieder.

Breite, fußlange widerliche Kröten[173]), mit großen Warzen auf der chagrinartigen Haut, retiriren vor dem Ungestüm des Wetters und suchen, an den in die Veranda führenden Stufen plump in die Höhe springend, Einlaß in das Haus; große Cucarachas[174]), durch die herrschende Dunkelheit in ihrer Zeitrechnung getäuscht, kommen aus ihren Löchern und spazieren in ansehnlicher Menge an den Wänden umher und lange, schwarze, walzenförmige Tausendfüße[175]) bewegen sich in blutegelartiger Fashion, ihre vielen Füße in undulirender Bewegung so schnell vorwärts schiebend, daß das Auge sie kaum verfolgen kann, an der niedrigen Mauer der Veranda hin.

Endlich scheinen die tiefgehenden Wolken ihres allzu reichlichen Inhaltes sich entledigt zu haben und ziehen höher hinauf, um an den Abhängen der Gebirge von der gehabten Anstrengung sich zu erholen.

Das einförmige Grau des Himmels verschwindet und das tiefe Blau der klaren Atmosphäre mit der Alles belebenden Sonne schwebt wiederum über der schönen Landschaft.

In tieferem Dunkelblau erscheinen die fernen Gebirge und in saftigerem, gesättigten Grün prangt die erfrischte Vegetation.

Nach kurzer Zeit ist von der Heftigkeit des Regens nicht die geringste Spur mehr zu sehen, der kleine Bach ist wieder in seine Ufer zurückgetreten, das durchnäßte Erdreich getrocknet und die lästigen Besucher, von denen einige ihre Dreistigkeit und ihren Irrthum in der Tageszeit in einer für „Spirituosas" bestimmten Glaskrucke büßen, sind verschwunden.

Bald brennen die Sonnenstrahlen so heiß als zuvor und große schön gefärbte Eidechsen[176]) schleichen auf den erhitzten Steinen am Wege umher oder naschen, in possierlichen Stellungen, an der breiartigen Masse der beim Herabfallen aufgeplatzten Brodfrüchte.

Ein Stündchen der Ruhe wird in der in der Veranda auf-

gehängten Hängematte hingebracht, aus der ich jedoch durch die großartigen Geschäftsverbindungen, in welchen ich mit der braunen Jugend des Ortes stehe gestört werde. Irgend eine Buschspinne, Raupe oder ein schwarzer, übelriechender, in den Winkeln der Häuser umherkriechender Coco[177]), die meine Geschäftsfreunde zum Verkaufe bringen, sind die Veranlassung ihres Besuches.

Wenn auch meistens in dieser Weise nur die allergewöhnlichsten, des Aufbewahrens nicht werthen Sachen erlangt werden, kommt man doch mitunter in Besitz wirklicher Seltenheiten[178]), die das für die ordinairen Sachen weggeworfene Geld reichlich ersetzen und dem Naturfreunde großes Vergnügen bereiten.

Um 4 Uhr Nachmittags beginnt die große Hitze etwas nachzulassen, die Sonne hat ihre Wanderung nach Westen bereits angetreten.

Jetzt erst kommt die angenehmste Zeit des ganzen Tages und ein Spaziergang im Dorfe entlang wird unternommen, vorher jedoch noch ein zweites Bad im Flusse für nöthig erachtet.

In diesem ist es nunmehr belebter als am frühen Morgen und mehre junge, schöne Señoritas theilen mit mir die Annehmlichkeit des Bades.

In Venezuela wird in dieser Beziehung das Schicklichkeitsgefühl ein wenig hintenangesetzt, was übrigens jetzt wohl auch in vielen europäischen Seebädern der Fall ist.

Männer und Frauen, der höheren wie niederen Klasse angehörend, baden zu gleicher Zeit im Flusse, oft in nächster Nähe und obgleich die Damen mit einem langen Badehemd bekleidet sind, ist dieses doch meist so fein und schließt durch die Nässe dermaßen an den Körper, daß man die Formen der im Wasser umherwandelnden Damen mehr als errathen kann[179]). Es trifft diese Bemerkung hauptsächlich nur die Creolinnen und Farbigen; Europäerinnen höheren Standes nehmen ihr Bad nicht in solcher Oeffentlichkeit.

Jedoch ländlich! sittlich! es ist eine von den Spaniern vererbte Gewohnheit, bei welcher nie die geringste Unanständigkeit vorfällt. — — —

Mein Spaziergang im Dorfe führt mich nach Süden, dem hohen Gebirge zu; der Weg windet sich, am Flusse entlang, zwischen anmuthigen Landhäusern, die dicht an demselben, einige davon auf kleinen Anhöhen, liegen, dahin; es ist der Anfang des camino viejo [180]), welcher von den Spaniern erbaut, über das hohe Gebirge, den Paß der Cumbre del San Hilario in der Höhe von 5000', von Puerto Cabello nach Nueva Valencia führt und der, gleich allen früheren großen Bauten der Spanier, jetzt nur noch nothdürftig im Stande gehalten wird.

Zur Rechten des Weges bis an den nahen Fluß ziehen sich eingefriedigte, schattenreiche Anpflanzungen von Fruchtbäumen, welche durch die mit Blüthen und Früchten übersäten dichten Laubkronen den Naturfreund in Erstaunen setzen.

Colossal dicke, nicht allzu hohe Stämme des Zamang [181]), beladen mit Tillandsien, Orchideen, Lorantheen, Cacteen (besonders eine dem alatus ähnliche Art mit purpurrothen Blättern und dem Kronleuchter ähnlich herabhängenden Rhipsalis) und Aroideen, stehen hier und breiten, gleich einem riesigen Sonnenschirme, ihre fast wagerecht stehenden dicken Aeste nach allen Seiten hin in ungeheurem Umfange aus, durch ihre dichte, schön gefiederte Belaubung eine prachtvolle, abgerundete Blätterkrone bildend.

In ihrer tiefen Schattengebung wetteifern mit ihnen allein die zahlreich umherstehenden, dickstämmigen Mangobäume [182]) mit langen, dicht gedrängt sitzenden Blättern, die ein der Sonne wie dem Regen undurchdringliches Laubdach schaffen.

In ihrem Schatten stehen zierliche schlanke Caffeebäumchen, deren lederartige, glänzende Belaubung die wenigen, durch die Oeffnungen des dichten über ihnen schwebenden Blätterdaches,

auf sie herabfallenden Sonnenstrahlen auf's blendendste reflectiren und die durch das reinste Weiß ihrer in den Blattachseln an den Aesten in großer Fülle sitzenden Blüthen den hier ungewohnten Anblick eines beschneieten immergrünen Strauches darbieten.

Weiter, dichter am Flusse hin, steht ein anderer Riese der Pflanzenwelt, der gewaltige hohe Ceiba [183]) mit grauem, glattem, in der Mitte dickangeschwollenem Stamme, dessen fast wagerecht stehenden Aeste eine herrlich gewölbte Krone bilden, die sich gerade jetzt, im Anfang der Regenzeit, mit frischen Blättern zu schmücken beginnen, da der Baum zu den wenigen tropischen Gewächsen gehört, welche in der trockenen Zeit ihr Laub verlieren.

Zwei weißgraue dicke Stämme der prachtvollen Palma de vino [184]) stehen am Eingange eines Gartens und zeigen in ihren ungeheuren, 40 Fuß langen und 8 Fuß breiten Fiederwedeln auf's Lebhafteste die Ueppigkeit tropischer Vegetation. Wagerecht ausgebreitet stehen an den gerade emporsteigenden Blattstielen die Fiederblätter, deren Spitzen, sämmtlich auf's Regelmäßigste eingeknickt, in malerischer Weise herabhängen, was sich eben auch bei den graciös herabnickenden Wedelenden wiederholt.

Einen interessanten Anblick für den Pflanzenforscher gewährt ein weiterhin befindlicher, zu dem Landhause eines deutschen Kaufmanns gehöriger Garten, der mit den verschiedensten tropischen Fruchtbäumen bepflanzt ist. Der für die Schöpfungen der Natur ungemein sich interessirende Eigner dieser Anpflanzung hat es sich angelegen sein lassen, die beliebtesten Fruchtbäume Venezuela's zusammenzubringen, von denen der Garten sehr schöne und seltene Exemplare aufweist.

In der Nähe dieses Landhauses dämmt das hochgelegene, felsige Ufer den Fluß bedeutend ein und schafft dadurch einen

romantischen Engpaß, die sogenannte encajonada, in welchem gewaltige Felsmassen übereinander sich thürmen.

Brausend und schäumend bricht der Fluß in malerischen Cascaden sich seinen Weg durch die grauen Felsblöcke und stürzt in weite Bassins, deren bedeutende Tiefe das dunkle Schwarzgrün des klaren Wassers andeutet und deren Rand durch große, abgerundete graue Felsplatten gebildet wird.

Das darüber sich wölbende dichte Laubdach graustämmiger Copey's[185]) mit großen weiß und roth prangenden, wachsartigen Blüthen und schlangenartig gekrümmten, tief in die Felsenspalten hineindringenden Wurzeln, schirmartig ausgebreiteter Mimosen und fingerblättriger Castaños[186]) wirft seinen dichten Schatten über das anmuthige Bild des gegen sein Felsenwehr ankämpfenden Flusses.

Die Landhäuser der Ausländer verschwinden nunmehr und machen den in größerer Entfernung von einander stehenden Lehmhütten der Eingeborenen Platz.

Hecken von schönblättrigem Piñon[187]) und der mit herrlich orangegelben und scharlachrothen Blüthenrispen geschmückten Clavellina[188]), durchwoben mit dem feingefiederten Laub der purpurrothen Enredadera[189]) und vieler anderer zarter Schlinggewächse, schließen die kleinen Grundstücke der farbigen Bevölkerung ein.

Am jenseitigen Ufer des Flusses, das man von dem höher ansteigenden Wege aus übersehen kann, liegen ähnliche Hütten in wahrhaft malerischer Unordnung zerstreut zwischen einzelnen Baumgruppen und kleinen Wäldchen und saftgrüne Mais- und Yucafelder ziehen sich hinter ihnen die Anhöhen hinauf bis nach der dunkelgrünen Montaña[190]).

Endlich ist das Ende des Dorfes erreicht und der Weg erhebt sich immer höher, dicht am Fuße des nahe an den Fluß

getretenen Gebirges entlang sich windend, während zur Rechten der Fluß über Felsgeröll schäumend dahinrauscht.

So ruhig, unter melodischem Rauschen, jetzt auch der Fluß dahinströmt, so ungestüm erscheint er nach anhaltendem starken, im Gebirge gefallenen Regen. Mit dumpfem Gebrüll stürzt er alsdann vom Gebirge herab in die Ebene, eine 10 bis 12 Fuß hohe, das breite Flußbett völlig ausfüllende, schmutziggelbe Wassermauer, die Alles vor sich herwälzt, was ihr in den Weg kommt, Bäume und große Felsblöcke! Immer höher schwillt der, lange Wellen werfende, Fluß und übertritt seine Ufer, unter furchtbarem Krachen werden die colossalen Felsblöcke durch die unwiderstehliche Gewalt des Wassers an einander gestoßen, riesige Uferbäume, bisweilen auch ganze Uferstrecken, mit hinweggerissen und der sonst so ruhig dahinfließende Fluß bietet jetzt das Schauspiel gewaltiger Zerstörung und der Empörung der Elemente.

Sobald die Anwohner des Flusses das ihnen bekannte Donnergebrüll des anstürmenden Wassers in der Entfernung hören, rettet sich jeder etwa im Flusse Befindliche so schnell als möglich aus dessen Bette und Signale auf der Guarura ertönen weithin, um die entfernt wohnenden Nachbarn vor der schnell daher kommenden Fluth zu warnen.

Doch nur kurze Zeit währt diese wilde Scene, im Verlauf einiger Stunden fließt der soeben noch wüthende Fluß wieder so ruhig, wie vorher, in seinem, nunmehr zu weiten Bette dahin und nur bei lang anhaltendem Regen dauert die Ueberschwemmung geraumere Zeit. — — —

Dichter, bei weitem kräftigerer und von der Küstenvegetation verschiedener Pflanzenwuchs nimmt von hier an wieder Alles ein und dunkle Quebradas mit grün bemoosten, von palmblätterigen Carludovicen, zierlichen Lycopodien und Hymenophyllen eingefaßten Felsblöcken, über die das kühle Wasser eines

kleinen Gebirgsbaches herab sich stürzt, unterbrechen den Weg, der an solchen Stellen durch rohe, hölzerne Brücken verbunden ist.

Mein Spaziergang führt mich nicht weiter als, noch eine Viertelstunde am Fluße hin, zu dem piedra de los Indios[191]), einem dicht am Wege liegenden großen Granitblock, der mit Bilderschriften der zur Zeit der Conquista hier lebenden Indianer geschmückt ist.

Diese, einen halben Zoll tief in den Stein eingegrabenen Zeichnungen stellen meist Schlangen und andere Thierformen, menschliche Figuren und Köpfe und spiralförmige Linien dar und weichen von denen, die ich später in Guyana, am Essequebo und Rupununi gesehen, in den Charakteren und Formen ab, sind jedoch wie diese eben so roh ausgeführt.

Obgleich in Folge der Einwirkung des Regens und der Atmosphäre sehr verwittert, sind die Figuren doch noch deutlich zu unterscheiden und es gehörte sicher eine Riesengeduld, wie sie nur Indianer besitzen, dazu, dieselben vermittelst eines Steines (denn Eisen war vor der Conquista den Indianern völlig unbekannt) in die harte Granitmasse einzugraben.

Der Weg ist ziemlich mit dem hier sandigen Flußufer gleich, und ein riesiger Felsblock erhebt sich in der Mitte des mit kleineren Felsmassen angefüllten Flußbettes.

Mit goldgelben Blüthen bedeckte fiederblättrige Caña fistula[192]), deren fußlange runde, dunkelbraune Schoten in Unmassen von den Spitzen der Zweige herabhängen, einzelne Cocospalmen, Lechosa's[193]) und Mango's zeigen an, daß dieser Fleck früher bewohnt war und eine schöne Gruppe leicht gefiederter Corozopalmen lassen ihre düstergefärbten Wedelkronen über den Indianerstein, den Zeugen eines untergegangenen Volkes, herabnicken.

Mein Heimweg läßt mich die schöne Landschaft noch einmal, in herrlichster Abendbeleuchtung, erblicken.

Große Schmetterlinge, der blauschillernde Menelaus, der stahlgraue Eurilochus, die prächtigen Achilles und Nestor, fliegen in die Quebradas aufwärts, ihr Nachtquartier aufzusuchen, während der schwarze, rothgefleckte Phyllis, die buntgefärbten Chrysippus, Eresimus, Archippus u. s. w. mit einem dunklen Plätzchen in dem am Wege stehenden dichten Gebüsch vorlieb nehmen.

In kurzer Zeit befinde ich mich wieder in der Veranda des Hauses und bewundere die prächtige Abendbeleuchtung an dem vor mir befindlichen, in den verschiedensten Nuancen von Grün prangenden, dichten Laubgewölbe. Mit den herrlichsten goldenen Farbentönen übergossen, erscheinen die von der untergehenden Sonne beleuchteten Laubmassen, während ihre Schatten in tiefes Violetblau sich hüllen und in dieser Weise zauberische Farbenpracht mit dem schönsten Effecte vereinen.

In tiefem Dunkelblau ragen die hohen Berggipfel über das bunte Laubgewölbe, nicht das geringste Wölkchen ist an ihren Abhängen zu erblicken und das klarste Himmelszelt spannt sich, von der untergehenden Sonne in schönstem Lichtglanze prangend, über die herrliche Landschaft.

Wiederum ertönt aus dem hinter dem Hause befindlichen Gebüsch der laute Ruf des Huacharaca, die Papageien kehren von ihrem Ausfluge in die Montaña nach den Buscares der Hacienda zurück, mit Blitzesschnelle umkreisen düster gefärbte Macroglossa summend die schneeweißen Blüthen der Pomarosa und des Caffee, und große, in lebhaftem Grün und Gelb prangende Sphinx drehen sich schwirrend um die großen geöffneten Blüthen der Nongue[194]) und strecken ihre lange dünnen Saugerüssel in die weiten Blumenröhren, oft sogar in diese tief hinein kriechend.

Die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden.

Wieder nehmen die fernen Gebirge den kalten grauen Ton

des frühen Morgens an, die kurz vorher herrschende Farbenpracht der Vegetation hat einem düstern Blaugrün Platz gemacht.

Große Fledermäuse schweben geisterhaft durch die offene Veranda, mit leisem Flügelschlage jagt der in düsteres Grau gekleidete Caprimulgus nach den im Garten umherfliegenden Insecten und duckt sich von Zeit zu Zeit in den sandigen Weg vor dem Hause, sein lautes ängstliches Geschrei ausstoßend, nieder, die großen Kröten beginnen wiederum ihre Wanderungen und zeigen heftiges Verlangen in das Haus zu dringen. Unter dem Dache und in den Winkeln der Zimmer wird es lebendig, häßliche breitfüßige Geckonen klettern unter widerlichen Tönen an den Wänden, kleben an den Decken und fallen in die Hängematte herab, zum großen Ekel des Darinliegenden, Cucaracha's, Scorpione, Cientopie's und ähnliche Mitbewohner des Hauses kriechen an der Mauer umher und große Phanäus[195]) und maikäferähnliche Ancylonicha-Arten fliegen mit lautem Summen gegen die vom Lichte erleuchtete weiße Wand der Veranda.

Das brennende Licht umfliegen zahlreiche Schwärme geflügelter Ameisen, rothgelber Ichneumoniden mit zusammengedrückten, langen Hinterleibern, widerliche Reduvius, kleine Motten, große Bombyx und Noctua-Arten und die lustige Gesellschaft ist emsig bemüht, das brennende Licht auszulöschen.

Der feine Gesang der Zancudos beginnt und veranlaßt mich, die Hängematte in heftig schwingender Bewegung zu erhalten.

Trotzdem werden die Quälgeister so zudringlich, daß ich, um ihnen zu entgehen, nach meinem Zimmer flüchte.

Aus der Hängematte springend, tritt mein Fuß auf einen schleimigen, kalten Körper, der einen dumpfen Angstschrei ausstößt Vor Ekel und Ueberraschung seitwärts springend, erblicke ich eine breitgedrückte ovale Masse am Boden, die jedoch Leben zeigt, sich aufbläht und halb kriechend, halb hüpfend ihren Rückzug antritt.

Es ist einer meiner Hausbewohner, eine große, fußlange Kröte. — — —

So strich mein Leben in San Esteban, einförmig, aber unter vollem Naturgenuß dahin. Und reichlich war die Ausbeute an Naturschätzen in dem herrlichen Thale, die in einer ungeheuren Mannigfaltigkeit dem Naturfreunde geboten wurden; das nahe Meer, das Thal wie das hohe Gebirge lieferten hier ihre Schätze in schönster Auswahl dem eifrig darnach Suchenden.

Die Einwirkungen von Fluth und Ebbe haben auf den Rio San Esteban ihren Einfluß nur auf eine geringe Strecke aufwärts seiner Mündung, da sein Bett bald hinter dem kleinen, dicht bei Puerto Cabello gelegenen Orte Paso real dermaßen ansteigt, daß die Fluth nicht weiter vorwärts dringen kann; der Pflanzenwuchs im Thale von San Esteban zeigt sich daher bereits in voller Pracht und Ueppigkeit der Süßwasser-Vegetation, indem die Pflanzen der Küste, wie die der noch mit Seewasser untermischten Flüsse, hier nur an die Nähe des Meeresstrandes gebunden sind.

Das Thal von San Esteban ist zum Theil schön angebaut, einige Cacaohaciendas ziehen an dessen nördlicher Seite am Flusse sich dahin und saftgrüne Yuca[196]) und Maisfelder wechseln mit kleinen Caffee- und Ocumopflanzungen[197]) im übrigen Theile desselben ab.

Der Ackerbau erfordert im tropischen Süd-Amerika mehr Mühe und verlangt größere Aufmerksamkeit, als es in Europa der Fall ist, da wegen des Nichtdüngens des Bodens dasselbe Feld höchstens nur zwei Jahre lang zu benutzen ist, wenn dessen Ernte irgend ergiebig sein soll.

Um ein Stück Wald urbar zu machen, wird zuerst das darin stehende Untergebüsch, dann erst die hohe Waldung im December oder Januar niedergeschlagen und Alles dies bis Anfang April liegen gelassen, damit es die Sonne so viel als möglich trocknet.

Im April zündet der Conucero[198]) dasselbe an, damit es bis auf die großen dicken Stämme vollständig niederbrennt und Kohlen wie Asche als Düngung dienen. Alle etwa unverbrannten dünneren Stämme und Schlingpflanzen werden sorgfältig auf Haufen geworfen und verbrannt, bis nur noch etwaige Riesenstämme und die Stümpfe der umgehauenen Bäume auf dem gereinigten Platze, der Roza[199]) genannt wird, stehen.

Auf dieser Roza werden nun die Anpflanzungen zum Beginn der Regenzeit, Anfang Mai, vorgenommen und bis zur Ernte hat der Conucero mehrmals das Conuco[200]) von dem ungemein schnell wuchernden Unkraut zu reinigen, welches sonst in kurzer Zeit die cultivirten Pflanzen verdrängen würde.

In der kürzesten Zeit überziehen die schlimmsten dieser Unkräuter, stachlige Solanum und Smilax, silberblättrige Cecropien, die heftig brennende, stachelblättrige Brincamosa[201]), der lindenblättrige Majagua[202]), schlingende Bambusen, großwedelige Pteris und Mertensien völlig die neu angelegten Conucos und erreichen in wenig Wochen die Höhe von mehren Fuß.

Jedes Jahr haut der Conucero eine neue Roza und überläßt in der Regel das alte Conuco dem üppig wuchernden Unkraut, für welches der von den Culturpflanzen bereits ausgesaugte Boden noch die besten Nahrungsstoffe enthält.

Es ist seltsam und bis jetzt noch nicht völlig aufgeklärt, wie es kommt, daß in den Rozas, selbst wenn sie mitten im Walde, weit entfernt von anderen Anpflanzungen liegen, die eben angeführten Unkräuter, eine dem Walde durchaus nicht zugehörende Vegetation, plötzlich auftreten, ohne daß vorher irgend eine dieser Pflanzen an dieser Stelle oder überhaupt im nahen oder weiten Umkreise vorgekommen ist.

Wenn es auch bei den Solaneen, Cecropien, Malpighien der Fall sein kann, daß ihr Auftreten durch von Thieren verschleppten Samen bewirkt ist, so kann dies doch von den Bambusen und

Farnen nicht gelten und letztere sind gerade die ersten sofort nach dem Abbrennen einer Roza erscheinenden Pflanzen. Würde dies überhaupt nur bei einzelnen gehauenen Lichtungen der Fall sein, so ließe sich dies in der angeführten Weise eher erklären, es ist jedoch das Auftreten dieser Unkräuter ein allgemeines und zeigt sich ohne Unterschied in jeder Roza.

Außer den angeführten Vegetabilien werden noch Bohnen, Yams, Bataten, jedoch in geringeren Quantitäten, gebaut; erstere bilden eines der Hauptgerichte im venezuelanischen Haushalte, nächst der nahrhaften Sancoche, in welcher Fleisch mit allerlei Gemüsen, wie Ocumo, Apio, Bataten, Platanos, Yuca und Yams zusammengekocht wird.

So mäßig der gebildete Venezuelaner, besonders im Genuß starker Getränke ist, so unmäßig lebt die niedere Klasse der Farbigen und Schwarzen, die überhaupt hinsichtlich ihrer Bildung noch auf einer tiefen Stufe stehen

Jede Feier eines kirchlichen oder patriotischen Festes wird von dem farbigen Volke mit Begierde benutzt, um ihren Hauptleidenschaften, dem Trunk und Spiel, zu huldigen, der an solchen Tagen stattfindende baile[203]) ist der Deckmantel dafür.

Für Schulen ist in Venezuela noch sehr wenig gethan, nur in den Städten und größeren Ortschaften befinden sich solche, die jedoch nur auf den Unterricht des Allernöthigsten, wie Religion, Schreiben, Lesen und Rechnen sich beschränken, in kleineren Orten, wie San Esteban, ist an solche Institutionen nicht zu denken.

Ich habe in San Esteban bald nach meiner Ankunft in Venezuela 6 Monate, und 2 Jahre später wieder 18 Monate gewohnt und rechne die Zeit meines dortigen Aufenthaltes als eine der angenehmsten und für die Erwerbung von Kenntnissen venezuelanischer Natur vortheilhaftesten, die ich überhaupt in Süd-Amerika verlebt habe.

Sie floß mir still und leider nur zu schnell dahin und wenn ich auch oft in meinen Verhältnissen mich nicht glücklich fühlte, so wurden diese unangenehmen Stunden des Daseins doch durch das unaussprechliche Glück des reinsten Naturgenusses, dem ich mich dort ungestört hingeben konnte, in den Hintergrund gedrängt und jetzt endlich, nach vielen seitdem verflossenen Jahren, verscheucht die Zeit jedes störende Bild und läßt mich des paradiesischen Thales von San Esteban nur mit der wonnigsten Erinnerung gedenken.

IV.

Am Golfo triste.

1.

Tucacas und die Boca del Aroa.

Es war an einem späten Nachmittage im April 1850, als ich an Bord der Goleta „La Esperanza" ging, die mich nach dem kleinen Orte Tucacas bei der Punta de Tucacas, an der westlichen Küste des Golfo triste gelegen, bringen sollte.

Dort hatte das Fahrzeug einen Theil seiner Ladung in tablas de guana[204]), den anderen an der Boca del Yaracui[205]) in Mora[206]), einzunehmen, wodurch mir Gelegenheit geboten wurde, die Küstengegend von Chichirivichi bis nach Puerto Cabello und da ich am Rio Yaracui längere Zeit mich aufzuhalten gedachte, auch das Thierleben und die Vegetation dieser Gegenden kennen zu lernen.

Der Anblick der Goleta machte mir allerdings wenig Hoffnung auf eine angenehme Fahrt, das Fahrzeug war alt und seine Pumpe schien sehr stark benutzt zu werden, was auf einen lecken Zustand des alten Kastens schließen ließ; doch die Reise war nicht weit und geschah längs der Küste, so daß nicht die entfernte Idee eines Unfalles mit derselben in mir auftauchte.

Von der Mannschaft war außer einem schwarzen Jungen

von 14 Jahren und einem eben so schwarzen Hunde, der durch Gebell und mehrfache Versuche, in meine Waden zu beißen, mir entschieden entgegentrat, nichts zu erblicken

Der Junge nahm nicht die geringste Notiz von mir, sondern beschäftigte sich mit dem höchst geistreichen Würfelspiel, wobei er die Rollen von vier imaginairen Mitspielern übernommen, die er, was die veränderte Sprache anbelangte, recht glücklich durchführte und außerdem den Vortheil hatte, jeden Verlust in großer Ruhe ertragen zu können.

Es dauerte längere Zeit, bevor nach und nach die Mannschaft, in vier Personen bestehend, eintraf; braune Kerls in verschiedenen Schattirungen, darin jedoch völlig sich gleich, daß sie sämmtlich betrunken waren.

Zuletzt taumelte ein nur halb bekleideter Mulatte, einen Korb mit Flaschen in der Hand, auf das Schiff zu und rief bereits aus der Ferne mit heiserer Stimme, welche durch eine gehörige Anzahl genossener Rum's einen Bruch erlitten und vom tiefen Baß in den höchsten Sopran überschnappte, nach dem Schiffe zu: Carajo! muchacho, venga aca y ayudame![207])

Que cochino tan boracho![208]) murmelte der schwarze Bengel und sprang eiligst an's Land, dem Mulatten zu.

Die ihm zu leistende Hilfe bestand darin, daß letzterer dem Jungen den Korb übergab, von ihm unterm Arm sich nehmen und unter mehrfachen, seltsamen Evolutionen des Körpers an Bord der Goleta sich bringen ließ.

Ah! el pasagero! como esta? soy el capitan, capitan Juan Bracho! pero me llaman siempre Boracho, los diablos! que dice Vm?[209]) und diesen Wortschwall in mehren, durch Schluchzer verursachten Unterbrechungen lallend, eröffnete er seine Bekanntschaft mit mir und stellte sich mir so in seinem ganzen Charakter vor.

Vamonos, muchachos puñeteros! levantan el ancle, afflojan la vela mayor, vayan a la canoa, el piloto al timon!

ligero, ligero! carajo![210]) und nach diesen Commando's nahm er eine der Flaschen aus dem neben ihm stehenden Korbe, setzte sie an den Mund und that einen langen Zug daraus, para refrescarse[211]), wie er meinte.

Drei der Matrosen stiegen in das kleine, an der Seite des Schiffes liegende Boot, nahmen die Goleta in's Schlepptau und bugsirten sie aus dem Hafen von Puerto Cabello.

Sobald wir die punta brava passirt und die Matrosen wieder an Bord gekommen waren, wurde das Boot auf's Verdeck gehißt, alle Segel beigesetzt und das Schiff der frischen Brise überlassen, die es rasch vorwärts trieb. Der Piloto, die in weitester Ferne liegende, kaum über das Meer sich erhebende Hügelreihe der Küste von Chichirivichi als Merkzeichen nehmend, richtete das Steuerruder und band es fest; das Schiff hatte nur in gerader Richtung auf diese Landmarke los zu segeln, gefährliche Stellen waren nicht zu passiren.

Die Sonne neigte nach Westen sich hinab.

Der schwarze Junge begann Vorbereitungen zum Kochen des Abendessens zu treffen.

In einem Eimer befand sich die eingekaufte Provision, carne seca, bacallao und verduras[212]), bei denen die spanischen Lieblingsgewächse, cebollas und ajo[213]), nicht fehlten.

In einem großen mit Sand angefüllten Kasten, wahrscheinlich nach der Sitte der alten Phönizier, brannte das Feuer, über welches die nöthigen Kochtöpfe placirt wurden.

Die Mannschaft, der Capitain mit inbegriffen, lag, nachdem sie vorher auf eine glückliche Reise eine Flasche Aguardiente geleert, den Sonnenstrahlen ausgesetzt auf dem Verdeck umher in tiefstem Schlaf, nur der muchacho und ich befanden uns in wachem Zustande.

Die Küstengegend des Golfo triste gewährte von der See aus einen prächtigen Anblick.

Die lange Reihe der Küsten-Anden von Puerto Cabello an bis nach dem Cabo Codera lag in der prachtvollsten Färbung vor mir und die aus diesem ungeheuren Gebirgszug steil emporsteigende, hohe Silla von Caracas, die kühnen Formen des Avila, die Granitgipfel des Chuao bei Turmero, des Cucurucho del coco bei Turiamo und der Cumbre del San Hilario bei Puerto Cabello drückten dem herrlichen Panorama den Stempel der Großartigkeit auf.

Bereits hatten wir die an der Mündung des Flusses Goaiguaza gelegene Insel gleichen Namens passirt und befanden uns dem kleinen Orte Palito an der Mündung des Rio de las aguas calientes gegenüber.

Hier entfernt die Andenkettte sich von der Küste und tritt weit nach Süden zurück, um sich durch Ausläufer mit den weiter im Inneren mit ihnen parallel laufenden Gebirgszuge zu verbinden, der sich längs des südlichen Ufers des Sees von Tacarigua in geringerer Höhe nach Villa de Cura, Guigue, la Victoria dahinzieht und das Thal von Aragua bildend, bei Caracas mit den Küsten-Anden zusammentrifft.

Von Palito führt ein romantischer Weg, die neue Straße (el camino carretero), am Fuße der westlichen Ausläufer der Küsten-Anden über das durch seine heißen Quellen (las aguas calientes) berühmte las Trincheras nach Nueva Valencia und von da nach Caracas, außer der Straße nach San Carlos der einzige seit der Indepedencia[214], von der venezuelanischen Regierung erbaute Weg im ganzen Lande.

Die Küste bis weit in's Innere bildet von hier eine Ebene, die nur von kleineren Höhenzügen unterbrochen ist und aus der in weiter Ferne die Gebirge von Nirgua, Montalvan und San Felipe in duftig blauer Färbung auftauchen. Gegen Westen erhebt sich ein langer flacher Höhenzug, die hügelige Küste von Chichirivichi.

Es war ein sehr abwechselndes, mannigfaltiges Bild, das durch die hohen dunkelgrünen, mit weißem Schaum bedeckten Wellen des Vordergrundes an Lebhaftigkeit überaus gewann.

Die Sonne war untergegangen, der Junge hatte das Essen fertig und weckte die Mannschaft zu dessen Vertilgung.

Die reichlichen Libationen in Rum mochten der Grund sein, daß sie auf seinen Ruf nicht hörten, zwar mit einem lauten „curajo!" die Augen öffneten, sie aber ebenso schnell wieder schlossen und weiter schliefen.

Nur der Piloto stand auf, ging nach dem Steuer, band es los, richtete es ein wenig mehr nach Nord, band es wieder fest, gab dem Jungen einen Puff in den Rücken mit dem Bemerken: Vaya a la proa, pendejo, y tenga cuidado,[215]) legte dann wieder sich nieder und war bald eingeschlafen.

Der Junge verzehrte seine Mahlzeit, begab sich dann wirklich nach der Proa, legte sich auf das Deck und war eben auch, anstatt Wacht zu halten, bald entschlafen.

Der Hund machte die gräßliche Unordnung sich zu Nutze, sprang zu der, vom Jungen in's Boot gestellten, mit dem Essen der Mannschaft gefüllten Schüssel, leerte sie in ungestörter Ruhe und legte sich dann, tonnenartig aufgeschwollen, der Länge nach ebenfalls hin und schlief.

Der nur kurze Zeit währenden Dämmerung folgte schnell tiefe Dunkelheit; die Brise begann stärker zu wehen und das Schiff durchschnitt, wie von Dampfeskraft getrieben, die vor ihm sich aufthürmenden Wogen, die am Bugspriet in leuchtendem Schaum sich brachen

Ich lehnte über den niedrigen Bord und bewunderte den herrlichen Phosphorglanz des auf den Wellenkämmen sich kräuselnden Schaumes, der in seinem wilden Tanze oft mein Gesicht berührte. Einen schönen Anblick gewähren zur Nachtzeit die das Schiff umspielenden großen Fische, deren ganzer Körper alsdann

in einem weißgrünen, blendenden Lichtglanze erscheint, der mit dem tiefen Schwarzblau des Meeres im höchsten Grade contrastirt.

Lange Zeit lag ich in Bewunderung des sich oft wiederholenden, reizenden Naturspieles versunken da, bis die Brise allzu steif wurde und mich mit einer solchen Fülle Staubregen von den am Schiffe sich brechenden, hoch gehenden Wogen überschüttete, daß ich mich nach der Mitte des Deckes zurückziehen mußte.

In dem unteren Raum, der einige schlecht genug zusammengeschlagene Cojen enthielt, mochte ich wegen der dort herrschenden wahrhaft erstickenden Hitze und des Risikos, im Schlafe von den unzähligen darin hausenden Ratten und Cucarachas benagt zu werden, nicht gehen und so legte ich mich, mit dem Vorhaben wach zu bleiben, auf meine am Deck ausgebreitete Cobija und bewunderte den prachtvollen Sternhimmel und die vielen längs desselben niederfahrenden Sternschnuppen. Denn trotz der bei der starken Brise nunmehr heftig rollenden Bewegung des Schiffes war nicht einer der Schläfer erwacht, die in ihrem starken Rausche das Fahrzeug gänzlich der Willkür der Elemente überließen.

Es ist mir ein ähnlicher Leichtsinn aus gleicher Ursache wie hier, das Laster des Trunkes, veranlaßt, sehr oft bei der Bemannung südamerikanischer Küstenfahrer während meiner vielen Reisen mit solchen Fahrzeugen vorgekommen und dabei nur zu bewundern, daß denselben, dessenungeachtet, so selten ein Unglück widerfährt.

Bei der „Esperanza" sollte diesmal eine Ausnahme stattfinden und meine auf sie gesetzte Hoffnung einer glücklichen Fahrt vereitelt werden.

Während meiner Betrachtungen des südlichen Sternhimmels hatte mich der Schlaf überrascht, in dem ich mehre Stunden ge-

legen haben mußte, als ich mit Einemmale in höchst gewaltsamer Weise daraus aufgeschreckt wurde.

Ich wurde nämlich plötzlich einige Fuß in die Höhe und dann eben so schnell wieder auf das Deck zurückgeworfen, wodurch in der Regel jeder Schläfer erwacht.

An ein Augenreiben war nicht erst zu denken, denn ich sah mich plötzlich von einer blendenden Masse leuchtenden Schaumes rings umgeben; das Schiff hatte einen furchtbaren Stoß erhalten und wurde, an seinem Boden knirschend und brechend, durch die gewaltige Schaummasse hindurch auf einen dunklen, ruhigen Wasserspiegel geschleudert.

Unter furchtbarem Krachen wurde das Steuerruder hinweggerissen; der Hauptmast brach, als ob er aus Glas bestände und stürzte in die See, Segel und Taue mit sich fortreißend.

Furchtbare Verwirrung herrschte am Bord; Capitain und Matrosen waren mit Einemmale nüchtern geworden und beeilten sich, das kleine Boot flott zu machen. Ich eilte in größter Hast nach dem unteren Raume, um meinen kleinen Reisekoffer heraufzuholen; es war die höchste Zeit, daß es geschah, denn bereits stand das Wasser fußhoch im Raume und stieg mit jeder Minute; das Schiff hatte einen bedeutenden Leck am Boden erhalten.

Die Worte „Carajo! que desgracia!“[216]) wurden wohl hundertmal vom Munde des Capitains wiederholt und dazwischen die größten Flüche auf die verschlafene Mannschaft geschleudert, die ihrerseits den Jungen, wenn irgend er in der Nähe sich blicken ließ, mit einer Tracht Prügel regalirte, da er allein die Schuld an dem Unglück des Schiffes haben sollte. Doch das Wasser wartete nicht auf die gegenseitigen Reibungen, die Goleta begann am Stern sich zu senken.

Alles sprang in das kleine, ausgesetzte Boot; ich eben auch mit meinem Koffer; der Hund wurde in's Wasser geworfen und die Matrosen stießen in größter Eile von dem sinkenden Schiffe ab.

„Aguantan muchachos!“[217]) rief der Capitain und alle Kräfte wurden aufgeboten, um dem, durch das untergehende Schiff verursachten, für das kleine Boot gefährlichen, Strudel zu entgehen.

Hoch tauchte der Bug der „Esperanza“ bis an den Kiel aus dem Wasser empor, dann versank unter eigenthümlichem, wie durch das Ausströmen eines starken Luftstromes verursachten Getöse der dunkle Rumpf des Schiffes in dem noch dunkleren Wogengrabe. — — —

Wohl eine halbe Stunde fuhren wir im Dunkel der Nacht dahin und es war unser Glück, daß das Wasser, in dem wir uns befanden, trotz des stürmischen Wetters, ziemlich ruhig war, da wir mit dem kleinen Boote uns nicht eine Minute in schlimmer See gehalten hätten.

Der Capitain schien sehr wohl zu wissen, wo wir uns befanden, ich unterließ es jedoch, ihn deshalb zu fragen, da er in einer gewaltig üblen Laune war und unausgesetzt Verwünschungen gegen seine Leute ausstieß.

Wir landeten an einem sandigen Strande, an welchem in geringer Entfernung ein dunkler Gegenstand sich erhob. Es war ein Haus, das, soviel ich in der herrschenden Dunkelheit erkennen konnte, in höchst baufälligem Zustande war. Die Thüröffnung befand sich ohne Thür und wir stolperten über Schutt und durcheinander liegende Balken in's Innere desselben. Mit Hilfe einiger Zündhölzchen, von denen ich glücklicherweise einige Päckchen in meinem Koffer gerettet, wurde ein Feuer gemacht, so daß wenigstens unsere nächste Umgebung zu erkennen war.

Das Haus bestand aus einer niedrigen Steinmauer, auf welcher Bretterwände sich erhoben, die ein mit Schieferplatten gedecktes, jetzt aber halb eingestürztes Dach trugen. Der Boden war ebenfalls aus Dielen zusammengesetzt, von denen freilich eine Menge fehlten und andere halbvermorscht waren.

Für den Augenblick ließen sich weitere Untersuchungen nicht anstellen und alle anderen Betrachtungen über unsern Zustand führten zu dem Resultate, daß jetzt vor der Hand nichts besseres zu thun sei, als zur Ruhe sich zu legen. Ich hing mein im Koffer befindliches Chinchorro[218]) auf, während die Leute auf der Erde es sich so bequem als möglich machten.

Es war bereits 6 Uhr als ich erwachte; die noch schlafende Mannschaft weckend, trat ich aus dem Hause, um zu sehen, wo ich mich befände.

Dies war sehr bald geschehen.

Es war eine kleine, etwa eine halbe Meile lange, völlig flache Insel, die ich von dem ein wenig erhöhten Standpunkte, auf dem das Haus sich befand, vollkommen übersehen konnte. Sie war über und über bewachsen, an einigen Stellen des Ufers mit Mangle, an den meisten jedoch nur mit hohem Grase und verschiedenen Strandpflanzen.

Jetzt gerade war Ebbezeit und das Wasser hatte einen breiten sandigen Strand entblößt, der an der Ostseite der Insel entlang sich zog.

Ringsum aber war schönes tiefblaues Wasser mit dem ruhigsten glattesten Spiegel, gleich einem von hohen Bergen umgebenen Tyroler-Landsee. Eine weite herrliche Fläche war es, anstatt der Berge jedoch von Corallenriffen ringsum eingeschlossen.

Das Ganze bot den Anblick einer der unzähligen Atolle des stillen Meeres dar und draußen, außerhalb des Riffes, tobte das wild aufgeregte Meer und schleuderte den gelbweißen Schaum der wüthenden Brandung über die fußhoch den Wasserspiegel überragende Korallenmauer weit hinein in die ruhige Wasserfläche.

Außer an der Südseite der, die Insel ringförmig einschließenden Korallenriffe, befand sich nicht die schmalste Oeffnung, durch die

ein Boot hätte einlaufen können, an dieser Stelle jedoch war eine Durchfahrt für größere Fahrzeuge, wie etwa Brigg's oder Schooner, die in dem ruhigen Wasser, gleich in dem sichersten Hafen ankern konnten.

Die „Esperanza", von welcher die Spitze des einen noch stehen gebliebenen Mastes aus der stillen Wasserfläche hervorragte, hatte, sich selbst überlassen, den Weg über das Riff genommen und für ihren Eigensinn schlimm genug büßen müssen.

Durch den heftigen Sturm in der Nacht von ihrem Cours abgetrieben, hatte sie zu sehr der Küste sich genähert und war, vom heftigen Ostwinde begünstigt, der Berechnung des Capitan und Piloto vorausgeeilt, da sie sich bereits Nachts 2 Uhr in der Nähe von Tucacas befand, während diese erst mit Tagesanbruch die Punta zu klären gedachten. Die auf's wildeste bewegte Brandung hatte die Goleta erfaßt und über den glücklicherweise schmalen Corallenriff in das ruhige Wasser geworfen, natürlich mit Verlust des Steuers und der Kielplanken, und nur dadurch war das vollständige Scheitern des Schiffes verhütet worden, daß das Unglück bei hoher Fluth geschah, wo die Riffe vom Wasser bedeckt waren und der Gewalt der Wogenmassen sich weniger hemmend entgegenstellten, als es zur Ebbezeit der Fall gewesen wäre.

So hatte Niemand das Leben eingebüßt, was beim völligen Scheitern des Schiffes wohl hätte der Fall sein können; ich hatte freilich, bis auf meinen kleinen Koffer, alle meine Sachen verloren.

Capitan Bracho begab sich mit seinen Leuten im Boote nach der Stelle des versunkenen Schiffes, um zu sehen, ob irgend einige Gegenstände davon schwimmend sich umhertrieben.

Am Strande lagen bereits mehre leere Fässer und Flaschen, wie einige andere unbedeutende Sachen vom Verdeck des Schiffes,

die hier angeschwemmt waren, leider aber nicht der geringste eßbare Gegenstand.

Mehre Stunden vergingen, bevor die Mannschaft von ihrer Untersuchungsreise zurückkehrte, die erfolglos gewesen war, da das Schiff an einer sehr tiefen Stelle gesunken war und das Tauchen nach demselben, um womöglich einzelne Sachen, vor Allem den Korb mit den vollen Flaschen Aguardiente zu erlangen, vollkommen mißglückte.

Den Verlust des Getränkes schien die Mannschaft am meisten zu beklagen, weniger wurde darauf Rücksicht genommen, daß wir ohne alle Lebensmittel uns befanden.

Der Capitan theilte mir mit, daß wir uns auf der Insel Punta brava, in der Nähe des Festlandes von Tucacas, befanden und letzteres bei gutem Wetter mit dem Boote in zwei Stunden erreichen könnten. —

Vom Festlande sah ich gegen Süden nur einen schmalen grauen Streif, gegen Westen jedoch die lange niedrige Hügelreihe, la serrania de leon, bei Chichirivichi, die Punta de Tucacas wie der kleine Ort selbst wurden von dem Manglar der Insel verdeckt.

Eine Robinsonade konnte, wegen Mangel an Wasser und Lebensmitteln, auf der kleinen wüsten Insel unmöglich von uns gespielt werden und da der Capitan in Tucacas Verwandte hatte, so beschloß er mit seinen Leuten dorthin zu fahren, um Provision herbeizubringen und von dort einen Boten mit der Nachricht vom Untergange der „Esperanza" an deren Eigenthümer zu senden.

Nur der schwarze Muchacho blieb bei mir zurück.

Um den nunmehr peinigenden Hunger zu stillen, begab ich mich nach Abfahrt der Mannschaft mit dem Jungen den Strand entlang, um in dem Wasser nach irgend etwas Eßbarem zu suchen.

Das sandige Bett des Ufers zog sich nicht weit in das Wasser hinein, es ging bald in puren Corallengrund über, der in den schönsten Formen und dem herrlichsten Farbenspiele in dem klaren Wasser prangte.

Hier fand ich bald das Erwünschte, die eßbare Quigua[219]), welche in größter Menge zwischen den Korallenstöcken lag. Das Thier dieser Schnecke wird in Venezuela von Seeleuten und der ärmern Volksklasse gegessen und hat einen den clams ähnlichen Geschmack.

Mit hinreichender Beute beladen, kehrte ich nach dem verfallenen Hause zurück, vor welchem der Muchacho unterdeß ein tüchtiges Feuer gemacht. Die großen Schnecken wurden auf den Kohlen geröstet, vermittelst eines Brettnagels aus dem Gehäuse geholt, und mit großem Appetit, in Ermangelung eines Besseren, verzehrt; das einzige, nach dem ich nach Stillung des Hungers mich sehnte, war frisches Wasser, mit dessen Genuß ich bis zur Zurückkunft des Capitan mich gedulden mußte.

Spät am Abend erst kam letzterer mit zweien seiner Leute zurück, die Anderen waren in Tucacas geblieben. Er brachte einige Lebensmittel, carne seca, Gemüse, Maisbrot, sowie ein Fäßchen süßen Wassers, außerdem Kochgeschirr und einige andere nothwendige Sachen, wie er sie eben in einem so erbärmlichen Orte als Tucacas auftreiben gekonnt, mit. Da er sich mit seinen Leuten längere Zeit auf der Insel aufhalten mußte, um die Ankunft des Eigners der verunglückten „Esperanza" abzuwarten, so beschloß ich, drei Tage mich ebenfalls hier aufzuhalten, um die niederen Seegeschöpfe der Lagune kennen zu lernen.

Die Lagune war früher der Ankerplatz für die, einer englischen Compagnie zur Bearbeitung der Kupferminen von Aroa gehörigen Schiffe gewesen, und aus dieser Zeit stammte noch das halbverfallene Haus auf der Insel, dem ein noch größeres Gebäude angebaut gewesen war, welches der Gesellschaft als office

und store gedient hatte, von dem jedoch nur noch die Reste eines Schornsteins und einer niedrigen Mauer übrig waren.

Noch lagen um das Haus umher eine Menge Kupfererze, von denen die Schiffe hier ihre Ladung nach England genommen. Eine ebenfalls halbverfallene stalling führte von der Insel in die Lagune hinaus und ein reges commercielles Treiben hatte einst hier florirt; für jetzt waren wir die einzigen Bewohner der nun verfallenen office und Jahre mochten dahin gehen, bevor sie von Menschen wieder besucht wurde.

Einzelne Seevögel, Tringa, Rallus, Rhynchops und Sterna-Arten beleben die kleine Insel, sowie einige schöne Ameiva-eidechsen und eine, auf dem Rücken gelb und schwarz gezeichnete, am Bauche einfach gelbe, 4 bis 6 Fuß lange Bothrops, die ziemlich häufig hier, wie bei Tucacas, am Aroa und Yaracui vorkommt. Ich fand ein 5 Fuß langes Exemplar hiervon gleich den ersten Tag nach meiner Ankunft, im Hause unter der Diele verborgen, wo sie sich durch die ihr eigenthümliche schwirrende Bewegung des Schwanzes, die ein schwach trommelndes Geräusch verursachte, verrieth; eine andere lag auf den über dem Wasser ragenden Aesten des Ufergebüsches. Von Käfern fand ich einige Cicindela-Arten und einen schön goldglänzenden Staphylinus.

Eine sehr hohe, üppig wuchernde Grasart und dichte Büsche des romero de la mar[220]) bildeten, außer dem Mangle, die Hauptvegetation der Insel.

Das meiste Vergnügen machten mir meine Excursionen auf die zur Ebbezeit nur mit wenig Wasser bedeckten Korallenbänke in der Lagune.

Hier war dem Naturfreunde ein reiches Feld eröffnet.

Prachtvolle, sonderbar geformte Krabben fanden sich in den verschiedensten Größen in Menge zwischen den Korallenstöcken, von der Kleinheit des in den Modiola und Tellina lebenden Pinnotheres bis zu dem schön scharlachroth und gelb gezeichneten

cangrejo de aguila von Cocosnußgröße; schwerfällig kriechen 2 Fuß lange dornige Langostas[221]), eine tropische Hummerart, durch den mit Höckern, Dornen und Stacheln besetzten Körper ohne Scheeren, wie durch seine Größe, von dem europäischen Verwandten sich unterscheidend, auf dem Korallengrunde umher und seltsame Seeraupen[222]) mit prächtig schillernden Borstenbündeln, wie an 2 Fuß lange, widerlich aussehende Meerscolopender[223]) winden und schlängeln sich durch die zierlich geformten Aeste der Korallen.

In Menge liegen fußlange walzenförmige Holothurien mit lederartiger glatter oder gekörnter Haut auf dem Korallenboden und nehmen, aus dem Wasser genommen, einen langen dünnen Wasserstrahl fontainenartig von sich spritzend, eine gurkenähnliche zusammengeschrumpfte Form an, das Zeichen der erloschenen Lebensthätigkeit.

Grüne und schwarzbraune Seeigel, erstere mit kurzen, letztere mit 6 Zoll langen Stacheln, mahnen beim Betreten der Korallenstöcke zu größter Vorsicht, die spitzen Stacheln der letzteren sind spröde wie Glas, brechen, mit Leichtigkeit in's Fleisch eindringend, sofort ab und verursachen schwer heilende Wunden. Große rothbraune, warzige Seesterne[224]) und gerippte Medusensterne[225]) mit vielfach zertheilten Armen bewegen sich durch Zusammenziehung ihrer Strahlen langsam auf dem weichen schleimigen Bette der dunkelgrünen Büsche von Seetang, der am Grunde der Korallenstöcke festhaftet. Hier auch war es, wo mir ein seltener Fund, der des zu den Haarsternen gehörenden Medusenhauptes[226]) zu Theil wurde.

Zart rosa und smalteblau schillernde, durchsichtige, gallertartige Quallen bewegen sich, ihre großen, glockenförmigen Hüte, aus welchen eine Menge feiner langer Fangfäden herabhängen, zusammenziehend und ausdehnend in schräger Richtung nach der Oberfläche des Wassers.

An die Korallenstöcke oder den Tang geheftete große Gruppen

von Actinien, mit in den herrlichsten Farben und regelmäßigster blumenähnlicher Form prangenden Fühlerbüscheln, ziehen bei der geringsten Berührung sich in den lederartigen schlauchähnlichen Körper zurück und lassen auf der Haut der Finger einen heftig brennenden Schleim kleben.

Und nun erst die große Menge und Verschiedenheit der in dem Korallenbette sich aufhaltenden Mollusken, der Polypenarten, Schnecken, Muscheln und Ascidien! Ihre Zahl ist ungeheuer und sie einzeln aufzuführen, würde den Leser ermüden.

Ich erwähne nur einer der hier am häufigsten und bekanntesten, der fußgroßen Flügelschnecke[227]) mit schön rosenrother glänzender Mündung. Das große Thier liegt in Menge zwischen den Korallenstöcken und fällt nicht allein durch seine Größe, sondern auch durch seine merkwürdige springende Fortbewegung auf; sie wird in großen Massen nach den Küstenstädten gebracht, wo sie unter dem Namen curua oder guarura von den Arrieros zum Blasen ihrer Signale viel gekauft wird. Dadurch, daß man das Thier an einem Haken aufhängt, löst sich die schwere Schale in einigen Tagen von dem in Fäulniß übergehenden Körper und fällt, völlig vom Fleisch befreit, zu Boden. Innerhalb einer Stunde hatte ich einige dreißig dieser großen Schnecke gesammelt und an den Strand gebracht.

Einer der größten Leckerbissen dieser Küste sind die delicaten Mangleaustern[228]), welche in Unmassen an den Wurzeln und Aesten der Manglegebüsche in großen Klustern beisammen hängen und wenn auch an Größe der gewöhnlichen Ostrea edulis nachstehen, so doch an Geschmack den feinsten Colchester-Austern gleichkommen.

An Provision wurde durch den Genuß der Seedelicatessen während des Aufenthaltes auf der Insel recht gespart, die Matrosen fingen wohlschmeckende Fische in Menge, den schönen rothen Pargo, den mit langen scharfen Zähnen bewaffneten Picúa, den

Sabalo, Robalo, von Mollusken mußten die Quigua und Austern und von Krebsen mehre Krabbenarten und die Langosta ihren Tribut zur Tafel liefern. Letztere fingen die Matrosen bei Nacht, indem sie durch im Boote angezündete Feuer diese Nachtwandler in ihre Nähe lockten.

Nach dreitägigem Aufenhalte verließ ich eines Morgens in Begleitung des Capitan Bracho und einem seiner Mannschaft im Boote die Insel und fuhr nach dem Festlande.

Der Tag war herrlich, das Meer ruhig und so die Fahrt eine sehr angenehme. An der Nordseite der Punta de Tucacas zog sich dichtes Manglegebüsch weit in's Meer hinaus und reichte fast bis zur Insel. In den schnurgeraden, rechtwinkelig sich durchkreuzenden, durch den Mangle gebildeten Canälen fuhren wir langsam dahin und mit vielem Vergnügen betrachtete ich das rege Leben auf den stelzenartigen Manglewurzeln; eine Unmasse blauer und rother Krabben fuhren spinnengleich mit größter Behendigkeit auf dem Gewirre der Wurzeln hin und her und weiße Reiher[229]) und große Rallen[230]) jagten im Gebüsche nach ihnen und anderen kleineren Arten umher, während auf den Aesten der bereits erwähnte schwarzgelbe Bothrops lag, so daß wir mit Vorsicht unter dem Gebüsche hinwegfahren mußten. damit er nicht durch ein Anstoßen an dasselbe in's Boot herabfiel.

Der Anblick der Küste war wenig geeignet, angenehme Empfindungen in mir zu erwecken und ich wünschte mir bereits schon beim Betreten derselben die baldige Abreise aus dieser traurigen Einöde.

Eine sandige unfruchtbare Ebene, die weit in das Land hinein sich erstreckte, lag vor mir und auf dieser befand sich der kläglich aussehende, halbverfallene Ort Tucacas. Er zählte nur einige Dutzend Hütten, deren Wände aus mit Bejuco's dicht aneinander gebundenen dünnen Stämmen oder flachgepreßten Yaguas[231]) bestanden, die mit Palmwedeln gedeckt waren. Nur

in der Mitte des Ortes erhob sich ein mehrstöckiges, thurmähnliches, viereckiges Bretterhaus mit Schieferplatten gedeckt, das noch von der bereits erwähnten englischen Bergwerkscompagnie erbaut und jetzt der Sitz des Alcalden war. Das Gerippe einer kieloberst gelegten Balandra in der Nähe desselben, wie das ebenfalls im Verfall begriffene große Gebäude bezeugten die dahin geschwundene Größe des ehemals blühenden Ortes und die Indolenz seiner jetzigen Bewohner.

Kaum ein Grasbüschel war stundenweit in dem tiefen Sande zu sehen, nur allein einige Cocospalmen und Melonenbäume[232], die mit jedem Boden vorlieb nehmen, umstanden die Hütten. Gegen Westen breitete die Serrania von Chichirivichi am Horizonte sich aus und nach Osten zog dichter Urwald, von vielen tausend von Maporapalmen überragt, in unabsehbare Ferne sich dahin, über welchem die fernen Küsten-Anden in duftig blauer Färbung sich erhoben.

Unweit des Ortes mündete ein kleiner Fluß in's Meer, dessen sandiges Bett jetzt, zur trockenen Zeit, so wenig Wasser enthielt, daß seine Mündung trockenen Fußes durchschritten werden konnte; eine Stunde vom Orte dem Urwalde zu, lag in einer von Seetrauben[233] bewachsenen Ebene ein kleiner Teich mit süßem Wasser, von wo die Bewohner des Ortes ihren Wasserbedarf holten. Dies geschah sowohl in Fässern, welche an Stricken, die an ihre beiden Böden befestigt waren, auf dem Boden hingerollt wurden, als auch in den hohlen kannengleichen, von Absatz zu Absatz geschnittenen Stücken dicker Bambusstämme.

Capitan Bracho führte mich in die Hütte seiner Verwandten, wo ich das Glück hatte, die Bekanntschaft seiner Großmutter, eines wohl hundertjährigen skelettartigen Weibes, die mit entschiedenem Widerwillen mich als Gast in ihrem Hause sah, zu machen. Abgesehen von seiner großen Leidenschaft für starke Getränke war der Capitan, in nüchternem Zustande, ein recht

angenehmer jovialer Mann, der großes Interesse für Naturgegenstände zeigte.

Er sammelte selbst alle diese curiosidades, wie er sie nannte, um sie in Puerto Cabello zu verkaufen und hatte erst vor kurzer Zeit einen jungen Caiman, mehre Eidechsen und Schlangen, die er gefangen, in eine große mit Aguardiente gefüllte Glaskruke geworfen, die er jetzt hervorholte und mir zeigte. Es waren jedoch allzugewöhnliche Sachen und ich überdies jetzt außer Stande, sie mit mir zu nehmen, weshalb ich deren Ankauf ausschlug.

„Caramba, crealo Vm. tanto que yo siento la perdida del aguardiente por estos carajos! No puedo aguantarla, vamonos amigos!"[234]) und dabei schenkte er den Aguardiente aus dem mit den Reptilien gefüllten Glase in eine Cocosschale, trank selbst die Hälfte davon und reichte die andere dem begleitenden Matrosen, der sie unter krampfhaften Gesichtsverzerrungen leerte. Die darin befindlich gewesenen Thiere schleuderte er weit vom Hause weg.

In einem hinter dem Hause gelegenen Tümpel mit brackigem Seewasser schwammen mehre der werthvollen seltenen Carettschildkröten[235]) lustig umher und zeigten sich, sogar die kleinsten, ungemein bissig gegen jeden ihnen vorgehaltenen Gegenstand.

Eine Delicatesse lernte ich hier in den huevos de Sabalo und Robalo kennen, welche im Geschmack ungemeine Aehnlichkeit mit Caviar hatten. Es war der in wurstähnliche Form zusammengepreßte Rogen der beiden Seefische, des Sabalo und Robalo, die an der hiesigen Küste in bedeutender Menge gefangen werden.

Der Puma wie der Jaguar, in Venezuela leon und tigre genannt, müssen hier nicht selten sein, denn ich sah deren Felle in den meisten Hütten und kaufte einige derselben, die sich durch ungemeine Größe auszeichneten; die Serrania von Chichirivichi soll ihr Lieblingsaufenthalt an dieser Küste sein.

Eine zwei Stunden breite Sandebene hatte ich nach Süden hin zu durchwandern, bevor ich in den Urwald gelangte. Es war anstrengend genug, in dem feinen, weißen, tiefen Sande, der argen Sonnenhitze ausgesetzt, bis dahin zu kommen; niedrige Sträucher und Bäume[236]) bedecken die weite Ebene und nur am ausgetrockneten Bette des Flusses ziehen sich dichte Gebüsche von Mangle entlang, über welche hier und da höhere Manschenillbäume[237]) mit giftigem Safte und noch giftigeren, apfelgleichen Früchten sich erheben.

Der Urwald bietet hier in seinen Palmenwäldern der Mapora[238]), die von Tucacas nach dem Yaracui, parallel mit der Küste, in einer Strecke von 5 bis 6 Meilen sich hinziehen, ein überaus reizendes großartiges Bild und zeigt nicht im Geringsten die Monotonie der Cocoshaine.

Hier ist es der interessante Urwald mit seiner verschiedenartigsten Belaubung, den riesigen Stämmen, den Unmassen von Schlingpflanzen, dem großblättrigen Untergebüsch der Scitamineen, den feingefiederten Wedelkronen schöner Strauchfarne, welche sämmtlich den Untergrund des Palmenwaldes bilden, der mit seinen vielen tausend herrlich gefiederten Kronen über diesen sich erhebt und das prachtvollste zierlichste Laubdach über ihn ausbreitet.

Der hiesige Urwald ähnelte in seiner Vegetatation vollkommen dem am Rio Aroa und Rio Yaracui, welchen letzteren ich an geeigneter Stelle ausführlicher beschreiben werde.

Mein Aufenthalt in Tucacas war nur von kurzer Dauer, in wenig Tagen hatte ich die Umgegend mit dem etwa Sehenswerthesten der Natur kennen gelernt und das Leben selbst in dem traurigen Orte und der elenden Hütte des Capitan Bracho so herzlich satt, daß ich mit Vergnügen die Gelegenheit zur Abreise ergriff, die sich mir unverhofft darbot.

Es kam nämlich der Eigenthümer der untergegangenen Goleta, Mr. Scott, ein Schotte, von der Boca del Yaracui, wo

er ein großes Speditionsgeschäft nach dem Innern hatte, auf einer Mula die Küste entlang, nach Tucacas und bot mir, da er längere Zeit sich hier aufhalten mußte, das Thier zu meiner Tour nach dem Yaracui an.

Mit Vergnügen ergriff ich die Gelegenheit, von Tucacas fortzukommen, wo ich wegen Mangels guter und hinreichender Lebensmittel, besonders des Fleisches, dessen Stelle Fische und Mollusken vertraten, die Aussicht hatte, abzumagern. So ritt ich denn im Anfang Mai, an einem heißen Nachmittage, zur Ebbezeit von Tucacas den Strand entlang nach der Boca del Aroa, die ziemlich auf der Hälfte des Weges nach der Boca del Yaracui liegt.

Der Weg dicht am Meere hin, über den kurz zuvor von der Fluth bespülten, festen Sand, war recht angenehm, nur daß er mitunter von übereinander geworfenen gewaltigen Massen Treibholz versperrt und ich dadurch gezwungen wurde, auf die dünenartigen, von lockerem Sande gebildeten Erhebungen des Strandes, die mit der früher erwähnten niedrigen Küstenvegetation überzogen waren, zu reiten, was für die Mula ungemein anstrengend war.

Haufen von Conchylienschalen und anderen niederen Seethieren lagen, vom Meere ausgeworfen, auf dem Strande und waren, wenn auch meistens defect, dem Naturfreunde recht erwünscht, um eine Uebersicht der am häufigsten hier vorkommenden Arten zu erlangen.

Es war am späten Nachmittage, als ich an der Boca del Aroa anlangte und vom Juez de paz[239]), an den ich durch Mr. Scott empfohlen war, auf's Freundschaftlichste empfangen wurde und bei ihm mein Nachtquartier nahm.

Der Ort Aroa ist bei weitem bedeutender als Tucacas, liegt am linken Ufer und zwar dicht an der Mündung des Rio Aroa und seine Häuser ziehen sich eine große Strecke in einer Reihe an der Küste entlang. Der Ausdruck Häuser paßt freilich nicht

recht für die aus Palmbrettern bestehenden Wände und mit Dächern von Palmblättern versehenen Wohnungen. In der Nähe des Ufers standen zwei größere aus Lehmwänden bestehende, mit Schiefer gedeckte, halbverfallene Gebäude, welche gleich dem großen Hause in Tucacas eben auch der einstigen Bergwerks-Compagnie angehört hatten. Große Haufen Kupfererze, halbverrottete Landhas und Skelette von Schonern lagen in der Nähe der Ruinen als traurige Erinnerung an das unglückliche Ereigniß, welches die einst so bedeutende Kupferminen-Compagnie am oberen Aroa zehn Jahre zuvor betroffen hatte.

Diese englische Compagnie florirte einst sehr an dieser Küste und ungemein bedeutend war die Ausbeute der ergiebigen Minen, welche etwa drei Tagereisen von der Mündung des Aroa entfernt, am Fuße der zwischen San Felipe und dem Rio Tocuyo sich hinziehenden Gebirgskette liegen. Die rohen Kupfererze wurden nach England gesandt, von wo die Valuta theils in Waaren, theils in baarem Gelde remittirt wurde. Sowohl in den Minen, als an der Boca del Aroa und in Tucacas hatte die Compagnie großartige Etablissements, in welchen eine große Anzahl Menschen, theils Engländer, theils Eingeborne, beschäftigt wurden und wodurch die zahlreiche Bevölkerung von Aroa und Tucacas in einen Wohlstand versetzt wurde, wie man ihn in venezuelanischen Orten nicht mehr zu finden gewohnt ist.

Wie überall aber in Süd-Amerika unter der farbigen Bevölkerung Neid und Mißgunst gegen die glücklichen Operationen der Ausländer herrschen, wurde der Gewinn der Compagnie von den Venezuelanern um das Zehnfache übertrieben dargestellt und ihr nachgesagt, daß ihr hauptsächlichster Gewinn von dem Golde herrühre, das in reichlichstem Maße in den Kupfererzen sich vorfände und andere Uebertreibungen mehr, um das Volk gegen die Ausländer aufzuhetzen. Dies gelang auch vollkommen und andere Motive, unter denen das der Habsucht das Vorherrschendste war,

vereinigten sich mit dem Haß der Farbigen gegen die Weißen zu einem mörderischen Angriffe gegen die Beamten der Compagnie. —

Es war an einem Sonnabend Nachmittage, kurz nachdem ein Schiff der Compagnie eine Geldsendung von England zum Behufe der Auszahlungen an die Minenarbeiter gebracht hatte, und der größte Theil der Arbeiter bereits die Gebäude der Compagnie verlassen und nach ihren ziemlich entfernt gelegenen Wohnungen sich begeben hatte, als eine Rotte von fünfzehn Negern und Farbigen, die ihre Gesichter durch Bemalen unkenntlich gemacht hatten, mit Lanzen und Machetes bewaffnet in das Comptoir der Compagnie gewaltsam drangen und die noch hier arbeitenden englischen Comptoiristen auf die grausamste Weise um's Leben brachten. Darauf drangen die Mörder in die Privatwohnungen der Ingenieure und anderer Beamten und ermordeten auch hier alle Männer und Frauen, ohne daß Jemand sie daran verhinderte. Die im Etablissement befindlichen Eingebornen, meist Arbeiter und Diener, wagten aus Furcht vor gleichem Schicksale es nicht, den Mördern sich entgegen zu stellen, oder waren zum Theil selbst in dem Complotte.

Auf diese Weise konnten die Mörder ungestört sich in den Besitz des sämmtlichen baaren Geldes setzen, das meist in neuer englischer Silbermünze, in Säcken abgezählt, hier sich vorfand; sie beluden damit mehre Esel und verschwanden in dem nahen Urwalde.

Von all' dem englischen Personal der Compagnie retteten sich, außer dem Director, nur zwei Personen, die, zufällig auf einem Spaziergange begriffen, außer dem Bereiche der Mörder sich befanden.

Gleich als ob die Vorsehung den Ruin der Compagnie beschlossen, verlor der Director der Gesellschaft, Mr. Ketch, welcher zur Zeit der mörderischen Attaque in La Guaira sich befand, auf der Rhede dieser Stadt sein Leben.

Er hatte nämlich, als er von dem Unglück der Compagnie benachrichtigt wurde, sich sofort an Bord einer Goleta begeben, um nach der Boca del Aroa zu fahren und wurde durch Unvorsichtigkeit beim Aufwinden des Ankers von den Matrosen über Bord gestoßen.

Der Capitain einer nahe gelegenen englischen Brigg, der das Unglück mit angesehen, ließ sofort ein Boot aussetzen, um dem mit den Wellen Kämpfenden zu Hilfe zu kommen, doch bevor ihn das Boot erreicht hatte, verschwand er unter dem Wasser, das an der Stelle, wo er gewesen, sich für kurze Zeite blutig färbte, ein sicheres Zeichen, daß er die Beute eines Haifisches geworden.

Die wohl allzu gewagte Bemerkung Humboldt's, daß die Haifische auf der Rhede von La Guaira den Menschen nicht anfallen, wird durch dies unglückliche Ereigniß widerlegt; wie kämen auch diese raubgierigen Ungeheuer dazu, hier gerade eine strenge Auswahl ihrer Kost zu treffen! — — —

Obgleich die englische Regierung auf strenge Verfolgung und Bestrafung der Mörder ihrer Unterthanen gedrungen, ist bei der Lauigkeit und geringen Energie der venezuelanischen Gerechtigtigkeitspflege von der venezuelanischen Regierung wenig in dieser Sache gethan worden.

Man hat deren Spur bis San Felipe und Barquisimeto verfolgt, zwei derselben, die beim Würfelspiel durch ihr in Menge ausgezahltes englisches Geld sich verdächtig gemacht, wurden eingezogen, der Theilnahme am Raubmorde überwiesen und erschossen.

Von dem gestohlenen Gelde ist jedoch, außer einer unbedeutenden Summe, nichts wieder erlangt worden.

Die englische Minen-Compagnie löste sich in Folge dieses Unglückes auf, da die Theilnehmer einsahen, daß bei der Erbärmlichkeit der venezuelanischen Gesetze und bei dem geringen Schutze,

den die Regierung dem Ausländer gewährt, sie einer Wiederholung des traurigen Vorfalls gewärtig sein dürften.

Um jedoch etwaigen venezuelanischen Speculanten die Fortsetzung des Minenbetriebes in Aroa zu erschweren, ließen die Engländer die Einfahrt der Minen durch Sprengung verschütten[240]).

Die vorher so blühenden Orte Aroa und Tucacas wurden zu dem, was sie jetzt sind, erbärmlichen Küstendörfern, deren Bewohner auf's Nothdürftigste durch Schiffahrt und Fischfang ihren Lebensunterhalt sich suchen müssen.

Außerdem sind an beiden dieser Orte Holzschlägereien von Maporapalmen und Mora[241]); von ersteren werden die in Bretter gesägten Stämme, unter dem Namen tablas de guana, zu Hüttenwänden an der Küste selbst, von letzterem das schön gelb färbende Holz als Exportartikel benutzt. — — —

Als ich in der Wohnung des juez de paz am Abend in die Hängematte mich gelegt hatte, und im Begriff war, das Licht zu löschen, hörte ich im Palmendache über mir ein lautes Geschrei und ein langer, einige Zoll dicker Gegenstand fiel plötzlich auf mich herab. Es war eine 5 Fuß lange junge traga venado[242]), die, eine heftig schreiende Maus im Maule, in ihrer allzu großen Hast beim Fange derselben das Gleichgewicht verloren hatte.

In größter Eile schleuderte ich die Schlange aus der Hängematte und sprang dann selbst heraus, um sie bald darauf zu tödten, ohne daß sie ihre Beute fahren gelassen hätte.

Dergleichen ähnliche Fälle, sogar von Giftschlangen, sind mir öfters in Süd-Amerika vorgekommen, ich entging jedoch jeder Gefahr glücklich dadurch, daß ich mich stets noch im wachenden Zustande und bei einiger Beleuchtung befand.

Der Urwald nähert sich in Aroa bei Weitem mehr der Küste als bei Tucacas, ist jedoch diesem in seiner Vegetation

völlig ähnlich und wird eben auch von Tausenden stolzer Maporapalmen überragt.

Als ich am späten Nachmittage des andern Tages von meinem freundlichen Wirthe Abschied nahm, um nach der Boca del Yaracui zu reiten, bot er mir einen Machete mit der Bemerkung an, daß auf dem Wege nach dort, besonders zu später Tageszeit, häufig Jaguare gesehen würden. Um seine mir erwiesene Freundlichkeit nicht zu verletzen, nahm ich das lange Messer mit mir, das mir im Kampfe mit dem Jaguar wenig genützt haben würde.

Durch die seichte Mündung des Rio Aroa reitend, sah ich bei einer dicht am Meeresstrand stehenden Hütte in der unbedeutenden Brandung einen großen Hai umherschwimmen, dem meine am Strande dahintreibende Mula großes Interesse erregen mochte. Ich machte die Bewohner der Hütte darauf aufmerksam von denen der Eine, mit einer Harpune bewaffnet, diese nach dem großen Thiere, wiewohl vergebens, warf und nach jedesmaligem Wurfe die Waffe, ohne sich vor dem Fische zu fürchten, wieder aus dem Wasser holte.

Es mochten dergleichen störende, von Land- und Wasserraubthieren gemachte Besuche hier wohl nicht zu den Seltenheiten gehören.

Stets dicht am Meere hinreitend, war es Abends 8 Uhr, als ich an der Boca del Yaracui anlangte, auf deren rechten Ufer das Speditionsetablissement des Mr. Scott und das dazu gehörige Dorf gelegen ist.

Eine lange schmale Sandbank zog an dem linken Ufer des Flusses, auf dem ich mich befand, weit in das Meer sich hinein.

Die Mündung war von ziemlicher Breite und Tiefe und obgleich mir gesagt wurde, daß sie vermittelst einer Furth passirbar sei, so war diese bei der herrschenden Dunkelheit nicht zu

unterscheiden und ebensowenig am jenseitigen Ufer ein Mensch zu erblicken. —

Mein wiederholtes lautes Rufen wurde von der an der Barra ungemein heftigen Brandung übertönt und es blieb mir nichts übrig, um nicht im Freien campiren zu müssen, als auf meiner Mula durch den Fluß zu reiten. Bereits nach den ersten Schritten verlor das Thier den Grund und ich hatte die größte Mühe, sie durch tüchtiges Anspornen und Hiebe vom Umkehren abzuhalten. Nur noch mit dem Kopfe über dem Wasser, durchschwamm sie den Fluß und ich konnte froh sein, einzig und allein mit einer gründlichen Durchnässung davon zu kommen, da der Fluß, besonders an seiner Mündung, von Caimans wimmelte, was ich erst später erfuhr.

2.

Der Rio Yaracui.

Das Etablissement am Rio Yaracui war zur Zeit, als ich mich dort befand, im Jahre 1850, noch im Flor und befaßte sich mit der Spedition von Gütern nach dem Inneren, besonders der Gegend von San Felipe und Barquisimeto.

Die Güter gingen in Lanchas den Yaracui in vier Tagen aufwärts nach dem wenige Leguas von San Felipe entfernten Orte Chino, von wo aus sie nach ihren Bestimmungsorten in Karren oder auf Lastthieren abgingen.

Die Rückfracht der Lanchas nach der Küste bestand in den Erzeugnissen der zahlreichen Haciendas des Inneren, wie Cacao, Caffee, Indigo, Papelon, außerdem in Häuten und anderen geringeren Handelsartikeln.

In den Orten Yaracui und Chino waren zu diesem Behufe große Almaçenes[243]) und andere zum Geschäftsbetriebe nöthige Gebäude errichtet, in deren Nähe sich die Wohnungen der zum

Speditionsbetriebe nöthigen Bootsleute, Holzfäller und Professionisten aller Art befanden.

Das an das Etablissement an der Boca del Yaracui grenzende Dorf war ziemlich ansehnlich und lag in zwei geraden Reihen Häuser, von einer breiten Straße durchschnitten und von Cocospalmen umgeben, in der Nähe des Strandes; unmittelbar dahinter zog dichter Urwald weit in das Innere des Landes sich hinein.

Selten habe ich an der Meeresküste soviel Treibholz gesehen als hier; der Strand der Flußmündung nach Osten zu war im vollsten Sinne des Wortes damit überhäuft; auch fand ich daselbst öfters von der See angeschwemmte Früchte und andere Theile von Pflanzen, die weder in der Nähe noch überhaupt in Venezuela vorkommen. So sammelte ich einst hier die noch an der Spadix sitzenden Früchte der Phytelephas macrocarpa, die nur in Neu-Granada bei Ocaña und anderen Orten vorkommt und durch die Meeresströmung hierher getrieben sein mußte.

Die Natur bietet in dieser Gegend ihren Verehrern ungemein interessante Schätze, nicht allein in ihrem Reichthum an Seebewohnern, sondern auch in der üppigen Fülle der Pflanzenwelt, die an den sumpfigen Ufern des Yaracui in größter Verschiedenheit vertreten ist. Seltene Vögelarten bewohnen den ungeheuren Urwald, der an der Küste von einer Menge natürlicher Canäle[244]) durchschnitten ist und den in seiner ganzen Breite der sanft dahinströmende Yaracui mit seinem dunklen Wasser durchzieht.

Die Canäle waren ein Jahrzehnt zuvor noch der Aufenthalt des Manati[245]), von denen der eine noch diesen Namen trägt, jetzt ist dies Thier hier ganz ausgerottet und in Venezuela überhaupt nur noch im Delta des Orinoco zu finden.

Hohes Manglegebüsch mit Manschenillbäumen und dem mit seltsamen wändegleichen Stämmen versehenen Dragon[246]) ziehen sich von der Mündung eine Strecke an den Flußufern aufwärts, welchseln aber bald ab mit riesigen Veras[247]), Mimosen, Cäs-

alpanien, Clusien und anderen Baumgiganten, die bis an die Gipfel mit den üppigsten Gewinden von Schlingpflanzen dermaßen überzogen sind, daß sie den Anblick einer langen Coulissenreihe darbieten. Da wo das freie Ufer einen Blick in den Wald gestattet, stehen dichte Gruppen dünnstämmiger, schlanker Piritupalmen[248]) mit ihrer saftgrünen Krone kurzer, cycasähnlicher Wedel. Ihre harten, bis 20 Fuß langen Stämme liefern den Lancheros die zum Fortschieben der Lanchas nöthigen palancas[249]) und werden zu diesem Zwecke von den in Unmasse daran sitzenden Stacheln wie der rauhen Rinde befreit, so daß das glatte schwarze mit weißen Längsstreifen zierlich geschmückte Holz hervortritt. Große Gebüsche langwedeliger Farne[250]) mit unförmlich dicken, nur 1 Fuß hohen Strünken, bilden das Untergebüsch des sumpfigen Ufers und kolossale Bejucos de cadena[251]) in hundertfachen Verschlingungen hängen um die Stämme und in den Aesten der Waldriesen, die außerdem noch mit Gruppen von Orchideen, Tillandsien und Aroideen dicht besetzt sind.

Die erwähnten natürlichen Canäle, die seltsamerweise nur am linken Ufer des Flusses sich befinden, treten nur bis zu der Entfernung einer Tagereise von der Küste auf, von wo an der Fluß bis zu seiner Quelle nur einzelne kleine Nebenflüsse aufnimmt.

Tiefe Stille herrscht in diesen caños, die in schnurgerader Richtung weit in den Urwald hinein sich ziehen; kaum die geringste Strömung ist in dem dunklen Wasser zu bemerken; bei geringer Breite von der hohen Uferwaldung völlig beschattet, herrscht in ihnen ein stetes clair obscur, die Ruderschläge des dahin gleitenden Bootes erschallen weithin in der geraden Wasserstraße und sind die einzigen Laute, welche die düstere Waldeseinsamkeit unterbrechen, selbst der im Boote sitzende Reisende stockt plötzlich beim Einfahren in dieselben in seiner lauten Unter-

redung mit den Ruderern, erschrocken über seine Vermessenheit, die hier herrschende Grabesstille durch seine Stimme zu stören.

Gespenstergleich schweben mit leisem Flügelschlage weiße Reiher, durch die Ruderschläge aufgeschreckt, vor dem Boote daher; tief trauernd über die Armuth an Fischen in den caños sitzt mit eingezogenem Kopfe der Martin el pescador[252]) auf den über dem Wasser hängenden Zweigen und eine Schaar kleiner Fledermäuse, an den dicken aus dem Wasser sich erhebenden abgestorbenen Baumstämmen hängend, umkreisen bei Annäherung des Bootes in geisterhaftem Fluge die morschen Stämme und kehren dann wieder an ihren alten Platz zurück. —

Der Meeresstrand zu beiden Seiten der Boca del Yaracui bietet dem Naturaliensammler ein reiches Feld.

Weiße, zierlich gewundene Gehäuse der Spirula Peronii Sam. liegen zerstreut unter den kleinen rosenrothen und elfenbeinweißen Muschelschalen[253]), die in förmlichen Haufen einzelne Plätze des Strandes überdecken; in großer Menge bleicht die zart rosa gefärbte Venusmuschel[254]) auf dem heißen Sande und nur sehr selten findet sich unter ihnen ein vollkommenes Exemplar mit unbeschädigten Stacheln; jeder Schritt führt an einer Menge vom Meere ausgeworfener, selten mit den lebenden Thieren versehenen Conchylienschalen[255]) vorüber, weißgebleichte kugelige Seeigel mit streng symmetrischen Warzenreihen, herzförmige glatte Spatangus und Scutella-Arten von Straußeneigröße und Form, mit regelmäßigen feinen Löcherreihen, fußgroße Seesterne und Krabbenschalen: Alles liegt, theils noch lebend, theils gebleicht, auf dem weißen Strande, der unter den Füßen des eifrigen Sammlers gleich hartem Schnee knirscht.

Nach starkem Sturme zieren große Blasen von Physalien, ihres Farbenschillers und der Fangfäden größtentheils beraubt, wie schöne rothe, theilweise mit weißer kalkiger Kruste überzogene Gorgonien und Seefedern[256]), an denen Gruppen der

niedlichen zartrosa gefärbten Chama crista galli sitzen, die Muschelhügel am Strande und gelbbraune kopfgroße Meerschwämme[257]), mitunter sogar alte, bereits lange Zeit im Meere umhertreibende Stücke eines Wracks mit Colonien von Seetulpen und Entenmuscheln[258]) besetzt, finden sich hier von der heftigen Brandung an die Küste geschleudert.

Am Meere zog sich ein breiter Saum von dichten, meist in hohen Seetrauben[259]) bestehenden Gebüschen dahin, deren weintraubenähnliche Früchte zur Reife von den Bewohnern der Niederlassung eifrig gesammelt wurden; die Früchte sind von säuerlich angenehmem Geschmack und ihr Genuß erregt heftigen Durst. Die Papageien stellen ihnen eben auch ungemein nach und große Schaaren derselben fallen zur Zeit ihrer Reife in die Gebüsche ein. Eben so häufig war der Arendajo[260]), dessen Nester in großer Menge an den Aesten der weiter im Walde hineinstehenden Riesenbäume des Algarrobo[261]) und Vera hingen. Ende Mai, zur Zeit wenn die Jungen dieser Vögel ziemlich flügge waren, wurde ihnen eifrig nachgestellt und die erbeuteten Nester von den Dorfbewohnern bei ihren Hütten aufgehängt, wo sie von den alten Vögeln bald aufgefunden und geätzt wurden. So gewöhnten sie sich bald an die Nähe der Menschen und wurden zuletzt so vertraut mit diesen, daß sie in den Hütten umherflogen und ihren nunmehrigen Wohnort nicht mehr verlassen mochten.

In der nahen Waldung wuchs die Vanille recht häufig, deren Schoten eine Länge von 10 bis 12 Zoll erreichten. Diese Orchidee überzieht oft die Stämme der Bäume, an ihnen hinaufrankend, mit ihren ovalen, lederartigen glänzenden Blättern gänzlich und füllt mit dem Aroma ihrer langen trichterförmigen, grünlichweißen Blüthen die Atmosphäre weit umher. An ihrem fingerdicken, rankenden Stengel treiben an den Blattknoten, wie bei den klimmenden Aroideen, Luftwurzeln aus, mit denen sie sich am Stamme des Baumes festhängt.

Die runden, glatten, fingerdicken Fruchtschoten werden vor der Reife in noch grünem Zustande gesammelt, in siedendes Wasser getaucht, damit ihre wie bei allen Orchideen sehr zähe Lebenskraft erlischt, dann in die Luft gehängt und in dieser Zeit wiederholt gepreßt, um die in ihnen enthaltene große Feuchtigkeit vollkommen zu entfernen; kleinere Portionen kann man auch über Rauch trocknen. Erst wenn die nunmehr breit gepreßte Schote braun sich färbt, beginnt ihr herrliches Aroma sich zu entwickeln, das in vollkommen getrocknetem Zustande nahezu betäubend ist. Da schnelles Trocknen ihnen nachtheilig ist und um sie weich zu erhalten, wie gegen Insecten zu schützen, werden sie mit Oel eingerieben und dann, um ihr Aroma zu erhalten, sofort gut verpackt.

Die Vanille wird von den Venezuelanern nicht benutzt, da sie das Nervenreizende derselben nicht lieben und sie geben sich nicht die Mühe, sie zu sammeln, so reichlich sie auch in Venezuela, in den Wäldern am Golfo triste, an der Küste von Puerto Cabello bis La Guaira, in der Provinz Trujillo und am Orinoco vorkommt; es ist schwierig, selbst die geringste Partie getrockneter Vanilleschoten zu erlangen, welche Nichtachtung dieses kostbaren Productes ich eben auch in allen Guyanas gefunden habe; nur allein in Brasilien, am Rio Negro und Rio branco und anderen Nebenflüssen des Amazonas wird sie sorgsam gesammelt und neuerdings sogar fleißig angebaut. —

Sehr häufig fand sich in dem hiesigen Urwalde der Matapalo[262]) an den Stämmen der Bäume, von denen er eine große Menge in seine engen Umschlingungen gezogen hatte. Oft wurde der düstere Wald von großen sumpfigen, nur mit Cyperus, Heliconien[263]) mit orangerothen Blumenscheiden und hohen Strauchfarnen besetzten Stellen unterbrochen, deren saftiges Grün und klare Wasserflächen angenehm mit dem dunklen Laube und den grauen Stämmen des Urwaldes contrastirten. Hier war der Aufenthalt

der niedlichen braunrothen, gelbgeflügelten, gespornten Wasserhühner[264]), die auf den Wasserpflanzen nach Insecten umherjagten und dabei in fortwährendem Zwiste mit einander begriffen waren. Großen Truthühnern gleich, saßen die mit einem 3 Zoll langen dünnen Horn auf dem Oberkopfe versehenen und mit großen Sporen an den Flügeln bewehrten Arucos[265]) auf dem den Sumpf begrenzenden niederen Gebüsch und ließen ihren tiefen, ihrem Namen gleich klingenden Ruf hören, von Zeit zu Zeit im Schilf und Sumpf dahin watend und die darin schwimmenden Baumfrüchte oder auch die in Menge hier vorkommenden Sumpfschnecken[266]) auflesend.

Der Fluß bot einen wahren Reichthum an Caimans[267]), die ich hier oft in der bedeutenden Länge von 10 Fuß gesehen habe; sie durchkreuzen Morgens und Abends den Fluß, nach Raub ausspähend, liegen aber während der wärmsten Tageszeit meist schlafend am Ufer und plumpen bei der Annäherung eines Bootes schwerfällig in's Wasser. Sie scheuen den Menschen und dieser kann ungestört von ihnen im Wasser baden, sobald er nur von Zeit zu Zeit einiges Geräusch dabei verursacht. Ich habe in Britisch Guyana die Macuschi-Indianer ohne Furcht in den Flüssen Rupununi und Awaricuru sich baden sehen, während die bei weitem wilderen, 15 bis 18 Fuß langen Champsa nigra zahlreich in ihrer Nähe umherschwammen.

Der Behauptung, daß die Crocodil-Arten Süd-Amerika's zur trockenen Zeit in einen sogenannten Winterschlaf fallen, kann ich nicht beistimmen; ich habe diese Thiere sowohl in Venezuela, als auch in Britisch Guyana in jeder Jahreszeit zu beobachten Gelegenheit gehabt und sie das ganze Jahr hindurch stets vollkommen munter und bei bestem Appetite gefunden. In den Llanos von Venezuela, wie in den Savanen von Guyana, ziehen sie beim Austrocknen der Savanenflüsse in die mit diesen verbundenen größeren Flüsse sich zurück oder begeben sich nach den

nächsten wasserreichen Sümpfen oder kleinen Seen; daß sie sich jedoch in Letten verstecken und beim ersten Regenguß im Beginn der Regenzeit unter heftigem Getöse die aufgewühlte Erde hoch in die Luft schleudern und aus ihrer Gruft hervorsteigen, ist gleich dem Fange der Gymnoten durch Pferde, den ich weder in den Llanos von Venezuela und in den Savanen von Guyana beobachtet, noch irgend davon gehört, eine Fabel der Eingeborenen, die den wißbegierigen Reisenden nur allzugern mit lügenhaften Berichten tractiren. —

Die Eier der Caimans, deren das Weibchen wohl 20 bis 25 in der Größe und Form von Gänseeiern in eine Grube in den heißen Ufersand legt und sie dann verscharrt, um sie der Sonne zum Ausbrüten zu überlassen, sind, trotz des ihnen eigenthümlichen Moschusgeruchs, recht wohlschmeckend und bei den Eingeborenen ein gesuchter Leckerbissen, nur ist ihr Genuß sehr nervenaufregend. Das Fleisch des Caimans wird wegen seines widrigen starken Moschusduftes nur von Negern und Indianern gegessen; mehre Tage lang konnte ich, nach dem Abziehen eines Caimans, den meinen Händen anklebenden Moschusgeruch trotz des sorgfältigsten Waschens und Einreibens mit wohlriechendem Wasser nicht los werden.

Im unteren Orinoco, wo die größte 20 Fuß lange südamerikanische Crocodil-Art, Crocodilus acutus, vorkommt, habe ich im Mai, zur Zeit wenn die Jungen aus dem Ei gekrochen, diese bei starkem Winde oft in wahrhaften Unmassen gegen die Brandung vergeblich kämpfen gesehen, um an das hohe Ufer zu kommen und ohne die geringste Mühe an Hundert derselben zum Zeitvertreib gefangen, aber stets dabei bemerkt, daß alte Thiere in der Nähe umherschwammen, die bei jedesmaligem Fange der Jungen ein schnaubendes Getöse ausstießen und dicht zum Boote heranschwammen, eines derselben sogar in meiner Nähe mit dem Schwanze nach dem Boote schlug, wodurch ich glücklicherweise nur mit einer

Ladung Wasser überschüttet wurde. Die Ruderer riethen mir vom Fange der Jungen ab, da sie meinten, daß jede Crocodilmutter die aus ihren Eiern gekrochenen Jungen genau kenne und diese streng bewache. Es schien mir fast, als ob die Leute darin Recht hätten.

Die jungen eben ausgekrochenen Caimans sind von 6 Zoll Länge und bereits recht bissig. In Gefangenschaft knurren und zischen sie bei jeder Berührung auf's lebhafteste und verursachen mit ihren scharfen Zähnen schlimme Wunden, werden jedoch bald zahm, lassen sich streicheln und nehmen das ihnen vorgehaltene Stückchen Fleisch, ohne Scheu und hinterlistiges Beißen, aus den Fingern ihres Eigners. —

Außerdem sind die Uferbäume des Yaracui, besonders die Mimosen, sehr zahlreich von der großen, mit Einschluß des Schwanzes oft 6 Fuß langen Iguana[268]) belebt, deren Fleisch, ganz besonders aber deren runde Eier zart und ungemein wohlschmeckend sind. Die Weibchen legen letztere in einer Anzahl von 30 bis 35 Stück in eine fußtiefe Grube in den Ufersand und verscharren sie darin auf's sorgfältigste. Die ausgekrochenen Jungen sind von schöner hellgrüner Farbe, mit nur schwacher Andeutung des später zolllangen Rückenkammes. Die alten Exemplare sind blaugrün, verändern jedoch ihre Farbe in aufgeregtem Zustande in grün und gelb und nehmen nach dem Tode eine graue Färbung an. Sie lassen sich gut zähmen, nur muß man bei ihrem schwierigen Fange vor dem langen peitschenförmigen Schwanze sich in Acht nehmen, mit dem sie empfindliche Schläge austheilen und außerdem sehr heftig beißen. Sie nähren sich von jungen Blättern, Baumfrüchten und Insecten und liegen am Tage lang ausgestreckt auf den Baumästen, deren Färbung sie annehmen, weshalb sie nur der scharfe Blick der Eingeborenen entdecken kann.

Eine Art der Galapago, die am Orinoco, in Britisch Guyana

und am Amazonas überaus häufige Terekayschildkröte[269]) kommt eben auch im Yaracui, jedoch nur in sehr geringer Anzahl vor; während eines zwölfmonatlichen Aufenthaltes an diesem Flusse sind mir nur zwei Exemplare derselben zu Gesicht gekommen und es ist wohl selten, daß deren ovale Eier, von denen das Weibchen nur 18 bis 20 in eine 1 Fuß tiefe Grube an's Ufer legt, und deren Eigelb (der öligte Theil) am Orinoco und Amazonas mit dem der Eier der Arrauschildkröte[270]) einen bedeutenden Handelsartikel als manteca de tortuga in Venezuela und azeite da tartaruga in Brasilien ausmacht, hier gefunden werden.

Der Fischreichthum des Meeres an der Küste der Boca del Yaracui ist sehr bedeutend und die mit großen Schleppnetzen hier unternommenen Fischzüge lieferten die großartigsten Resultate. Hunderte großer Fische wurden in einem einzigen Zuge gefangen und außer den gewöhnlichen, für die Tafel brauchbaren Fischen stets noch viele seltene und eigenthümliche Arten an's Land gezogen. Vorzüglich interessant waren die verschiedenen Hai- und Rochen-Arten, die jedesmal unter der Menge der Gefangenen, natürlich nur in kleinen Exemplaren, sich befanden.

Es waren, außer den gewöhnlichen hier vorkommenden Haiarten[271]), noch der Säge-[272]) und der Hammerhai[273]). Ein mit der 6 Fuß langen Säge 16 Fuß langer Sägehai wurde während meiner Anwesenheit vom Sturme auf den Strand geworfen; eine Größe, die dieser Fisch wohl nur selten erreicht.

Unter den Rochen fand ich einen von sonderbarer Form, einer riesigen Fledermaus ähnlich, bei dem die zu beiden Seiten der Scheibe zolldicken, schwammigen Flossen den ausgespannten Flügeln dieses Säugethiers ähnelten, welche Aehnlichkeit ein kleiner flossenähnlicher Schwanzstummel vollendete. Die Färbung dieses seltsamen Fisches war weißgrau, auf's schönste mit sammetschwarzen, runden Flecken geziert; er ist jedenfalls selten, denn ich habe ihn bei ähnlichen Fischzügen nie wieder erhalten.

Das Fleisch der jungen Haie ist sehr wohlschmeckend und wird allgemein an dieser Küste gegessen, das der erwachsenen dagegen zähe und an Geschmack gleich den Steinpilzen.

Die niedrige Lage der Gegend an der Mündung des Yaracui bewirkt das Auftreten einer Menge Sümpfe, der zur Regenzeit stark angeschwollene Fluß tritt weit über die flachen Ufer in den Urwald hinein und bildet in der trockenen Zeit die sumpfigen Stellen; dies, wie die Mangleufer des Flusses und der Caños in der Nähe der Küste macht die Boca del Yaracui sehr ungesund für den Menschen und schlimme intermittirende Fieber herrschen hier ganz besonders in den Monaten Mai bis September, der ganzen Dauer der Regenzeit.

Sämmtliche drei, während meiner Anwesenheit in dem Etablissement befindlichen Engländer starben einige Monate nach meiner Abreise von dort und ich selbst mußte, schwer erkrankt an diesem Fieber, den Ort schnell verlassen, sonst wäre ich ebenfalls ein Opfer desselben geworden.

Sehr gern ergriff ich die hier jede Woche sich darbietende Gelegenheit, den Ausflug in einer Lancha den Yaracui aufwärts, nach dem Zweigetablissement Chino bei San Felipe zu machen.

Die Lanchas, deren wohl 12 Stück zu Speditionszwecken hier benutzt wurden, waren 45 bis 50 Fuß lange und 12 Fuß breite Fahrzeuge mit plattem Boden, völlig in Kastenform, nur daß sie am Vordertheil gebogen eine scharfe Kante bildeten, während das Hintertheil in derselben Breite als das Fahrzeug war. Zum Schutz gegen das Zusammenstoßen mit den, die Fahrt auf dem Flusse ganz besonders erschwerenden theils schwimmenden, theils im Wasser festliegenden großen Baumstämmen, waren sie mit dicken eisernen Platten gepanzert; das Deck war nur ein klein wenig von der Mitte nach den Seiten zu geneigt und eine einzige lange offene Luke, die bei schlechtem Wetter dicht verschlossen wurde, lief vom Hintertheil nach dem Vordertheil zu.

Der ganze innere Raum des Bootes war für die Ladung bestimmt, nur auf den beiden freien Seiten des, ohne den geringsten Bord befindlichen, Decks war der Raum für die mit den Ruderstangen (palancas) die Lancha fortschiebende Mannschaft und die etwaigen Passagiere.

Es war eine sehr uncomfortable Reise für Letztere, die der Mannschaft bei ihrer Arbeit beständig im Wege waren, selbst aber fortwährend von den nassen Palancas, beim Einsetzen derselben in's Wasser, bespritzt wurden.

Der erste Tag meiner Fahrt brachte mich durch den, mir bereits durch öftere Streifereien im Boote bekannten Theil des Flusses, die Mangleufer und die aus Cäsalpinien, Mimosen und anderen Riesenbäumen bestehende Waldung, mit Untergehölz von Piritupalmen, Strauchfarn, Heliconien, Crinum u. s. w., Alles überragt von großen Gruppen hoher Maporapalmen. Selten erhoben die Ufer sich fußhoch über dem Wasserspiegel und wenn dies ja der Fall war, so waren sie bedeckt von dicken Büschen Cypergräsern, zwischen denen Strecken weißen Sandes sich hinzogen, belebt mit caimanähnlichen 6 bis 7 Fuß langen Eidechsen[274]) und Iguanas, die mit halb emporgehobenem Schwanze schnell in das dichte Gebüsch huschten.

Alte schwarze, rindenlose Baumstämme, nur noch aus dem harten Kernholze bestehend, ragten in schiefer drohender Richtung über den dunklen Wasserspiegel und große entwurzelte Bäume, deren Zusammenstoßen mit der Lancha oft unvermeidlich war, wurden von der Fluth daher getragen. Selten daß die Stille des Waldes durch das Geheul der Araguatos[275]) oder das Vogelgezwitscher ähnliche Geschrei der Monos[276]) unterbrochen wurde, die in den Baumgipfeln umhersprangen und ihr Dasein nur durch das Knicken und Reißen der von den Bäumen hängenden Bejucos, an denen sie auf ihrer Wanderung sich festhielten, verriethen.

Auf den alten abgestorbenen Stämmen am Flußufer sitzt in

größter Ruhe der scheue langhalsige Anhinga[277], auf seine Beute im Wasser lauernd und im nahen Sumpfe ertönt das tigerähnliche Geschrei der gelbrothen, schwarz gefleckten Garza pintada[278], die mit der schönen Garza azulada[279]) den Aufenthalt im dichteren Gebüsche dem offenen Flußufer vorzieht.

Bei einer durch im Flusse liegende Baumstämme verengten Passage sah sich der Padron der Lancha genöthigt, das Fahrzeug dicht an der Uferwaldung hinzusteuern, die Lancheros stießen mit den 20 Fuß langen Palancas an die überhängenden Baumäste, wodurch eine 8 Fuß lange Giftschlange von der gelb und schwarz gezeichneten Bothrops-Art, deren ich als auch bei Tucacas vorkommend erwähnte und die auf einem Ast gelegen hatte, in's Boot herab fiel. Die Bootleute sprangen im Nu in den Fluß und überließen es mir, das Thier zu tödten, was mir leider nicht gelang, da es, eben auch erschrocken, schnell in den unteren Raum flüchtete und sich zwischen den dort befindlichen Waaren verbarg. Die Schlange kam nicht eher wieder zum Vorschein als beim Ausladen des Bootes in Chino, was natürlich mit großer Vorsicht geschah, wobei sie denn auch entdeckt und getödtet wurde.

Am zweiten Tage der Reise zeigten die Ufer des Flusses bereits ein anderes Vegetationsbild. Der Urwald war immer noch vorherrschend, mitunter jedoch von weiten Lichtungen und Sümpfen unterbrochen, aus denen hier und dort einige Maporapalmen sich erhoben. Am Flusse war das Ufer mit dichtem Gebüsch eingesäumt, aus dem das seltsame Geschrei des Huacharaca und der tiefe Baß des Aruco ertönten. Bisweilen starrten aus dem ruhigen, mit üppigem Grün durchzogenen Wasserspiegel der Sümpfe Gruppen grauer abgestorbener Stämme der Mapora, riesigen Pallisaden gleich, in die Höhe, deren einige die Reste ihrer prächtigen Krone in den nunmehr vertrocknet herabhängenden, graugelben verschrumpften Wedeln zeigten.

Je höher hinauf ich im Flusse fuhr, desto seltener wurden die Maporapalmen und machten zwei anderen Palmenarten, der Palma de vino[280]) und Palma redonda[281]) Platz

Erstere, die Attalea, ist sicher eine der größten Zierden der Palmenwelt. Gleich einer ziemlich starken corinthischen Säule erhebt sich der 40 Fuß hohe glatte graue Stamm, der hier anstatt der ausgezackten Acanthusblätter einen natürlichen Carnieß von den schön ausgeschweiften Blattstielresten in größter Symmetrie trägt, aus welchem auf starken Blattstielen die riesigen 40 Fuß langen, 8 Fuß breiten Fiederwedel senkrecht in die Höhe starren, die nur an der Spitze, ungeheuren Federbüschen gleich, in graciösem Schwunge herabnicken.

An der Basis der Blattstiele, dicht über dem schön geformten Carnieße, hängt der riesige centnerschwere Fruchtkolben herab, an welchem mehre tausend hühnereigroßer, ovaler, brauner, stumpf zugespitzter Früchte sitzen, die ungemein ölreich sind. Aus dieser Palme wird ein wohlschmeckender Palmwein gewonnen, indem in dem auf die Erde geworfenen, an einem Ende erhöht liegenden Stamme tiefe lange, mehre Zoll breite Einschnitte gemacht werden, in welchen sich der weinähnliche Saft in Menge sammelt, der jedoch innerhalb eines Tages bereits in Gährung übergeht. Drei Tage hindurch kann dieser Saft aus den Oeffnungen geschöpft werden, bevor er gänzlich versiegt.

Die Palma redonda, am Orinoco „Carata" genannt, tritt vereinzelter als die vorige auf und unterscheidet sich von dieser ungemein durch die schönen, auf graciös gebogenen Stielen sitzenden Fächerwedel und den 60 bis 80 Fuß langen dünnen Stamm, an dessen oberem Ende, dicht unter der Basis der Blattstiele, die weißgelben Blüthenrispen und mit tausenden runder Beeren beladenen Fruchtbüschel in Gemeinschaft mit einzelnen verdorrten Blättern herabhängen.

Die jungen noch stammlosen Exemplare dieser Palme zeichnen

sich durch ihre riesigen Fächerwedel aus, die, je mehr der Stamm an Höhe zunimmt, an ihrer Größe verlieren.

Mit dem Erscheinen dieser Palmen trat zugleich eine andere Pflanzenform auf, die der Bambusen, welche meilenweit die alleinige Vegetation des Flußufers bildete. Gleich der prachtvollsten Laube überwölbten von beiden Seiten in schön geschlungenen Bogen die herabnickenden Spitzen des riesigen Guafa[282]) mit ihren zarten hellgrünen fiederartigen Blättchen den dunklen klaren Fluß und die Sonnenstrahlen schufen herrliche goldgelbe Lichteffecte in der transparenten Laubmasse, die auf den 60 Fuß hohen, in dichten Blüthen aneinanderstehenden schlanken Schaften und den zierlichen in's Unendliche sich vertheilenden Zweigen zart ausgebreitet, sanft erzitternd, lag. So überraschend schön dies wahrhaft feenhafte Laubgewölbe war, so große Hindernisse legte es dem weiteren Vordringen der Lancha in den Weg. Eine Menge der hohen, an ihrer Basis einen Umfang von 20 Zoll erreichenden Bambusschafte waren sowohl über, als auch in den Fluß gestürzt und versperrten den Weg vollkommen, der hier mit dem Machete in der Hand langsam erkämpft werden mußte, da das Durchhauen der elastischen hornähnlichen Bambusstangen sehr zeitraubend war. Wurde dabei eines der oft an den Zweigen des Bambus hängenden großen Nester der Maribontas[283]) berührt oder nur geschüttelt, so daß deren Bewohner wüthend auf uns eindrangen, dann sprang die ganze Mannschaft in den Fluß und ich, der auf der ruhig daliegenden Lancha sich nicht flüchten konnte, hatte den vollen Zorn der gereizten Wespen zu ertragen, deren Stichen ich nur dadurch entgehen konnte, daß ich mit geschlossenen Augen, ohne im Geringsten mich zu rühren, in mein Schicksal mich fügte und in dieser Weise meist glücklich der gedrohten Gefahr entging.

Einen halben Tag hatten die Lancheros vollauf zu thun,

das Fahrzeug durch das Guafal zu schieben und der zweite Reisetag neigte sich bereits zu Ende, als dies geschehen war.

Ich flechte hier eine kleine Schilderung ein, die ich kurze Zeit nach dieser Reise entwarf, und die, wenn auch nicht von großem Werth, doch den Vorzug besitzt, daß sie in aller Frische den lebhaften Eindruck wiedergiebt, den die herrliche Natur, wie das Leben an den Ufern des Yaracui, auf mich machten. —

Die Sonne sank so eben im Westen hinab und ließ die hohen Gipfel der den Fluß dicht einschließenden Riesenbäume in zauberischer Beleuchtung erscheinen. Die malerischen Festons der an den Riesen des Urwalds, der Mora, Vera, dem Caracara [284]), Roble [285]), Jabillo, Laurel [286]), herabhängenden Schlingpflanzen, ein in den buntesten Farben prangendes Blüthenmeer bildend, erglühten vom Scheideblick der Sonne getroffen und die Kronen der über das hohe Laubdach hinausragenden Mapora- und Weinpalmen, deren Wedel vom leisen Abendhauche sanft erzitterten, erglänzten im magischen Lichte, die zauberische Beleuchtung auf ihren glatten Fiederblättchen in blendendem Glanze reflectirend.

Den Fluß hüllten bereits die Schatten des ihn begrenzenden Waldes ein, seine dunklen braunen Wasser schossen still dahin, mitunter nur durch in ihm befindliche, vom Sturme oder durch herabgebrochene Ufer entwurzelte riesenhafte Baumstämme in seinem ruhigen Laufe unterbrochen.

Hier und da noch erschallte aus dem dichten Walde das Geheul der Araguatos, deren einige auf den Aesten der Uferbäume neugierig nach allen Seiten sich umschauten, Banden von Huacharacas und Pavas [287]) flogen, ihren Nachtsitz suchend, schwerfällig von Ast zu Ast und ihr sonderbarer Ruf ertönte weit durch die Wildniß; mit weit hörbarem brummendem Tone lockte der Pauji [288]) sein Weibchen, während eine Gesellschaft paarweis zusammenhaltender Arucos ihre lauten Stimmen von Zeit zu

Zeit aus der Krone eines dicht belaubten hohen Baumes erschallen ließen.

Mit rauhem krächzendem Geschrei kamen die rothen Guacamayos [289]) paarweise aus dem Inneren des Waldes, wo sie ihre Lieblingsfrüchte, die Samen der Topfbäume [290]) verzehrt, langsam angeflogen, um ihre Nester in den abgestorbenen Stämmen der Mapora oder anderer kolossaler Waldbäume aufzusuchen. einzelne verspätete Colibris summten noch laut um die rosafarbenen Blumenbüschel der Bignonien, um mit ihrer langen Zunge winzige Insecten daraus hervorzuholen und der Carpintero [291]) bekundete seine Anwesenheit durch den weit schallenden pochenden Ton, den er durch das Hacken seines Schnabels an den vertrockneten Baumstämmen hervorbrachte.

Langsam, in gewissem Tacte, schoben die acht halbnackten, braunen Indianergestalten die Lancha mit den langen Palancas von den dünnen harten Stämmen der Piritupalme den Fluß stromaufwärts, während der Padron, seine Würde kundgebend durch Hemd, Beinkleid und einen mit vielen Buckeln und Kniffen versehenen, durch seltenen Zufall erlangten, unförmlich hohen schwarzen Filzhut, auf dessen Besitz er besonders stolz war, das breite Steuerruder führte.

Immer tiefer sank die Sonne und der Padron war eifrig darauf bedacht, eine Landungsstelle am Ufer zu erspähen. Dies hatte seine Schwierigkeiten, da der Fluß zu beiden Seiten tief hinein in den Urwald sich ausbreitete und nur in weiten Zwischenräumen das Ufer ein wenig über dem Wasserspiegel sich erhob.

Endlich bei einbrechender Dunkelheit war ein passender Landungsplatz gefunden und die Lancha nach diesem hin gesteuert.

Nunmehr hatte der Padron vollauf Arbeit, nicht nur das Anrennen der Lancha an die in die Nähe des Ufers getriebenen und dort sich angehäuften schwimmenden Baumstämme durch ge-

schicktes Manoeuver zu verhüten, sondern auch seinen Cylinder zu bewahren, der jeden Augenblick durch über den Fluß weit sich ausbreitende Baumäste und die an ihnen in Unzahl herabhängenden Bejucos in Gefahr kam, ihm vom Kopfe gerissen zu werden.

Er behielt jedoch den Sieg über die üppig wuchernde Pflanzenwelt, nachdem er, um das Zusammentreffen dieser mit seinem Hute zu vermeiden, auf seinem beschränkten Standorte die kühnsten Pas und unterthänigsten Bücklinge auf's Graciöseste durchgeführt hatte; sein braunes Gesicht verlor nicht einen Augenblick den ernsten würdigen Ausdruck, nur, als die Gefahr vorüber war, entschlüpfte ihm der Ausruf: „carajo, que cosa!“[292]), er drückte dann den Hut fester in's Gesicht, ließ das Steuer fahren, ergriff mit der Rechten die zu seinen Füßen liegende Guarura[293]), setzte sie an den Mund und entlockte ihr Mark und Bein durchdringende Töne, die weit in den Urwald hineinschallten und die in demselben bereits eingetretene Ruhe unterbrachen.

Sobald sie die Töne gehört, legten die Lancheros ihre Palancas bei Seite, zwei von ihnen ergriffen die am Vordertheil der Lancha befestigte Kette, sprangen in's Wasser und schlangen sie um den dicken Stamm einer Weinpalme, die dicht am Ufer sich erhob.

Durch das Geräusch aufgeschreckt, plumpten schwerfällig einige Caimans, die am Lande bereits zur Ruhe sich begeben hatten, in's Wasser und trieben langsam dem gegenüberliegenden Ufer zu; blendend weiße Garzettas[294]) flogen scheu aus ihrer bereits gesuchten Ruhestätte auf, um sich in geringer Entfernung wieder niederzulassen.

Das Betreten des Ufers wurde uns durch hohe Gebüsche von Heliconien, Caña brava, dichte Gruppen junger Palmas de vino und Maporas streitig gemacht; der Hunger wie die einbrechende Nacht bewirkten jedoch bei den Lancheros Außergewöhn-

liches, denn in kurzer Zeit hatten sie mit ihren Machetes das Ufer von seinem üppigen Pflanzenwuchse befreit und ohne große Hindernisse konnten wir nunmehr in den angrenzenden, nur mit wenig Unterholz bestandenen Urwald eindringen.

Sofort wurde auf dem gereinigten Platze vom Koch ein großes Feuer angemacht, während die anderen Lancheros in den Wald sich zerstreuten, um vor völliger Dunkelheit einen tüchtigen Vorrath an Feuerholz herbeizuschaffen.

Das Amt des Koches war auf dieser Reise mit wenig Schwierigkeiten verbunden, da der Küchenzettel jeden Tag sich gleich blieb und stets auf unreife geröstete Platanos, carne seca und Caffee lautete, außer wenn das Jagdglück den Tag über günstig gewesen war und die Beute als Extragericht zu den drei stereotypen Delicatessen hinzutrat.

Heut wurden als Extrabeilagen zu den drei Nummern des Speisezettels noch ein Guacamayo und ein Araguato, die am Tage geschossen und von mir während der Fahrt bereits in kochfähigen Zustand versetzt waren, hinzugefügt.

Der Gedanke, daß diese zwei, nach Beseitigung ihrer Bekleidung sehr mager erscheinenden Extragerichte unter elf hungrige Menschen vertheilt werden sollten, ließ mich einen Entschluß ausführen, den ich bereits beim Betreten des Ufers gefaßt hatte.

Nicht weit vom Landungsplatze hatte ich stromaufwärts einen lang sich hinziehenden weißen Sandstrich bemerkt und dorthin war es, wo mich jetzt die Besorgniß für meinen leeren Magen trieb. Schnell schnitzte ich ein langes Stäbchen zurecht und bat einen der Lancheros, mit einem Feuerbrand mich zu begleiten. Noch hatte der von der Tageshitze fast glühend heiße Sand wenig sich abgekühlt und das Barfußgehen auf ihm war nicht ohne Unbequemlichkeit; mit meinem Stäbchen in der Hand visitirte ich gleich einem sondenbewaffneten deutschen Steuerbeamten den

Sand und hatte nicht lange darin umhergestochert, als ich es von Eierdotter feucht herauszog.

Der Feuerbrand wurde heftig in der Luft geschwenkt, um eine helle Flamme zu erhalten und ich machte mich an das Ausgraben der Eier, die an dieser Stelle im Sande befindlich sein mußten. Einen Fuß tief fand ich wirklich 32 Iguanaeier. Nach solch' günstigem Erfolge wurden ähnliche Nachforschungen mit erneutem Eifer fortgesetzt und es glückte mir, noch zwei Stellen mit 45 Caimaneiern zu finden.

Im höchsten Grade zufrieden mit meinem Funde kehrte ich zu den Llaneros zurück, die bereits eine Menge Brennholz herbeigeschafft hatten, des ersehnten Augenblicks gewärtig, wo der mit seiner Kunst beschäftigte Koch zum Essen rufen würde.

Sämmtliches Kochgeschirr bestand in einem großen Topf, worin der Caffee gekocht wurde; die Platanos wie die carne seca lagen auf Kohlen, um dort in ein Nichts zusammenzuschrumpfen.

Wenig beachtete ich diese mir bereits zur Genüge bekannten Gegenstände und wendete meine ganze Aufmerksamkeit der auf Stäbe gespießten, über dem Feuer röstenden Jagdbeute zu.

Himmel, wie sah diese aus!

Vom Araguato wie dem Guacamayo war nichts mehr zu erblicken, als schwarze, steinkohlenähnliche Skelette. Nicht die geringste mildthätige Brühe, nicht ein Tropfen Wasser war über sie ausgegossen worden, um das wenige Fleisch, das etwa noch an den Knochen gesessen, vor dem Verkohlungsprocesse zu behüten.

O wie glücklich fühlte ich mich jetzt durch meinen Fund!

Mit neidischem Auge blickte der Koch auf diesen, den ich ihm in meinem Hute entgegenhielt, frug aber dennoch, worin die Eier gekocht werden sollten?

„In demselben Topfe mit dem Caffee zugleich, Agapito, und nun besorge Wasser, damit wir sie vorher reinigen!“

Schnell brachte er eine Tutuma[295]) mit Wasser, in welcher die Eier vom größten Schmutz gereinigt und sodann ohne Weiteres in den kochenden Caffeetopf geworfen wurden; ein Zerbrechen war wegen ihrer pergamentähnlichen Schale nicht zu befürchten.

Das Essen war fertig und die braune Gesellschaft gruppirte sich, halbnackt wie sie war, der Padron aber noch im Hemde, Beinkleid, den thurmartigen Filz auf dem Kopfe, um die Lagerstätte. Der Koch tranchirte das verkohlte Fleisch und theilte die Rationen aus. Mir fiel ein Stück des Fleisches zu, das eine täuschende Aehnlichkeit mit einem Koprolithen[296]) besaß und glücklich mit Hilfe einiger gerösteten Platanos seinen Weg in den Magen fand.

Der Caffee wurde aus Mangel an chinesischem Porzellan in zwei Tutumas gereicht, welche die Runde in der Gesellschaft machten.

Beim Anblick der Eier, die in brauner Färbung am Grunde des Caffeetopfes lagen, flog ein Ausdruck freudiger Ueberraschung über die Gesichter der braunen Bande.

Nachdem der Speisezettel bis Nr. 3 pünktlich eingehalten war, kamen die Luxusgerichte an die Reihe.

Außer sieben Eiern war ich so glücklich, einen Unterschenkel des Araguato, wie die Hälfte der Guacamayobrust zu erhalten.

Nach mehrfach mißglückten Versuchen gelang es mir endlich, an ersterem mit einem herkulischen Schnitt durch die stahlharten Bänder das Schienbein vom Wadenbeine zu trennen und mich des dazwischen sitzenden Fleisches zu bemächtigen; das an der Außenseite der Knochen befindliche Fleisch war jedoch hart gebrannt wie Eisenschlacke und alle meine Bemühungen um dessen Besitz waren vergeblich. Ebenso geschah es mit dem Bruststück des Guacamayo, welches meinen Kaumuskeln eine viertelstündige

schwere Arbeit verursachte; vergebens wurde es gleich einem Primchen Tabak im Munde umhergeworfen, vergebens erweiterte sich wiederholt der Schlundkopf, um es in die Speiseröhre zu practiciren, es war unmöglich!

Die Eier hatten schneller ihren Bestimmungsort erreicht, obgleich sie bei ihrem Ueberfluß an Dotter ungemein trocken schmeckten und Butter in den Urwäldern Süd-Amerika's ein nicht aufzutreibender Artikel ist.

Das Essen war beendet und die Lancheros sprangen, ihrer Gewohnheit nach, in den Fluß, sich zu baden.

Da der Hut beim Baden doch wohl incommodiren mußte, legte der Padron ihn heut zum Erstenmale nebst den anderen Zeichen seiner höheren Stellung ab, wickelte ihn sorgfältig in einige vertrocknete Heliconienblätter und verwahrte ihn im unteren Raum der Lancha.

Ich zündete mir die unentbehrliche Cumanacoa-Cigarre an, knüpfte meine Hängematte an einige dicke Stämme des Bambus und schaukelte bald in derselben, zufrieden für heute die Tageshitze überstanden zu haben.

Es war eine herrliche Nacht, die ich nur bedauerte, nicht so ungestört als ich es wünschte, genießen zu können. Allein Hunderte von Zancudos[297] begannen mit ihren gefürchteten Stichen unter den zarten Tönen ihrer Discantstimmen mich zu peinigen.

Mit seinen Millionen Sternen besäet, prangte das dunkle Himmelsgewölbe über mir und scharf zeichneten sich die himmelanstrebenden an der Spitze herabhängenden Wedel der mich umgebenden Weinpalmen, wie die leicht belaubten, graciös geschwungenen Bambusstämme gegen dasselbe ab. Weit in die Luft hinaus, nach allen Seiten hin, streckten sich die Fächerwedel der Palma redonda, gleich dürren Knochenarmen mit entfleischten Fingern, an deren Basis, dem Stammende, eine dunkle Masse,

die verwelkten Wedel, gleich einem unförmlichen Riesenkörper herabhingen.

Der hohe Urwald erschien gleich einer gigantischen schwarzen Mauer, seine verschiedenen Baumformen verschmolzen in dem Nachtdunkel zu einer Masse, aus welcher nur hier und da einzelne ungeheure Aeste in phantastischen Krümmungen, vorweltlichen Ungeheuern gleich, hervorragten.

Tiefe Stille herrscht jetzt; mitunter jedoch dringt ein langgedehnter kläglicher Schrei aus der Tiefe des Waldes und harmonirt auf's Getreueste mit dem Gepräge des Unheimlichen, das die ganze Umgebung an sich trägt. So schauerlich dieser Schrei im Urwalde bei eingetretener Nachtzeit auch klingt, so harmlos ist das Thier, das ihn hören läßt, die Pereza[298].

Nur zuweilen wird die schwüle Luft durch einen kühleren Windhauch bewegt; es erzittern die Fiederblättchen der Palmenwedel, unter seltsamen Geflüster spielen sie kosend mit einander auf und nieder, wie im Liebestaumel suchen die schlanken, schön geschwungenen Spitzen der Bambusstauden sich zu vereinigen.

Die mich umgebende Pflanzenwelt wird von ähnlichem Liebesspiele erfaßt!

Die zahllosen von den Bäumen herabhängenden Schlingpflanzen bewegen sich gemessen hin und her, ihre Bewohner, die blüthenbeladenen Orchideen und Bromelien zum Liebesgenuß auffordernd; ihren Blüthenstaub herabschüttelnd, leisten sie auch der Mahnung sofort Folge. Umsonst jedoch versucht es der Liebesgott, durch den Zephyr die bereits eingeschlafenen Cäsalpinien und Ingas zu erwecken und zur allgemeinen Feier aufzufordern; traurig hängen ihre zusammengeklappten Fiederblättchen herab; sie haben am Tage bereits im Spiele sich erschöpft!

Auch die stolze Palme läßt ihre Blüthenhülle unter rasselndem Geräusch fallen; in zartem Weiß erscheint der entschleierte Blüthenkolben in dem bläulichen clair obscur der Nacht! Der

herrliche Duft, der ihre Liebesfeier begleitet, wird von dem zarten Zephyr weithin getragen und vermählt sich mit dem würzigen Aroma des Crinum und der Vanille!

Alles in der Natur ist vorbereitet und der lustige Elfenreigen beginnt!

Ueber dem Flusse, in langwallenden weißen Gewändern, wiegen sich die zarten durchsichtigen Gestalten; sie tanzen bald auf und nieder, bald wirbeln sie munter im Kreise umher; leise, gleich Aeolsharfentönen, zittert ihr zarter Gesang durch die Luft; große und kleine, grüne und rothe Brillantfunken huschen hin und her und leuchten zu dem Feste, ja spielen neckisch mit den Elfen, auf deren silberglänzende Kleider sich setzend, daß diese in goldigem Schimmer erglühen.

Doch nicht lange dauert die Lustbarkeit.

Böse Geister in düsterem Grau, mit scheußlichen Gesichtern und ausgezackten Flügeln umflattern, Harpyien gleich, die unbesorgt umher Spielenden und erhaschen mit ihren weit geöffneten Rachen die brillantenen Funken.

So erlischt die feenartige Illumination. —

Ein dumpfes Krachen ertönt, fernem Geschützdonner gleich; einige Riesenarme, die über die Cyclopenmauer des Urwaldes hinausragen, bewegen sich langsam; noch ein dumpfes Getöse, als ob Felsen spalten, ertönt; dann stürzt ein Theil des gigantischen Bollwerkes ein.

Weithin, sobald die herabstürzenden Massen die Erde berühren, erschallt durch die Stille des Waldes ein Knall, wie aus hundert Feuerschlünden; die Erde erbebt, wie vom Zorne unterirdischer Mächte geschüttelt.

Dann ist Alles ruhig.

Ein alter Riesenbaum war umgestürzt und hatte seine Umgebungen mit sich in's Verderben gezogen!

Von Zeit zu Zeit noch ertönte einzelnes Krachen durch das

Zerreißen mehrer durch den Fall ihres Beschützers allzustramm angespannter Bejucos und morscher Aeste, die in das hohe Laubdach verwickelt, erst einige Zeit nach dem Sturze durch ihre Schwere endlich sich Bahn brechend, herabfielen.

Aufgeschreckt durch das furchtbare Getöse, wurden hundert Thierstimmen auf kurze Zeit laut; doch bald verstummten auch sie und das frühere Schweigen herrschte im Urwalde.

Die Indianer, die sofort nach dem Bade, in ihre Cobijas gehüllt, um das Feuer umher sich schlafen gelegt, fuhren bei dem gewaltigen Krachen in die Höhe.

„Un palo viejo!“[299]) murmelten sie, als sie die ihnen genugsam bekannte Ursache erkannten und ließen ihre braunen Körper wieder zur Erde sinken. —

Mich hatte das Ereigniß aus dem Halbtraume geweckt; ich sprang aus der Hängematte und stierte hinein in die dunkle Nacht.

Die Elfen meiner Vision wurden in der Wirklichkeit zu den langen schneeweißen Blüthenrispen der Caña brava, mit denen der Nachtwind koste; die glühenden herumfliegenden Brillantfunken zu leuchtenden Cucuyus[300]) und die harpyienartigen Geschöpfe zu großen Fledermäusen, die nach den Cucuyus haschten! —

Fest schlafend wie zuvor lagen die Indianer am Feuer, ihrer Gewohnheit nach mit den Gesichtern der Erde zugekehrt; der Padron, in die Cobija gehüllt, befand sich in ähnlicher Situation, jedoch auf seinem Posten, dem Verdeck der Lancha, anstatt des am Tage prangenden Hutes jetzt ein buntes Tuch um den Kopf gebunden. — — —

Noch zwei fernere Tage währte die Reise nach dem Orte Chino; je höher wir den Fluß aufwärts fuhren, desto mehr verengte sich das Bett desselben; immer freier wurden seine Ufer und niedriges Gebüsch und Savanenvegetation wechselten mit Wäldchen von Bambus, Weinpalmen und hohen Urwaldbäumen.

Die bisher niedrigen sandigen oder lehmigen Ufer erhoben sich in steilen felsigen Abstürzen oft 15 bis 20 Fuß hoch, violetblaue Höhenzüge in wellenförmigen Contouren tauchten über dem niedrigen Ufergebüsch empor und die im Vordergrunde stehenden säulengleichen Stämme der Palma de vino bildeten einen schönen Rahmen zu dem heiteren Landschaftsbilde, welches den unheimlichen Eindruck der düsteren Urwaldscenerie völlig verdrängte.

Gegen Abend des vierten Reisetages kamen wir in Chino an.

Ein sehr langes und breites, einstöckiges Gebäude von Palmbrettern, mit den Wedeln der Palma de vino gedeckt, erhob sich dicht am hohen Ufer, das Almacen des Speditionsetablissements in Chino.

Demselben nach hinten zu war das niedliche Wohnhaus, einer Eremitage gleich, angebaut. Einige andere halb verfallene, aus Lehmwänden mit Palmdächern versehene große Gebäude standen in der Nähe umher und ein großer viereckiger, mit Maulthieren, Eseln und Rindvieh nahezu angefüllter Corral, zog hinter dem Almacen sich hin.

Ich wurde von dem Dirigenten des Etablissements, einem Schotten, den das hier ebenfalls in hohem Grade herrschende Fieber zu einem Skelett abgemagert hatte, sehr freundlich empfangen und in der niedlichen Eremitage, in der es an mönchischem Luxus nicht gebrach, einquartiert.

Die Gegend umher war wunderschön; im Hintergrunde dunkelblaugrüner Wald, überragt von der mäßig hohen tiefblauen Gebirgskette von San Felipe, im Mittelgrunde saftiggrüne Savanen mit ihrem Sammetteppich von Gras und schönblumigen Stauden, abwechselnd mit riesigen Bambusgruppen mit kugelförmigen Kronen, vereinzelt stehenden ungeheuren Zamangs oder Ceibas mit ausgebreiteten schirmförmigen Laubdächern oder Gruppen der stolzen Palma de vino, umgeben von großblättrigen

Scitamineen; ein herrlicher natürlicher Park, gegen den die kunstreichsten englischen Anlagen ein Nichts sind.

Durch die paradiesische Landschaft schlängelt sich der schmale braune Yaracui mit seinen hohen malerischen Ufern von üppigstem Farngebüsch, über welches pisangblättrige Heliconien und fächerblättrige Cañas bravas sich erheben und hohe Cäsalpinien und Ingas ihre Riesenäste, mit hunderten von Bejucos behängt und besetzt mit dichten Büschen von Orchideen und Tillandsien, ausbreiten.

Zwischen den Baumgruppen zerstreut liegen die niedlichen Hütten der Bewohner des kleinen Ortes; mit den aus gespaltenen Bambusstämmen in der sorgfältigsten Weise aufgeführten Wänden und den auf's Regelmäßigste gedeckten Dächern aus Palmwedeln gleichen sie aus der Ferne den zierlichsten Vogelkäfigen und zahlreiche Viehheerden beleben die wunderschöne Landschaft umher.

Doch wo die Natur Alles aufgeboten, das Schönste und Erhabenste zu schaffen, da fehlt es sicher auch nicht an dem strengen Gegensatze und wo die Vegetation in solcher Ueppigkeit auftritt, da ist Feuchtigkeit des Bodens unerläßlich, die hier im Uebermaße sich findet; das Land umher ist ungemein sumpfig und deshalb die ganze Gegend ungesund, sie ist einer der vielen in Venezuela befindlichen Herde des intermittirenden Fiebers, das hier in seiner schlimmsten Form auftritt.

Einige Wochen verweilte ich in der anmuthigen Gegend von Chino, die bei täglichen naturwissenschaftlichen Excursionen schnell genug verstrichen.

Der Jaguar ist hier wegen der Rindviehzucht, die in der Gegend von San Felipe viel betrieben wird, ziemlich häufig und ich hatte Gelegenheit, einige schöne große Felle dieses Thieres zu erlangen; nächstdem sind es große Schlangen, besonders die Traga venado[301]), welche sowohl die sumpfige Savane als die großen Bambusgebüsche in ziemlicher Anzahl beherbergen.

In dem an dem großen Almacen gelegenen, sehr bedeutenden Platanal fand ich mehre Arten Landschnecken[302]), von denen ich einige bereits schon bei San Esteban angetroffen hatte.

Es ist auffallend, in Süd-Amerika die Landschnecken nicht in großer Anzahl an Individuen anzutreffen, sie finden sich hier nur vereinzelt, höchstens paarweis, nie jedoch in so ungeheurer Menge als in Europa besonders nach großem Regen, vor, nur die Bulimus haemastomus, undatus und distortus sind häufiger an den Blättern der Musa zu finden und um nur einige wenige Exemplare der anderen Arten zu erhalten, sind eine sehr genaue Kenntniß ihres Aufenthaltes und eine gute Portion Geduld erforderlich.

Die taubeneigroßen Eier des Bulimus haemastomus finden sich ziemlich häufig an der Erde unter verrotteten Stämmen und Blättern der Musa-Arten, wie die hellblaugrünen Eierhaufen der Ampullaria rhodostoma, die an den aus Teichen und Gräben ragenden Stengeln der Wassergewächse kleben. —

Mit einem jungen Spanier aus Cadix machte ich einen Ausflug nach der sechs Leguas von Chino entfernten Stadt San Felipe.

Der Weg dahin war ungemein reich an prächtiger Scener ie Wäldchen, Savanen, hügeliges Terrain und Cacaohaciendas, vom Yaracui durchströmt, wechselten mit einander ab. Zwei Leguas von San Felipe verläßt der Weg den Fluß und wendet sich nach Westen hin.

Die üppig stehenden Cacaohaciendas verschwanden und die Gegend wurde hügeliger und kahler. Der Weg führte dicht an den Vorbergen der im Westen liegenden Gebirgskette hin, deren größte Höhe etwa 2000 Fuß betragen mochte. Mehre kleine Flüsse rauschten von den allmählich aufsteigenden kahlen Bergen herab und der Weg führte durch ihr mit Steingeröll gefülltes breites Bett. Die Berge waren nur mit Grasvegetation bedeckt, einzig

und allein entlang den Quebradas zogen dunkle Wäldchen sich dahin.

Am späten Vormittage zogen wir in San Felipe ein.

Die Stadt ist klein und besteht in zwei sehr langen geraden Straßen, die durch mehre Seitenstraßen verbunden sind. Einige Kirchen, wie ein ziemlich großer Platz, geben ihr einen städtischen Anstrich, der den niedrigen einstöckigen Häusern, die in venezuelanischer Manier gebaut und eine Unmasse von Verkaufsläden, Tiendas, Bodegas und Pulperias enthalten, gänzlich fehlt. Der Handel hier ist recht bedeutend wegen der Nähe der vielen Cacao-, Caffee- und Indigopflanzungen und der großen Hauptstraße, die von der Küste von Venezuela über San Felipe nach dem Westen, den Städten Barquisimeto, Tocuyo, Trujillo, Barinas, Merida u. s. w. führt und die kurz nach der Productenernte von Heerden beladener Maulthiere und Esel, wie von reitenden Arrieros und deren, die Lastthiere treibenden Peones[303]) wimmelt.

Nur wenige Stunden verweilte ich in San Felipe, im Hause einer recht liebenswürdigen Creolenfamilie, Bekannte meines jungen Reisebegleiters, der mich auch ferner nach dem zwei Leguas von der Stadt entfernten kleinen Ort Coquerote zu einem deutschen Kaufmann, Fr. Stelze, von dem ich längst zu einem Besuche eingeladen war, begleitete.

In den Straßen von San Felipe herrschte ungemein reges Leben, maskirte Gruppen zu Pferde und Fuß durchzogen jubelnd und scherzend die Straßen und wohl die ganze Bevölkerung der Stadt war heut auf den Beinen und feierte tanzend und trinkend die Befreiung vom spanischen Joch, was freilich schon etwas lange her war. Es war an diesem Tage, den 5. Juli 1811, als in Venezuela die Unabhängigkeitserklärung des Landes von der spanischen Herrschaft proclamirt wurde.

Mein in der Stadt sehr bekannter Begleiter wurde von mehren der, mitunter viel Witz und Satyre bezeugenden, Masken

in oft recht spaßhafter Weise attakirt und beide wurden wir mehrfach genöthigt von der Mula zu steigen und in einigen der vielen Bodegas Erfrischungen zu uns zu nehmen, so daß mir zuletzt selbst die Independencia [304]) in den Kopf stieg.

Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit gegen Fremde sind in Venezuela, wie in einem großen Theile Süd-Amerika's, zu Hause und man erinnert sich unter dem in dieser Beziehung so gemüthlichen Volke nicht ohne verächtliches Lächeln des kläglichen steifen Wesens und des strengen Kastengeistes, die in Deutschland hauptsächlich zum feinen Ton gehören, wo man nicht im Entferntesten denkt, daß eben Leutseligkeit und freundliches Entgegenkommen gegen Fremde den Mann von Bildung charakterisiren.

Froh, die Stadt im Rücken zu haben, trabte ich heiter auf meiner Mula in der weiten Ebene, die im Süden von San Felipe gegen Barquisimeto sich hinzieht, fort. Schöne Wäldchen wechselten hier mit sammetgrünen Grasflächen und bisweilen unterbrach das steinige Bett eines Flüßchens den links von der großen Straße ab nach Coquerote führenden Weg.

Zeitig am Nachmittage kam ich in diesem Orte an, der von zwei langen Häuserreihen, durch die eine breite Straße führt, gebildet wird. Anmuthig auf einer Anhöhe gelegen, präsentirt sich die nette Kirche und ringsumher sich ziehende kahle Berge bilden das niedliche Thal von Coquerote.

Von Sr. Federico Stelze wurde ich auf's Freundlichste als Landsmann begrüßt und mit größter Gastfreundschaft in seinem Hause einquartiert. Er lebte bereits 40 Jahre in Venezuela, war mit einer farbigen Señora verheirathet und Besitzer einer Caffeehacienda, wie einer Tienda [305]), die ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatten. Die deutsche Sprache hatte er fast ganz vergessen und unsere Unterhaltung mußte in Spanisch geführt werden.

Zur Zeit als er in's Land kam, war die Kupferminen-

Compagnie in Aroa gerade in ihrer Blüthe und er selbst hatte dabei eine Anstellung gehabt. Noch jetzt beklagte er den Untergang derselben und hatte die Absicht, Versuche anstellen zu lassen, um die verschütteten Schachte wieder befahrbar zu machen[306], wobei er nur bedauerte, in ganz Venezuela nicht eine des Minenwesens kundige Person auftreiben zu können.

Señora Pedrona, seine Frau, hatte die Freundlichkeit, mich einige Stunden nach meiner Ankunft, nachdem ich mich ein wenig ausgeruht, zu einem Spaziergange in die Umgegend einzuladen, zu dem ich mich sehr bereitwillig zeigte, da außerdem sechs junge Señoritas, die Blüthe der weiblichen Schönheiten des Ortes, in ihrer Begleitung waren.

Die Gegend um Coquerote ist ungemein romantisch durch die umliegenden, schön geformten Berge, die felsigen Abhänge und die mit Steingeröll angefüllten Flußbette, über welche das weiße klare Wasser unter dem angenehmsten Rauschen schnell dahinströmt. Ein dunkelgrünes schattiges Wäldchen, das in einer tiefen Schlucht entlang sich zog, milderte ein wenig die heiße Gluth des Spaziergängers, der einige Stunden den vollen Einwirkungen der tropischen Sonne und den schwarzen feurigen Augen von sechs jungen, allerliebsten Creolinnen ausgesetzt gewesen war und ließ ihm die botanische Streiferei im Walde, die er unterwegs mit den lieblichen Wesen verabredet, desto genußreicher werden.

Die jungen Damen machten mich besonders auf zwei Orchideen aufmerksam, die hier recht häufig die Aeste der Bäume in großen Büschen überzogen, la flor de mayo[307]) und la flor mariposa[308]) und halfen mir in ihrer liebenswürdigen Weise getreulich zum Besitz mehrer schöner Exemplare derselben.

Hätte ich stets so anmuthige Gehilfen um mich gehabt, ich würde mit ihnen eine botanische Expedition nach den Polarländern (obwohl meine größte Antipathie) nicht gescheut haben!

Im Hause des Sr. Stelze verlebte ich einige recht angenehme Tage und machte in seiner Begleitung einen größeren Ausflug zu Pferde in das nahe Gebirge. Durch eine schattige Caffeehacienda und schönen dunklen Wald, dessen Bäume mit Schneidegräsern [309]) und der graubärtigen Tillandsia behängt waren, gelangten wir an die höheren nur von Savanenvegetation bedeckten Abhänge.

Einige Hütten farbiger Leute standen hier am Rande einer malerischen, waldbewachsenen Schlucht, in der ein kleiner Fluß munter über Steingeröll dahinrauschte, zu welchem ein schmaler Weg zwischen grauen, mit Farnen und Lycopodien bewachsenen Felsblöcken hinabführte und der von den feinblättrigen Wipfeln hoher Bambusgruppen in graciösen Bogen überdeckt war.

Nahe den Hütten befand sich ein ziemlich großer Teich, der eine Menge großer Blutegel und kleiner Fische beherbergte; obgleich erstere unseren Pferdeegeln ähnelten und ihre Benutzung in der medicinischen Praxis nicht zulässig ist, werden sie doch von den Eingeborenen in gewissen Krankheitsfällen, meist ohne die geringsten schlimmen Folgen, angewendet.

Unsere Pferde bei den Hütten zurücklassend, stiegen wir zu Fuß nach dem nicht über 2500 Fuß hohen Gipfel des Berges und eine herrliche Aussicht lohnte hier die durch die arge Sonnenhitze anstrengend gemachte Fußtour. Nur allein gegen Norden bot sich mir eine ferne Aussicht auf die weite, vom Yaracui durchzogene Ebene dar, nach den anderen Himmelsgegenden jedoch war die Fernsicht durch höhere Gebirgszüge beschränkt.

Traurige Gefühle erweckte das im Westen, parallel mit dem Laufe des Yaracui dahin sich ziehende, mit dunkler Waldung besetzte Flußthal des Rio Aroa, mit den Ruinen des einst großartigen Etablissements der Minen-Gesellschaft, wie ein im Osten liegender Berg, der mich durch die Form seines in die Ebene herabgestürzten Gipfels an den Roßberg bei Goldau im Canton

Schwyz erinnerte. Hier war es das furchtbare Erdbeben vom 26. März 1812, das zum Theil auch Caracas zerstörte, welches den gewaltigen Bergschlipf veranlaßte; die südliche Seite des Berges bietet eine einzige schräge sandige, ungeheure Fläche dar, auf welcher jedoch weder an ihren Abhängen noch am Fuße so kolossale Felstrümmer zu erblicken sind, als den Roßberg und das Thal von Goldau bedecken.

Voll von angenehmen Erinnerungen kehrte ich in einigen Tagen nach San Felipe zurück, um hier dem Balle eines Franzosen, Dr. Mouny, den ich von Puerto Cabello aus kannte, beizuwohnen. Das Arrangement desselben entsprach allerdings nicht den Begriffen französischer Eleganz und hatte einen streng irischen Beigeschmack in den einfach geweißten rohen Wänden des Saales, den Stallaternen, die als lustres von der weißen Bretterdecke herabhingen, den an die Wände geklebten Talglichtern, wie den langen an den Wänden umherstehenden Holzbänken, welche die Stelle der Divans vertraten.

Desto heiterer und liebenswürdiger war die Gesellschaft, in welcher der lebenslustige Wirth im vollendetsten Anstande eines Parisers die Honneurs machte. Daß die meisten der Bewohner San Felipe's wohl selten einem Bal paré beizuwohnen Gelegenheit hatten und deshalb möglicherweise ohne den unvermeidlichen schwarzen Frack und Zubehör sich befanden, war vom Festgeber sicher vorausgesetzt worden und ein französischer Schneider hatte ein Zimmer unweit des Einganges in das Balllocal mit einer reichen Auswahl von Ballanzügen in Beschlag genommen, in welchem die Gäste sich schnell in courfähigen Zustand versetzen konnten.

Die helle Beleuchtung des Saales wurde völlig in Schatten gesetzt durch die feurigen Blicke, die aus Hunderten schwarzer Augen, den weiblichen Schönheiten von San Felipe und Umgegend angehörig, strahlten.

Es war eine sehr fröhliche Festlichkeit, auf der getanzt und getrunken wurde wie bei uns in Deutschland, nur daß es dabei trotz des einfachen Saales, der Stalllaternen und Talglichter mit größtem Anstand zuging und el Fandango, la Paloma, la Huacharaca und la Cachucha die Haupttänze waren. —

Am anderen Morgen ritt ich nach Chino zurück, von wo ich mit der Lancha in drei Tagen nach der Boca del Yaracui gelangte.

Die Reise hatte mir ein heftiges Fieber zugezogen, welches dermaßen schlimm wurde, daß ich mich genöthigt sah, den ungesunden Ort zu verlassen und nach den Küsten-Anden von Puerto Cabello mich zu begeben, deren gesunde frische Luft mich bald wiederherstellen sollte.

Bei der Ueberfahrt von der Mündung des Yaracui nach der weit im Meere ankernden Goleta drohte dem Boote der nahe Untergang. An der vor der Mündung des Flusses gelegenen Barra war zur Fluthzeit stets eine furchtbare Brandung. So öfters ich sie auch glücklich passirte, sollte es doch das Letztemal dabei nicht ohne Gefahr ablaufen.

Kaum befand sich das Boot in der Brandung, als mit Einemmale eine schreckliche See vor uns sich aufthürmte. Den Ruderern war es trotz der größten Anstrengungen nicht möglich, ihr schnell genug auszuweichen und so stürzte die ungeheure Wassermasse auf uns herab. Die Mannschaft, die sich, sowie auch ich, auf dem dicht mit Planken verschlossenen flachen Deck, das ohne jeglichen Bord war, befand, wurde von der Gewalt des Wassers auf dasselbe niedergeworfen und einzelnen die langen Ruder aus der Hand gerissen; ich hielt mich fest am Steuer angeklammert, um nicht von der Fluth hinweggerissen zu werden.

„Maria purisima, aguantan muchachos!“ schrie der Padron, mit riesenhafter Kraftanstrengung das Steuer gegen die rasende Fluth stemmend, seinen Leuten zu.

Doch sobald nur das Boot aus der Fluth wieder emportauchte, erblickte ich kurz davor eine zweite ungeheure Wassermauer, die unter dumpfem Gebrüll über uns zusammenstürzte und das Boot für einige Secunden völlig begrub.

„Valga me Dios, que desgracia!“ seufzte der Padron dicht hinter mir, als wir wieder aus dem Wassergrabe emportauchten und „cuidado, cuidado, muchachos! por la vida nuestra!“ schrie er den Leuten zu und das Steuer mit rasender Schnelligkeit zur Seite reißend, hob das Boot sich auf die Kante der nächstfolgenden Welle und glitt diese sanft hinab.

Wir hatten gesiegt und freudig erhoben wir uns Alle aus unserer fatalen Lage.

Im Boote sah es übel genug aus, die letzte furchtbare See hatte einige der Deckplanken abgerissen und den unteren Raum, mit der für die Goleta bestimmten Ladung, halb unter Wasser gesetzt, kein einziger von uns besaß eine Kopfbedeckung mehr, die, sowie einige Ruder, die See mit sich fortgerissen hatte; bei alledem konnten wir uns glücklich schätzen, mit dem Leben davon gekommen zu sein!

Am nächsten Tage befand ich mich wieder in Puerto Cabello.

V.

Auf den Küsten-Anden.

1.

El camino viejo.[310])

Zwischen den Städten Puerto Cabello und Nueva Valencia durchschneiden die von West nach Ost sich ziehenden Küsten-Anden, einer gigantischen Mauer gleich, das Terrain und stellen dem Andringen des Caraibischen Meeres ein riesiges Bollwerk entgegen. Ueber sie hin führt ein noch von den Spaniern gebauter Weg, der auf der Cumbre del San Hilario (gewöhnlich nur „la Cumbre" [311]) genannt) seine größte Höhe in 5000 Fuß erreicht.

Während die nördlichen Abhänge des Gebirges nur mit dichtem Urwald bedeckt sind, zeigen dessen südliche nur Savanen-vegetation[312]), die in den wasserreichen Quebradas mit schönen Wäldchen anderer minder hoher Baumgattungen, als denen der Montaña, abwechselt.

Die Straße von Puerto Cabello nach Valencia über das hohe Gebirge übertrifft an Pracht und Großartigkeit der Natur-scenerie, die hier in ewigem Wechsel und üppigster Fülle sich zeigt, sicher Alles, was man derartiges im tropischen Süd-Amerika sehen kann. Alles vereint sich, um selbst dem für Naturschönheiten Unempfänglichen Blicke und Worte der Begeisterung abzulocken,

im Anschauen der seltenen Vegetationspracht, der kühnen hohen Felswände, in deren Gründen der Fluß über Felsblöcke schäumend dahin stürzt, der steilen, mit wogenden Palmenkronen geschmückten Cuchillas [313], über welche der tiefe Azur der reinsten Atmosphäre sich spannt.

Das ununterbrochene Tosen zahlreicher Cascaden, die seltsamen Töne der die Montaña belebenden Thiere, das fremdartige Rauschen der durch den Wind hin und her bewegten Palmenkronen geben dem Ganzen das Gepräge des Wildromantischen.

Von Puerto Cabello nach der Cumbre führt der Weg über San Esteban zuvörderst nach der Caffeehacienda Campanero und ein Theil dieses Weges von San Esteban bis zur Piedra de los Indios ist bereits aus dem III. Capitel über San Esteban bekannt.

Der Weg von dem Indianerstein an erhebt sich ziemlich steil; rechts rauscht der Rio San Esteban über sein Felsenbett schäumend dahin und links steigt die Montaña hoch empor.

Große Schwierigkeiten verbunden mit ungeheuren Kosten muß die Herstellung dieser Gebirgsstraße ihren Erbauern, den Spaniern verursacht haben, die nur durch Sprengung der steilen Felsabhänge bewerkstelligt werden konnte; ihr jetziger Verfall reflectirt auf's Deutlichste die Zerrüttung der politischen Zustände des ganzen Landes.

Der frühere Haß des Volkes gegen die Spanier ist bis heutigen Tages nicht erloschen und Alles, was Letztere dem Lande durch große Bauten und Anlegung von Straßen in Venezuela Gutes gethan, wird noch jetzt von dem unaufgeklärten Volke mit Widerwillen betrachtet und durch gänzliche Vernachlässigung dem Ruin Preis gegeben.

Bald hoch über dem Flusse, bald in gleichem Niveau mit ihm, führt die Straße an ihm entlang, unter abwechselnder

Scenerie von Urwald, Mais- und Yucafeldern. Häufig umher stehende dichte Gruppen der Palma Corozo [314]) tragen zur Anmuth der Landschaft bei.

Die Corozopalmen stehen, wie sämmtliche Bactris-Arten, in Gruppen von 12 bis 15 Stämmen, die ein und derselben Wurzel entspringen, dicht beisammen und erreichen eine Höhe von 25 bis 30 Fuß. Ihre grauen dünnen Stämme starren von unzähligen, mehre Zoll langen, dünnen, feinspitzigen schwarzen Stacheln, die in Ringen um den Stamm stehen, ebenso ihre Wedel und die cylinderförmige Spatha, die, wenn aufgeplatzt, kahnförmig gebogen und innen von glänzendem Mattgelb ist, von außen aber täuschend einem Igel ähnelt. Die Blattkronen der Corozo sind mit einer Fülle zarter, dunkelgrüner gefiederter Wedel geschmückt, die in graciösem Schwunge an ihrer Spitze leicht herab sich neigen. Durch ihr dunkles Grün, die üppige Wedelkrone, die spiralförmige Stellung der zarten an der Spitze zierlich herabhängenden Fiederblättchen um den Blattstiel, machen die Gruppen dieser Palme einen melancholischen Eindruck auf den Beschauer.

Eine kleine von Erythrinas beschattete Cacaopflanzung passirend, gelangte man nach den Gebäuden der Caffeehacienda Campanero.

Sie hat ihren Namen von dem in der nahen Montaña häufigen Glockenvogel oder Campanero [315]). Dieser völlig weiße, drosselähnliche Vogel zeichnet sich durch einen am Schnabelgrunde befindlichen zwei Zoll langen, fleischigen hohlen Zapfen, der beim Ausstoßen von Tönen mit Luft sich füllt und steif aufrichtet, darauf aber wieder zusammenfällt, wie durch seine seltsame laute, weit schallende Stimme ganz besonders aus.

Mit Zauberglockentönen ist letztere jedoch nicht zu vergleichen, wie es mehre südamerikanische Reisende gethan; sie klingt dem Tone ähnlich, den der auf den Ambos fallende Hammer hervorbringt, natürlich in schwächerem Maße und unter verschiedenen

Modulationen und die sonderbaren Laute klingen im Walde gar nicht übel.

Der Campanero kommt in gebirgigen bewaldeten Gegenden von 1500 bis 2000 Fuß Höhe vor und nur ein einziges Mal während meines fünfjährigen Aufenthaltes auf der Cumbre hörte ich eine kurze Zeit hindurch in der Nähe der Cumbre, in 5000 Fuß Höhe, die sonderbare Stimme dieser Vögel, die wahrscheinlich in Folge einer sehr trockenen Jahreszeit, in welcher die Dürre in der Montaña so groß war, daß auch andere Thiere nach der kühleren, feuchteren Höhe flüchteten, sich bis hier herauf gezogen hatten.

In Venezuela habe ich ihn mit dem Chasmarhynchus variegatus nur auf den Küsten-Anden angetroffen, in Britisch Guyana kommt er häufig im Canucugebirge, jedoch ohne die andere Art vor, die weiter nördlicher, im Roraimagebirge, allein auftritt. —

Ein sehr langes hohes, einstöckiges Haus mit geräumiger Veranda und ein kleineres, ihm gegenüberstehendes, bilden die zur Hacienda gehörenden Gebäude, zwischen denen die Straße hindurch führt.

Campanero ist sehr anmuthig inmitten hoher Gebirge gelegen und der Fluß strömt gewaltig zwischen den sein Bett anfüllenden hohen Felsblöcken hindurch. Die Uferbäume hängen an den über das Wasser sich streckenden Aesten voll der langen Nester des schwarzen und gelben Arendajos[316]) und der schwarzen, ungeheuren runden, Erdklumpen ähnlichen Wohnungen der Cumijen[317]).

Besonders war mir die Hacienda sehr interessant wegen des Insecten- und besonders Käferreichthums der umliegenden Gegend und wurde deshalb sehr oft von mir von San Esteban aus besucht.

Das Käfersammeln in Venezuela, wie überhaupt im tropischen Süd-Amerika, ist bei Weitem erschwerter als in Deutschland; die

Thierchen leben versteckter und sind deshalb seltener anzutreffen, außerdem aber sind sie scheuer und bei Weitem behender als bei uns. Wenige, und zwar nur die kleineren Coccinella, Chrysomela und Curculio-Arten kommen in Süd-Amerika massenhaft vor. Die ebenfalls häufiger vorkommenden Arten der Buprestis, Chrysophora, Macraspis, Rutela, Lamia sind ungemein scheu und selbst wenn sie wie schlafend an den Blättern oder Aesten zu hängen scheinen, fliegen sie sofort, bei Annäherung des Menschen, gleich einem Schwarm kleiner Vögel, summend hinweg. Dies ist vorzüglich der Fall bei der schönen Macraspis lucida Burm., die in großer Menge in den dichten Laubkronen des Guazimo [318]) sitzt und der noch schöneren Chrysophora chrysochlora, die Ende April und Mai in Unmassen an einer häufig an den Ufern des Rio Esteban vorkommenden strauchartigen Cassia, Maikäfern gleich, in ganzen Klumpen zusammenhängt.

Eben so schnell sind die großen Dynastes- und Cerambyx-Arten.

Dynastes Typhon kommt bei Campanero auf einem Baume, den die Venezuelaner „Majomo“ nennen, im April und Mai recht häufig vor; er lebt vom weißen Milchsafte dieses Baumes, den er in solchen Quantitäten zu sich nimmt, daß die Milch aus den Fugen der Hals- und Bauchschilder dringt. Schüttelt oder klopft man an den Stamm des Baumes, so fällt der große Käfer augenblicklich herab, fliegt aber, sobald er die Erde berührt, oft schon während des Falles, im Nu unter derbem Brummen davon, wobei der Körper wegen seiner Schwere in senkrechter Lage hängt.

Nur dadurch, daß meine Geschäftsagenten, die schwarze und braune Jugend von San Esteban, auf solchem Fange mich begleiteten und nach den vom Baume herabgefallenen Riesenkäfern in größter Schnelle eilten, konnte ich in Besitz einer bedeutenden Anzahl derselben gelangen.

Die besten Orte zum Käferfangen sind die frisch abgebrannten Rozas[319]), auf deren gefällten Stämmen, um sie anzubohren, eine Menge Käfer sich einfinden.

Auf den Riesenstämmen des Higuerote[320]) sitzen in ziemlicher Anzahl die langarmigen bunten Acrocinus longimanus Ill., begierig die Milch des Feigenstammes saugend, beisammen und mit ihnen große Arten von Cerambyx, Lamia, Eburia, Achryson, Rosalia, metallglänzende Bupreſtiden, Elateriden, der lange Euchroma gigantea, der seltene Zopherus Bremei Guérin und viele andere kleinere Käferarten. Vorsichtig hat man sich ihnen zu nahen, damit sie nicht, Schmetterlingen gleich, sofort auffliegen; an Behendigkeit und Lebhaftigkeit kommen den südamerikanischen Käfern in Deutschland nur die Cetonia-Arten gleich. —

Die Caffeehacienda von Campanero liegt von den Gebäuden eine halbe Legua entfernt und besteht aus ca. 30,000 Pflanzen.

Eine Caffeeplantage bietet bei gehöriger Pflege einen ungemein lieblichen Anblick dar.

Die Caffeebäumchen stehen in langen Reihen sechs Fuß von einander und zwischen ihnen ragen die ebenfalls in Reihen gepflanzten Buscares[321]) empor, die ersteren den nöthigen Schatten geben und sie vor den scharfen Winden schützen müssen, die auf die Blüthe des Caffee von nachtheiligster Wirkung sind.

Die Spitzen der Caffeebäumchen werden in der Höhe von 8 bis 10 Fuß gekappt, damit die Pflanze reichlicher Seitenäste treibt und das Pflücken der Frucht bequemer geschehen kann. Das aus Samen gezogene Bäumchen trägt nach 3 bis 4 Jahren bereits Früchte, liefert aber erst in 6 bis 8 Jahren eine gute Ernte von 1 Pfund, höchst selten 1½ Pfund reinen Caffee.

Die Blüthezeit des Strauches für die im Februar stattfindende Haupternte ist im November und December, die für die zweite geringere Ende Juni und Juli stattfindende, Ende März

und im April und der Baum gewährt alsdann einen wahrhaft reizenden Anblick durch die in jeder Blattachsel in Büscheln stehenden reinweißen Blüthen, die wie Schnee auf den glänzend saftgrünen Blättern zu liegen scheinen und einen ungemein feinen Wohlgeruch ausströmen.

Ist die kirschenähnliche Caffeefrucht vollkommen roth gefärbt, dann ist sie reif zum Pflücken. Die täglich gesammelten Früchte werden vermittelst einer Maschine von ihrer fleischigen Hülle befreit, wodurch die Bohnen in einen Wasserbehälter gelangen, in welchem sie von dem ihnen anhängenden Schleime gereinigt werden. Nach dieser Procedur werden sie zum Trocknen auf dem Patio ausgebreitet, einem nach der Mitte zu ein wenig erhabenen, mit Backsteinen gepflasterten, großen freien Platz, oft auch nur einer bloßen Tenne. Vollkommen getrocknet kommt er in die Stampfe, in größeren Haciendas gewaltige Baumstämme mit einer Menge runder tiefer Löcher, in welche er in kleinen Quantitäten geschüttet und mit hölzernen Keulen gestoßen wird, um das die Bohnen noch umschließende feine Häutchen zu entfernen. Dies muß mit großer Vorsicht geschehen, damit die Bohnen nicht zerquetscht werden.

Die Caffeebohne wird übrigens in verschiedenster Art und Weise, je nach der Größe der Hacienda, für den Verkauf zubereitet; in neuerer Zeit werden alle die erwähnten Proceduren, deren die Caffeefrucht nach der Ernte sich unterwerfen muß, an den meisten Orten durch Maschinen bewerkstelligt.

Da, wo es an Arbeitskräften mangelt, den Caffee zu behandeln und in kleinen Pflanzungen, wird die ganze Frucht auf's Beste getrocknet und läßt sich in dieser Art lange Zeit aufbewahren, ohne an Oel und Aroma zu verlieren. Die fleischige Hülle schrumpft völlig zusammen, ähnelt in Farbe und Gestalt einer getrockneten Kirsche und kann dann nach Belieben gestampft werden. Dieser Caffee heißt in Venezuela „Parapara“.

Aus der fleischigen Hülle der Caffeefrucht kann meiner Ansicht nach sehr wohl durch Destillation ein Alkohol gewonnen werden; die Ernte einer Caffeepflanzung, die ich besaß, wurde stets in einem sehr großen Wasserbehälter gereinigt und dies Wasser mit der darin liegenden fleischigen Schale der Bohnen gerieth bereits nach einem Tage in volle Gährung und nahm nach zwei Tagen einen scharfen alkoholartigen Geruch und pikanten Geschmack an. Meine Versuche, einiges von diesem Wasser gut verkorkt in Flaschen zu füllen, wurden insofern belohnt, als das Getränk nach acht Tagen einen bierartigen prickelnden Geschmack und einen solchen Grad von Kohlensäure entwickelt hatte, daß die Korke beim Oeffnen der Flaschen wie beim Champagner knallten, jedoch wurde es bei der mangelhaften Zubereitung bald sauer.

Ein Aufguß der getrockneten Caffeeblätter schmeckt dem von der Bohne zubereiteten Getränk sehr ähnlich und wird in Britisch Guyana hier und da in dieser Art benutzt.

Die Vermehrung der Caffeepflanzen geschieht aus Samen, kann jedoch nach meinen mehrfach angestellten Versuchen noch besser durch Stecklinge bewerkstelligt werden. Ich habe lange Seitenzweige ausgewachsener Caffeebäumchen zu Anfang der Regenzeit in die Erde gesteckt, die bei der erhöhten Lebensthätigkeit der tropischen Vegetation lustig fortwuchsen und im nächsten Jahre bereits eine kleine Ernte gaben; so große Vortheile diese Methode, die ich mehren Haciendados[32]) mittheilte, bietet, so wird doch von der langsameren Manier der Vermehrung durch Samen nicht abgewichen.

Venezuela ist leider das Land, das mit großem Eifer am alten Schlendrian festhält und von Neuerungen keine Notiz nimmt; es klebt an seinen Institutionen, seinen Indianersitten, seiner Verachtung gegen alles Neue, was von Europa herkommt und würde sicher recht unglücklich sich fühlen, wenn die stereotype

jährliche Revolution plötzlich einmal ein Jahr pausirte, weil dies eben eine althergebrachte Sitte ist.

Viele Thiere, besonders Vögel, stellen den reifen Caffeefrüchten nach; in meiner auf dem hohen Gebirge gelegenen Pflanzung waren es außer den pavas del monte[323]) vorzüglich einige Pteroglossus-Arten, die dieselben verzehrten und dadurch den Caffeestrauch in den Urwald verpflanzten. Der unverdauliche Same, durch den, ihn gleich dem Samen der Mistel umhüllenden Schleim, der von der Säure des Magens nicht angegriffen wird, im keimfähigen Zustande mit den Excrementen der Vögel wieder ans Tageslicht gebracht, ging üppig im Walde auf.

Dergleichen wilde, durch Vögel verpflanzte Caffeebäume habe ich in den Urwäldern am oberen Essequibo, in der Nähe des verfallenen holländischen Forts Arinda, welches zum Schutz gegen die Indianer vor hundert Jahren errichtet war, in Menge angetroffen und große volle Bohnen von ihnen gesammelt. —

Eine Menge interessanter Bäume stehen in dem, die Hacienda Campanero umgebenden Urwalde, hohe Myrospermum toluiferum, gigantische Candeleros und Tacamajacas[324]) mit kolossaeln brettergleichen, gegen die Basis hin strahlenförmig auslaufenden Stämmen, deren balsamisches Harz die schlimmsten Wunden heilt. Mit zierlichem leichten Laubwerk und schlankem grauen Stamme findet sich unter diesen Riesen der durch seine Fieber vertreibende, chininbittere Rinde, cascara amarga, geschätzte Cascaron, wie der durch sein herrlich purpurrothes Holz ausgezeichnete Paraguatan[325]). —

Noch eine andere Pracht der tropischen Flora zeigte sich hier zum Erstenmale seit dem Verlassen der Meeresküste und dem Aufsteigen in der Gebirgsgegend, die Baumfarne (helechos).

Nur eine Art begrüßt hier den Liebhaber dieser Pflanzenfamilie, die weniger durch ihre Zierlichkeit sich auszeichnende Hemitelia acuminata.

Ihr 8 bis 10 Fuß hoher Stamm ist unförmlich dick und die großgefiederten hellgrünen, langen Wedel werden in graciösem Schwunge von starken, mit zarten rothbraunen Schuppen bedeckten Blattstielen getragen. Nur die kleineren Exemplare stehen aufrecht, die meisten der großen liegen mit ihren Stämmen in Schlangenwindungen am Boden und strecken nur ihr mit der gedrungenen Wedelkrone geschmücktes Kopfende nach oben.

In Venezuela habe ich die Baumfarne nirgends niedriger als in 1500 Fuß Erhebung über dem Meere angetroffen und zwar in dieser geringen Höhe nur spärlich, je höher man jedoch im Gebirge ansteigt, desto häufiger und artenreicher treten sie auf, bis sie in der Höhe von 8000 Fuß und darüber wieder verschwinden.

Am üppigsten und förmliche Wäldchen (helechales) bildend, gedeihen sie in der Montaña von 3000 bis 5000 Fuß Höhe, wo das ganze Jahr hindurch die ihnen zusagende Feuchtig keit Schatten und eine mittlere Temperatur von 22° R. herrschen und nirgends wohl häufiger, üppiger und artenreicher ist die Familie der Farne, besonders der baumartigen, im tropischen Süd-Amerika vertreten, als auf den, außerdem durch ihren so großen Pflanzenreichthum berühmten Küsten-Anden von Venezuela.

Nicht wenig erstaunte ich, als ich später in Britisch Guyana, ohnweit der Mündungen großer Flüsse, wie des Essequibo, Demerara und Corentyn, in dem nicht über 10 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Urwalde viele baumartige Farne[326]) in größter Ueppigkeit erblickte. An solchen niedrig gelegenen Orten kommen sie nur dann vor, wenn die Hauptbedingungen zu ihrem Gedeihen, Schatten und Feuchtigkeit, erfüllt sind und stehen hier nur so weit in den Flüssen aufwärts, als diese der Ebbe und Fluth unterworfen sind, so daß die dicht am Ufer stehenden Stämme täglich hinreichende Feuchtigkeit erhalten. —

Außerdem ziert eine andere Prachtpflanze die Montaña von

Campanero, die nur in der Höhe von 1000 bis 2000 Fuß gedeiht, die herrliche Rosa de la montaña[327]).

Der schlanke Baum erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und zeichnet sich durch fußlange blaugrüne Blätter, die an fast wagerecht stehenden Aesten in gefiederter Stellung sich ausbreiten, sowie durch die jungen Triebe aus, die als mehre Fuß lange Blätterbüschel, einem gewaltigen Federstutze gleich, schlaff an den Zweigenden herabhängen und einen originellen Anblick gewähren, der durch die blaßgelbe, mit zahlreichen purpurbraunen Punkten gezierte Färbung der jungen Blätter noch um Vieles erhöht wird.

Ihre prächtige Blüthe bildet einen großen, 10 bis 12 Zoll im Durchmesser haltenden Kopf von 400 bis 500 dunkelcarminrothen Blumen, und ähnelt im Habitus der des Rhododendrum ponticum, nur daß erstere durch ihre leuchtende Farbenpracht wie die immense Größe bei Weitem mehr imponirt.

Die Frucht der Brownea ist eine fußlange, 2 Zoll breite, lederartige Hülse von brauner Farbe, in welcher 8 Zoll lange, elliptische, an den Seiten zusammengedrückte, glatte, braune Samen liegen.

Die Blüthe wird von den Eingeborenen eifrig gesammelt und als Thee benutzt, der gegen Hämorrhagien äußerst wirksam ist, sowie das bloße Auflegen der getrockneten Blumenblätter jede Art Blutungen in kurzer Zeit stillt. —

Von Campanero zieht sich der Weg zur Rechten an hohen, mit dem herrlichsten Pflanzenwuchs überwucherten Felswänden hin, während er zur Linken steil nach dem, in einer Tiefe von 100 Fuß dahinrauschenden Flusse abstürzt.

Neue Palmenarten, die Corozillo[328]), mit sehr dünnem stachligen, 4 bis 5 Fuß hohen Stamme, ungetheilten Wedeln und kleinen rothen Früchten, und dichte Gruppen von Cyclantheen[329]), Scitamineen[330]), Baumfarnen[331]) und Caladien wuchern im üppigsten Durcheinander an den Seiten des Weges.

Noch um Vieles schöner und üppiger als in der größten,

von der Hand des geschicktesten Künstlers gruppirten Pflanzenausstellung, präsentiren sich hier die herrlichsten Pflanzenschöpfungen den Blicken des erstaunten Naturfreundes und lassen durch die überraschende Schönheit ihrer Formen und die Großartigkeit ihrer Entwickelung einen unauslöschlichen Eindruck in ihm zurück. —

So geht es in zahllosen Windungen und bei zunehmender Steigerung bis zu einem lieblichen Orte, der sogenannten Cumbre chiquita, wo ein freier offener, von Platanos und Lechosas[332]) umgebener Grasplatz, wie schwarz verkohlte Hüttenpfosten und verfallene Steinmauern anzeigen, daß hier einst eine menschliche Wohnung sich befand. Ein kleiner Bach rieselt am Wege über sein Steinbett dahin und ein dichtbelaubter, mit zahlreichen Orchideen beladener Guazimo[333]), wie ein daneben liegender riesiger Felsblock laden den Wanderer zu kurzer Rast ein.

Gegen Südwest erhebt sich der 3500 Fuß hohe Burro sin cabeza[334]) mit seinem flachen Gipfel und den an 1500 Fuß hohen steilen Felsabstürzen, aus der dunklen ihn umlagernden Montaña; das tiefe Schweigen umher wird nur unterbrochen durch das Tosen der kleinen Cascaden, die vom hohen Gebirge herab, von allen Richtungen her, in den Fluß sich stürzen, oder die metallreichen Töne des Campanero, seltener aber von dem Schrei neugieriger, durch den Anblick des Reisenden erschreckter Affen.

Steil steigt von hier die Straße empor, riesige Cocuyzas[335]), von den früheren Bewohnern der niedergebrannten Hütte gepflanzt, bilden eine Zeit lang die Einfassung des Weges und geben durch ihre an der Basis fußdicken, 40 bis 50 Fuß hohen Blüthenstengel einen überzeugenden Beweis von der Ueppigkeit und Großartigkeit des tropischen Pflanzenwuchses. Immer höher windet sich der Weg, immer tiefer, oft an 2 bis 300 Fuß, rauscht der Fluß rechts unter uns.

Wiederum tritt eine neue Palme, die Macana[336]) auf, die einen ziemlich starken, schwärzlichen, über und über dicht mit

Stacheln besetzten Stämme, gedrungene schwarzgrüne Fiederwedel und gelbrothe Früchte hat und sich außerdem dadurch von den Bactris-Arten unterscheidet, daß aus ihrem Wurzelstocke stets nur ein Stamm entspringt. —

Hoch thürmen zur Rechten sich die waldbewachsenen Berggipfel auf, brausender stürzt der Fluß in seinem Felsbette dahin, der Weg senkt sich und führt nach dem Bett eines zwischen hohen Felsblöcken in ungestümer Eile sich Bahn brechenden Flüßchens hinab. Der Ort heißt Paso hondo und eine jetzt mit Yagrumos [337]), Brincamosas [338]), hohen stachligen Solaneen und Farnen [339]) besetzte Lichtung, wie mehre Brodfruchtbäume [340]) und ein kleines Guayabawäldchen [341]) zeigen an, daß früher auch hier Ansiedelungen von Menschen waren.

Das Guayabawäldchen birgt einen botanischen Schatz; mit großen Büschen anderer Orchideen [342]), die auf den glatten Aesten der schönen Fruchtbäume sitzen, untermischt, prangt hier die prachtvoll blühende Coryanthes maculata Albertinae Karst. in ziemlicher Menge, der einzige Ort in Venezuela, wo ich diese herrliche Orchidee angetroffen habe. Alle Coryanthes-Arten, von denen ich in Britisch Guyana mehre in ziemlich bedeutender Anzahl fand, zeichnen sich dadurch aus, daß sie gleich einigen Epidendrum-Arten in ihrem unförmlich großen, durcheinander geflochtenen Wurzelballen eine Legion ungemein bissiger Ameisen beherbergen, die den Sammler dieser Pflanzen auf das Empfindlichste für die Verwegenheit des Raubes der schönen Orchidee strafen. Diese Thierchen leben von dem Safte der Wurzeln und halten sie auf's peinlichste rein, ja es scheint mir, daß sie zum guten Gedeihen der Pflanze hauptsächlich beitragen, die ohne sie vergelbt und bald eingeht. Dies habe ich leider oft an gesammelten Exemplaren der Coryanthes erfahren, von denen ich die Ameisen durch gewaltsame Mittel vertrieb, während die

Pflanzen, an welchen ich sie fortwirthschaften ließ, auf's Beste gediehen und jährlich ihre herrlichen Blüthen entwickelten.

Weiter unterhalb, rechts von der Straße, erhebt sich über das Flüßchen eine hohe, auf gewaltigen Pfeilern ruhende, steinerne Brücke von massivster Bauart. Sie stammt aus den Zeiten der Spanier, ihrer Erbauer, her und ist in ähnlicher Weise, wie der ganze Weg über das Gebirge, dem Verfalle Preis gegeben. So überaus nöthig die gewaltige Brücke über den nach starkem Regen hoch aufgeschwollenen, reißend dahin stürzenden unpassirbaren Fluß ist, hat man doch hier die Straße verlegt, nur um diese Brücke, wegen der bereis erwähnten albernen Vorurtheile gegen die Spanier, nicht benutzen zu dürfen und weiter oberhalb eine erbärmliche Holzbrücke über den Fluß gebaut, die entweder bei jedesmaligem hohen Anschwellen desselben vom Wasser hinweggerissen wird oder in kurzer Zeit verfault, so daß jetzt gar keine Brücke mehr vorhanden und der Reisende, im Fall der Fluß geschwollen, sich genöthigt sieht, das Fallen desselben abzuwarten, um ihn passiren zu können.

Immer höher führt der Weg, immer kühner streben die umherliegenden gewaltigen Bergmassen himmelan. — Dermaßen abschüssig ist die breite Straße, daß sie weite Strecken hin gepflastert ist, um nicht vom heftigen Gewitterregen völlig ausgewaschen zu werden. Dichter Urwald tritt dicht an den Weg heran, auf den dürren gewundenen Aesten hoher Yagrumos sitzen großschnäbelige, schwarze, gelbkehlige Tukans[343]) und lassen ihre laute Stimme, die mit ihrem venezuelanischen Namen „Dios te de“ einige Aehnlichkeit hat, unter stetem Auf- und Niederbewegen des langen Schwanzes und seltsamen Hin- und Herwerfen des Kopfes hören und goldglänzende rothbrüstige Trogons[344]) hocken unbeweglich auf den Zweigen des dichten Untergebüsches und lassen hin und wieder ihren monotonen Ruf ertönen. Eine Cachicamo-Familie spielt munter in dem am Wege stehenden

Grase umher, die Alten ergreifen bei meiner Annäherung eiligst die Flucht, die jungen rattenähnlichen Gürtelthiere jedoch spielen unbekümmert weiter und lassen sich, fünf an der Zahl, von mir eins nach dem andern fangen und in die Tasche stecken. Vorsichtig schleicht ein langer, rüsselschnauziger Guachi[345]) über den Weg, auf welchem unabsehbare, nur wenige Zoll breite Colonnen brauner Bachacos[346]) dahin ziehen.

Zum Erstenmale erblickt man hier unter den am Wege stehenden Baumriesen den palo de vaca[347]) oder **Kuhbaum**, der durch A. v. Humboldt seine Berühmtheit erlangt hat, im eigenen Vaterlande jedoch, gleich dem Propheten, unbeachtet bleibt.

Sein an 15 bis 20 Fuß im Umfang haltender brauner Stamm steigt kerzengerade 80 bis 100 Fuß in die Höhe, bevor er die in stumpfen Winkeln stehenden Riesenäste abzweigt, die zusammen ein pyramidales dichtes Laubdach bilden.

Die fußlangen, den tropischen Ficus-Arten ähnlichen Blätter geben durch ihre saftig dunkelgrüne Färbung, die bei jungen Blättern purpurbraun ist, dem Baume ein schönes Ansehen, das durch die großen braungelben, in den Blattachseln sitzenden Früchte noch um Vieles mehr gehoben wird.

Einen auffallenden Gegensatz zu den ihn umgebenden anderen Baumstämmen bildet der von rauher Rinde bekleidete Stamm dieses Baumes dadurch, daß er, ebensowenig als seine Aeste, irgend eine Art von Schmarotzergewächsen beherbergt und nur hier und da von einer weißgrauen Flechte überzogen ist, die ihm eine schön gefleckte Färbung giebt.

Der dem Stamme und Aesten, nach in dieselben gemachten Einschnitten, in reichlichem Maße entströmende Milchsaft ist von rahmweißer Farbe, gewürzhaftem, bitteren Mandeln ähnlichem Geruch und zäher Consistenz, ähnelt im Geschmack der Sahne, der er auch in den nährenden Eigenschaften gleichkommt, ist jedoch von klebriger Beschaffenheit. Durch den Zutritt der Luft

bilden sich auf der Oberfläche dieses vegetabilischen Milchsaftes bald Häute von gelblicher käseartiger Substanz, die elastisch sind, aber bereits nach einigen Tagen in Fäulniß übergehen.

Die Bestandtheile der Milch des Kuhbaumes sind nach Boussignault's Untersuchungen 1) Wachs, 2) Fibrinstoff, 3) ein wenig Zucker, 4) ein magnesisches Salz, das kein Essigsalz ist, 5) Wasser.

Diese Milch wird keineswegs so allgemein benutzt, als dies in einigen Reisewerken mitgetheilt ist, da der Standort des Palo de vaca nur auf die kühle feuchte Montaña von 2 bis 5000 Fuß über dem Meere sich beschränkt, wo selten menschliche Wohnungen anzutreffen und die wenigen Bewohner dieser Höhen viel zu bequem sind, aus dem dicht verwachsenen Urwalde die Milch herbeizuholen, gegen die, wie gegen die thierische Milch, die Venezuelaner das Vorurtheil haben, daß ihr Genuß ungesund und die Veranlassung zu Wechselfiebern ist. —

Wiederum gelangt man an einen freieren, ziemlich ebenen Platz, auf welchem die halbverbrannten Pfosten einer früheren Wohnung stehen. Der Ort, la Soledad genannt, gewährt eine herrliche Aussicht auf die ihn ringsum einschließenden felsigen Gipfel der hohen Berge.

Das Ufer des in einem 500 Fuß tiefen Abgrunde dahin tobenden Flusses wird nunmehr vom Reisenden gänzlich verlassen und der steile Weg führt zwischen hohen Engpässen und an ungeheuren Abstürzen vorüber. Einige durch ihre lieblich schmeckende Frucht ausgezeichnete Bäumchen der schönblättrigen Manzana de corona [348]) erinnern an früher hier befindliche Anpflanzungen, bevor man sich wieder in den Urwald vertieft. Von hier bis zu der noch drei Stunden entfernten Cumbre zu gelangen, ist unausgesetztes beschwerliches Steigen erforderlich. Links am Wege, an einem ein wenig sanfteren Abhange, rauscht ein kleiner Gebirgsbach dahin, an welchem ich und zwar auf den Blättern der an

Carl F. Appun del.

Gruppe von Macanillapalmen.

ihm stehenden Gesträuche, in Menge eine Blutegelart fand, die kleiner als der hirudo medicinalis und wohl die einzige Blutegelart Süd-Amerika's ist, die, gleich einigen ostindischen Arten, auf Pflanzen vorkommt.

Nach langem mühevollem Klimmen ist wieder ein kleiner Rastort „el Guayabo" erreicht.

Ein kleines Guayabawäldchen und der durch schnellen Wuchs sich auszeichnende Palo de lana[349]), mit runden Riesenblättern und langen, kurze Wolle enthaltenden Fruchtschoten, wie dunkel belaubte Naranjas[350]), sind die Zeichen einer früher hier befindlichen menschlichen Niederlassung.

Durch kurze Rast gestärkt, geht die Reise weiter, immer höher bergan; der letzte Theil des Weges ist durch seine Steilheit am beschwerlichsten.

Neue Palmen treten von hier an auf.

Zuerst die Macanilla[351]), die ähnlich dem Abarisco, nur von noch höherem Wuchse und mit mennigrothen Fruchtbüscheln geziert ist und aus deren Wurzelballen sich an zwanzig, meist 40 bis 50 Fuß hohe Stämme erheben; ferner mehre Oenocarpus-, Iriartea- und Socratea-Arten, über welche ich später ausführlicher sprechen werde. —

Die Baumfarne nehmen in dieser Höhe immer mehr und mehr zu: hohe schlanke Stämme mit schön gefiederten Kronen[352]), oft aus drei Wedellagen übereinander bestehend oder unförmlich dicke, gelbbraune, über und über in zottige Haare gehüllte Strünke, mit feinen, zarten, von dicken Blattstielen getragenen Riesenwedeln[353]).

Die Stämme und Aeste der Bäume sind im wirklichen Sinne des Wortes mit Aroideen, Orchideen, rankenden Farnen, Jungermannien und Tillandsien überzogen, Blatt sitzt dicht an Blatt und grüne und graue Bartmoose hängen in großen Klumpen

von den Aesten und den Tausenden das Laubmoos durchkreuzenden Schlingpflanzen herab. —

In den Quebradas und auf dem Wege kriechen grauweiße Nebel langsam dahin und hüllen die Montaña in ihren düsteren Schleier; ohne Unterlaß tropft es von den Bäumen und eine sehr kühle Temperatur empfängt den Reisenden in diesen Höhen.

Zahlreiche Quebradas münden nach dem Wege aus und führen ihren Strom eiskalten Wassers über denselben hin; hoch, zu beiden Seiten der Straße, erheben sich steile, grünverwitterte Sandsteinwände, die jeden Augenblick mit dem Einsturze drohen.

Wiederum ein Ort, wo eine noch jetzt mit Guayabas, Pomarosas, Platanos und Brodfruchtbäumen bewachsene Lichtung von einer früheren Ansiedelung zeugt. Und weiter hinein in den Wald, auf einer Anhöhe, eine kleine halbverfallene Hütte, umgeben von Iriarteen, silberblättrigen Cecropias und schlanken Baumfarnen — „los Canales" — mein ehemaliger erster Wohnort in diesem Gebirge!

Weiter hinauf geht es, zwischen hohen Felswänden hindurch, bis nach und nach die Steigerung nachläßt und die herrlichste Vegetation an beiden Seiten des Weges in üppigster Fülle prangt.

Wiederum Spuren einer früheren menschlichen Ansiedelung zur Rechten des Weges, „Buena vista", mit Platanos, Guayabos und Pomarosas, einem herrlichen Helechal von Cyathea elegans und einer prachtvollen Aussicht nach der in der Ferne tief unten liegenden Hacienda Campanero, dem Thale von San Esteban, der Stadt Puerto Cabello und dem dunkelblauen Meere, auf welchem deutlich die Schiffe zu unterscheiden sind. Die Meeresküste westlich von Puerto Cabello kann man von hier völlig klar bis zur Mündung des Rio Goaiguaza erblicken, sowie die ganze Kette der Vorberge, die unweit der Küste dahin sich ziehen, kurz es ist einer der schönsten Punkte des Gebirges, der die Beschwerlichkeit des steilen Weges vergessen läßt. Eine kleine Steigerung

noch und der Weg wendet sich nach dem südlichen Abhange des Gebirges, längs einer verwitterten grauen Felsmauer sich hinziehend, an welcher schöne Orchideen[354]) und Copeys[355]) mit dick lederartigen, purpurgerippten Blättern wurzeln, bis er endlich den höchsten Punkt erreicht, von dem man einen schönen Blick nach Süden, dem Thale und See von Valencia hat.

Von hier geht es fast unmerklich bergab, doch nur wenige Minuten; der dichte Wald öffnet sich, ein freier, nach drei Seiten steil abfallender, ebener Platz, mit einem daraufstehenden Hause wird sichtbar; es ist das Ziel der Reise, das Haus der Cumbre del San Hilario, kurzweg „la Cumbre" genannt.

Doch nicht die niedliche, an das Haus stoßende Caffeepflanzung, nicht der schöne Urwald, mit alten von hohen Farnen bedeckten Lichtungen abwechselnd, nicht die ringsum liegende in kühnen Formen sich erhebende Gebirgskette, am allerwenigsten das aus Lehmwänden bestehende mit einem Palmendache versehene Haus, nichts von diesem Allen ist es, was dem Orte seinen hohen Reiz verleiht, es ist einzig und allein das großartige unübertreffliche Panorama, das hier in aller Farbenpracht der Tropen vor dem Blicke des Reisenden ausgebreitet liegt.

Im Hintergrunde gegen Süd und Südost zieht sich die innere, zum Theil recht hohe Bergkette längs des südlichen Ufers des Sees von Valencia dahin, welche parallel mit den Küsten-Anden nach Westen steigt und in den Bergen von Palma, Guaraima (7200 Fuß), Tiara, Guiripa, Cuesta de Yusma und Guigue ihre größte Höhe erreicht.

Im fernen Südwesten tauchen der Torrito bei Nirgua (5270 Fuß), die Berge von Montalvan, la Galera del Pao, der Tiramuto (3290 Fuß), Casupito in duftigster bläulicher Färbung auf und scheinen gleichsam mit der ersten Bergkette verbunden zu sein.

Ungeheuere Grasebenen, die Savanen von Carabobo, Tocuyito

und Valencia füllen einen großen Theil des zwischen diesen Bergketten und den Küsten-Anden liegenden Thalbeckens und gegen Südost dehnt sich der weite Spiegel des Sees von Valencia (Laguna de Tacarigua) in all' seiner Größe und Schönheit aus und nur sein östlichster Theil ist durch die steilen Abstürze der nahe liegenden Ausläufer der Küsten-Anden verdeckt. Er hat eine Länge von zehn und eine Breite von zwei bis drei Meilen und wohl an zwanzig kleiner Inseln, von denen die unfern der westlichen Küste liegende Isla de Burro die größte (12000 Fuß lang) ist, tauchen aus seinem tiefblauen Wasserspiegel empor. Eine Viertelmeile vom westlichen Ufer entfernt, erheben sich drei 200 bis 250 Fuß hohe aus Granit bestehende, sonderbar gestaltete Hügel, el cerrito de San Pedro, la isla Caratapona und el Islote, Eilanden in der Savane gleich. Man nimmt, sicher mit vollem Recht, an, daß diese, wie einige ähnliche solcher Hügel bei Mocundo, der Hacienda de Cura früher Inseln des Sees, dessen Ausdehnung in älteren Zeiten eine weit größere gewesen sein soll, gewesen und beim allmählichen Sinken des Wasserspiegels mit dem Festlande sich verschmolzen haben.

Den Mittelgrund im Südost bilden die östlichen Ausläufer der Küsten-Anden, die hohen Berge von Mariara mit dem Chaparro, las Viruelas, der Calavera mit dem Rincon del diablo und die hohe ausgezackte Bergkette von San Diego. Zwei Ausläufer der Küsten-Anden ziehen sich, parallel mit einander, nach Süden und bilden ein fruchtbares, mit Savanenvegetation und zahlreichen Haciendas bedecktes schmales Thal, das in die weite Savane von Valencia ausmündet und gegen Norden, vom Rio de las aguas calientes durchzogen, zur Meeresküste führt.

Am südlichsten Ende dieses Thales liegt die Stadt Nueva Valencia, umgeben von dunkelgrünen Caffee- und hellgrünen Zuckerhaciendas, sowie mehren kleinen Ortschaften, von denen das freundliche Dorf Naguanagua durch seine regelmäßige Anlage,

die weißen, mit rothen Ziegeldächern versehenen Häuser und die niedliche Kirche, selbst aus weiter Ferne einen angenehmen Eindruck macht.

Nach dem Vordergrunde zu thürmt die südliche Seite der Küsten-Anden ihre hohen zackigen Gipfel auf, deren kahle, nur mit Gras bewachsene Abhänge in scharfen Kämmen nach allen Richtungen hin auslaufen und eine Menge Schluchten und kleine enge, mit Wäldchen besetzte Thäler bilden, durch welche krystallklare Flüßchen in rauschenden Cascaden über ihr steiniges Bett sich stürzen.

Den Vordergrund bilden dichte hohe Gebirgsurwälder, durch welche die Straße nach Valencia in mannigfachen Windungen steil abwärts führt und sich in ihrer ganzen Länge verfolgen läßt, wie sie aus dem Urwalde heraustretend, an Abgründen und hohen Felswänden hin, über die kahlen Abhänge nach dem Thale hinab, dem pie del cerro zu, führt.

Die prachtvolle Farbenpracht und blendende Beleuchtung verleihen dem großartigen Naturgemälde einen ungemeinen Zauber, von welchem der entzückte Beschauer unwillkürlich erfaßt wird, selbst der nahezu empfindungslose Ganadero[356]) oder Peon[357]) bleibt beim Anblick dieser Herrlichkeiten wie festgebannt stehen und ein Ausruf des höchsten Erstaunens entgleitet seinen Lippen. —

Hier im Angesicht dieser erhabenen Natur, umgeben von der düstern schweigsamen Montaña, deren Schätze ich zu ergründen strebte, beschloß ich für einige Monate mich niederzulassen; wie sehr aber eine solche Natur ihren Verehrer zu fesseln vermochte, beweist, daß die festgesetzte Zeit einiger Monate in fünf Jahre sich verlängerte, die ich mit geringen Unterbrechungen auf der Cumbre del San Hilario verlebte.

Früher bereits hatte ich diesen Punkt von Puerto Cabello aus öfters besucht und ihn wegen seiner Naturschönheit unaussprechlich lieb gewonnen; es existirten, zur Zeit meiner ersten Excursion dahin, noch die von mir bereits angeführten, meist in

Pulperias bestandenen Niederlassungen an der Gebirgsstraße, wie La Cumbre chiquita, la Soledad, los Canales, die jedoch, als die neue, im Thale über Las Trincheras dahin führende Straße von Puerto Cabello nach Valencia vollendet war, sämmtlich verlassen und nach venezuelanischer Sitte niedergebrannt wurden, da die Reisenden die neue bequeme Straße der alten beschwerlichen vorzogen, die jetzt nur noch von Ganaderos und Correos[358]) benutzt wird.

Ich hatte zur Zeit, als diese Pulperias an der alten Straße noch existirten, oft ein bis zwei Monate in denselben gewohnt, um die Montaña in naturwissenschaftlicher und malerischer Hinsicht, so viel ich konnte, auszubeuten und einer dieser älteren Ausflüge nach „la Soledad" ist es, dessen Erlebnisse ich in nachstehendem Abschnitte zu schildern versuche.

2.

La Soledad.

Aus der schaukelnden Hängematte springend, steckte ich den Kopf durch das in der Mitte befindliche Loch der Cobija[359]), die mir während der Nacht als Schlafdecke gedient hatte; sie hing in langen, malerischen Falten um den Körper und meine Morgentoilette war damit beendet.

Hemde, Beinkleid und ein um den Kopf geschlungenes Tuch, die übliche und passendste Tracht der Montaña, wurden der Nachtkühle wegen in der Hängematte beibehalten, und so beschränkte sich die in Gegenden der Civilisation so zeitraubende Beschäftigung des Ankleidens hier nur auf das Ueberwerfen der Cobija und die dem Körper zu erweisenden Wohlthaten des Waschens und Ordnens der Haare.

Mein Schlafzimmer war von einer Größe und mit einer Pracht der Malerei ausgestattet, die man vergebens in den großartigsten Palästen Europa's suchen würde.

Vollkommen rund, bildete die Decke desselben eine riesenhafte Kuppel, den Fußboden bekleidete ein großer Teppich von hellgrünem Sammet, an dessen zarten Haarspitzen kostbare Perlen von bewundernswürdiger Reinheit und Durchsichtigkeit hingen.

Was aber mein ganzes Interesse in Anspruch nahm, das war das kostbare Rundgemälde, das an den Wänden des ungeheuren Raumes sich umherzog!

Alle auf der Welt existirenden Galerien der Kunst können ein derartiges Gemälde nicht aufweisen, wie es hier meinen Blicken sich darbot! Es war ein Landschaftsgemälde im üppigsten Gebirgscharakter der Tropen und von kolassalen Dimensionen!

Den Hintergrund der Landschaft bildeten großartige Gebirgsmassen, von denen ganz besonders zwei hohe, spitze, mit dichter Urwaldung bedeckte Berggipfel sich auszeichneten.

Einer der Pics fiel mit steiler, silberglänzender Granitwand schroff in das Thal hinab.

Minder große Höhenzüge wechselten im Mittelgrunde mit tiefen Schluchten, über denen lange, graue Nebelwolken lagerten; die gewaltigen Laubmassen, welche diese niederen Berge bedeckten, waren schon mit bloßem Auge genau zu erkennen; die vielen, von ihnen steil sich herabziehenden Schluchten ließen sich durch die dunkel schattirten Einsenkungen in dem Laubmeere sehr wohl verfolgen.

Deutlich unterschied man die einzelnen, kolossalen Blattkronen und die unter denselben herabhängenden, langen, gelblichweißen Blüthenrispen auf den schlanken, grauen Stämmen der Palmen und in dem brillantesten Farbenschmuck prangende Blüthenbüschel zahlloser Schlingpflanzen, die in den Laubgipfeln der Riesenbäume hingen.

Der Vordergrund, von dem man diese herrliche Aussicht genoß, war ein kleines Plateau, das nach zwei entgegengesetzten Seiten ziemlich steil in tiefe Thäler, die von Gebirgsflüssen durch-

strömt waren, sich hinabsenkte und deren eine Seite eine Anpflanzung schlankstämmiger, langblättriger Bananen zierte, während die andere eine hohe Barranca[360]) erblicken ließ, die an dieser Stelle die Fernsicht fast gänzlich verdeckte und mit dichtem Farngebüsch bekleidet war, aus dem sich einige weißgraue, alte Stämme der Cecropia[361]) mit ihren quirlförmig stehenden, sonderbar gewundenen Aesten und den großen, gefingerten, grasgrünen, auf der untern Seite silberweißen Blättern erhoben.

Die andern beiden, einander entgegengesetzten Seiten des Vordergrundes zeigten einen breiten, an steil abfallenden Abhängen in Zickzacklinien sich hinwindenden Gebirgsweg, der auf der vom Gebirge hinabführenden Seite von einem mit hohen Kuhbäumen[362]) und dem niedern Gebüsch wilder Guayabos[363]) bewachsenen Hügel überragt wurde, während der das Gebirge hinaufführende Weg in dem Dickicht des düstern Urwaldes sich verlor.

Der bereits erwähnte grünsammetne Fußboden dieses großen Schlafsaales verband sich auf harmonische Weise mit dem, die Felsabhänge des Vordergrundes bedeckenden, saftigen Grün der Gräser, sowie eine breite, rothbraune, durch denselben sich ziehende Straße die zwei entgegengesetzten Seiten des im Vordergrunde befindlichen Gebirgsweges vereinte.

Ueber das ganze Panorama wölbte sich die durchsichtige, tiefblau gefärbte Riesenkuppel, an der die runde, volle Scheibe des Mondes, wie zahllose Sterne, prangten.

Die Beleuchtung des Rundgemäldes war die der Morgendämmerung; im Osten hatte das herrliche Blau der Kuppel bereits einen hellen, gelbgrünen Ton durch die Strahlen der im Aufgange begriffenen Sonne angenommen und das hellglänzende Leuchten des silberweißen Mondes und der Sterne in ein mattes Weißgelb übergehen lassen.

Scharf zeichneten sich die Contouren der tief dunkelblauen Berge des Hintergrundes am helleren Horizonte ab.

In der Mitte dieses gewaltigen Raumes stand eine kleine, mit Palmenblättern gedeckte Lehmhütte ohne Fenster, die nur ein Zimmer barg; ihr Dach trat auf der Vorderseite weit hervor und bedeckte einen ziemlich großen, nach drei Seiten zu offenen Raum. An den Baumstämmen, die dem Dache zur Stütze dienten, war eine Hängematte angebunden, dieselbe, aus der ich mich so eben geschwungen hatte.

Die Staffage zu dem großartigen Rundgemälde bildete einzig und allein meine Person, in der blau und rothen Cobija und dem bunten, um den Kopf geschlungenen Tuche; im Vergleich zu dem erhabenen Charakter der Gebirgslandschaft eine sehr winzige Staffage!

Der Schöpfer aber dieses ungeheuren Raumes mit dem sammetweichen, perlenbesetzten Fußboden, der blauen, durchsichtigen Riesenkuppel und des darin befindlichen, wundervollen Gemäldes war ein und dieselbe Person, es war — Gott! — und diese Schöpfung nur ein kleiner Theil der prachtvollen Natur, in deren Größe und Freiheit ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte. —

Der Ort, wo ich mich befand und wo das herrliche Rundgemälde noch jetzt zu sehen ist, liegt auf der hohen Küstencordillere, die sich zwischen Puerto Cabello und Nueva Valencia in Venezuela hinzieht, in der Höhe von 4000 Fuß, besteht nur aus der einen Hütte und heißt „la Soledad“.

Seinen Namen verdient der Ort mit Recht, ebenso gut aber mit ihm zugleich auch alle anderen Punkte des bis zu 5500 Fuß sich erhebenden Gebirges mit seinen unermeßlichen Urwäldern, in denen man viele Meilen weit umherirrt, ohne auf menschliche Wohnungen zu stoßen und die wenigen derselben, die man etwa antrifft, der eben beschriebenen Hütte auf's Haar gleichen! —

Die herrliche Umgebung von la Soledad hatte mich auf

früheren Touren bereits so ausgesprochen, daß ich mir es schon öfter vorgenommen, einige Monate dort mich aufzuhalten, um in der von der Natur in jeder Beziehung überaus reich ausgestatteten Gegend meinen Studien der Naturwissenschaften und Malerei ungestört mich widmen zu können.

Endlich kam dieser Vorsatz im October 1849 zur Ausführung; ich verließ das heiße, ungesunde Puerto Cabello in Begleitung eines Negerburschen, der die mit meinen sämmtlichen Habseligkeiten beladenen Esel zu treiben hatte und wanderte fröhlich dem kühleren, hohen Gebirge zu.

Don Manuel Ramon, wie er selbst sich nannte, der Eigenthümer der Hütte auf la Soledad, empfing mich mit freundlichem Lächeln und den bestgewählten spanischen Redensarten, erkundigte sich eifrig nach dem Befinden meiner Frau und den lieben Kleinen, welche beiden theuern Gegenstände mir bis heutigen Tages selbst noch unbekannt sind und warf ganz besonders neugierige Blicke auf mein mitgebrachtes Gepäck.

Dem Wunsche, einige Monate bei ihm zuzubringen, kam er mit größtem Vergnügen entgegen, und begann sofort, die Thiere ihrer Last zu entledigen, und das Gepäck mit Hilfe des Negerburschen in das einzige, einer dunkeln Höhle ähnliche Zimmer des Hauses zu bringen.

Während er damit beschäftigt war, fand ich Gelegenheit, ihn genauer in Augenschein zu nehmen.

Die hellbraune Färbung seines Körpers, die langen, etwas krausen, rabenschwarzen Haare, die schwarzen feurigen Augen mit dem überaus freundlichen, jedoch hinterlistigen Blick, der mir durchaus nicht gefallen wollte, das regelmäßige, schöne Profil des Gesichts verriethen, daß er nicht von reinem Indianerblute abstamme; er war nach meinem Dafürhalten [364]) ein Mulatte.

Seine Kleidung war die bereits erwähnte in der Montaña

übliche: ein paar sehr weite, nur bis zum Knie reichende Beinkleider mit darüber befindlichem Hemd; an den Füßen trug er Cortizas[365]), und der Kopf war ohne jegliche Art von Kopfbedeckung, die ihm bei seinem vollen, dichten Haarwuchs überflüssig erscheinen mochte.

Indem ich noch in meine Betrachtungen vertieft war, kamen aus einer nahen Schlucht vier weibliche Wesen hervor, die auf ihren Köpfen diverse Wassergefäße balancirend, hinter einander her, gleich Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet, direct auf uns zuschritten.

Die Vorangehende, eine kleine, untersetzte Figur von indianischer Abkunft, die Lebensgefährtin Don Manuel's, Señora Juana, war nicht sobald mir nahe gekommen, als sie mich mit einem Wortschwalle der höflichsten Redensarten überhäufte, so daß ich Mühe hatte, ihrem Redeflusse zu folgen, noch weniger aber an dessen Beantwortung denken konnte.

Sie übertraf an Freundlichkeit bei Weitem ihren Mann, gefiel mir jedoch eben dadurch weniger als dieser; ihr vor Freude grinsendes Gesicht, wie die stechenden Blicke der tiefliegenden, kleinen Augen nahmen sich unter der seltsamen Kopfbedeckung der mit Wasser gefüllten großen Tinaja[366]), die sie bei all' ihren Gesten und Körperverdrehungen immer noch flott auf dem Kopfe balancirte, sehr unheimlich aus.

Die drei Begleiterinnen waren die Töchter des liebenswürdigen Ehepaares, deren ältere, Benita, fünfzehn Jahre zählte und der Mutter an Ueppigkeit des Köperbaues nichts nachgab, von dieser jedoch durch ihre weiße Färbung und das jugendlich frische, schön geformte, mit großen schwarzen Augen gezierte Gesicht, das von schwarzen, lockig herabhängenden Haaren in ungemeiner Fülle umflossen war, bedeutend zu ihrem Vortheile sich unterschied.

Ihre jüngeren Schwestern, Anita von dreizehn und Mari-

quita von zehn Jahren, deren sammetweiche Haut von bräunlicher Färbung war, hatten liebliche Gesichtchen bei schlankerem, aber doch üppigem Körperbau und versprachen in wenigen Jahren ihre ältere Schwester an Schönheit und Grazie noch zu übertreffen.

Dies war die Familie, bei der ich längere Zeit zu wohnen gedachte.

So sehr mich die letzten drei Familienglieder durch Freundlichkeit und mehr noch durch ihre Schönheit ansprachen, so sehr mißfielen mir die Hauptpersonen derselben durch ihre im höchsten Grade widerwärtige, fast kriechende Höflichkeit.

Da ich aus Erfahrung wußte, wie kärglich der Haushalt solcher Familien beschaffen war, hatte ich, um nicht etwa offenbaren Mangel der nöthigsten Lebensmittel erleiden zu müssen, einen kleinen Vorrath an Brod, carne seca, Caffee, Zucker, Rum u. s. w. mitgebracht, den ich nunmehr aus meiner Kiste packte und der Señora, die mich während dieses Geschäfts mit ihrer ganzen Familie umstand und den weiteren Inhalt der Kiste mit gierigen Blicken prüfte, zur Benutzung für mich übergab.

Ich wunderte mich jedoch nicht wenig, als beim Abendessen die ganze Familie in Vertilgung eines großen Theiles der mitgebrachten Lebensmittel auf's Eifrigste mir beistand, und mein Erstaunen wuchs noch mehr, als Manuel aus seiner dunkeln Höhle, die er „sala“[367]) nannte, mit einer Flasche meines Rums in der Hand, von dem ich ihm, wie der Señora, oder wie sie lieber hörte, „Niña Juana“, bereits vorher zu kosten gegeben, heraustrat, ohne Weiteres einige Gläser damit füllte und sogar geruhte, eines derselben mit ächt spanischer Grandezza mir zu präsentiren.

Diese entschiedene Hinneigung zum Communismus, die das würdige Ehepaar so ungenirt zu erkennen gab, konnte meinen Beifall durchaus nicht erlangen; ich wünschte jedoch nicht bereits den ersten Tag meines Hierseins in Uneinigkeit mit der Familie

zu gerathen, beschloß aber, für die Folge alle weiteren Anschaffungen von Lebensmitteln meinerseits zu unterlassen, da sich überdies bei der nächsten Abrechnung herausstellte, daß ich für Beköstigung denselben Betrag zu zahlen hatte, als wenn ich nicht den geringsten Beitrag an Proviant lieferte.

Das communistische Benehmen der Leute erschien mir außerdem bedenklich, und ich gedachte, vor ihnen, besonders aber vor Manuel, auf der Hut zu sein, um so mehr, als der schwarze Bursche, den ich von Puerto Cabello mitgebracht, am andern Tage mir erklärte nicht ferner bei mir bleiben zu wollen, da ihm das Logement nicht gefalle und er die im Gebirge herrschende Kälte, wie er eine Temperatur von 15° R. Wärme nannte, nicht ertragen könne.

Ich blieb demnach vorläufig allein in der Familie zurück, hatte jedoch bald alle Ursache, mit meinem Quartier, das nicht viel besser als unter freiem Himmel war, sehr unzufrieden zu sein.

Nicht nur, daß ich die Nächte außerhalb der Sala, in der die ganze Familie schlief, im offenen, nur mit dürftigem Palmdache versehenen Corridor[368]) zubringen mußte, wo ich, in der Hängematte liegend, der oft sehr empfindlichen Nachtkühle, etwaigen Regengüssen, Sturm u. s. w. ausgesetzt war, so hatte ich auch öfters Schlafkameraden in den, zwar wenigen, diese Straße passirenden Reisenden, die meist in sehr verdächtig aussehenden schwarzen oder braunen zerlumpten Kerls bestanden und um meine Hängematte herum auf der Erde sich lagerten. Außerdem belästigten mich dieselben mit fortwährenden neugierigen Fragen, verdarben durch ungeschicktes Betasten die von mir gesammelten und zum Trocknen aufgehängten Naturalien, spielten gleich Kindern mit den mühsam von mir gesuchten Sämereien und Mineralien, kurz setzten meine Geduld auf die höchste Probe, so daß, um nicht in offenbaren Streit mit ihnen zu kommen, der bei gegenseitigem hitzigem Temperament sehr leicht unglücklich enden konnte, ich

Manuel ersuchte, eine aparte Hütte entfernt von der Straße mir bauen zu helfen.

Seinem Rathe, auf der seiner Hütte gegenüberliegenden Barranca ein Rancho[369]) zu errichten, mochte ich nicht nachkommen, theils weil ich dann immer noch Angesichts der Straße mich befand und von Neugierigen, die ihre Reise hier vorüberführte, trotz des Umweges, auf welchem sie nur zu mir gelangen konnten, dennoch belästigt worden wäre, theils, und dies war eigentlich der Hauptgrund, weil ich begann, Mißtrauen gegen Manuel's freundschaftliche Absichten zu hegen.

Die Begriffe über das Mein und Dein schienen bei ihm, wie seiner Frau noch im höchsten Grade unklar; außerdem hatte ich in den wenigen Tagen meiues Hierseins bemerkt, daß er ein leidenschaftlicher Spieler sei, der, im Fall er an das bei ihm einkehrende Volk Geld im Spiele verloren, den Verlust von mir zu leihen versuchte, was ihm jedoch nur das erste Mal glückte. Als ich später bemerkte, daß er sich in dieser Beziehung völlig auf meinen Geldbeutel zu verlassen schien, schlug ich ihm seine Bitte stets rund ab.

Ueberdies trieb sich seit einigen Tagen ein brauner, stämmiger Kerl von einigen zwanzig Jahren in der Familie herum, dessen einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, der ältesten Tochter, und zwar, wie ich bemerkte, nicht ohne Erfolg den Hof zu machen.

Das Ansinnen Manuel's, den faulen Burschen, der den süßen Namen Ambrosio führte, jedoch eben so tückisch als sein Schwiegervater in spe zu sein schien, als Diener zu engagiren, wies ich entschieden zurück, konnte jedoch nicht verhindern, daß er auf meinen Ausflügen in den Wald mich öfters begleitete und bei Erbauung des Rancho hilfreiche Hand, natürlich nur in dem Maße, als seine Bequemlichkeit erlaubte, mir leistete.

In der Entfernung eines Viertelstündchens von la Soledad wurde mein Rancho im dichten Urwalde, an dem mit üppiger

Vegetation bewachsenen Ufer eines vom hohen Gebirge sich herabstürzenden Armes des Rio Esteban, in der Zeit von zwei Tagen errichtet.

Die harten Stämme hoher Baumfarne dienten dem dicht mit Palmenblättern gedeckten Dache zur Stütze; nur an drei Seiten bildeten in die Erde gegrabene dünne Baumstämme, durch Schlingpflanzen zusammengehalten, die Wände, die vierte schmale Seite blieb als Eingang in dieses Waldschloß völlig offen.

Hierher zog ich nun sofort nach Herstellung dieses Prachtbaues mit all' meinen bisher gesammelten Naturschätzen, die mit größter Vorsicht und ungemeiner Mühe theils an mit Mercurialsalbe bestrichene Drähte aufgehängt, theils auf künstliche Baue von mit Theer getränktem Lattenwerk gestellt wurden, um sie vor feindlichen Insecten und dem schädlichen Einflusse der im Walde herrschenden feuchten Temperatur zu sichern.

Nach wie vor schlief ich die Nächte in la Soledad; übernachteten jedoch daselbst mir unbekannte, verdächtig aussehende Reisende, so begab ich mich nach meinem Rancho, um die Nacht dort zuzubringen, nahm mir aber nebst meinen Waffen als sichere Wacht den großen schwarzen, sehr bösen Hund Manuel's, Arrogante, mit, um gegen etwaige nächtliche Besuche des Jaguars oder Puma geschützt zu sein, die ich außerdem durch ein vor dem Eingange des Rancho angezündetes großes Feuer, auf das vor dem Einschlafen noch Haufen grünen Holzes geworfen wurden, abzuhalten suchte.

Nachdem ich vorstehend die Verhältnisse, unter denen ich mich auf la Soledad befand, zu besserem Verständniß des Nachfolgenden kurz angedeutet, fahre ich in meiner Erzählung, die sich bis jetzt nur auf das Aufstehen aus der Hängematte und die Schilderung meines Schlafgemachs, wie meiner Morgentoilette beschränkt hat, weiter fort.

In der Hütte herrschte noch tiefes Schweigen; die in einer

großen Holzplatte, aus den brettartigen Wurzeln eines Higuerote[370]) bestehende Thür des Zimmers war durch einen dagegen gestemmten starken Knüppel verrammelt.

Ambrosio lag am verglimmenden Feuer in der Küche noch im tiefen Schlafe auf der Erde hingestreckt.

Ich begab mich nach meinem Rancho, um in dem kalten Wasser des daran vorüberstürzenden Flusses ein Morgenbad zu nehmen.

Der Weg dahin führte einen steilen Abhang hinab, den früher eine Anpflanzung von Yuca[371]) und Ocumo[372]) bedeckt hatte, dessen Vegetation aber jetzt wiederum in den Zustand der Wildniß zurückgekehrt war, nur mit dem Unterschiede, daß sie den Waldcharakter verloren hatte und in niederem Gebüsch von strauchartigen Farnen[373]), mit 16 Fuß hohen Stachelpalmen[374]), am Stamme wie an den Nadeln mit zolllangen Stacheln übersäet, Solaneen[375]) mit großen eingeschnittenen, bei der Berührung heftig brennenden Blättern, Bromeliaceen[376]) mit 12 Fuß langen, dornig gezähnten Blättern u. s. w. bestand, über welches hellgraue Cecropienstämme ihre Blätterkronen mit feurigrothen Blattscheiden und jungen scharlachrothen Blättern geschmückt, erhoben.

Große cylinderförmige, rothbraune Sandhaufen von mehren Fuß Höhe und bedeutender Ausdehnung, oben mit trichterförmigen Eingängen versehen, erhoben sich in Unzahl in diesem Gebüsch: es waren die Wohnungen der, besonders den angebauten Pflanzenarten so schädlichen Bachacos[377]), die in langen breiten Zügen aus und in ihre Baue strömten, und von denen jede in ihren Zangen senkrecht emporgehalten, gleich einem Sonnenschirme, ein großes Stück von einem Blatte trug, das an Umfang das Thierchen zehnfach übertraf und von einer weit entfernt stehenden Lieblingspflanze, sehr künstlich abgesägt, herbeigeschleppt wurde.

Große Sprünge waren nöthig, um aus dem Bereiche dieser in Unzahl den schmalen Weg bedeckenden Ameisen so schnell als

möglich zu kommen, und trotzdem blieb es unvermeidlich, daß nicht mehre der zornigen Thiere an meine Bekleidung sich hingen und mich von ihrer Anwesenheit sehr bald durch die heftigsten Bisse in Kenntniß setzten.

Ein starker, geradstämmiger Palo de vaca[378]) mit pyramidaler, dunkelgrüner Laubkrone stand gleichsam als Wächter am Eingange des Waldes; mit dem schlanken, rothbraunen Stamme dicht an ihn geschmiegt, breitete unter seinem Schatten ein hoher Baumfarn die graciös geschwungenen, fein gefiederten Riesenwedel aus.

Bald befand ich mich im dunkelgrünen, verworrenen Dickicht des düstern Urwaldes, umgeben von den verschiedenartigsten Baumstämmen von kolossaler Dicke, bald schlank, an 100 Fuß kerzengrade emporsteigend, bald bauchig angeschwollen, mitunter auf hohen Stelzenwurzeln, einige auf brettartigen Wurzeln, die erst in 50 Fuß Höhe über dem Boden mit dem Stamme sich vereinen, andere dagegen auf wändegleichen, vom Stamme nach allen Richtungen hin auslaufenden Wurzeln ruhend.

An diesen Stämmen, oft von unten bis oben damit bedeckt, kleben große Büsche der üppigsten Parasiten, von Orchideen mit unvergleichlich schönen Blüthen, Bromeliaceen mit karminroth oder ultramarinblau gefärbten, bereift erscheinenden Bracteen und großen grellfarbigen Blüthentrauben; großblättrigen Aroideen und Cyclantheen mit leuchtend weiß- oder rothgefärbten Blumenscheiden; großwedeligen Schlingfarnen, untermischt mit zarten, in langen Bärten herabhängenden Moosen und den scharlachrothen Blüthen des Loranthus.

Von den Stämmen und Aesten herab und um dieselben herum, in allen Windungen und Richtungen laufen tausende von Schlingpflanzen, von Mannesstärke bis zu Bindfadendicke, theils mit glattem Stengel, theils mit rauher, rissiger Rinde, bald einem breiten Bande gleich und mit Dornen versehen, bald wie von Drechslerhand auf das künstlichste gedreht.

Ihr Gewirr ist so dicht, daß man durch sie mit dem Waldmesser Bahn sich hauen muß, was bei der bedeutenden Zähigkeit ihrer Stämme und Stengel seine Schwierigkeiten hat.

Das Unterholz in diesem herrlichen Walddome bilden üppige Gebüsche und 50 Fuß hohe Bäume, langblätterige Theophrasten, prächtig blühende Melastomen mit sammethaarigen Blättern, schön gefiederte Browneen mit großköpfigen, leuchtend carminrothen Riesenblüthen, kurz eine Fülle von Blättern und Blüthen in schönster gelber, purpurrother und weißer Färbung.

Hoch über das Gewirr breiten sich die kolossalen, herrlich geformten Wedel schlanker Palmen mit leuchtend gelbweißen, herabhängenden Blüthentrauben aus und diese wiederum überschattet ein fast undurchdringliches Laubdach von 150—200 Fuß hohen Riesenbäumen des Urwaldes, den Lorbeerarten, Feigen, Cassien, Ingas, Swietenien, Myrtaceen, Cäsalpinien und Hymenäen gebildet.

Ein enger Pfad führte zu meinem Rancho, das sehr malerisch inmitten des Waldes auf einem Abhange gelegen war, der das Bett des nahe daran vorüberströmenden Flusses begrenzte.

Kurze Zeit nur widmete ich der Inspection der Hütte und nachdem ich mich überzeugt, daß meine darin aufbewahrten Sammlungen noch unversehrt waren, warf ich die Kleider von mir und begab mich in den Fluß hinab.

Der Fluß war hier nur von geringer Breite, da er eine Stunde oberhalb des Gebirges entsprang, in welcher Strecke er jedoch durch den Zufluß des Wasserreichthums mehrer Quebradas[379]), die in ihn ausmündeten, schon bedeutend verstärkt wurde.

Unzählige Felsblöcke und Steine, über die das silberhelle Wasser in unzähligen kleinen Cascaden tosend sich stürzte, verengten sein Bett, das außerdem an vielen Stellen von üppig

darin wuchernden Carludovicen mit großen palmenähnlichen Blättern eingenommen war.

Nicht weit oberhalb des Badeplatzes, der durch ein freies tiefes Bassin gebildet wurde, hemmten höhere Felsmassen den Lauf des Flusses, der unter donnerndem Getöse über dieselben herabstürzte und dann schäumend in blendender Weiße seinen Lauf ruhiger fortsetzte.

Dichte Gruppen hoher Stachelpalmen ragten über die glatten, mit zierlichen Lycopodien und nieblichen Moosen völlig überzogenen, von Nässe triefenden Felsen des Wasserfalles und bildeten mit den langen Pisangblättern der Heliconien, den großen herzförmigen, lederartigen Blättern baumartiger Caladien, den ovalen glänzenden Blättern der Maranten, die in dichten Gebüschen die Flußufer einfaßten und über welche zartgefiederte Riesenwedel baumartiger Cyatheen und Hemitelien herabnickten, ein prachtvolles, im höchsten Grade malerisches Bild der üppigen Waldvegetation.

Ueber mir aus den hohen Baumgipfeln ertönten der pfeifende Ruf des goldgrünen Trogon[380]) und die knarrende Stimme des großen, gelbkehligen Tucan[381]), die von dem herrlichen Wohlklange der glockenähnlichen Töne des schneeweißen Campanero überboten wurden.

Pfeilschnelle, metallisch leuchtende Colibris schwirrten summend um die bei der schnell eintretenden Tageshelle sich öffnenden Blüthen und große Schmetterlinge, der herrlich stahlblaue Menelaus, der graublaue Eurylochus und der atlasweiße Laertes schwebten langsam in auf- und niedertanzenden Bewegungen in der Quebrada dahin.

Länger als es bei der fühlbaren Kälte des Wassers dem Körper dienlich war, verweilte ich, im Anschauen und Bewundern meiner Umgebungen versunken, im Flusse, als plötzlich dicht bei mir, unter den riesenhaften Blättern der Ufergebüsche der schwarze

Kopf eines großen Säugethieres hervorschaute, das mit weit aufgerissenen Augen mich stier anglotzte.

Der anfängliche Schrecken über diese unerwartete Unterbrechung meiner Betrachtungen legte sich bald, als ich in dem Thiere den großen Hund Manuel's, Arrogante, erkannte, der, sobald er von der Identität meiner Person sich überzeugt hatte, mit den Zeichen freudigster Ungeduld auf seinem beschränkten Standorte eifrig hin und her sich bewegte und durch lautes Gebell die gesammte höhere Thierwelt des Urwaldes rebellisch machte.

Menschenstimmen, die auf dem Wege nach dem Flusse herab dazwischen hörbar wurden, trieben mich in Eil aus dem Wasser und in mein nahes Rancho; sie rührten von den Töchtern Manuel's her, die, um Trinkwasser zu holen, hierher kamen und bald in weißer, leichter Kleidung aus dem Dunkel des Waldes hervortraten.

Als sie ihre Gefäße mit Wasser gefüllt hatten, trat ich mit ihnen den Rückweg nach ihrer Wohnung an.

Ich fand Manuel bereits wach und beschäftigt, sein langes einläufiges, noch mit Feuerschloß versehenes Gewehr zu laden, um auf die Jagd zu gehen; er schien sehr erfreut, als ich ihm meine Begleitung zusicherte.

In aller Eile trank ich meinen Caffee, steckte einen Taschencompaß, eine Anzahl Cigarren und eine Arepa[382]) in die aus Affenfell gefertigte Jagdtasche und versah meine Doppelflinte, nachdem ich die alten, durch die Feuchtigkeit der Luft unsicher gewordenen Schüsse abgefeuert hatte, mit frischer Ladung.

Einige Minuten darauf befanden wir uns bereits im dichten Urwalde und kletterten die steilen Höhen hinan.

Manuel, den ich vorausgehen ließ, war einzig und allein nur mit kurzen, weiten Beinkleidern bekleidet, und seine kräftige Gestalt in ihrer braunen Färbung zeichnete sich wenig ab von

den im Halbdunkel des Waldes in tiefen Farbentönen erscheinenden Stämmen der Bäume.

Wohl über zwei Stunden mochten wir schweigend im dichten Walde fortwährend bergan geklettert sein, als aus der Ferne die tiefbrummenden kurzen Töne des Pauji uns zu Ohren kamen. Die willkommene Musik hemmte plötzlich unsere Schritte, um auf deren Wiederholung zu lauschen und zu erfahren, in welcher Richtung das Wild verborgen sei.

In größter Stille und Vorsicht schlichen wir weiter und das näher und näher ertönende Brummen führte uns bald dem Orte nahe, wo die erste Beute gemacht werden konnte.

Im dichten Laubdache einiger hohen Bäume saß eine Anzahl von acht Stück dieser schwarzen, an Größe den Truthähnen wenig nachstehenden Vögel, deren weißer Bauch aber, trotz des gut gewählten Versteckes in der üppigen Laubmasse, zu ihrem Verräther wurde.

Noch hatten sie uns nicht bemerkt und flogen in kleinen Strecken schwerfällig von Ast zu Ast, um Baumfrüchte aufzusuchen.

Wir wählten jeder sein Ziel und beide Schüsse erschallten gleichzeitig im Walde. Zwei der großen Vögel stürzten sofort aus der Höhe herab, während die Ueberlebenden unter kurz abgestoßenen, lauten Angsttönen mit schwerem Flügelschlage durch das Dickicht rauschten.

Da Arrogante zur Jagd nichts taugte und deshalb zu Hause gelassen worden war, stürzten wir uns eiligst auf die daliegenden Opfer; das meine erfaßte ich glücklich, da es völlig todt war, nicht so Manuel, dessen Beute, als er ihr nahe gekommen, sich aufraffte, eine kurze Strecke auf der Erde schnell hinlief und dann unter ängstlichem Geschrei in eiligem Fluge über den Boden sich erhob, die von uns kurz vorher erstiegene

Höhe hinabflog und in der Tiefe im niedrigen Gebüsch unseren sehnsüchtig nachschauenden Blicken entschwand.

Ich hing den erbeuteten Vogel an einer Schlingpflanze über den Rücken und so schnell, als es in dem Wirrwarr von Sträuchern und Schlingpflanzen nur möglich war, eilten wir dem Flüchtlinge nach, dem Gebüsche zu, in dem er verschwunden war. Hier fanden wir auch bald seine Spur, Blutstropfen und einige Flaumfedern, die bewiesen, daß er angeschossen war; er selbst jedoch entging unseren sorgfältigsten Nachforschungen.

Bereits eine halbe Stunde hatten wir überall nach dem Pauji umher gesucht und mir war die Lust zu seiner ferneren Verfolgung bereits vergangen, als er plötzlich, nicht weit von uns, von einem niedrigen, dicken, halbvermorscht dastehenden Stamme aufflog.

Im Nu hatte ich die Flinte am Backen und schoß hinter ihm drein.

Jedoch ohne Erfolg; ich hatte zu hastig abgedrückt, und der Vogel flog ungehindert weiter, nur daß ihn der neue Schreck einige kurze Angstschreie ausstoßen ließ. Manuel lief wie rasend hinter ihm drein, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, und ich sah mich genöthigt, ihm so schnell als möglich zu folgen, da wir von unserem frühern Wege völlig abgekommen waren und die Verfolgung des Vogels uns in ein mir noch gänzlich unbekanntes Terrain geführt hatte. Mitunter ließ der Pauji in dichtes Gebüsch sich nieder, jedoch sobald wir nur in seine Nähe kamen, flog er sofort wieder auf und das Gebirge abwärts; ein Schuß ließ sich ihm nicht nachsenden, da unsere Flinten nicht wieder geladen waren, und dazu wollte es nicht kommen, denn sobald ich nur, bei einer kleinen Ruhe, die der Pauji durch sein kurzes Rasten mir, der ich das Amt des Suchens Manuel allein überließ, gewährte, mit dem Laden der Flinte mich zu beschäftigen anfing, flog der aufgeschreckte Vogel schon wieder auf und ihm nach,

gleich einem Wilden, Manuel, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als eilig wiederum diesem zu folgen, wenn ich nicht den im Urwalde Verirrten spielen wollte.

So mochte diese wilde Jagd wohl anderthalb Stunden gewährt haben, als nach einer kurzen Ruhe, die der angeschossene Pauji sich wieder einmal gegönnt, derselbe nur noch mit großer Anstrengung weiter zu fliegen vermochte, uns aber seine Verfolgung durch eine 500 Fuß hohe, steil abfallende Felswand, an der wir plötzlich standen und an derem Fuße der Fluß rauschend dahinschoß, gänzlich abgeschnitten wurde.

Der Pauji flatterte mit schwerem Flügelschlage und im Fluge oft sich überstürzend, in die Tiefe hinab.

Wir durften sicher annehmen, daß seine Lebensfähigkeit endlich gebrochen und er nicht mehr von der Stelle, auf der er jetzt lag, sich rühren konnte, jedoch die fast ganz steile Felswand, die sich nicht umgehen ließ, seinetwegen hinunter und wieder herauf zu klettern, dazu hatte ich nicht die geringste Lust und überhaupt diese Hetze recht herzlich satt.

Manuel jedoch, wie alle Indianer, war in der Verfolgung des einmal angeschossenen Wildes unverwüstlich, und ich gern zufrieden, als er seine Flinte und Beinkleider, die ihm bei dem bevorstehenden Genusse des Kletterns hinderlich waren, bei mir zurückließ und auf's Vorsichtigste und Behendeste die Felswand hinabglitt, sich etwaiger in derselben befindlichen Risse, Wurzeln und Gebüsche zu seinem weitern Fortkommen bedienend.

Ich benutzte die mir gebotene Rast dazu, meine Flinte zu laden, dann setzte ich mich auf einen daliegenden, halbmorschen Baumstamm und verzehrte die mitgenommene Arepa, nach deren Genusse ich eine Cigarre anzündete.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich so in aller Ruhe, die mir nach der gehabten Anstrengung überaus wohl that, zugebracht haben, als ich an dem Hin- und Herspingen in den Aesten

über mir, wie an dem lebhaften Bewegen mehrer zu mir herabhängenden Schlingpflanzen mich überzeugte, daß noch andere lebende Wesen in meiner Nähe sich befanden.

Indem ich die Blicke in die Höhe richtete, sah ich zu meiner Ueberraschung eine Heerde Araguatos[383]), die in den Aesten eines hohen, wilden Caimito[384]) lustig hin- und hersprangen und von dessen Früchten begierig naschten.

Mit vielem Vergnügen sah ich den possierlichen Bewegungen der Affenheerde zu, wie sie bald auf allen Vieren, behende gleich Eichhörnchen, von Ast zu Ast sprangen, bald, an dem um einen Ast geschlungenen langen Wickelschwanz hängend, mit den menschenähnlichen Händen eine ihnen schwer erreichbare Frucht in der Schwebe zu erhaschen suchten. Ihr hellrothbraunes, fast in's Goldgelbe spielendes, auf dem Rücken ziemlich langes Haarkleid contrastirte auffallend schön gegen das dunkelgrüne Laub des Baumes.

Statt des eigenthümlichen, lauten, trommelnden Geheuls, das aus sehr weiter Ferne schon zu erkennen und das sie besonders vor drohendem Regenwetter lang anhaltend ertönen lassen, ließen sie während ihrer jetzigen Beschäftigung nur von Zeit zu Zeit ein tiefes, unterdrücktes Röcheln hören.

Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, die friedliche Versammlung zu stören, hätte ich nicht ein großes Affenweibchen erblickt, auf dessen Rücken ein Junges sich festgeklammert hielt. Mein längst gehegter Wunsch, einen jungen Brüllaffen lebend zu erhalten, weckte die Begierde, dieses Thier zu erlangen, in mir immer mehr, so daß ich ihr nicht länger zu widerstehen vermochte.

So vorsichtig diese Affen in der Regel sind, hatten sie, da ich vollkommen ruhig mich verhielt, mich noch nicht bemerkt; im Sitzen zog ich die neben mir lehnende Flinte vorsichtig an mich heran, legte an und schoß nach dem Kopfe des ruhig dasitzenden Weibchens.

Das getroffene Thier stieß einen schmerzlichen Schrei aus,

wankte einige Augenblicke taumelnd hin und her, bis es plötzlich sich wieder ermannte. Mit beiden Händen zog die tödtlich verwundete Mutter ihr Junges vom Rücken herab und trug es wankend nach einem von zwei riesigen Aesten gebildeten Winkel, in dem es vor dem Herabfallen gesichert war. Behutsam setzte sie es hier nieder und stürzte kurz darauf, vom Todeskampfe ergriffen, zu meinen Füßen herab.

Noch höre ich das menschenähnliche Geschrei und Wimmern, welches das arme Thier im Verscheiden ausstieß und sehe noch die Verzerrungen, die der nahe Tod auf dem, dem Menschen nachgeformten Gesichte bewirkte, wie das krampfhafte Pressen beider Hände auf die am Scheitel befindliche Schußwunde, aus der das Blut heftig hervorströmte. Nach kurzem Todesröcheln, das völlig wie bei einem im Sterben begriffenen Menschen klang, war das arme Thier verschieden.

Ich habe seitdem nie wieder auf Affen geschossen!

Den gewünschten Zweck hatte ich überdies nicht erlangt, denn der junge Affe auf dem hohen Riesenbaume war für mich unerreichbar.

Die Affenbande, die durch den Schuß keineswegs verscheucht war, sondern nur in den dichtesten Laubmassen momentan sich verborgen hatte, ließ sich wieder erblicken, ein anderes Weibchen nahte dem Jungen, das ohne Weiteres den Rücken der Pflegemutter bestieg.

Auf's Neue begannen, wie früher, ihre Sprünge auf den Aesten; durch das Geräusch beim Laden des abgeschossenen Flintenlaufes jedoch auf mich aufmerksam gemacht, suchten sie, nunmehr erschreckt, eiligst das Weite.

Kurze Zeit darauf bemerkte ich an dem Hinabstürzen abbröckelnder Steine und Sandes von der steilen Felswand zu meinen Füßen, daß Manuel sich nahte und bald schwang er, den todten Pauji auf dem Rücken, behende zu mir sich empor.

Ich übergab ihm den getödteten Affen, den er eben auch auf den Rücken lud und wir setzten unsere mühsame Jagd weiter fort.

Ein dichter Wald der Palma blanca[385]) umgab uns.

Die an 15 Fuß über die Erde emporragenden, im größten Wirrwarr durch einander geflochtenen Wurzelballen dieser Palmen erschienen gleich großen Erdhügeln von bedeutendem Umfange und aus ihnen erhoben sich die schlanken weißgrauen Stämme kerzengerade bis zur Höhe von 150 Fuß, bevor sie ihre großen Wedel, mit 2 Fuß langen, schmalen, am Blattstiele fast senkrecht herabhängenden Fiederblättchen geziert, ausbreiteten. Wohl acht bis zwölf der Stämme, theils sehr hohe, theils völlig niedrige, entsprossen, dicht an einander gedrängt, ein und derselben Wurzel und bildeten dadurch, wie durch die unzähligen, jüngeren Palmen, die bereits schon sehr lange Wedel entwickelten, dichte, kaum durchdringliche Gebüsche, durch die wir uns nur mit dem Machete[386]) den Weg bahnen konnten.

Da erschallte in der Ferne der eintönige laute Pfiff der Gallineta del monte[387]).

Rasch erhob Manuel die Hand zu den Lippen und ließ durch die Finger einen völlig ähnlichen Pfiff ertönen, dann winkte er mir, zu folgen und wir suchten so schnell als es das Dickicht gestattete, einen etwas freieren Platz zu erreichen.

Bei der Eile, in der dies geschah, stolperte ich, kurz nachdem wir uns aus dem Palmengebüsch herausgearbeitet, über eine große Wurzel und fiel nieder.

Beim Aufstehen vom Boden entfiel mir mit klirrendem Geräusch meine gefüllte Börse, die ich am Tage wie in der Nacht immer bei mir führte und bis jetzt stets glücklich vor den Blicken Manuel's wie seiner Familie verborgen hatte. So augenblicklich ich sie auch wieder ergriff und in die Tasche steckte', konnte ich doch trotz aller Schnelligkeit nicht verhindern, daß Manuel, der

bei dem Klange des Geldes im Nu sich umschaute, meine Bewegung in dieser Börsenangelegenheit erblickte, die er denn auch bis zu Ende mit lüsternen Blicken verfolgte.

Wir faßten bald darauf Posto hinter dem starken Stamm eines ungeheuren Higuerote[388]), der mit seinen hoch über die Erde gehenden Riesenwurzeln uns Beide vollkommen verbarg.

Der pfeifende Ruf des Waldhuhns dauerte fort und stets erwiederte Manuel denselben augenblicklich.

Bereits konnten wir das Tremuliren des Pfiffes deutlich unterscheiden, ein Beweis, daß es uns schon sehr bedeutend sich genähert habe.

Nach mehrfachen Locktönen Manuel's zeigte sich endlich das graublaue große Huhn unseren Blicken, mitunter stehen bleibend und auf dem Boden umherstarrend; eben richtete es den Kopf in die Höhe, um seinen Pfiff ertönen zu lassen, als es auch schon vom Schusse Manuel's getroffen auf der Erde im Todeskampfe sich wälzte.

Während Manuel die Flinte wieder lud, äußerte er den Wunsch, nach Hause zurückzukehren, und ich war durchaus nicht Willens, ihm in der Ausführung desselben irgendwie hinderlich zu sein.

Ueber sieben Stunden hatten wir bereits im Walde, durch Hindernisse aller Art aufgehalten, uns umhergetrieben und befanden uns überdies in einer Gegend, die selbst Manuel völlig unbekannt war. So schloß ich wenigstens aus den Blicken, die er wiederholt in die Höhe, der Gegend zu, wo er die Sonne vermuthete, richtete.

Diese jedoch war hinter einer dicken, grauen Wolkenmasse verborgen, die sich bald in den Wald herabsenkte und unsere nächsten Umgebungen in dichten Nebel hüllte.

Es wäre jetzt durchaus unmöglich gewesen, den richtigen Weg nach Hause zu finden, wenn ich den Taschencompaß nicht

bei mir geführt hätte, der uns aus der großen Verlegenheit rettete.

Wir hatten, nach diesem zu urtheilen, bereits schon bei der eiligen und stets bergabwärts führenden Verfolgung des angeschossenen Pauji die Höhe von la Soledad längst passirt und mußten, um dahin zurückzukehren, nun wiederum bergaufwärts klettern.

Ich lud das Huhn auf meinen Rücken und so traten wir, mißvergnügt durch den fatalen kühlen Nebel, den Rückmarsch nach la Soledad an.

Die Unterhaltung auf dieser Tour war eine sehr spärliche, da ungeheurer Hunger sich bei uns einstellte und wir außerdem vollauf damit beschäftigt waren, das eng verworrene Gebüsch zu durchbrechen.

Es fiel mir unter diesen Verhältnissen desto mehr auf, als Manuel plötzlich die Frage an mich richtete, ob ich ihm sechs Pesos[389]) leihen wolle?

Da ich fest beschlossen, ihm nie wieder Geld zu borgen, so schlug ich seine Bitte rund ab, ihm bemerkend, daß ich das wenige bei mir führende Geld einzig und allein nur zur Bestreitung meiner Lebensbedürfnisse bei ihm bestimmt habe, ihm dies also, da ich täglich meine Rechnung seiner Frau baar zahle, sicher sei, ich jedoch eine Vorausbezahlung auf einige Wochen, als die seine Anleihe betrachtet werden müsse, nicht eingehen könne.

Ich wußte nämlich sehr wohl, daß er das Geld nur zum Spiele benutzen und in dieser Absicht den nächsten Tag einen Ausflug nach der nächsten Ortschaft machen wollte; er hätte das ihm geliehene Geld jedenfalls nur verspielt und ich in der nächsten Zeit, in der ihm dann das Geld zum Einkaufen von Lebensmitteln fehlte, halb verhungern müssen.

Er schien meine abschlägige Antwort sehr übel aufzunehmen,

was ich, obwohl er eine Gegenäußerung nicht zu thun wagte, aus seinen finsteren Mienen und dem entschiedenen Schweigen, das er bis zu Ende unserer Tour behauptete, entnehmen konnte.

Zwei Stunden unausgesetzten bergauf und bergab Kletterns in dem hügeligen Terrain des Urwaldes brachten uns endlich nach la Soledad.

Es mochte sechs Uhr sein; die Sonne war bereits hinter dem Picacho blanco[390]) verschwunden.

Ich war froh, als ich die keineswegs leichte Jagdbeute ablegen und in der Hängematte von dem anstrengenden Marsche ein wenig ausruhen konnte.

Eine gehörige Ration an Fleisch, mit Caraotas[391]) und einige Arepas, stellten den schon seit geraumer Zeit heftig zürnenden Magen zufrieden, und mehre Tassen Caffee löschten den brennenden Durst.

Die schnell eingetretene Dunkelheit erhellte bald die über dem schwarzgrünen Saume des düstern Urwaldes emporleuchtende silberweiße Scheibe des Vollmondes.

Von der heutigen Wanderung ermüdet, legte ich mich sofort nach der Mahlzeit, nachdem ich eine Cigarre angebrannt, wiederum in die Hängematte, da ich, weil heute keine Gäste zugegen waren, die Nacht über hier zuzubringen beschloß.

Manuel nebst seiner Familie und Ambrosio schienen in der Küche Familienrath zu halten, denn ich hörte sie, besonders den Ersteren, fortwährend eifrig disputiren, konnte jedoch bei der Entfernung, in der ich von ihnen mich befand, nicht das Geringste von ihrem Gespräch hören.

Hätte ich von dem Thema, über welches sie verhandelten, irgend eine Ahnung gehabt, ich wäre wahrlich nicht in aller Ruhe in der Hängematte geblieben!

Es wunderte mich daher nicht wenig, als Anita mit den

größten Zeichen der Angst in ihren Zügen, an der Thür der Hütte erschien, an meiner Hängematte, die dicht bei letzterer hing, vorübereilte und, als sie eine kurze Strecke nach dem nahen Platanal zurückgelegt, sich umwendend, mir durch ängstliche Blicke mit den Augen und heftige Gesticulationen zu erkennen gab, daß ich ihr folgen möchte.

Ich hatte dem Mädchen, das trotz des zarten Alters, bei der schnellen Entwickelung der Körperbildung, die in diesen heißen Gegenden so gewöhnlich ist, bereits in ihren Körperformen vollkommen ausgebildet und von wirklicher Schönheit war, durch wiederholte kleine Geschenke und indem ich sie vor allen Anderen der Familie in meinem Benehmen bevorzugte, Beweise gegeben, daß sie mir nicht völlig gleichgültig sei.

So wie jedes farbige Mädchen dergleichen Aufmerksamkeiten eines Weißen hoch aufnimmt, so geschah es auch hier, und ich durfte ihrerseits auf die Erkenntlichkeit meiner Huldigungen, so weit sie sich mit ihren Begriffen von Anstand und Sittlichkeit vertrug, sicher rechnen.

Eben im Begriff, aus der Hängematte zu springen, um ihren dringenden Aufforderungen Folge zu leisten, erblickte ich plötzlich Manuel in voller Wuth bei mir vorüberlaufen und ihr nacheilen; heftig ihren Arm ergreifend, zog er sie unter den größten Schimpfreden nach der Hütte zurück, ihr die schlimmsten Drohungen sagend, im Falle sie sich ferner aus der Hütte entfernen würde.

Seine sichtbare Verlegenheit, als er zu mir wiederum heraustrat und ich mich nach der Ursache seines heftigen Zornes, den ich früher nie an ihm beobachtet hatte, erkundigte, befremdete mich ein wenig; er gab vor, daß Anita ihm ungehorsam gewesen und in den Wald sich habe flüchten wollen.

Jedenfalls hatte sie eine wichtige Mittheilung mir zu machen gewünscht, an welcher er in irgend einer Weise betheiligt war;

er hatte ihre mir gegebenen Winke belauscht und durch sein sofortiges barsches Einschreiten die mir zu machenden Eröffnungen vereitelt.

Die Vorkehrungen zum Schlafengehen wurden von Manuel und Ambrosio nun getroffen.

Was mich dabei befremdete, war, daß Ambrosio, der stets die Nacht über in der Küche zubrachte, heute in dem offenen Corridor, in dem ich in meiner Hängematte lag, eben auch schlafen zu wollen schien. Der in demselben stehende Tisch, auf dem ich meine Mahlzeiten einzunehmen pflegte, wurde dicht vor meine Hängematte gestellt und Ambrosio legte sich, nachdem er vorher noch mit Manuel im Zimmer eine ziemliche Portion meines Rum zu sich genommen, das Gesicht nach unten gekehrt, wie es bei diesem Volke Brauch ist, auf denselben, um zu schlafen, indem er sich mit der Cobija zudeckte.

Bevor Manuel in die Hütte sich zurückzog, warf er einen großen Sack von Majaguabast unter meine Hängematte auf die Erde, dann verschwand er in der Thür, die er hinter sich zuzog, jedoch nicht, wie sonst immer, verrammelte.

In blendender Helle hob sich der Vollmond am tiefblauen Himmelszelte empor und beleuchtete grell das Innere des Corridors, nur den auf dem Tische ausgestreckten Körper Ambrosio's hüllte der Schatten des Palmendaches in seine Rabenschwärze.

Das widrige, durchdringende Geschrei der großen Harpyia [392]) ertönte in der Stille der eintretenden Nacht von den hohen Wipfeln der nahen Kuhbäume und der langgedehnte Schrei des Faulthieres klang unheimlich aus dem nahen Urwalde zu mir herüber.

Von dem kurz zuvor reichlich genossenen Caffee aufgeregt, konnte ich nicht sobald Schlaf finden; überdies beschäftigten meine Gedanken sich mit den seit der Zurückkunft von der Jagd wahrgenommenen Ereignissen, die zwar an und für sich unbedeutend,

jedoch durch ihr Abweichen von dem gewohnten Benehmen Manuel's mir seltsam erschienen.

Letzterer selbst, wie seine Frau, schienen nicht zu schlafen; durch die Ritzen der dicht am Fußende meiner Hängematte befindlichen Thür erblickte ich Licht und hörte Beide im Zimmer hin und her gehen und flüsternd mit einander sich unterhalten, sowie das Klirren eines Machete und das öftere Eingießen einer Flüssigkeit, die aller Wahrscheinlichkeit nach Rum war, in ein Glas. Es mochten so wohl über zwei Stunden vergangen sein, in denen mir noch nicht der mindeste Schlaf in die Augen gekommen war; im Zimmer d'rin war Alles still geworden und das Licht erlöscht.

Meine Blicke schweiften immer noch unruhig umher und fielen zufällig auf die Thür.

Da kam es mir vor, trotz der Dunkelheit, in die der Schatten des Daches dieselbe einhüllte, als ob sie vorsichtig geöffnet würde.

Ein warmer Luftstrom, der aus dem Zimmer drang, machte sich an meinen Füßen bemerklich.

Immer deutlicher glaubte ich zu sehen, wie die Thür immer mehr und mehr sich aufthat, bis ich endlich außer allen Zweifel durch die Erscheinung Manuel's, der in der gewohnten weißen Tracht in der Thüröffnung stand, gesetzt wurde.

Leise und vorsichtig schlich er an mich heran, in seiner Rechten einen Machete haltend, den mir einige Streiflichter des Mondes, die durch die Oeffnungen im Palmendache auf seine Klinge fielen, verriethen.

Daß er nicht in guter Absicht mir sich näherte, konnte ich daraus deutlich genug ersehen, jedoch kam mir der Ueberfall so unerwartet, daß in der kurzen Zeit, die mir zu meinem Entschlusse gelassen war, ich nichts Besseres zu thun wußte, als den langen Dolch, den ich während der Nacht an meinem Leibgurte stets bei mir führte, mit der vorsichtigsten Bewegung aus der

Scheide zu ziehen und, unter der Cobija verborgen, fest in die Hand zu fassen.

Immer mehr näherte sich Manuel meinem Körper, noch einige Augenblicke, und er mußte aus dem Schatten heraus in das helle Mondlicht treten, und in diesem Momente zugleich mit dem Machete den tödtlichen Streich führen.

Länger durfte ich nicht zögern; in größter Eile richtete ich mich in die Höhe, um doch nicht völlig wehrlos mich morden zu lassen, da — wie ein Blitz war Manuel bereits schon hinter der Thüre verschwundn!

Mir zur Seite, auf dem Tische, sank der in die Höhe gerichtet gewesene Kopf Ambrosio's in seine frühere ruhende Stellung zurück.

Alles war wieder still.

Jetzt erst durchschaute ich den Plan Manuel's, wie den Zweck der von ihm vor dem Schlafengehen getroffenen Vorkehrungen und wußte nun, was mir bevorstand.

Das Familiengespräch in der Küche während des Abendessens betraf lediglich meine Ermordung und Beraubung.

Anita hatte mich davor warnen wollen.

Der vor meine Hängematte gestellte Tisch, auf den Ambrosio sich schlafen legte, sollte mich an schneller Flucht verhindern und letzterer im geeigneten Momente Manuel bei dessen Ueberfalle beistehen, der unter meine Hängematte geworfene Sack wahrscheinlich das Blut auffangen, damit die Flecken desselben etwa einkehrenden Reisenden nicht sichtbar würden; oder auch beabsichtigten die Mörder, meinen todten Körper darein zu stecken und so auf leichtere Art in einen der vielen nahen Abgründe zu stürzen, in dem mich Niemand, außer den Zamuros, aufgefunden haben würde.

Wie leicht auch konnte in dieser einsamen, wilden Gegend

mein Verschwinden, ohne irgend Verdacht zu erwecken, damit gerechtfertigt werden, daß ich im Urwalde verunglückt sein müsse.

Die Idee, an mir einen Raubmord zu begehen, war sicher bereits früher bei Manuel aufgetaucht, er allein hatte jedoch auf den mit mir unternommenen Jagdausflügen nicht gewagt, mich anzugreifen, da ich ihn stets vorangehen ließ und er überdies befürchten mochte, meiner nicht Herr zu werden; um vor Entdeckung und Strafe sicher zu sein, mußte er mich tödten, ein bloßes Berauben oder gar Mißlingen seines Anschlags durfte nicht geschehen.

Jedenfalls hatte er, als ich ihn zur Herstellung eines Rancho für mich aufforderte, bereits in schlimmer Absicht mir gerathen, dieses auf der hohen Barranca, seinem Hause gegenüber, zu erbauen, wo er mich bei Nacht noch bequemer und unbemerkter überfallen konnte, als in seiner Hütte; es war ihm daher sehr leid, daß ich auf seinen Bauplan nicht einging und in größerer Entfernung und zwar im Urwalde, mich niederließ. Hierher bei Nacht zu schleichen, getraute er sich nicht, weil der mich hier stets bewachende Hund ihn gemeldet hätte und überdies der Weg dahin durch Raubthiere und die zu dieser Zeit besonders auf den Wegen ihre Beute suchenden Giftschlangen unsicher gemacht wurde.

Kurz, er war, wie die meisten seines Volkes, ein Feigling, der nur in hinterlistiger Weise und in Gesellschaft mit Anderen seine Thaten, deren Mehrzahl sicherlich nur schlechte waren, ausführte; deshalb hatte er Ambrosio, seinen Vertrauten, mit in das Complot gezogen, das in dieser Nacht ausgeführt werden sollte.

Alles dies wurde mir jetzt klar und wirbelte mir, mit dem zu fassenden Entschlusse, wie ich nunmehr operiren solle, im Kopfe umher.

Ein baldiger weiterer und wahrscheinlich auch ernsthafterer Angriff war vorauszusehen.

Ich basirte meine Rettung auf die Feigheit der Mörder;

denn als feig bewiesen sich Beide bei meiner Bewegung in der Hängematte, Manuel, indem er zurücklief, Ambrosio, indem er dabei unthätig auf dem Tische liegen blieb und den bereits emporgehobenen Kopf vor meinen Blicken schnell verbarg.

Es mochte die erste nichtswürdige That in diesem Genre sein, die sie jetzt an mir vollbringen wollten.

Bevor ich meinen Rettungsplan ausführte, wünschte ich vorher doch genauer mich zu überzeugen, ob es die beiden Schurken wirklich auf mein Leben abgesehen hätten; ich legte deshalb die linke Hand über mein Gesicht, so, daß ich dadurch meine lauernden Blicke ihnen verbarg, aber trotzdem durch eine zwischen den Fingern gelassene Oeffnung jede ihrer ferneren Bewegungen beobachten konnte.

Als Ambrosio mich schlafend glaubte, sah ich, wie er, dessen Gesicht jetzt vom Mondlicht beleuchtet wurde, den Kopf öfter erhob und unverwandt nach mir stierte, um sich von meinem festen Schlaf zu überzeugen.

Ich suchte ihn in diesem Glauben zu bestärken und lag vollkommen ruhig, indem ich das langsame, regelmäßige Athemholen nachahmte, wie man es von einem ruhig Schlafenden zu hören gewohnt ist.

Mittlerweile war eine Stunde verstrichen, als die Thür wiederum vorsichtig geöffnet wurde und Manuel zum zweiten Male aus derselben schlich.

Dies Mal hatte er, wie ich wahrnehmen konnte, außer dem Machete noch einen Lazo[393]) in der Hand, wahrscheinlich um ihn mir über den Kopf zu werfen, sobald ich mich erheben würde. Ein schneller Blick auf Ambrosio überzeugte mich, daß derselbe leise in die Höhe sich richtete.

Weiter durfte ich Beide in der Ausführung ihres Planes nicht kommen lassen. Mit dem Ausrufe: „Caramba! que picaros!“[394]) schleuderte ich die mich bedeckende Cobija von mir und

sprang, den langen Dolch in der Hand, blitzschnell in der dem Tisch entgegengesetzten Seite aus der Hängematte. Dort stand in einem Winkel der Mauer meine Doppelflinte, nach der ich, ohne weiter auf beide Schurken zu achten, hineilte und sie glücklich erfaßte.

Im Nu spannte ich beide Hähne und legte an. Als ich mein erstes Ziel, Manuel, suchte, war er verschwunden; er war wieder in's Zimmer zurückgeeilt.

Ambrosio lag, wie in tiefem Schlummer, ruhig auf dem Tische.

Nunmehr hatte ich diese Art Mordspiel satt und beschloß, meine bessere Position nicht mehr aufzugeben.

Die Hängematte zurückwerfend, trat ich zu Ambrosio an den Tisch, rüttelte ihn aus seinem vorgeblichen Schlafe und bemerkte ihm drohend, daß, da ich jetzt von hier mich wegbegeben würde, er so wenig als Manuel sich unterstehen möge, mir zu folgen, da ich sie beide sonst ohne Weiteres niederschießen würde.

Nach dieser Mittheilung schritt ich langsam dem Wege zu, der das Gebirge hinabführte, ohne daß irgend Anstalt getroffen wurde, mich zurückzuhalten.

Die Strecke von einigen hundert Schritten, die ich noch Angesichts der, nunmehr meine Todfeinde bergenden Hütte zu machen hatte, legte ich langsam zurück, um diesen kein Zeichen von Furcht blicken zu lassen, dann, als ich an eine Biegung des Weges gelangt war, die mich ihren Blicken entziehen mußte, schaute ich noch einmal rückwärts.

Der Mond warf seine hellen Strahlen auf die ruhig daliegende Hütte und ihre schönen Umgebungen; nicht eine Menschenseele war in oder vor derselben zu erblicken.

Noch einige Schritt weiter und ich befand mich außerhalb des Gesichtskreises der Mörder, im Dickicht des Urwaldes, durch den der breite felsige Weg nach der Tiefe hinabführte.

Alle meine Kräfte zusammen raffend, begann ich jetzt den

rasendsten Lauf, den ich je in meinem Leben machte; durch ihn allein konnte ich mich vom Tode retten!

Denn mit aller Gewißheit war anzunehmen, daß einer oder beide der Schurken mich verfolgen würden, sobald ich nur im dichtern Walde mich befände, da sie meine Absicht, nach dem nächsten bewohnten, zwei Stunden entfernten Hause, Cumbre chiquita, zu dem der Weg bergunter führte, vor ihnen mich zu flüchten, jetzt klar durchschauen mußten.

Es mußte ihnen Alles daran gelegen sein, dies zu vereiteln und unterwegs mich umzubringen, damit nicht die Bewohner der Cumbre chiquita, eine rechtliche, mir befreundete Creolenfamilie, von ihren Schurkereien durch mich in Kenntniß gesetzt würden. Dies Alles war leicht erklärlich und meine einzige Rettung hing allein nur vom glücklichen Erfolg eines gefährlichen Wettlaufes ab, zu dem ich jetzt gezwungen war.

Wenn ich auch einen Vorsprung von 500 bis 600 Schritten vor meinen Verfolgern hatte, so war ich doch bei Weitem weniger als diese im Schnelllaufe geübt und überdies völlig ungewohnt, barfuß auf felsigem, mit Rollsteinen bedeckten Wege dahin zu springen.

Die Eile, in der ich meinen Rettungsplan ausführen mußte, hatte mir bei der Entfernung aus der Hütte nicht gestattet, irgend Rücksicht auf meine Kleidung zu nehmen; in der sehr simpeln Tracht, mit welcher ich in der Hängematte gelegen, im Hemde, kurzem Beinkleide, mit einem Tuch um den Kopf und barfuß, sah ich mich gezwungen, meine Flucht auszuführen.

Die für einen Wettlauf etwas lange Strecke von einer sehr starken deutschen Meile mußte in größtmöglichster Schnelligkeit zurückgelegt werden, denn es galt jetzt mehr als eine Wette!

Ein Glück für mich war es, daß meine Flucht das Gebirge hinabführte, wobei die Thätigkeit der Lunge nicht in dem großen Maße als wie aufwärts in Anspruch genommen wurde.

Mehr in ungeheuren Sätzen springend als laufend, verfolgte ich meinen Weg.

Trotz des am Himmel hell glänzenden Vollmondes war der Weg völlig dunkel, da die hohe, zu beiden Seiten ihn begrenzende Wildniß, ihre tiefdunkeln Schatten darauf warf.

Die spitzen Steine und Felsblöcke, die meine bloßen Füße gewaltsam berührten, machten diese bald wund und an der klebrigen Nässe, die an ihnen sich einstellte, konnte ich merken, daß sie heftig bluteten.

Doch dies, wie die ungemeinen Schmerzen, die meine Fußwunden mir verursachten, mußte ich jetzt völlig unbeachtet lassen.

Im Begriff, eine Vertiefung im Wege zu überspringen, fühlte ich plötzlich einen großen lebenden Körper an meinen Rücken springen, der an den Schultern mich erfassend bei meiner entschiedenen Bewegung nach vorn, durch den von mir unvorhergesehenen Anprall, mich niederstürzte.

Ich fiel in die glücklicherweise mit Sand angefüllte Vertiefung, die Flinte in der Linken zu rechter Zeit emporhaltend, damit sie durch die Heftigkeit des Schlages auf die Erde sich nicht entlud.

Der in der Rechten befindliche Dolch wurde durch den gewaltigen Sturz zur Erde aus meiner Hand geschleudert und flog klirrend den Felsenweg hinab. Schnell mich aufraffend, erblickte ich, wild um mich herspringend, ein großes, dunkles Thier.

Es war Arrogante, der Hund Manuel's.

Ihn beim Namen rufend, gehorchte er mir augenblicklich, als er mich erkannte und rannte im Weiterjagen in großen Sätzen neben mir her.

Den Dolch, den ich beim Aufspringen nicht sogleich erblickte, mußte ich auf dem Wege liegen lassen.

Nicht eine Secunde Zeit mehr hatte ich auf meiner Flucht

zu verlieren, denn das Erscheinen des Hundes gab mir die Gewißheit, daß Manuel und wahrscheinlich Ambrosio mit ihm, mir nachsetzten.

Nur als ich auf der Hälfte des Weges den in einer Vertiefung rauschenden Fluß zu passiren hatte, hielt ich einige Augenblicke inne, um vermittelst der hohlen Hand, die durch das furchtbare Laufen gänzlich vertrocknete Kehle mit ein wenig Wasser anzufeuchten; noch einen Augenblick benutzte ich, um nach der Höhe des eben zurückgelegten Weges, die nur von niedrigem Gebüsch bestanden war, zurückzublicken.

Eine weiße Gestalt kam eben aus dem Schatten des dahinter liegenden hohen Dickichts in die vom Monde hell beleuchtete kahlere Fläche heraus und in vollem Laufe mir nachgeeilt.

Es war Manuel, der mich verfolgte und nur noch einige hundert Schritte von mir entfernt war.

In vollem Jagen setzte ich durch den Fluß, das andere Ufer hinauf und wiederum in den Wald hinein.

Wäre ich fest überzeugt gewesen, daß nur Manuel allein mich verfolgte, so wäre ich ohne Weiteres vom Wege ab, in die Wildniß gesprungen, hätte am Rande derselben mich verborgen und ihn, sobald er meinem Versteck sich genähert, durch einen Schuß unschädlich gemacht; verfolgten mich jedoch Beide, so konnte ich dies unmöglich riskiren, da der Hund jedenfalls ihnen mich verrathen und meine durch den rasenden Lauf ermatteten Kräfte zum Kampfe gegen zwei wüthende Menschen, denen außerdem der Hund hilfreich beigestanden, nicht hingereicht hätten

Nur in der äußersten Noth beschloß ich, in dieser Art zu agiren und so lange es mir möglich sein würde, die Rettung durch schnelle Flucht zu versuchen.

Meine auf's ärgste angestrengten Kräfte begannen übrigens sehr nachzulassen, die Schmerzen an den blutenden Füßen wurden bei jedem Sprunge immer unerträglicher, das Athemholen von

Minute zu Minute beschwerlicher und von heftigen Stichen in der Brust begleitet.

Die Hoffnung, mich zu retten, ließ ich jedoch nicht sinken, und wäre lieber vor Erschöpfung todt niedergestürzt, als daß ich meinen Verfolgern mich übergeben hätte.

Unaufhaltsam eilte ich in dem, in der herrlichsten Pracht tropischer Vegetation prangenden Urwalde dahin; ich bewunderte nicht die im vollen Mondlichte glänzenden Palmenkronen, nicht die schlanken Baumfarne, deren feingefiederte Wedel von den hohen Stämmen graziös herabnickten, nicht das herrliche Aroma nächtlich blühender Orchideen, nicht den zur Seite des Weges über große Felsblöcke herabstürzenden weißschäumenden Fluß, nicht die sanften Töne des Caprimulgus, die wie die zartesten Accorde der Glasharmonica durch die Stille des Urwaldes erzitternd, leise dahin getragen wurden; alles Dinge, die unter anderen Verhältnissen mich in Wonne versetzt hätten!

Mein Athem wurde immer kurzer und glühender, die Zunge klebte vertrocknet am Gaumen, der Körper drohte zusammenzubrechen.

Da, an einem Abhange angekommen, vor Erschöpfung dem Tode nahe, erblickte ich in der Tiefe meine Rettung, das Haus der Cumbre chiquita!

Jetzt, da meine Kräfte fast gänzlich dahin waren, bangte ich am meisten, die kurze Strecke nach dem Hause nicht erreichen zu können.

Laut wollte ich um Hilfe rufen, um die Bewohner auf mich aufmerksam und dadurch jetzt schon die Absicht meiner Gegner völlig zu Nichte zu machen, jedoch meine Stimme versagte.

Wie ich noch bis zum Hause und in dessen Corridor gelangte, ist mir nicht bewußt, ich erinnere mich nur, beim Eintreten in denselben über einige an der Erde liegende Menschen gestolpert und, völlig erschöpft, bewußtlos hingestürzt zu sein.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich von dem Besitzer des Hauses, Don Cypriano und seiner Familie, in ihrer Nachttoilette umstanden, einige braune Kerls, Paleros, die Geflügel von Valencia nach Puerto Cabello gebracht und, von dort zurückgekommen, hier übernachteten, lagen auf der Erde umher.

Einige Schluck Rum mit Wasser brachten mich wieder zur Besinnung und nun wurde ich von Cypriano mit Fragen, woher ich so spät in der Nacht komme, bestürmt.

Auf Manuel, seiner Familie wegen, Rücksicht nehmend, verschwieg ich dessen Schurkenstreich und gab an, daß ich auf der Jagd befindlich, im Urwalde mich verirrt und so eben erst den hierher führenden Weg aufgefunden habe.

Vergebens suchte ich den Hund, der beim Eintritt in das Haus noch bei mir gewesen; er war verschwunden!

Vor Allem sehnte ich mich nach Ruhe und legte mich auf einen im offenen Corridor stehenden Tisch, da eine bequemere Schlafstätte nicht zu haben war.

Cypriano mit seiner Familie zogen sich wieder in das Innere des Hauses zurück.

An Schlaf war bei der gewaltigen, nervenerregenden Anstrengung, in der ich in den letzten Stunden mich befunden, nicht zu denken.

Die Tour von la Soledad nach Cumbre chiquita, eine Strecke von einer sehr starken deutschen Meile, hatte ich in allerhöchstens einer halben Stunde zurückgelegt.

Es mochte Nachts ein Uhr sein.

Der Mond warf sein helles Licht auf die Umgebung des Hauses, nur in diesem selbst herrschte tiefer Schatten durch die umstehenden Bäume.

Meine wachen Augen waren fast unausgesetzt nach dem Wege, den ich von dem letzten Abhange herabgekommen war, gerichtet, um irgend Etwas von meinen Verfolgern zu erspähen.

Da, hinter dem dichten Gebüsch hoher, agavenblättriger Fourcroyen tauchte eine weißgekleidete Gestalt hervor.

Das Mondlicht reflectirte auf dem langen Laufe der Flinte, die sie in der Hand hielt.

Ein großer Hund sprang an ihr empor.

Nur einen Augenblick, dann war sie, sich niederduckend, verschwunden. Ich hatte die Gestalt sofort erkannt, es war Manuel.

Der Hund war Arrogante.

Hier in der Hütte, umgeben von den Paleros, hatte ich von ihm nichts zu fürchten. So oft ich auch nach dem Fourcroyengebüsch ferner hinblickte, konnte ich nichts mehr von Manuel gewahren und endlich schloß der wohlthätige Schlaf meine Augen.

Es mochte ungefähr sechs Uhr sein, als ich erwachte; die Paleros waren im Begriff, ihre Reise fortzusetzen und ich befand mich bald mit der Familie Cypriano allein.

Ich fühlte mich im höchsten Grade unwohl, da mein Körper durch die Erlebnisse der vergangenen Nacht in jeder Beziehung allzusehr angestrengt worden war; vom Tische herabsteigend, trugen die Beine mich kaum und das Auftreten der Füße verursachte mir die größten Schmerzen. Diese befanden sich allerdings in dem erbärmlichsten Zustande, dick angeschwollen, an vielen Stellen von den spitzen Steinen zerfetzt, über und über mit Blut bedeckt, war es mir unmöglich, eine weitere Fußtour zu unternehmen und ich bat Cypriano, mir einen Esel zu leihen, um recht bald auf ihm meine Reise nach Puerto Cabello zu machen.

Während er den Esel aufzusuchen ging, trat Manuel aus dem Gebüsche hervor und auf mich zu.

Er begrüßte mich, als ob nicht das Mindeste zwischen uns vorgefallen sei, und hatte die unverschämte Dreistigkeit, mich zu fragen, warum ich seine Hütte in der Nacht verlassen habe.

Ich entgegnete ihm barsch, daß er wohl selbst am Besten den Grund, der mich dazu bewogen, wissen würde und frug ihn zugleich, ob er meinen Dolch und das Tuch, das mir während der eiligen Flucht vom Kopfe geflogen, auf dem Wege gefunden habe?

Bestürzt verneinte er meine Frage und schritt in die Hütte, um die Familie Cypriano's zu begrüßen.

Leise schlich ich ihm nach, um zu erfahren, ob er mit der Familie über mich sprechen würde.

Seine erste Frage an diese war, was ich als Grund meiner Ankunft in später Nacht und in solchem Costüme bei ihnen geäußert habe?

Als sie ihm meine deshalb angegebene Bemerkung, daß ich im Walde mich verirrt, mittheilten, schien er sehr befriedigt und erklärte, daß dies allerdings der Fall gewesen sein müsse, da ich gestern früh auf die Jagd gegangen und nicht zu ihm zurückgekehrt sei, so daß seine Besorgniß um mich ihn hierher geführt habe.

Ich wußte, was ich von seinen Bemerkungen zu halten hatte und begab mich, da ich erfahren, was zu wissen ich gewünscht, wieder hinweg.

Als Manuel zu mir heraustrat, frug ich ihn, was er jetzt beginnen wollte und erklärte ihm zugleich, daß ich nach Puerto Cabello zurückkehren und die bei ihm zurückgelassenen Sachen in einigen Tagen mir abholen würde, er möge dafür gehörige Sorge tragen, daß bei deren Abholung nicht das Mindeste daran fehle und Alles noch in gutem Zustande befindlich sei.

Er antwortete, daß er, um Paujis zu schießen, eine Strecke mich begleiten würde.

An seiner Begleitung war mir jedoch durchaus nichts gelegen, da ich dabei nur riskirte, er werde sein in der Nacht gegen mich beabsichtigtes Vorhaben jetzt ausführen.

Diese Meinung sagte ich ich ihm ganz offen mit der hinzugefügten Bemerkung, daß, wenn er nicht sogleich nach seiner Wohnung zurückkehren und darauf bestehen würde, mich zu begleiten, ich unter keinen Umständen von hier, wo ich vor seiner Schurkerei sicher sei, eher weggehen würde, bis ich nicht etwaigen nach Puerto Cabello Reisenden mich anschließen und unter deren Schutze meine Tour vollenden könne; außerdem würde ich in diesem Falle der Familie Cypriano seine gegen mich versuchte Nichtswürdigkeit ohne Weiteres mittheilen.

Dies wirkte.

Er warf mir einen grimmigen Blick zu, lockte seinen Hund und trat die Rückreise nach la Soledad an.

Bald nachher brachte Cypriano den gesattelten Esel und lieh mir außerdem seinen hohen weißen Hut, die Cobija und ein Paar Alparagatos[395]), um nicht in meiner einfachen Gebirgskleidung in den civilisirten Orten, nach denen ich mich begab, erscheinen zu müssen.

Am Abend langte ich glücklich in der Stadt an und logirte mich bei einem Freunde ein.

Kurze Zeit darauf verließ Manuel mit seiner Familie die Wohnung auf la Soledad und ich fand dadurch Veranlassung, diese paradiesische Gegend wiederum zu bewohnen.

Bei meiner Ankunft daselbst fand ich die frühere Hütte auf la Soledad total niedergebrannt! —

3.

La Cúmbre del San Hilario.

Der Paß der Cumbre führt nicht über den 5500 Fuß hohen Gipfel des San Hilario, sondern erreicht seine größte Steigerung auf der östlichen Seite des Gebirges in der Höhe von 5000 Fuß.

Je höher man, die Straße verlassend, in der unwegsamen Montaña nach dem Gipfel zu ansteigt, desto wildromantischer und düsterer wird die Gegend. Große graue, bemooste Felsblöcke

liegen zerstreut im dichten Wald umher, ungeheure Stämme des Araguaney[396]), Roble blanco[397]), Coco de mono[398]), Palo de vaca[399]), Cobalongo[400]) u. s. w. mit riesigen brettergleichen Wurzeln erheben sich in seltener Höhe, ein dermaßen dichtes, ungeheures Laubdach bildend, daß kaum ein Sonnenstrahl es zu durchdringen vermag und unter ihnen ein stetes Halbdunkel herrscht, das noch mehr verstärkt wird, wenn bei ungünstiger Witterung dichte Nebelwolken in dieser Wildniß lagern und die mit deren feuchtem Inhalt gesättigten Laubmassen ihren Ueberfluß an Nässe unausgesetzt herabtropfen lassen.

Ein Bild grausiger Verwüstung zeigt sich oft in den, durch einen Erdschlipf oder Windbruch erzeugten, im größten Chaos darniederliegenden Waldstellen.

In der Höhe von einigen hundert Fuß liegen hier, übereinander gethürmt, die darniedergestürzten Baumgiganten, ihre ungeheuren, oft 60 bis 80 Fuß im Durchmesser haltenden Wurzelballen, riesigen Signalzeichen gleich, weit in die Luft hinaus streckend, hervorragend aus dem wüsten grausigen Durcheinander von gewaltigen Erdklumpen, Felsblöcken, zerschmetterten Riesenstämmen, Aesten und einem unendlichen Laubgewirre, auf und zwischen denen kolossale Bejucos, zusammengerollten Schiffstauen ähnlich, sich befinden oder, straff ausgespannt, von den stehen gebliebenen Stämmen in das Pflanzenchaos hinab sich ziehen.

Höher hinauf nach dem Kamme des Gebirges verschwinden die hohen Palma de cacho[401]), Araque[402]), Palma blanca[403]) und machen kleineren Palmen, den sogenannten Cañas de la India[404]), Platz, die mit ihren dünnen rohrartigen, 10 bis 12 Fuß hohen Stämmen weite Strecken des feuchten Erdreiches einnehmen.

Dicht gedrängt, zu Tausenden, stehen ihre gelben Stämmchen beisammen, ihre steifen, ungleich gefiederten Wedel werden von dem hier herrschenden rauhen Winde unter rasselndem Geräusch heftig

an einander gerieben und keine andere Pflanze als höchstens ein sparriges Gras gedeiht auf dem von ihren dichten Wurzelsträngen überzogenen Terrain.

Immer höher ziehen diese kleinen palmares[405]) sich hinan, bis endlich der lange, etwa 20 Fuß breite Kamm des San Hilario erreicht ist, den eine krüppelhafte Baumvegetation mit grauen Stämmen, sonderbar gewundenen Aesten und starrem, lederartigem Laube, wie sehr hohes Gras, mit 10 Fuß langen, breiten, schilfartigen Blättern, dicht bedeckt, durch welches ein von den hier sich aufhaltenden Dantas[406]) getretener schmaler Pfad führt.

Rauh und unfreundlich ist es auf der, den heftigsten Stürmen ausgesetzten Höhe und nur sehr selten sind die Tage, an welchen die Cuchilla völlig von Wolken befreit erscheint.

Die hohen Gipfel und steilen Abhänge der Küsten-Anden zeichnen sich durch ihren öfteren und plötzlichen Temperaturwechsel, der hauptsächlich durch die Nähe des Meeres bewirkt wird, vor den Gebirgen des Inneren aus; eine meist das ganze Jahr hindurch ungemein feuchte Temperatur ist auf ihnen vorherrschend, fast täglich lagern dichte Wolken in der hohen Montaña und lassen deren Boden und die Vegetation stets feucht, wie nach schweren Regenschauern erscheinen.

Trotzdem ist das Klima auf der Cumbre ein sehr gesundes und von Fiebern, wie anderen schlimmen Tropenkrankheiten, hier nicht die Rede; freilich finden es die Venezuelaner bei einer mittleren Jahrestemperatur von 20° R. kalt und lieben das Leben in solcher Höhe durchaus nicht. Zur trocknen Jahreszeit, besonders vom December bis Februar, kommt es allerdings auch einem das Tropenklima gewohnten Europäer hier recht kühl vor, wenn der Thermometer zu 15° R. herabsinkt, rauhe Nordwinde über das Gebirge hinstürmen und dasselbe oft tagelang in empfindlich kalte, Alles durchnässende Wolkennebel einhüllen.

Dann wünscht man allerdings oft sich hinab in die warme

Ebene, die nur bisweilen im glänzenden Lichte der Sonne, durch einen Riß in der dichten umherlagernden Wolkendecke, sichtbar wird.

Erstaunenswerth ist die Vegetationskraft in der hohen Montaña, wozu hauptsächlich der überaus humusreiche Boden, fortwährende Feuchtigkeit, und die mit Elektricität überaus geschwängerte Atmosphäre beitragen.

So treiben über dem Wurzelstock abgehauene Palmen- und Baumfarnstämme, am feuchten Boden liegend, ebenso frische und kräftige neue Wedel, als sie an der vollkommenen Pflanze erscheinen. Oft habe ich des Versuchs halber derartige Stämme in die Erde gegraben und nicht die mindeste Störung in ihrem ferneren Wachsthume bemerkt.

Sogar in den Winkeln der sich abzweigenden Stämme und Aeste der Baumriesen wurzeln im üppigsten Wuchse schlanke Palmen[407]) und Baumfarne und strecken, ein Wald über dem Walde, ihre leichten Wedelkronen über das dichte Laubdach ihrer Ernährer.

Palmenwäldchen und Urwald en miniature, aufgeschossen aus den, unter den hohen Laubkronen ihrer Erzeuger auf der Erde liegenden dichten Haufen der frischen Samen, überziehen in wahrhaft großartigen Massen den feuchten Boden der Montaña, kaum, daß einige ihrer Würzelchen in's Erdreich dringen, denn die feuchte, mäßig warme, Fruchtbarkeit verbreitende Atmosphäre allein ist zu ihrem Gedeihen hinreichend.

Unzählige Male habe ich hier A. v. Humboldt's Ausspruch, „daß ein einziger mit Schlingpflanzen, Orchideen u. s. w. geschmückter Baum eine Gruppe von Pflanzen bildet, die, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden", vollkommen begründet gefunden.

Große Treibhäuser könnten völlig angefüllt werden mit allen den Farnen, Orchideen, Aroideen, Cacteen, Cyclantheen, Bromeliaceen, Jungermannien, Peperomien, die in großen Büschen

dicht aneinander gedrängt, an dem Stamme eines einzigen großen Urwaldbaumes sitzen!

Die häufigsten und durch ihre sonderbare Wurzelbildung wie Wedelform ausgezeichnetsten Palmen der hohen Montaña sind die Arten der Iriartea und Socratea.

Auf 16 bis 20 Fuß hohen, über dem Boden ragenden, in weiten Kreisen umherstehenden, dornigen, dicken, stelzenähnlichen Wurzelsträngen, die nach oben kuppelförmig zusammenlaufen, erhebt sich der 100 Fuß hohe, glatte, graue Stamm der Palma de cacho[408]) oder der Araque[409]), auf welchem, wie bei der Mapora[410]), ein grünbereifter, bauchiger Aufsatz, durch die Basis der Blattstiele gebildet, steht, der die jungen unentwickelten Blätter birgt.

Nur 5 bis 6 Wedel von ungeheurer Größe und bedeutendem Umfang entsendet der dick angeschwollene Aufsatz in wagerechter und senkrechter Richtung, an denen die breiten, kurz abgebissenen, mit strahlig auslaufenden Längsrippen versehenen Fiederblätter in spiralförmigen Windungen rings um den Blattstiel, bis nahe an dessen Basis, stehen. Sie sind auf der unteren Seite silbergrau und geben der Palme durch ihre seltsame Form ein überaus stolzes Aussehen, das durch die 6 Fuß lange, mit vielen tausend schneeweißen Blüthen gezierte, herabhängende Spadix und die sonderbare, hornförmig gebogene, glänzend saftgrüne Spatha um Vieles vermehrt wird.

Diese Palme mit den hohen Stelzenwurzeln, den ungeheuren Wedeln, von denen ein einziger die volle Kraft eines Mannes, ihn zu tragen, erfordert und den reinweißen Blüthen, die von der Sonne beleuchtet, das staunende Auge blenden, gewährt einen überraschenden Anblick, besonders wenn Hunderte derselben vereint zusammenstehen.

Ihre nußgroßen braungrünen Früchte sind eine Lieblingsnahrung der Cochinos del monte[411]), die in Heerden von hundert

Stück die Gebirgswälder bewohnen und dem Jaguar eine willkommene Beute sind. —

Die andere in der Montaña vorkommende Art dieser Palmengattung ist die Prapa[412]), die sich von der vorigen dadurch unterscheidet, daß ihre nur 4 bis 6 Zoll im Durchmesser haltenden, 50 bis 60 Fuß hohen Stämme zu mehren aus ein und derselben Wurzel entspringen, ihre Wedel einfach gefiedert sind und die kurze bauchige Spatha unmittelbar aus den Stammringen und nicht dicht unterhalb des grünen Aufsatzes hervordringt.

Die Palma Araque[413]) ist im Habitus wenig von der Palma de cacho verschieden, nur daß ihre Spatha kurz und bauchig und ihre Spadix nicht länger als 18 Zoll ist..

Das ungemein harte schwarzbraune, weißgestreifte Holz dieser zwei Palmengattungen, wie das der Macanilla, wurde früher viel nach Europa gesandt, wo es im Handel als „Macanilla“ und „Polysander“ vorkam und zu Spazier- und Schirmstöcken, wohl auch zu Fourniren, verwendet wurde.

Der in der Montaña häufig vorkommenden Palma blanca[414]) habe ich bereits im zweiten Abschnitt „la Soledad“ Erwähnung gethan, sie führt ihren Namen von der Silberweiße des 100 bis 120 Fuß hohen, verhältnißmäßig schlanken Stammes, der auf einem grünen glatten Aufsatz 20 bis 25 große herrliche Wedel trägt, deren lange Fiederblätter an den Blattstielen fast senkrecht herabhängen.

Dem unter dieser Palme stehenden Beschauer erscheint sie, im Contrast zu dem tiefblauen Himmel, von blendender Weiße; der hohe weiße Stamm, die silberweiße Unterseite der oben saftgrünen Wedel, die wagerecht stehende, lange, gelblichweiße Blüthenrispe, vereint mit den gleich in Trauer herabhängenden Riesenwedeln, geben der Palme ein eigenthümliches Aussehen und verleihen ihr einen melancholischen Charakter.

Die anderen zu der Gattung Oenocarpus gehörenden hier vorkommenden Arten[415]) ähneln der vorigen mehr oder weniger,

kommen ihr jedoch an Größe und Schönheit nicht gleich; der nächste Preis der Schönheit gebührt dem Oenocarpus caracasanus durch die Zierlichkeit seiner flach ausgebreiteten Wedel und der herrlich purpurrothen Färbung des wie polirt aussehenden Blattstielaufsatzes, die sich auch den Blattstielen und theilweise dem glatten Stamme mittheilt.

Außer den bereits erwähnten Geonoma (caña de la India) verdienen noch drei andere in der hohen Montaña vorkommende Arten einer kurzen Erwähnung. Die Geonoma simplicifrons Willd., G. undata Kl. und G. maxima Kth.

Die erste Art mit ungetheilten Blättern hat einen strunkartigen Stamm von wenigen Zoll Höhe und überzieht oft bedeutende Strecken des Untergrundes der Montaña, während der schlanke graue, meist gekrümmte Stamm der G. undata erst in einer Höhe von 60 Fuß die unregelmäßig getheilten, 8 Fuß langen graugrünen Wedel ausbreitet. Die jüngeren Exemplare dieser Palme zeichnen sich durch das lebhafte rothgelbe Colorit ihres glatten Stammes, die rosarothen, einen Fuß über die Erde hervortretenden Wurzelstränge und die carmoisinrothen Blattstiele auf's Schönste vor älteren Exemplaren aus.

Die geringere Höhe von 40 bis 50 Fuß erreicht die Geonoma maxima, mit glattem ockergelben Stamm und ebenfalls röthlichen Wurzelsträngen.

Eine der Geonoma ungemein ähnelnde Palme ist die Roebelia solitaria Engel.[416]), die ich in der 5000 Fuß hohen Montaña der Cumbre del San Hilario, jedoch nur an einem einzigen Orte, angetroffen habe.

Ihr Stamm erreicht eine Länge von 15 bis 20 Fuß und ihre ungetheilten, 5 bis 6 Fuß langen und 8 bis 10 Zoll breiten steifen Wedel ähneln denen der Geonoma simplicifrons, nur daß sie größer, braunschillernd, mit röthlicher Mittelrippe versehen sind. Die jungen Wedel zeichnen sich durch eine goldgelbe, purpur-

röthlich schillernde Färbung, ähnlich denen der jungen Manicaria-wedel, aus. Der Stamm ist wenig holzig und ähnelt in Textur wie Aussehen eher dem einer Carludovica als einer Palme, ist eben auch von gleicher Sprödigkeit und nur am Kopfende mit einem dichten Kranze zolllanger Blattstielreste besetzt. Aus seinem unteren Ende entspringen in großer Anzahl junge Pflanzen, die, noch am Stamme sitzend, bereits eine Menge dünner Wurzel-stränge treiben. Der Stamm liegt durch die Schwere der zahl-reichen Wedel niedergedrückt, meist am Boden nieder und erhebt sich nur dicht unter der Wedelkrone über denselben. Blüthen und Früchte habe ich an dieser seltsamen Palme, deren Standort ich fast jeden Monat besuchte, nie gefunden. Sie wuchs an einem kühlen, den Stürmen ausgesetzten Orte der Montaña in großen Gruppen, die jedoch keinen gemeinsamen Wurzelstock hatten.

Noch kommt auf dieser Höhe eine Chamädorea, die Ch. gracilis Willd., vor, die im Habitus der bekannten Ch. elegans ungemein ähnlich, nur einen höheren, 12 bis 15 Fuß langen, meist am Boden darniederliegenden Stamm hat.

Außerdem treten hier noch mehre Desmoncus-Arten auf, deren 60 bis 80 Fuß lange, rohrartige, mit langen Stacheln be-setzte, sich an den Bäumen emporwindenden Stämme mit schön gefiederten kurzen Wedeln geziert sind, die auf schlanken zurück-gebogenen Blattstielen stehen und durch ihre vielen Stacheln manche Stellen des Waldes für Menschen und größere Thiere undurchdringlich machen. Vermöge ihrer, in eine lange feine, mit Widerhaken versehene Spitze auslaufenden Blattstiele, klammern sie sich an die nahe stehenden Bäume und Sträucher, um sich aufrecht zu erhalten, fest an und überziehen dieselben, gleich Schling-pflanzen, oft gänzlich. Zwischen den graciösen, saftiggrünen, dicht gedrängt stehenden Wedeln hängen die langen, prächtig rothen, weinähnlichen Fruchttrauben anmuthig herab.

Einen wirklichen Nutzen gewähren die Palmen der Montaña dem Menschen nicht, da ihr hoher Standort fern von menschlichen Wohnungen ist und die Schwierigkeiten des Transportes jede Art ihrer Benutzung verbieten.

Von offizinellen Pflanzen birgt die Montaña eine große Anzahl, von denen ich einiger erwähnen will, die in den Hausapotheken der Venezuelaner einen gewissen Rang einnehmen.

Wohl am wenigsten in Europa gekannt ist der Cobalongo[417]).

Der kolossale 150 Fuß hohe Stamm dieses Baumes wird getragen von nach allen Seiten in einem Umfange von 60 Fuß sich ausbreitenden, wändegleichen Riesenwurzeln, die sich 20 Fuß über die Erde erheben, ehe sie sich mit dem 25 Fuß im Umfange haltenden Stamme vereinigen, der, von rechts nach links gedreht, 60 Fuß emporsteigt, bevor er seine ungeheuren, wagerecht stehenden Aeste auszubreiten beginnt, die sich mit denen anderer sie umgebenden Bäume zu einem dichten Laubdache vereinen und mit einer Anzahl Schmarotzerpflanzen besetzt sind. Der Stamm selbst ist umsponnen von einem Gewebe zahlreicher Schlingpflanzen, die erst hoch oben im Gipfel des Baumes, da, wo sie im Vollgenuß von Licht und Sonnenschein freier sich fühlen, ihre Blätter und Blüthen entwickeln.

Der an Geschmack ungemein zusammenziehende bittere Same ist, geschabt und als Thee gekocht, bei Erkältungen des Magens und Unterleibes, sowie bei heftigen Fiebern von der günstigsten Wirkung, nur darf die Dosis nicht allzustark genommen werden, da er dann heftigen Schwindel und Athmungsbeschwerden, ja sogar starke Krämpfe verursacht. Der getrocknete Same wird von den Eingeborenen wegen seiner heilkräftigen Eigenschaften sehr geschätzt und gut bezahlt; trotz seiner ungemeinen Bitterkeit und seiner, in Menge genossen, schädlichen Wirkungen, wird er von einigen Säugethieren, besonders den Labas[418]) und Agutis[419]), gegessen. —

Carl F. Appun del.

Der Cobalongo.

In der Nähe des Cobalongo, an der Erde sich hinwindend, steht eine andere wichtige offizinelle Pflanze, der Guaco morado[420]), ein kleines Schlinggewächs mit eirunden, breiten Blättern, die oben dunkelgrün, unten aber schön violet gefärbt sind. Es ist ein seltenes Pflänzchen, nach dem überall in Venezuela eifrig gesucht wird und nächst Ammoniac. muriat. das sicherste Mittel gegen den Biß von Giftschlangen. Obgleich in Venezuela und Neugranada noch mehre Pflanzen, wie die raiz de mato[421]), Aristolochia anguicida, Nicotiana tabacum, der Saft des Zuckerrohrs, die caña de la vibora[422]), der Same von Simaba Cedron als wirksames Mittel gegen giftigen Schlangenbiß dienen, wird die Mikania Guaco für diesen Fall doch allen vorgezogen. —

Von der Mikania giebt es in Venezuela mehre Arten, von denen jedoch nur noch eine, der sogenannte Guaco blanco und zwar nur im größten Nothfalle, zu gleichem Zweck angewendet wird. Er hat dreieckige, auf beiden Seiten hellgrüne Blätter und treibt lange Ranken, die an den Flußufern der heißen Ebene, am Rio Yaracui, Tocuyo, Aroa u. s. w. hohe Bäume völlig überziehen, deren Stengel und Blätter jedoch nicht die bitteren narkotischen Eigenschaften des Guaco morado haben.

Man trocknet die Pflanzen beider Arten und benutzt sie vorkommenden Falles als Thee oder digerirt sie in frischem Zustande in starkem Spiritus, den man den von einer Giftschlange Gebissenen trinken läßt.

Ohnstreitig ist nach meinen eigenen öfteren Erfahrungen Liq. ammon. muriat. das allersicherste Mittel gegen den Biß der gefährlichsten Giftschlange[423]), der durch sofortige Einreibung der Wunde und den inneren Gebrauch eines Theelöffels voll dieses Liquors in Rum oder Wasser, ohne alle nachtheiligen Folgen schnell geheilt wird. —

Noch eine andere, in der Montaña auf der Erde dahin-

kriechende Pflanze, die Sarsaparille[124]), verdient als eine der wirksamsten offizinellen Pflanzen einige Aufmerksamkeit.

Ihre grünen, hier und da mit hakigen Stacheln besetzten runden Stengel ziehen sich weit auf der Erde dahin und die schönen daran sitzenden, glänzenden, lederigen, länglich lanzettförmigen, dunkelgrünen Blätter, mit den grünlich gelben, in Dolden stehenden Blumen und orangerothen Beeren fesseln die Aufmerksamkeit des Pflanzenforschers.

Ihre faserigen fleischigen Wurzeln, die eben auch aus den die Erde berührenden Blattachseln in Menge entspringen, liegen wagerecht in der Erde und eine einzige Pflanze, mit ihren an 80 bis 100 Fuß langen Ranken, liefert dem Sammler mitunter 10 bis 12 Pfund frischer Wurzeln, die, an 4 bis 6 Fuß lang, ¼ bis ½ Zoll dick, in frischem Zustande hellgelb, von weißem markigen Zellgewebe durchzogen sind und einen faden schleimigen Geschmack haben.

Die anderen in Venezuela einheimischen Smilax-Arten unterscheiden sich von der ächten S. syphilitica durch den stärkeren, dicht mit Stacheln besetzten Stengel, die lanzettförmigen, lang zugespitzten oder eirunden breiten Blätter und die hellviolet-braunen Wurzeln, die senkrecht in die Erde gehen und im Bruche eine violete Färbung zeigen, daher von den Zarzeros (Sarsaparille-Sammlern) „Zarza morada“ genannt werden.

Das Aufsuchen der Sarsaparille wird in den Montañas der Küsten-Anden ziemlich lebhaft betrieben und ich habe vielfach Gelegenheit genommen, die Zarzeros auf ihren Excursionen zu begleiten, mich auch selbst mit dem Handel von Sarsaparille beschäftigt.

Die Zarzeros, meist indianischer Race, treiben das Geschäft des Sammelns der Zarza (wie die Venezuelaner die Smilax nennen) meist in der trockenen Zeit, vom November bis Ende April, in welcher die Wurzeln am stärksten und reifsten sind.

Es vereinigen sich zu diesem Zwecke drei bis vier Mann, um ihre mehrtägige Wanderung in die Wildniß zusammen anzutreten. Eine Flinte, um das nöthige Wild zu schießen, ein Machete[425]), um die Wurzeln vorsichtig ausgraben und gegen Raubthiere, wie den Jaguar, Puma und Ozelot sich vertheidigen zu können, eine Cobija zum Schütz gegen Regen und Nachtkühle, ein kleiner irdener Kochtopf, wie ein aus Majagua gefertigter Sack mit Cassadebrod, Caffee, Papelon und dem unentbehrlichen Tabak, auf ein oder mehre Wochen ausreichend, angefüllt, genügen einem Jeden von ihnen als Ausrüstung für eine solche Tour.

So durchstreifen sie tagelang, ein Jeder in ziemlicher Entfernung von dem Andern, den Urwald und finden sich am Abend an einem vorher bestimmten Orte des Waldes zusammen, wo sie in aller Eil ein Rancho aus Palmblättern aufrichten, in dem sie sich während der Nacht bergen. Ein Feuer wird vor demselben angezündet und die Nacht hindurch brennend erhalten, um die Jagdbeute daran zu rösten und etwa sich nahende wilde Thiere zu verscheuchen.

Die tägliche Ausbeute der Zarzeros ist sehr verschieden, da sie oft nur einige Pfund, mitunter aber auch, wenn Zarzales[426]) angetroffen werden, 25 bis 30 Pfund Zarza beträgt.

Nebenbei befassen sie sich noch mit dem Sammeln der Wurzel und Stengel des Polypodium Calaguala und der raiz de China[427]).

Letztere Pflanze hat einen runden stachellosen, oft 100 Fuß langen, 1½ bis 2 Zoll starken rankenden Stengel; mit großen, länglich ovalen, fünfrippigen Blättern, grünlich weißen Blüthentrauben und einsamigen schwarzen, auf gestielten Dolden stehenden Beeren. Ihre Wurzeln sind dick, wohl 6 bis 8 Zoll im Durchmesser haltend, krumm, knotig, geringelt und sehr schwer, außen von purpurbrauner, innen röthlich weißer Farbe, geruchlos und von süßlich mehligem Geschmack.

Obgleich sie in der Montaña häufig wächst, wird sie doch weniger gesammelt, da sie nicht sehr begehrt ist und das Sammeln ihrer tief in der Erde liegenden Knollen, die von den Zarzeros vermittelst spitzgemachter Stöcke ausgegraben werden, viel Mühe verursacht.

Haben die Zarzeros in 5 bis 6 Tagen gehörige Ausbeute gemacht, dann wird diese an einem bestimmten Orte aufgehäuft, durch darüber gedeckte Palmwedel gegen Regen gesichert und nach und nach vom Gebirge herab in ihre Wohnungen gebracht.

Bei dem Ankaufe von Sarsaparille von diesen Leuten muß man jedes Bündel, das in beliebiger Länge und Stärke mit Majaguabast zugeschnürt ist, öffnen, um sich zu überzeugen, daß nicht zu lange Stengel der Pflanze selbst an der Wurzel gelassen worden und ebenso wenig diese mit denen anderer Smilax-Arten untermengt sind, welche kleine Unordentlichkeiten die Zarzeros sich gern zu Schulden kommen lassen.

Der Centner frischer Wurzeln wird in Valencia mit zehn Pesos[128]), getrockneter Wurzeln mit zwanzig Pesos bezahlt; letztere erhält man jedoch sehr selten von den Zarzeros, die in der Regel höchst nöthig Geld gebrauchen und ihre Waare sofort in frischem Zustande losschlagen; durch das Trocknen verlieren sie an 50 % ihres früheren Gewichtes.

Das Geschäft des Entfernens der Wurzelfasern und des Waschens der Wurzeln von den daran befindlichen erdigen Theilen, wie ihres Trocknens in freier Luft, hat der Käufer zu verrichten.

Nach einigen Wochen sind die Wurzeln vollkommen trocken, von brauner Farbe und runzligem Aeußeren und werden dann in 1½ bis 2 Fuß lange, ein Pfund schwere Bündel, mit ihrer eigenen Wurzel zusammengeschnürt, in den Handel gebracht.

Die wirksamste Art der venezuelanischen Sarsaparille ist jedenfalls die, welche unter dem Namen „Zarza del Rio negro" von Para, Angostura, Cumana und Nueva Barcelona in den Handel kommt und in den an der Gabeltheilung des Orinoco

gelegenen waldreichen Gegenden, wie überall am Rio Negro gesammelt wird; sie kommt meist von Smilax cordato-ovata und S. syphilitica und wird derjenigen von Caracas und der Sierra Nevada de Merida vorgezogen. Um sie schnell zu trocknen, wird sie über Rauch gehängt, wodurch sie die ihr eigenthümliche schwarze Färbung erhält. —

Von Fußreisenden wird der Weg über die Cumbre dem neuen Weg über las Trincheras seiner Kürze wegen vorgezogen, da man auf ihm in einem Tage von Puerto Cabello nach Nueva Valencia gelangen kann; außerdem noch sind es die Correos, Paleros und Ganaderos, welche die Gebirgsstraße frequentiren.

Erstere bilden die täglichen Fußposten zwischen den beiden Städten und sind, eine Seltenheit in Venezuela, ziemlich pünktlich in Erfüllung ihrer Pflicht; die Paleros sind ein eigener Menschenschlag, meist indianischer Abkunft, die von den bei Valencia und dessen See gelegenen Ortschaften, wie aus dem Thale von San Diego, wo viel Hühnerzucht und Fabrikation von Töpfergeschirr betrieben wird, Papageien, Affen, Hühner, Eier, kleine Käse[429]), irdene Geschirre, Seile von Cocuyza[430]), Majagua und andere geringe Artikel zum Verkauf nach Puerto Cabello bringen. Auf langen leichten Stangen von Majagua, Bambus oder den dicken Blüthenstengeln der Agaven, die je von zwei Mann getragen werden, fast ohne jede Bekleidung, passiren diese wild aussehenden Kerls den anstrengenden, einsamen Weg, den die armen, an den Beinen auf die Stangen gehängten Hühner wohl noch beschwerlicher finden mögen.

Mehre Male in jeder Woche, in der trockenen Zeit fast täglich, während der zu dieser Zeit bedeutenden Fabrikation des für die Schiffe nöthigen tasajo[431]) bei dem Negerdorfe Borburata in der Nähe von Puerto Cabello, werden von den Ganaderos[432]), zu denen die Unterabtheilungen der Cochineros[433]) und Chiveros[434]) gehören, große Rindviehheerden über diese Gebirgsstraße getrieben.

Ihnen voran reitet einer der Ganaderos, dem der lange Zug von Kühen und Novillos[435]), seltener erwachsenen Stieren, von Zeit zu Zeit unterbrochen von den die nöthige Aufsicht führenden Peones[436]), folgt.

Langsam schreiten, bei dem lauten Gesange des Zugführers, die Thiere, eines hinter dem andern daher und den langen Zug beschließt der Capataz[437]) oder auch wohl der Amo[438]) der Heerde, der in der malerisch herabhängenden blau und rothen Cobija, den langen Stoßdegen an der Seite und den Trabuco quer über dem Sattel, das Aussehen eines Banditen der römischen Campagna hat und durch lautes Schreien sowohl seine Peones als auch die Thiere zu schnelleren Schritten antreibt. Die Thiere kommen weit her, aus den fernen Llanos und sind durch langen Marsch, drückende Sonnenhitze und Hungerleiden ziemlich abgemagert.

Die schlimmste Rolle bei dem Geschäfte des Viehtreibens hat ohnstreitig der der Heerde voranreitende Ganadero, wegen der durch den fortwährenden Gesang verursachten großen Anstrengung der Lunge und die Thiere sind dermaßen an den lärmenden Gesang gewöhnt, daß sie sofort stutzig werden und der Zug in Unordnung geräth, sobald dieser verstummt.

Sehr oft geschieht es, daß der ganze Zug der scheuen Thiere durch eine geringfügige Ursache in die größte Verwirrung kommt, einzelne davonlaufen und in die Montaña flüchten oder in die am Wege gähnenden Abgründe stürzen. Natürlich können die Ganaderos während des Transportes sich nicht mit dem Wiedereinfangen einzelner Thiere befassen und so irren diese oft tagelang auf der Gebirgsstraße oder in der Montaña umher und sind jedem ihnen Begegnenden durch ihre Wildheit, die sich ihrer in der Freiheit bald bemächtigt, gefährlich.

Ebenso unangenehm ist es, auf der schmalen Straße einem entgegenkommenden Zuge zu begegnen, dem man, wenn es irgend

möglich, vorsichtig auszuweichen hat, um ihn nicht bei der Scheuheit der Thiere total in Unordnung zu bringen oder durch die Wuth einzelner derselben in die größte Gefahr zu kommen. Während des Transportes wird die Heerde jeden Abend in die zu diesem Behufe an den Wegen befindlichen Corrales[139]) getrieben und muß in solcher Weise oft eine Strecke von mehren hundert Meilen zurücklegen, bevor sie ihren Bestimmungsort, die Küste, erreicht. —

Einen tiefen erhabenen Eindruck erweckt das Erwachen des Tages auf diesen Höhen.

Gleich einem weiten Leichentuche liegt eine weiße dichte Wolkenmasse zu unseren Füßen und hüllt das ungeheure, unter uns liegende Panorama in ihren dichten Schleier, nur die ausgezackten Gipfel einiger hoch ansteigenden Berge ragen, blauschwarzen Inseln gleich, aus dem weißen Nebelmeere hervor. Allmählich erhellen sich die einem weiten Schneefeld ähnlichen Dunstmassen, schieben in einander, ihre ebene Fläche wird unterbrochen, ballt sich zu runden Formen und trennt sich zuletzt an mehren Stellen. Durch die Risse der weißen, in Unordnung gerathenen Decke schauen schön ultramarinblaue, von der Morgensonne glänzend beleuchtete Flächen, saftig grüne Felder und violetrothe Gebirgszüge.

Immer heller und durchsichtiger wird der weiße Nebelschleier, formt sich in luftige Wölkchen, die langsam den seltsam geformten Berggipfeln zuschweben, sich in langen Reihen an sie hängen und allmählich nach den Abhängen herab sich senken, wo der sich erhebende sanfte Luftzug sie erreicht und sie an diesen entlang, durch die Montaña, die Quebradas, über die Cuchilla hinweg, der Meeresküste zu, jagt.

Vollkommen frei und klar ist nun die prachtvolle Aussicht.

Begeben wir uns von hier nach der nahen cascadenreichen Quebrada.

Der Weg dahin führt eine kurze Zeit an der feuchten, dicht zur Rechten der Straße sich erhebenden Felswand entlang, an derem Fuße, dicht gedrängt, herrliche Büsche der Heintzia[440]) mit prächtig dunkelgoldgelben, purpurroth gefleckten Blüthen, leuchtend gelbblüthige Beslerien[441]), der mit einer Fülle kleiner weißen Blüthen geschmückten Bellermannia[442]), überragt von der zierlichen Grischowia mit den bescheidenen, den Schweizer Alpenrosen ähnlichen Rosablüthen stehen, über welche die dichten, glänzenden, oleanderähnlichen Laubkronen der Meriania[443]) mit den großen prachtvoll carminleuchtenden Blumen, die posoqueriaähnliche Stannia[444]) mit den in Endbüscheln herabhängenden langen weißen Röhrenblumen, die graciöse Ladenbergia[445]) mit glänzend dunkelgrünen, unten purpurrothgefärbten Blättern und eine Menge anderer schöner Laubbäume ihren dichten Schatten werfen.

Bereits seit einer Stunde hat die Sonne am tiefblauen Himmelszelt sich erhoben; im Walde, in den wir jetzt eintreten, ist es jedoch noch düster und kühl, feuchte Nebel entsteigen der Erde und von den hohen Bäumen, wie aus den mit Wasser angefüllten Blattduten der an kolossalen Stämmen und Aesten klebenden Tillandsien, den großen, seltsam gestalteten Blüthen der Orchideen, den Blumenhüllen der Aroideen, tropft es unaufhörlich herab auf die Sträucher, Rohrpalmen und Farne, die das Unterholz und eben auch auf uns, die wir die winzige Staffage in der erhabenen Waldlandschaft bilden. —

Völlig durchnäßt und an der Bekleidung zerrissen von den verschiedenen Arten stachliger Smilax, Paullinien, Passifloren und Bauhinien, die bald als mannsstarke, bald als nur bindfadendicke zähe Schlingpflanzen dichte Gewebe von einem Baume zum andern ziehen oder wie starke Schiffstaue von diesen herabhängen, winden wir uns vorsichtig um die 20 Fuß hohen dachförmig über die Erde sich erhebenden, dornigen Wurzelstränge der Iriartea, vermeiden durch vorsichtiges Ueberschreiten die mit langen

Stacheln dicht besetzten, am Boden umherliegenden alten Stämme und Wedel der Macanilla und befinden uns plötzlich in der eisig kalten, durch hohe Felswände gebildeten Quebrada.

In aller malerischen Schönheit stürzt das silberhelle Wasser eines Baches die düster aussehenden, mit Farnen und Lycopodien bekleideten Felswände unter melodischem Rauschen herab und verschwindet für einen Augenblick zwischen den am Grunde umherliegenden Felsblöcken, um bald darauf unter desto munterem Lärmen wieder an's Tageslicht zu treten und eine kleine weißschäumende Cascade zu bilden.

Dichte Gebüsche palmenähnlicher Carludovicen[446]), großblättriger Maranta- und Phrynium-Arten[447]) mit gelben und weißen Blüthen, pisangblättriger Heliconien[448]) mit leuchtend scharlachrothen, gelb- oder weißrandigen Blumenscheiden, baumartiger Aroideen[449]) mit langgestielten herzförmigen Riesenblättern säumen die Ufer des Baches ein und werden überragt von den zart gefiederten, 16 bis 20 Fuß langen Wedeln hoher braun- und schwarzstämmiger Baumfarne[450]), wie von den majestätischen Blätterkronen hoher Palmen[451]) auf schlanken weißgrauen Stämmen.

Aus den dichten Laubkronen ungeheurer Higuerotes und Cedros ertönt der lautkollernde Ruf der Coracina scutata Temm. und nur den geschärftesten Blicken gelingt es, in dem dichten Blättergewirr den schwarzen krähenartigen, mit feuerrother Oberbrust geschmückten Vogel zu entdecken; in nicht weiter Entfernung, auf den abgestorbenen Riesenästen einer Tecoma, sitzt stolz, mit aufgerichtetem Federschopf, der grauweiße, schwarzgeflügelte Buitre[452]), der größte wildeste Adler Süd-Amerika's und schaut, seinen widrigen lauten Schrei von Zeit zu Zeit ausstoßend, mit kühnen, durchdringenden Blicken über die Montaña hin, nach etwa in den Baumkronen befindlichen Affen und Faulthieren, seiner Lieblingsnahrung. Kurz abgebrochene glasglockenähnliche Töne in reinen Accorden erschallen immer näher

und näher, sind über uns in den Laubkronen und entschwinden bereits in der Ferne; ein Schwarm von Hunderten großer Cassicus viridis Vieill., von Baum zu Baum dahinfliegend, ist der Urheber der lieblichen Musik. —

So schön als der Sonnenaufgang auf der Cumbre, eben so herrlich ist der Sonnenuntergang und die ungeheure, in den verschiedensten Farben prangende Ebene, der große See von Tacarigua, wie die ferne Gebirgskette, nehmen in der zauberischen Beleuchtung wahrhaft prachtvolle Farbentöne an.

Noch gesteigerter wird das Interesse des Beschauers, wenn zu dieser Zeit eines der schweren Gewitter zu seinen Füßen tobt und die schwarzblauen Wolken ihre blendenden Blitze unter krachendem Donner in die Tiefe senden, die weite Ferne jedoch, wie die nahe unmittelbare Umgebung im reinsten heitersten Lichte der untergehenden Sonne prangt. — — —

Dem Naturfreunde ist die Montaña der Cumbre eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Genusses, denn sowohl das Thierreich als auch das Pflanzenreich wetteifern, dem darnach Suchenden ihre besten Schätze darzubieten.

Natürlich fehlt auch dabei das Wilde nicht und Raubthiere, als der tigre[453]), leon[454]), cunaguara[455]), wie der Jaguar, Puma und Ozelot in Venezuela genannt werden, sind hier ziemlich häufig.

Nicht allein daß ich in meiner dicht am Wege stehenden Wohnung auf der Cumbre sehr oft des Nachts die Stimme des vorbeischleichenden Jaguars hörte, wurden auch in deren Nähe zwei große Exemplare dieses Thieres erlegt, sowie mir dagegen von ihm ein Esel und ein starkes Maulthier unmittelbar bei meinem Hause getödtet wurden. Der Jaguar geht jedoch nie wiederholte Male zu dem von ihm getödteten Thiere, um davon zu zehren und so gelang es mir nicht, trotzdem ich ihm mehre Nächte auflauerte, ihn bei demselben anzutreffen und zu schießen.

Außerdem ist er ungemein klug und vorsichtig und ging nie

in die von mir für ihn eigends gebaute große Falle, obgleich sie sorgfältig durch Laub verdeckt war und eine lebendige junge Ziege enthielt; so sehr auch diese ihn durch ihr Geschrei und noch mehr durch ihr Fleisch lockte, mußte er doch den Zweck dieses Baues sehr wohl kennen, da er sich durch Nichts zu seinem Ruin verleiten ließ.

Die Insektenwelt ist ungemein reich in der Montaña vertreten, große Scarabäen, Cerambyciden und Buprestiden, wie herrlich gefärbte Sphingides, Bombyces und Noctuä fallen dem Sammler hier in die Hände.

Gleicherweise bietet der fast fortwährend feuchte Urwald eine reichhaltige Auswahl seltener und schöner Landschnecken[456]) dar.

Unter den Giftschlangen traf ich hier, wie bei San Esteban, eine seltenere neue Art der Cophias an, die von den Venezuelanern „culebra sapa“ genannt wird. Sie wird 5 bis 6 Fuß lang und ähnelt durch ihre größeren Schuppen und den vom Körper nicht abgesetzten Kopf mehr einer Coluber, besonders dem Coluber plumbeus Pr. Neuw.

Die Ausdehnungskraft ihrer Kiefern wie ihres Oberkörpers ist erstaunlich und nichts bietet einen scheußlicheren Anblick dar, als den des Thieres, wenn es in Wuth geräth.

Der ohnedies breite Kopf wird dann noch breiter, fast völlig flach und vereinigt sich mit dem dick aufgeblasenen Halse zu einer breiten dicken Masse, mit welcher der ebenfalls in die Breite sich ausdehnende Leib an Häßlichkeit wetteifert, so daß das ganze Thier nicht mit Unrecht seinen Namen culebra sapa (Krötenschlange) vom Volke erhalten hat, da es in seiner breitgedrückten widrigen Gestalt, mit Ausnahme seiner Länge, einige Aehnlichkeit mit der großen südamerikanischen Kröte[457]) zeigt. Obenein ist sie wilder und behender als alle anderen Giftschlangen und wegen ihrer zollangen, ein schnell tödtendes Gift bergenden Zähne sehr gefürchtet.

Ein anderer Fund aus dem Thierreiche, den ich auf der Cumbre machte, war ein merkwürdiger Laubfrosch, der vom Professor Lichtenstein als neu befunden und Notodelphys ovifera[458]) genannt wurde. —

Der südliche Abhang der Küsten-Anden bietet durch sein kühleres, weniger feuchtes Klima, als das des nördlichen, die für Anpflanzungen europäischer Gemüse günstigsten Stellen Kopfsalat, Kohl, sogar Blumenkohl, der in Süd-Amerika sehr schwer zu voller Entwicklung gelangt, Möhren, Gurken, Sellerie u. s. w. gedeihen hier überraschend gut und Kartoffeln, die in der heißen Ebene nur erbsengroße Knollen ansetzen, desto mehr aber in's Laub schießen, geben zehn Wochen nach der Aussaat eine ungemein reiche Ernte sehr wohlschmeckender, hühnereigroßer Kartoffeln; eigenthümlicher Weise stirbt das Laub nach völliger Entwickelung der Knolle sofort ab, ohne zuvor die geringste Blüthe gebracht zu haben.

Außer diesen europäischen Gemüsen werden von den wenigen fleißigeren Eingeborenen, die auf den südlichen Gebirgsabhängen sich angesiedelt haben, die einheimischen Nahrungspflanzen, wie Mais, Yuca, Auyame, Challota, Apio, Ocumo, Ñame, Quarentonas, Caraotas und Batatas mit großem Vortheil angebaut.

Der Mais vertritt in Venezuela die Stelle der europäischen Getreide-Arten, die in diesem Lande, außer auf der hohen Andeskette von Merida, wegen der zu großen Hitze nicht gedeihen. Das von ihm gefertigte Brod erfordert zu seiner Zubereitung eine bedeutende Mühe, da die Venezuelaner, nach ihrer Gewohnheit, noch die alte Manier, wie sie seit vielen hundert Jahren in Brauch gewesen, beibehalten haben. Die Maiskörner werden zuerst in einem ausgehöhlten Baumstamme, der Pila, mit einem Holzschlegel gestampft, damit die sie einhüllende hornartige Haut sich ablöst, sodann einen halben Tag in Wasser geweicht, in

gröbere Stücke gestampft, die den Wohlgeschmack beeinträchtigenden Keime entfernt und nach nochmaligem Einweichen zuletzt auf einem sehr grob gekörnten flachen Steine vermittelst eines runden platten Reibsteines zu dickem Brei gerieben, der in kleine runde, zolldicke Kuchen geformt, auf einer irdenen Platte geröstet wird. Diese Kuchen, Arepas genannt, sind warm genossen sehr wohlschmeckend, dabei ungemein nahrhaft und nächst der Cassava das allgemeine Brod der Venezuelaner.

Die von dem auf der Mühle gemahlenen Maismehl gefertigten Arepas haben bei Weitem nicht den Wohlgeschmack, als die auf die beschriebene Weise zubereiteten, sie bilden eine feste zähe Teigmasse, die den Magen ungemein beschwert, während die letzteren aus einem schwammigen leichten Teiggewebe, dem besten Backwerk gleich, bestehen.

Die Yuca[159]), in Guyana „Cassade", in Brasilien „Mandiocca" genannt, ist eine der nützlichsten Culturpflanzen des tropischen Amerika.

Die Pflanze wird aus einen Fuß langen Stecklingen, aus den zerschnittenen Stengeln der ausgewachsenen Pflanzen bestehend, vermehrt, die in langen Reihen, etwa 8 Zoll tief, in die Erde gesteckt werden, schnell darin anwachsen und innerhalb 10 bis 11 Monaten, in 6 bis 8 Fuß Höhe, ihre Reife erlangt haben.

Ihre langen rübenförmigen Wurzeln werden auf einem großen, auf ein Brett genagelten Reibeisen gerieben und die Masse in ein cylinderartiges, elastisches, aus Palmblättern oder Rohr gefertigtes Geflecht von 9 bis 10 Zoll Länge hineingestopft, wodurch sich dasselbe bedeutend verkürzt und erweitert. Mit der daran befestigten oberen Oese beliebig aufgehängt, wird durch die untere Oese ein dicker Stab, weit über die Hälfte seiner Länge, gesteckt und mit seinem kürzeren Ende irgendwo befestigt. Das längere Ende wird nunmehr mit aller Gewalt, durch Treten oder Daraufsitzen, niedergedrückt, so daß sich der

verkürzte elastische Cylinder immer länger und länger zieht und alle wässrigen und giftigen Bestandtheile der Wurzel aus der darin befindlichen Masse gepreßt und als eine milchartige Flüssigkeit in einem großen Gefäße aufgefangen werden.

Nachdem in dieser Weise der giftige Saft der Yuca entfernt ist, wird die nunmehr mehlige Masse durch ein von Rohr geflochtenes Sieb gerieben, auf eine große runde, irdene, über gelindem Feuer stehende Pfanne gestreut und zu einem dünnen Kuchen gebacken, der in frischem Zustande sehr wohlschmeckend ist, kalt geworden jedoch große Aehnlichkeit mit einem aus Sägemehl bestehenden Teige hat.

Aus dem aufgefangenen giftigen Safte der Yuca schlägt ein ungemein nahrhaftes Stärkemehl nieder, das zu allerhand häuslichen Zwecken benutzt wird und in Brasilien als „Tapiocca" in den Handel kommt.

Solcherweise ist die Zubereitung der Cassava in Venezuela; in Britisch Guyana und Brasilien ist sie von dieser abweichend und Saft wie Stärkemehl werden zu nützlichen Zwecken angewendet, worüber ich später an geeigneter Stelle berichten werde. Die Cassava muß selbst nach der Entfernung des Stärkemehls durch Auspressung noch überaus nahrhaft sein, da die meisten Indianerstämme des tropischen Süd-Amerika hauptsächlich davon und dem aus ihm gefertigten Getränk, Paiwari, leben und dabei dick und fett werden. In Venezuela ist Cassavabrod bei Reich und Arm das beliebteste und wird in jeder Haushaltung, besonders auf dem Lande, täglich genossen; auf Reisen ist es, in Stücke gebrochen, sehr gut zu transportiren und hält sich, vor Feuchtigkeit behütet, eine lange Zeit, besonders wenn es zu diesem Zwecke vorher noch geröstet wird. Es bildet in Venezuela selbst einen bedeutenden Handelsartikel, der vom Lande nach den Städten verkauft, einträglichen Gewinn bringt.

Außer der giftigen Yuca, in Venezuela „Yuca amarga"

genannt, wird noch eine Art derselben, die Yuca dulce[460]) gepflanzt, die, ohne jeglichen giftigen Saft, zur Brodbereitung nicht benutzt wird. Sie ist eines der mehlreichsten, nahrhaftesten Knollengewächse der Tropen und, gekocht oder geröstet, ungemein wohlschmeckend.

Auyame[461]) und Challota[462]) sind zwei kürbisartige Gewächse, von denen die erste die, unter dem Namen „Melonenkürbis" bekannte Frucht, in verschiedenster Form und Größe liefert. Sie wird, in Stücke zerschnitten, in der venezuelanischen „Saucoche" gekocht oder als Brei, mit Butter und Pfeffer zubereitet und ist, obgleich wenig nahrhaft, doch recht wohlschmeckend.

Beide dieser Eigenschaften mangeln der Challota gänzlich, einer großen birnförmigen, kürbisartigen, grünen Frucht, die an langen schönblättrigen Ranken wächst und noch am Stengel hängend, bereits schon aus dem dick angeschwollenen oberen Ende Wurzeln und junge Triebe treibt. In der „Sancoche" gekocht, ist sie von fadem, wässerigem Geschmack und hat nur den Vorzug, daß sie leicht verdaulich ist.

Die Apio[463]), in Peru „Aracacha" genannt, ist eine in Geschmack und Form dem Sellerie ähnliche, schön ockergelbe, knollige, ein wenig nach Moschus riechende Wurzel, die nur auf den kühleren Gebirgshöhen gedeiht und in Venezuela wegen ihres Wohlgeschmacks ungemein beliebt ist.

Mehlreicher und nahrhafter als diese ist die Ocumo[464]), die im Gebirge in zwei Varietäten, der gelben, Ocumo amarillo, und der violeten, Ocumo morado, gepflanzt wird und nicht den beißenden, auf Lippen und Zunge heftig brennenden Geschmack der in der heißen Ebene cultivirten „Ocumo blanco" hat. Dies Knollengewächs ist eins der nahrhaftesten und wohlschmeckendsten in Venezuela und kann sich in diesen Eigenschaften dreist mit der Kartoffel messen, ebenso wie die Ñame[465]), von denen die Varietät

mit 40 bis 50 Pfund schweren, fußförmigen, glatthäutigen weißen Knollen vorzugsweise angebaut wird und mit ihr die nicht eßbare Knollen, dagegen wohlschmeckende braune, glatte nierenförmige Früchte tragende Name de Guinea.

Die Quarentona[466]), eine bereits 40 Tage nach der Aussaat tragende Bohne, von röthlicher Grundfarbe mit dunkleren Strichen und Flecken geziert, die Caraota[467]), eine glänzend schwarze Bohne, gedeihen nur auf dem hohen Gebirge und zeichnen sich durch ihre Weiche uud den Wohlgeschmack vor allen anderen in der heißen Ebene wachsenden Bohnen-Arten, den Tapiramos, Judias, Frijoles u. s. w. aus, wodurch sie einen der ersten Plätze auf den Tischen der Venezuelaner sich erworben haben.

Von den Batatas[468]) existiren in Venezuela mehre Varietäten, von denen einige in der heißen Ebene, andere auf dem kühleren Gebirge am Besten gedeihen; ihre Pflanzung, durch einzelne Theile ihrer Ranken bewirkt, erfordert, wie ihre Pflege, nicht die mindeste Mühe und ihre Ernte ist eine sehr lohnende. Die in den verschiedensten Formen und Größen vorkommenden Knollen sind eine Lieblingsspeise der Venezuelaner, munden jedoch durch ihren widerlich süßen, erfrorenen Kartoffeln ähnlichen Geschmack den Europäern weniger.

Eine andere wild wachsende Pflanze, die ich in San Esteban, wiewohl sehr selten, als Nahrungsmittel benutzt fand, ist die Sesiba[469]). Ich habe diese Zamia nur im Thale von San Esteban angetroffen, zweifle aber nicht, daß sie eben auch in anderen, an den Nordabhängen der Küsten-Anden gelegenen Thälern vorkommt.

Ihr fußlanger, 4 bis 6 Zoll im Durchmesser haltender Strunk, der tief in der Erde steckt, wird gleich den Knollen der Yuca gerieben, die Masse in Wasser geworfen, darin tüchtig umgerührt und sodann einige Zeit stehen gelassen, worauf sich ein feines, sehr nahrhaftes Satzmehl niederschlägt, das zu allerhand

Bäckereien gebraucht wird. Durch die Vermischung mit Wasser verschwindet die dem Strunke der Sesiba eigenthümliche scharfe brennende Eigenschaft und die erhaltene Stärke gleicht im Geschmack und Farbe dem besten Sagoo oder Arrow-root. —

Nahe bei meinem Wohnhause befand sich eine Caffeepflanzung, die an Ueppigkeit ihres Wuchses, wie der reichen Ernten, ihres Gleichen suchte. Der Caffee gedeiht im höheren Gebirge von 3000 bis 6000 Fuß bei Weitem besser als in der heißen Ebene; er bedarf auf diesen Höhen nicht der Schatten gebenden Buscares oder Platanos und jeder Baum liefert durchschnittlich bei jedesmaliger Ernte 1½ Pfund großer, schwerer, ungemein aromatischer, schön blaugrüner Bohnen. Der Gebirgscaffee kommt, obwohl sehr begehrt, gar nicht in den Handel, da nur sehr wenige Caffeehaciendas in den Gebirgen existiren. Der Venezuelaner liebt nicht die in diesen Höhen herrschende kühle Temperatur, die in den Nächten bisweilen auf 10° Reaum. herabsinkt und ihm graut vor den Schwierigkeiten und Mühseligkeiten, die eine in der Montaña neu anzulegende Caffeepflanzung verursacht.

Für europäische, Landbau treibende, Einwanderer ist das temperirte Klima der Küsten-Anden und die daselbst herrschende Fruchtbarkeit des Bodens am Günstigsten und die deutsche Colonie Tovar, in den Gebirgen von Caracas, befindet sich in ziemlich blühendem Zustande. Spätere deutsche Einwanderungen in den Jahren 1851 bis 1854 hatten diesen Erfolg nicht; die Einwanderer waren meist schon in Deutschland für die in minder kühlen, ungesunden Gegenden gelegenen Haciendas engagirt, wodurch ein großer Theil derselben dem gelben Fieber und der damals grassirenden Cholera zum Opfer fiel.

Gegenseitige Nichterfüllung der eingegangenen Contracte machte viele der an ein thätiges Leben nicht gewöhnten Einwanderer zu Bettlern und Vagabunden, während die wirklich Brauchbaren und Tüchtigen unter ihnen nach den Städten zogen und dort

ein besseres Unterkommen fanden, als es ihnen als Arbeiter in den Haciendas oder als selbständige Landbebauer gelingen konnte.

Wäre bei diesen Emigrationen eine strenge Auswahl ordentlicher und thätiger Leute getroffen und die Haciendados streng verpflichtet worden, die von ihnen engagirten Deutschen nicht als Sklaven zu betrachten und jeden Artikel des Contractes auf's Gewissenhafteste zu erfüllen, so hätten diese Einwanderungen sicher ein günstiges Resultat geliefert, leider aber wurden, besonders aus Mecklenburg sehr Viele engagirt, die in ihrem Vaterlande bereits einem umherschweifenden müßigen Leben ergeben waren und, bei der Regellosigkeit venezuelanischer Zustände und dem durch das Tropenklima begünstigten Hang zum Nichtsthun, ihren gänzlichen moralischen Untergang fanden.

Viele der damaligen Einwanderer jedoch, besonders Handwerker und Handeltreibende, haben durch ihren Fleiß und Tüchtigkeit, wie durch ihre strenge Moralität, ihr Glück in Venezuela gemacht und mehre derselben sind mir bekannt, die jetzt in größtem Wohlstande, im höchsten Grade zufrieden mit ihrem Loose, das ihnen in Deutschland schwerlich in solcher Weise zu Theil geworden wäre, dort leben.

So lange die Regierungsform in Venezuela in der jetzigen Art und Weise fortbesteht und dem Ausländer, besonders dem Deutschen, eine Garantie des Eigenthums nicht geboten ist, so lange das Land noch seine regelmäßig wiederkehrende, jährliche Revolution beibehält, so lange ist deutschen Einwanderungen ein günstiges Prognostikon nicht zu stellen; überdies dürften die in Bezug auf Landbau zu unternehmenden, nur den höheren kühleren Gebirgsgegenden zugewendet sein, während Professionisten u. s. w. in den Städten ein gutes Auskommen finden würden.

Bis zum September 1857 lebte ich auf der Cumbre und unternahm von da aus größere weite Reisen in das Innere Venezuela's. Oeftere kleine Excursionen führten mich an die

Gestade des Sees von Valencia, dessen nördliche Ufer ich mehrfach durchwanderte, sowie nach mehren lieblichen Gebirgsthälern der südlichen Abhänge der Küsten-Anden, dem Botucal und dem reizenden Thale von San Diego, stets aber gab ich der durch Naturschönheit und mildes Klima so gesegneten Gebirgshöhe, der Cumbre del San Hilario, den Vorzug vor allen anderen in Venezuela von mir besuchten Gegenden.

Gebirgsgegenden haben schon in Europa ihren großen Reiz, der jedoch auf's Höchste gesteigert wird, wenn sich mit dem Erhabenen, Großartigen hoher Gebirgszüge die Pracht und Anmuth der schönsten tropischen Vegetationsformen vereinen, wenn man in der kurzen Zeit von einigen Stunden das heiße Klima mit dem gemäßigten vertauschen kann, ohne dabei der prachtvollsten Scenerie verlustig zu gehen, wenn man, wie in der Provinz Merida, unter Palmen wandelnd, in luftiger Höhe die Schneegipfel der Sierra Nevada über sich erblickt und innerhalb eines Tages den Anblick der Vegetation der verschiedensten Himmelsstriche, von den Palmen bis zu dem Rennthiermoose, das Klima des Aequators bis zu dem der Polarländer, durchmessen kann!

Meine erste größere Reise von der Cumbre aus geschah nach der früheren Indianer-Mission „el Baúl" am Rio Cojedes, um den Charakter der großen Llanos des Inneren von Venezuela kennen zu lernen.

Obgleich zu der Zeit, als ich diese Tour unternahm, gerade in dieser Gegend eine Erhebung der Oligarques[470]) zu Gunsten des General Paëz im Werke war, so hatte ich als Ausländer, so lange ich dem revolutionären Treiben fern blieb, nicht das geringste Ungemach für meine Person zu fürchten und trat völlig unbesorgt meine Reise in Begleitung zweier, kürzlich erst in Venezuela angekommener Landsleute, welche eine Handelsspeculation nach dem Inneren führte, an.

VI.

Die Llanos des Baúl.

Es war an einem 6. Februar, als ich die Cumbre verließ und die Reise nach der Mission „el Baúl" antrat. Die Cumbre abwärts, nach Süden zu, verläßt man nach einer kleinen Viertelstunde die dichte Waldung, die an den südlichen Abhängen der Küsten-Anden nur deren Gipfel bekleidet und eine von den nördlichen Abhängen verschiedene, mehr den trockenen Savanenwaldungen ähnliche Vegetation birgt und findet sich wie durch Zauberschlag von kahlen, nur mit Gras und niederen, dürr aussehenden Sträuchern besetzten Gebirgshöhen umgeben, von denen hinab in den verschiedensten Windungen die rothbraune breite Straße nach der weiten Ebene führt.

So feucht die Temperatur, so schattig der Weg auf der nördlichen Gebirgesseite, so trocken ist erstere und so schattenlos letzterer auf den südlichen Abhängen. Aus den schmalen Ritzen der grauen, über die Straße hängenden Felsmassen kriechen in schlangenartigen Windungen die grauen Wurzeln des Copey und vereinigen sich zu einem schlanken, vertrocknet aussehenden Stamme, der auf seinen seltsam gewundenen Aesten eine Fülle glatter fleischiger Blätter trägt; hier und da, aus den dicht an der Straße befindlichen Quebradas ragt das dichte Laubdach eines riesigen

Higuerote empor und weißgraue, dürr scheinende Stämme der Cecropia strecken ihre blattlosen steifen Aeste, gleich Wahrzeichen, darüber hinaus.

Nur in den Quebradas, die vom Gipfel des Gebirges nach dem Thale hinab sich ziehen und in ihrem Schooß silberhelle Bäche bergen, läuft ein schmaler Waldsaum dieselben entlang, erweitert sich mit der romantischen Schlucht dem Thale zu immer mehr und mehr und vereinigt sich mit der niedlichen Uferwaldung, die das in der Savane von dem Zusammenfluß der vielen Gebirgsbäche gebildete Flüßchen begleitet.

In diesen von Myrtaceen, Laurineen, Leguminosen gebildeten Gebirgswäldchen fesselt ein seltsamer, cycadeenähnlicher Baumfarn[471]) das Interesse des Pflanzenfreundes. Von bedeutender Stärke, großschuppig von den Narben der abgefallenen Blattstiele, deren noch eine Menge viele Zoll langer vertrockneter dicht unter dem Kopfe herausstehen, erhebt sich der braunrothe Stamm in der Höhe von 6 bis 8, selten bis zu 10 bis 15 Fuß, bevor er seine reiche Krone schön gefiederter, auf starren Blattstielen sitzender Wedel ausbreitet, durch deren verhältnißmäßig geringe Länge, lederartige Consistenz und gedrängten Wuchs die Pflanze ungemein von allen anderen Baumfarnen differirt. Der Kopf des Stammes ist in eine gelbbraune, dicke filzige Masse eingehüllt und die ganze Pflanze ähnelt, aus einiger Entfernung, völlig einer Cycas revoluta.

Dieser Baumfarn kommt auf dieser Höhe nicht allein in den Wäldchen der Quebradas, sondern auch an schattigen Stellen der Straße vor und erträgt wohl nur dadurch die drückende Hitze der unmittelbar darauf fallenden Sonnenstrahlen, daß er mehre Fuß tief mit seinem Stamm in der kühlen feuchten Erde steckt. Wenn in der trockenen Zeit die grasbewachsenen Abhänge des Gebirges von den Eingeborenen angezündet werden, dann verzehrt das ringsum wüthende Feuer eben auch seine Wedel

und läßt den Stamm wie schwarz verkohlt, angebrannten Hütten-pfosten gleich, dastehen; mit Anbruch der Regenzeit jedoch, wenn die schwarz gebrannte Grasdecke mit grünem Sammet sich schmückt, gelbe schwarzschlundige Blüthen der Malva[472]) wie die veilchen-blauen Blumen einer kleinen Iris aus dieser Sammetdecke auf-tauchen, erheben auch auf dem halb verkohlten Kopfe des ge-schwärzten Farnstammes sich die im Umkreise stehenden hellgrü-nen, gleich Schnecken zusammengeringelten, jungen Blätter, rollen sich täglich weiter auf und in kurzer Zeit prangt der häßliche schwarze Strunk mit einer Fülle saftiggrüner Wedel.

In all seiner Großartigkeit und wechselnden Farbenpracht liegt während des langsamen Abwärtssteigens das bereits beschriebene, prachtvolle Panorama vor dem Reisenden ausgebreitet und bietet bei jeder Wendung des Weges ein anderes entzückenderes Bild dar.

Weit dahin, bis in die Savane hinab, kann das Auge den braunrothen Weg, wie er sich den Abhängen entlang um die Höhen steiler Abstürze windet, verfolgen, während der Fuß des Wanderers auf der, über einen schmalen Berggrat führenden, von beiden Seiten von tiefen Abgründen begrenzten Straße dahin schreitet.

Das leise melodische Rauschen des in ungeheurer Tiefe über Felsen hinabstürzenden Gebirgsbaches; der wilde kreischende Schrei des Habichtsadlers[473]), der auf dem vertrockneten Stamme eines aus den Felsenspalten, dem vom Blitze zerschmetterten Maste eines Wrackes gleich, weit in die reine Atmosphäre hinausragenden Higueron[474]) sitzt; der aus weiter Ferne, vom Thale herauf, durch die Luft getragene Gesang der, eine Rindviehheerde vor sich hertreibenden Ganaderos, die in der großen Entfernung einem langen Zug die Straße aufwärts krabbelnder Ameisen gleicht; dies allein sind die Töne, die mit dem Charakter der Oede und Wildheit dieser Höhen vollkommen harmoniren. Bleichende Thiergerippe, der Lieblingssitz nackthalsiger Zamuros, liegen an

der Straße und öde und verlassen ist es hier in der trockenen Jahreszeit, denn das trockne sparrige, die riesigen Abhänge bedeckende Gras hat dem Feuer weichen müssen. Vom Thale aus, wo dessen Bewohner die weite Savane angezündet haben, damit das Gras desto eher wieder frisch austreibe, wälzt sich die feurige Masse im Nu die Abhänge hinauf, ein Flammenmeer hüllt bald den ganzen Berg ein, dicke gelbe Rauchwolken entsteigen da, wo feuchte Stellen einen üppigeren höheren Pflanzenwuchs geschaffen haben, bald ist auch dieser in hellen Flammen und riesige Feuergarben zucken, Blitzen gleich, aus der brennenden mauergleichen Masse zum Himmel empor.

Unter widrigem Schrei schweben braunschwarze Gavilanes[475]) und gabelig geschwänzte Tijeretas[476]) in kreisendem Fluge hinter dem Feuer her und stoßen pfeilschnell in die dichten Rauchwolken herab auf die am heißen Boden liegenden halbverbrannten Schlangen und Eidechsen, gleich als wollten sie freiwillig dem Feuertode sich opfern.

Vom Winde erfaßt, eilen die feurigen Colonnen stürmisch die Berge hinan, theilen sich hier und da, je nach der Beschaffenheit des bergigen Terrains, in einzelne Arme, um sich höher oben in desto größerer Furchtbarkeit wieder zu vereinen.

Wie die schrecklichste Brandung schlägt das ungeheure Flammenmeer gegen den Urwald der Cumbre und in einzelnen Wogen über denselben hin, der gleich einem Riesenwalle der anstürmenden Feuerkolonne trotzt. Des Feuers Kraft wird hier gebrochen, mehr und mehr sinkt die feurige Masse in sich zusammen, sie erlöscht und nur noch dichter bläulicher Rauch wirbelt vom heißen Erdboden auf, durch den in seinen Laubmassen von der Hitze versengten Rand des Urwaldes. Einzelne dürre Aeste der Baumriesen, wie von diesen herabhängende, vertrocknete Schlingpflanzen, brennen längere Zeit lustig fort, erlöschen aber bald aus Mangel an Nahrung.

Die vorher in goldgelber Färbung prangenden Bergabhänge sind nun in ein schwarzes Leichentuch gehüllt und die größte Oede und Verlassenheit liegt über der wild und traurig aussehenden Gegend.

Nur allein während der Regenzeit bieten die Südwestabhänge der Küsten-Anden einen freundlicheren Anblick dar, durch den saftig grünen Grasteppich, mit dem sie überzogen sind, aus dem sich die langen, trompetenförmigen, weißen Blüthen des Lirio[477]) und die leuchtend gelben und purpurbraunen Blumen der Pavonia[478]) erheben und vereinzelt stehende Sträucher und Bäume in ihrem buntesten Blüthenschmucke prangen. Dann fliegt die geschäftige Insektenwelt summend, zirpend und naschend von Blüthe zu Blüthe, metallglänzende Tucussitos[479]) schwirren brummend um die geöffneten Blumen und orangerothe Gonzalitos[480]), Feuerbällen gleich, auf den blühenden Gebüschen der Lantanen und Helicteres sitzend, erfüllen die Luft mit ihren melodischen Tönen.

Im Februar, als ich meine Reise antrat, war dies nicht so; die Abhänge des Gebirges waren in ihrem dunklen Trauergewande und nur die Wäldchen der Quebradas, die durch ihre Saftfülle dem Feuer widerstanden hatten, in ihr gewohntes grünes Kleid gehüllt.

In der Höhe von 1000 Fuß über der Ebene zeigt sich in diesen Wäldchen die neue Erscheinung einer Palme, die wohl nur in den Gebirgsgegenden Venezuelas vorkommt; ich wenigstens habe sie nicht an anderen Orten als in den Thälern der Küsten-Anden angetroffen.

Es ist die Syagrus botryophora Mart.

Meist vereinzelt erhebt diese Palme sich inmitten des Pflanzendickichts von Laurineen, Myrtaceen, des hochstämmigen Guayabo pejoa, des mit weißen Blüthen überladenen Guayabo del monte[481]), des mächtigen Coco del mono[482]) und der zahlreichen Arten des Yagrumo[483]) und Higuerote[484]) —

Ihr grauer, mäßig starker Stamm überragt nicht die Höhe von 40 Fuß und ihre schön zurückgebogenen Wedel haben etwas Gezwungenes durch die starren, halb aufgerichtet stehenden Fiederblätter und die steifen, an der Spitze wie bei der Mauritia flexuosa plötzlich gekrümmten Blattstiele.

Der ganze Habitus der Palme erinnert an die ihr ähnliche Phoenix dactylifera, sogar in der graugrünen Färbung der Wedel.

Je mehr ich mich der ebenen Savane näherte, desto steiler wurde der Gebirgsweg; ein an der Straße liegendes, ruinenhaftes Gebäude „el pie del cerro" zeigte den Fuß des Gebirges an.

Wie den meisten anderen an der alten Gebirgsstraße befindlichen Pulperias war es auch dieser hier ergangen; ihr Dach war abgebrannt, nur die geschwärzten Lehmmauern standen noch, als Zeugen früherer Wohlhabenheit, und mit diesen zugleich eine noch jetzt üppige kleine Pflanzung von Algodon[485]), Platanos, Lechosas[486]), Mangos[487]), Caña[488]), und Palos de pan[489]).

Was letzteren, den Brodfruchtbaum betrifft, so ist er in Venezuela wenig, hauptsächlich nur an der Küste und von ihm nur die Art mit tief eingeschnittenen Blättern, meist nur der Schönheit der 3 Fuß langen, 18 Zoll breiten Blätter halber, angepflanzt. Von seinen Früchten werden nur die in Form und Geschmack castanienähnlichen Samen gegessen, die die Samen einschließende, in der Reife breiartige Masse ist jedoch ungenießbar. In Salzwasser gekocht, schmecken die Samen nicht schlecht, werden jedoch nur in Ermangelung einer besseren Nahrung von Menschen gegessen und dienen in der Regel nur als Viehfutter.

Von der andern Art, Artocarpus integrifolia, die trotz ihres botanischen Namens eben auch eingeschnittene Blätter hat, ist die samenlose Frucht, die aus einer süßlich schmeckenden, festen, in der Ueberreife breiartigen Masse besteht, genießbar, wird aber in Venezuela höchst selten, desto mehr jedoch in Guyana an-

gepflanzt und auf vielerlei Arten zubereitet; geröstet oder zwischen erhitzten Steinen gebacken, schmeckt die Frucht am Besten.

Die mit vieler Mühe und unter so großen Gefahren bewerkstelligte Einführung des Brodfruchtbaumes in Süd-Amerika hat sich nicht belohnt, er kann die so mehlreichen und brodähnlichen Früchte der Banane, die Wurzeln der Yuca oder Mandiocca u. s. w. nicht ersetzen und noch weniger verdrängen, welche verhältnißmäßig reichlicheren Ertrag liefern als der Brodfruchtbaum, der nur neun Monate im Jahre Früchte bringt und dem irrigerweise das große Verdienst zugeschrieben wird, daß nach Pflanzung einiger dieser Bäume der Mensch ruhig die Hände in den Schooß legen und das ganze Jahr hindurch von derem Ertrage sehr wohl sich ernähren kann! —

Munter rauscht hinter den Gebäuden ein silberklares Flüßchen über Felsgeröll und an seinem rechten Ufer entlang zieht die immer noch bergab laufende Straße sich dahin.

Ein liebliches Wäldchen schöner und neuer Pflanzenformen ist es, das wir jetzt durchwandern.

Mit schönen fiederartigen Blättern und angenehm duftenden weißen Blüthendolden zeigt sich hier zum Erstenmale der schöne fieberwidrige Frutto de burro[490]), der mit herrlichen leuchtend blauen Blüthen prangende Alcornoque[491]), der durch ausgezackte, weißfilzige Blätter und rothen dicken Saft ausgezeichnete Sangre de Drago (Croton sanguifluum), der durch das herrliche Aroma der Blüthe und seines Harzes beliebte Balsamo[492]), der seine wagerecht stehenden Aeste gleich einem riesigen Schirm ausbreitende Caujare candelero[493]), der in der Form seiner Laubkrone der Pinie ähnliche Carbonero[494]), der jetzt noch unbelaubte, dagegen mit großen prächtig gelben Blüthen und eirunden, mit feiner, kurzer Wolle gefüllten Früchten prangende Carnes tollendas[495]), der ebenfalls noch mit kahlen Aesten besengleich dastehende, über und über mit ovalen, eigroßen olivengrauen Früchten bedeckte Caruto[496]), der

weiße Blüthendolden und Schoten mit wohlschmeckendem Marke tragende Guamo[497]), der riesige stolze Copey[498]) mit großen rosaweißen Blumen und apfelähnlichen Früchten; diese und noch eine Menge anderer höchst interessanter Bäume birgt das den Fluß begleitende Wäldchen.

Ungeheure Büsche der Cocuyza[499]), des Cardon[500]), mit dichten Ranken der Buenas noches[501]), die am Abend ihre großen leuchtend weißen Blüthen entfalten, und feingefiederten, leuchtendcarmin blühenden Enredaderas[502]) überzogen; zarten Rohrgeflechten ähnlich, hängen, von Baum zu Baum gespannt, die langen dünnen Riesenhalme des rankenden Carizo[503]) herab und schöne Festons des Ojo de Zamuro[504]), mit großen heftig brennenden, stachligen Samenschoten, wie der Cucharra de bruja, mit gurkenähnlichen, langwarzigen Früchten, ziehen sich an den Bäumen hin.

Wahre Riesenpflanzen der mit zehn Fuß langen stachligen Ananasblättern geschmückten Quirebijure[505]), mit großen von einer Unmasse dicht an einander sitzender, rübenförmiger, saftiger, wohlschmeckender Früchte gebildeten Fruchttrauben, überwuchert von orangeblühenden Sträuchern des Cariaco[506]), der Ruellia[507]), des mit goldenen Aepfeln prangenden Manzanilla[508]), hindern das Eindringen in den anmuthigen Wald.

Bald ist das Wäldchen durchwandert und man tritt hinaus in die freie Savane. Noch begleiten einige mauergleiche Hügel mit völlig flachen Gipfeln den in der Ebene Dahinschreitenden, dann bleiben auch diese hinter ihm zurück und nur einzelne vom Gebirge herabgerollte Felsblöcke erinnern an die nicht lange zuvor passirten felsigen Wände und Abstürze.

Die Straße wendet sich jetzt ab vom Flusse, der bald auch seinen anderen Begleiter, das liebliche Wäldchen verliert und, zwischen grasbewachsenen Ufern und durch Caffee- und Zuckerrohrpflanzungen hindurch sich windend, weiter dahin dem See

von Valencia zuströmt. Gegen West, an den Abhängen der Berge, dehnt eine große saftig grüne Zuckerrohrpflanzung, die Hacienda von Barbula, sich aus; eine Allee cypressenartiger Sauses[509]) führt zu den langen, weißgetünchten einstöckigen Gebäuden und der, nach altem, vor zweihundert Jahren üblichem Style erbauten Trapiche[510]). Hohe Berge schließen die Hacienda ringsum ein, nur von der Ostseite ist der Zugang offen. Sie liegt an der neuen Straße nach Valencia und nur in weiter Entfernung passirt man sie auf der alten Straße.

Lehmhütten mit Palmdächern zeigen sich überall, drüben über dem Flusse, wo vertrocknete Maispflanzungen stehen und hier auf der weiten Savane.

An der Straße rechts liegt eine Pulperia mit weiter Veranda.

Eine große grüne Hecke von Piñon[511]) umgiebt die zwei baufälligen Gebäude, von denen eines das Schanklokal, das andere die Küche ist.

Fiederblättrige Jobos[512]) mit gelben pflaumenähnlichen Früchten und dicklaubige Cotoperris[513]), mit großen olivenähnlichen Fruchttrauben, beschatten das Ganze.

Im daran stoßenden großen Corral tummelt sich brüllend eine Heerde Vieh und die Ganaderos liegen schlafend im Grase und in der Veranda, auf ihren Cobijas ausgestreckt, mit den Sätteln als Kopfkissen.

Braune, schäbig aussehende Kerls, Peones oder auch Vagabondos, sitzen auf den Bänken der Veranda, essen knoblauchduftende Frijoles[514]) mit carne seca[515]) und trinken ihren palo[516]) Aguardiente.

Die niedlichen braunen, schwarzäugigen Töchter des Wirthes liebäugeln mit einzelnen der Reisenden und in aller Zerstreuung und Eil widerfährt ihnen, daß sie, anstatt von ihrem, zur Zeit nicht anwesenden Amante[517]) von dem soeben angekommenen guten Bekannten herzlich abgeküßt werden.

Doch das schadet nichts in Venezuela, deshalb erfolgt noch keine Blutrache.

Ein Mann mit einem verhüllten Glaskasten tritt ein, läßt sich einen Tragito[518]) geben, und geht nach dessen Genuß an's Geschäft.

Der Kasten wird enthüllt und jedem der Anwesenden gezeigt.

Anstatt einer schlafenden Venus. die man darin vermuthet, erblickt man irgend einen in Wachs poussirten oder aus Holz geschnitzten braunen Santo[519]) männlichen oder weiblichen Geschlechts, der heut gerade seinen Kalendertag hat. Die näheren Auseinandersetzungen über das religiöse Leben und den schaurigen Tod des in dem Kasten steckenden Individuums werden von dem Vorzeiger mit großer Genauigkeit gegeben, auch sogar, wenn derselbe aus den Tragitos, die er bereits während seiner Erklärungen zu sich genommen, einen Palo gemacht, kritisch beleuchtet, was wohl hauptsächlich zur Aufklärung der unteren Volksklassen beitragen mag, denen eine andere selten geboten wird.

Der Caballero mit dem Kasten, denn in Venezuela regnet es mit den Titeln „Caballero" und „Don", entfernt sich, nachdem er eine Menge Quartillos, die meistens für Tragitos in die Hände des Pulperos geflossen sind, von den Bewunderern des Kunstwerkes erhalten und wankt nach einer andern Pulperia. Ein Glück, wenn er Abends unzerbrochen den Glaskasten nach Hause bringt!

Eine andere merkwürdige Erscheinung tritt auf, ein Titerero[520]).

Der Heiligenbesitzer ist wankend abgegangen, dieser tritt bereits wankend auf. Draußen vor der Piñonhecke steht sein Esel, von dem er, beim Versuche des Absteigens, auf den Boden herabgekugelt ist. Glücklicherweise hat es Niemand bemerkt, sonst wäre er bei seinem Erscheinen mit großem Hohn und Geschrei begrüßt worden.

Sein Körper ist in europäische Bummlerkleidung gehüllt und als würdiger Repräsentant dieser Menschengattung trägt er eine Art Bajazzomütze.

Unter mehrfachen seltsamen Balançés und Pirouetten, das Ergebniß seiner spirituellen Richtung, gelangt er nach dem Schanktisch und ersucht um einen Palo Aguardiente: „para tomar aliento“[521]). Der auf einmal hinuntergegossene Palo hat ihn auf kurze Zeit wieder zu sich gebracht, er zieht eine kurze Trompete unter dem Rock hervor und thut einige Stöße darein, die all die schlafenden Ganaderos krampfhaft in die Höhe fahrend machen und mich durch einen schnellen Satz aus seiner Nähe verscheuchen. Dann meldet er mit heiserer Stimme und durch öftere gewaltige Schluchzer unterbrochen, daß heut Abend in der Posada des Ortes Naguanagua „las titeres mas lindas que hay en todo el mundo“[522]) zu sehen sind, wozu alle Caballeros und Niñas[523]) eingeladen werden.

Und dann setzt er das Unglücksinstrument wieder an den Mund, dessen schaurige Töne ich jedoch nicht abwarte, sondern mit schnellen Sätzen zur Hecke hinausspringe.

Ein kleiner Fluß kreuzt den Weg, ein Wäldchen von Balsamos und über und über lang stachligen Guamachos[524]) steht dicht an der über eine lange Savane führenden Straße.

Zurückblickend sieht man das prachtvollste Gebirgspanorama vor sich ausgebreitet und kann die sich hin und herwindende rothbraune Gebirgsstraße vom Pie del cerro bis nach der Cumbre hinauf verfolgen, selbst das Wohnhaus der Cumbre, umgeben von der düstern Montaña, ist von hier zu erblicken.

Von las Trincheras bis nach Maracay liegen in zauberischer Färbung die südlichen Abhänge der Küsten-Anden in all ihrer Großartigkeit, den kühnen ausgezackten Gipfeln, den grauen Felsabstürzen, der dunkelgrünen Montaña an den Bergspitzen und den in's Thal steil abfallenden Gehängen, vor den Blicken des Wanderers ausgebreitet.

Ein überaus reges Leben herrscht hier unten in der Savane im Vergleich zu der Stille der Natur dort oben im öden Gebirge.

Heerden von Vieh laufen in der Ebene umher, um die aus dem schwarz verbrannten Grase neu aufsprießenden hellgrünen Blättchen begierig abzuweiden; schwarze Anis[525]) springen geschäftig auf den der Ruhe pflegenden Rindern herum und picken begierig die in die Haut derselben festgesaugten Carapatos[526]) aus; auf den abgestorbenen Aesten eines Chaparro[527]) sitzt in lethargischer Ruhe der gelbbraune Caracara[528]), fliegt jedoch schnell auf, sobald er die Annäherung des Menschen gewahrt, während ältere, schwarzbraune dieser Vögel, ziemlich dreist, mit wackelndem Gange auf dem Boden umherstolziren und nach Grashüpfern jagen. Die niedliche rothbraune Mochuelito[529]) hat einen Ameisenhügel zu ihrem Ruheorte gewählt und guckt mit ihren großen Augen neugierig den Vorübergehenden an, ohne ihre Stelle zu verlassen, nur bei einer gegen sie gerichteten Attacke schlüpft sie schnell in das dicht dabei gelegene, weite, ursprünglich von Eidechsen gegrabene Erdloch.

Endlich ist die Savane überschritten und bald gelangt man an die Vereinigung der alten mit der neuen Straße, die über las Trincheras führt.

Jetzt erst wird es belebt.

Heerden von Maulthieren und Eseln, sämmtlich mit ihren vollen Cargas[530]), getrieben von Peones und Arrieros, Züge von hinter einander fahrenden, mit Mulas bespannten zwei- und vierrädrigen Karren, große Ochsenkarren, deren Räder ein schreckliches, mark- und beinerschütterndes Gequietsch verursachen, Reiter in weißen Mantas, mitunter sogar eine vorsündfluthliche Kutsche, ziehen auf dieser für die trockene Zeit ziemlich gut angelegten Straße dahin.

Wiederum durchschneidet ein Fluß die letztere; an Brücken ist hier nicht zu denken. Alles: Reiter, Fußgänger, Pferde, Mulas, Esel und Karren, muß sehen, wie es auf die beste Art durch das nicht allzu seichte Wasser gelangt.

Ueber dem Fluß beginnen Conucos und größere Pflanzungen, durch welche die Straße führt und welche die Nähe eines größeren Ortes verkünden. Häuser liegen zerstreut umher, von denen die meisten Pulperias sind. Vom Anbau ist jetzt nicht viel zu sehen, erst in der Regenzeit prangen üppig grüne Mais-, Quinchoncho-[531]) und Yucafelder zu beiden Seiten der Straße, die von Hecken des Cariaco, des Piñon, der Clavellina[532]), mit der Enredadera und Momordica[533]) überzogen, eingeschlossen sind.

Ueberall ist Leben, die Pulperias sind voll von Gästen.

Zwischen den grünen Hecken hindurch, fortwährend in dichten Staub gehüllt, gelangt man in den freundlich aussehenden Ort Naguanagua.

Das erste niedliche weiße Haus zur Rechten, mit der schönen Veranda und dem Ziegeldache, ist eine Posada, die wegen der mit Staub belegten Kehle sofort besucht wird, ohne vorläufig um die anderen Merkwürdigkeiten des Ortes sich zu kümmern.

Im Hofe der Posada wimmelt es von Pferden und Maulthieren, deren Reiter in der kühlen Sala des Gebäudes Erfrischungen einnehmen.

Caballeros mit langen, bis an die Knie geknöpften Gamaschen über den Beinkleidern, mit der weißen, saubergestickten, kurzen, über dem Rocke hängenden Manta, an den Rändern kühn aufgestutzten Jipejapas[534]), klirrenden großen Kastensporen aus der Ritterzeit an den Füßen, liebäugeln und flüstern mit blassen, reizenden, schwarzäugigen und schwarzhaarigen Señoritas, die mit grauen, herrliche Straußfedern tragenden Hüten, in langen Reitkleidern derselben Farbe, die blauen Schleier zurückgeschlagen, in Hängematten oder rocking chairs hin und her sich schaukelnd, mit schalkhaftestem Lächeln die ihnen zugesandten Liebesblicke erwiedern oder ernst, in tiefem Sinnen, die Liebesbetheuerungen ihrer Caballeros entgegennehmen.

Fast jede Viertelstunde ertönt das Blasen der Guarura, das eine ankommende oder abgehende Tropa[535]) anzeigt, kaum daß man vor dichtem Staub davon höchstens die daraus emporragende Reitergestalt des Arrieros erblicken kann; noch häufiger aber ist das Geklingel der Glöckchen, welche die die Karren ziehenden Mulas schmücken. —

Vor allen Dingen ist der vom Gebirge mit herabgebrachte Hunger zu stillen.

Es giebt nur Fleisch, aber in vielerlei Art zubereitet. Fleisch ist in Venezuela die Losung jeden Tages, gerade so wie in Baiern das Bier; wer im ersteren Staate an den Preisen des Fleisches zu rütteln versucht, dem ist die Verachtung des ganzen Volkes, ich möchte sagen, das Märtyrerthum eben so sicher wie dem menschlichen Scheusal, das sich in letzterem Staate untersteht, den Bierpreis um einen Kreuzer zu erhöhen.

Carne asado, carne frito, carne sancochado[536]), zu drei malen des Tages, so besagt der tägliche venezuelanische Küchenzettel und mit größter Strenge werden dessen Vorschriften innegehalten, denn gewiß ist es, daß ohne die tägliche Sancoche, wie die platanos asados, ein geborener Venezuelaner schwerlich existiren kann, seine Existenz wenigstens als eine verfehlte betrachtet.

Mit Fleisch also und dazu gehörigen ñemas fritas[537]) und frijoles wurde ebenfalls hier der Hunger gestillt und dann erst ging es an das Geschäftliche, das darin bestand, mit meinen zwei Reisegefährten einen guten Arriero mit mehren Mulas im Orte aufzusuchen, um die zur Reise nöthigen Cargas zu transportiren.

Der Ort Naguanagua besteht aus ungefähr hundert Häusern, durch die drei gerade Straßen, die von einigen kleineren rechtwinklig durchschnitten werden, sich ziehen, in deren Mitte die ziemlich weite plaza[538]) sich befindet, an welcher die in spanischem Style erbaute Kirche liegt. Eine schöne Palme[539]) ziert

die Mitte des viereckigen Platzes und dunkle Mangos, gleich Pappeln pyramidenförmig aufstrebende Sauses[540]) und dunkelgrüne, steife Narranjas[541]), Chinas[542]) und Limazas[543]) werfen ihren dichten Schatten über die weißen Wände und rothen Ziegeldächer der Häuser, während üppige Gebüsche fiederblüthiger Astromerias[544]), Granados[545]) mit leuchtenden Scharlachblüthen, des Onoto[546]) mit großen rosa Doldenblüthen, die hinter den Häusern gelegenen Gärten zieren und großblättrige Parchas[547]) mit ihren prachtvollen Blüthen und melonenähnlichen Früchten an den Verandas emporklimmen und die Dächer derselben völlig mit ihrem schönen Grün überziehen.

Das Geschäft mit einem Arriero war bald abgeschlossen und zum nächsten Morgen die Abreise von hier bestimmt.

Einen kleinen Abstecher nach dem nahe gelegenen Orte el Botucal machend, dessen Gegend durch ungemein große Fruchtbarkeit des Bodens sich auszeichnet, bewunderte ich eine ungemein kleine Stachelpalme[548]), die auf einem dünnen, rohrartigen stachligen, höchstens 6 Fuß hohen Schafte eine Menge kleiner, zierlich gekrümmter Wedel, und ovale, braune Früchte von Saubohnengröße trägt. Sie steht in kleinen Gruppen, die einen gemeinsamen Wurzelstock haben und ähnelt einer Piritu en miniature; sie scheint nur allein in dieser Gegend wie in dem nahen Thale von San Diego, wahrscheinlich auch in den anderen Thälern des südlichen Theiles der Küsten-Anden von Venezuela vorzukommen, da ich sie anderswo in diesem Lande nicht angetroffen habe.

In die Posada von Naguanagua zurückgekommen, war es bereits dunkel.

Die zahlreichen Caballeros und Señoritas hatten längst den Ort wieder verlassen, nur einige Neuangekommene, die wie ich hier zu übernachten gedachten, schaukelten sich in den Hängematten der Sala und des hinter dem Hause befindlichen kühlen

Corridors. Eine Menge Volks beiderlei Geschlechts und des verschiedensten Alters stand, wie es schien, in eifriger Erwartung in den an den Nebengebäuden sich hinziehenden Gallerien.

Bereits war ich im Begriff, mich nach der Ursache des Auflaufes zu erkundigen, da wurde ich mit einem Male auf die schauderhafteste Weise an die Scene von heute Morgen in der Pulperia erinnert.

Wie die Trompetenstöße in Meyerbeer's „Robert der Teufel" in der auf dem alten Klosterkirchhof spielenden Scene, so schaurig und nervenergreifend erscholl plötzlich die Trompete des Titerero aus der dunklen Grabesnacht, in welche das zum Schauplatz erwählte Zimmer im Nebengebäude eingehüllt war. Die Thür desselben öffnete sich und der noch dunkle Raum empfing die draußen versammelt gewesene Menge. Ich wartete zuvor das Ende der auf das Erschütterndste an die dunklen Pforten des Todes erinnernden furchtbaren Töne ab und betrat erst dann den Schauplatz der Titeres.

An der Wand mit dem einen Arme, der ein dünnes angebranntes Talglicht hielt, hin und her fahrend, bemühte sich der, trotz der vielen seit dem Morgen genossenen Palos, noch nicht hinlänglich sich erfrischt habende Titerero, gleich einem vom Winde bewegten schlanken Rohre nach allen Seiten schwankend, das Licht an die Wand zu kleben, was ihm endlich nach vielen vergeblichen Versuchen gelang. Diesem glücklichen Unternehmen folgten noch drei andere ähnliche, die eine geraume Zeit hinwegnahmen.

Das Publikum ertrug den langen Aufschub geduldig, viele der Señores waren sicher damit vollkommen zufrieden, indem sie die edle Zeit, wie die herrschende Finsterniß wohl benutzten, um mit den Señoritas genauere Bekanntschaft zu machen. Endlich brannten, zu großem Verdruß der letzteren, die an die Wände geklebten vier Talglichter, wie zwei ähnliche vor dem Kasten der

Titeres und machten durch ihre helle Beleuchtung den Liebesspielen des Publikums ein Ende.

Das Marionettentheater war in der Weise des englischen Punchtheaters und das Süjet des aufgeführten Stückes unbeschreibbar. Die Hauptscenen, außer eclatanten Liebesaffairen, bestanden in Saufereien, die von dem in dieser Kunst als Meister dastehenden Titerero in seiner Originalschnapsstimme abgehandelt wurden, bei anderen Scenen wußte er dagegen seiner Stimme eine täuschende Aehnlichkeit mit den Tönen einer Kindertrompete zu geben, was den andächtigen Zuhörern das größte Erstaunen über die Modulation der menschlichen Stimme abzwang.

Das Stück sollte jedoch nicht zu Ende kommen.

Der Kasten mit den Titeres wurde plötzlich gewaltig erschüttert und stürzte mit den brennenden Talglichtern nach vorn in den Zuschauerkreis über, eine auf ihm gestandene halbvolle Flasche Aguardiente flog mitten unter das Publikum und parfümirte mit ihrem Inhalte die Köpfe und Gesichter desselben. Dem Kasten nach aber kam in seiner ganzen Länge der Titerero gestürzt, der gleich einem sterbenden Gladiator, anstatt des Schwertes ein leeres Schnapsglas in der Hand haltend, durch die Gewalt der vielen Tragos über die Trümmer seines Theaters geworfen wurde. Das Publikum entfloh kreischend und beendete draußen aus dem Stegreife, bei der Dunkelheit der Nacht, das unterbrochene Schauspiel.

Ich legte mich bald in meine Hängematte, in der ich fortwährend durch den Lärm einer Menge um die Tische versammelter würfel- und kartenspielender Caballeros im Schlafe gestört wurde.

Bereits zur Madrugada[649]) war der Arriero Jacinto im Hofe der Posada beschäftigt, seine sechs Mulas zu beladen und eine Stunde später rückte ich mit meinen zwei Reisegefährten und der unter der Aufsicht von Jacinto und einem braunen Knaben stehenden Arca aus Naguanagua, der Stadt Valencia zu.

Die breite Straße führt durch lange Savanen und ist zur Genüge mit Pulperias besetzt, die in geringen Entfernungen von einander stehen. Bedenkt man, daß hier der einzige Landweg von Caracas nach Puerto Cabello, sowie die zwei Hauptstraßen von diesen beiden Städten über Valencia nach dem Innern Venezuela's, die eine nach San Carlos, die andere nach Barquisimeto, Barinas und all den anderen westlich gelegenen Städten des Innern führen, so darf man über die ungemeine Frequenz dieser Straße sich nicht wundern.

Lange Zeit, wohl eine Stunde, reitet man durch die Savane, bis man in die Nähe einer kleinen Ortschaft gelangt, die nach beiden Seiten der Straße einzelne Häuser entsendet, unter denen ein großes steinernes Gebäude, mit daran stoßendem Cocal[550]), die Aufmerksamkeit des Reisenden fesselt. Es ist die Caffeehacienda Cameruco, die sich von der Hinterseite des Gebäudes bis nach dem entfernten Fluße erstreckt.

Das große Cocal liegt am Wege und zeigt deutlich, wie die Cocos nucifera, fern vom salzigen Boden der Meeresküste, ihr Gedeihen nicht findet. Die Wedel der Palmen sehen vergelbt aus und die Stämme zeigen ein kümmerliches, krüppliges Wachsthum. Das zeitweilige Begießen mit Salzwasser ersetzt nicht den natürlichen salzgeschwängerten Boden der Meeresküste, der zu ihrem guten Wachsthum erforderlich ist.

Zwischen den Wohnungen und Conucos zieht nunmehr die Straße bis Valencia sich dahin. Los Cerritos heißt die Vorstadt Valencia's, die man, von Puerto Cabello kommend, zuerst berührt.

Weiße einstöckige Häuser mit rothen Ziegeldächern, in Bauart völlig ähnlich denen in Puerto Cabello und allen anderen venezuelanischen Städten, die, an nur theilweise gepflasterten, rechtwinklig sich durchschneidenden Straßen liegend, in den Vorstädten mit rothbraunen Lehmhütten mit Palmendach, in der Innenstadt oft mit den noch von dem großen Erdbeben vom

16. März 1812 herstammenden, dicht mit Schlingpflanzen überzogenen Ruinen großer Gebäude, abwechseln, dies ist der Haupteindruck, den die Stadt Nueva Valencia auf den Reisenden macht.

Die Straßen Valencia's laufen schnurgerade, kreuzen sich in rechten Winkeln und eine gewisse Anzahl derselben bilden mit den an ihnen gelegenen Gebäuden große regelmäßige Cuadras[551]).

Einige derselben sind sehr breit, die meisten aber zeichnen sich durch die erbärmlichste Pflasterung aus, die große Löcher, lange Gräben und Höhlen aufweist und den sie Passirenden die interessantesten Beinbrüche in Aussicht stellt.

Die ein regulaires Viereck bildende Plaza mayor[552]) zeichnet sich unter den anderen geringeren öffentlichen Plätzen durch ihre übermäßige Größe aus, zu welcher die an derselben liegenden niedrigen Gebäude schlecht harmoniren. Die größte, mit zwei schönen Thürmen gezierte, noch von den Spaniern erbaute Kirche Valencia's begrenzt zur Hälfte die östliche Seite der Plaza, die anderen, an derselben befindlichen Gebäude sind allein nur durch ihre Länge auffallend, tragen jedoch zur Zierde des Platzes nicht im Mindesten bei. Das Schönste der Plaza ist ihre Lage, welche die prachtvollste Aussicht auf die hohe Kette der Küsten-Anden darbietet. Ein schöner Tropenabend, zugebracht auf den, in der Mitte ihrer Gartenanlagen dastehenden Bänken, mit dem Blick auf die schöne erhabene Gebirgskette, bei dem sanft plätschernden Geräusch der aus den nahen Fontainen herabfallenden Wasserstrahlen und den entfernten Klängen der Cither oder Guitarre, ist sicher einer der größten, reinsten Genüsse, die man in Valencia haben kann.

Außer der bereits angeführten Kirche weist Valencia noch eine Menge anderer schöner, von den Spaniern erbauter Kirchen und Klöster auf, von denen jedoch einige nur noch als Ruinen dastehen.

Der Fluß von Valencia läuft durch die östliche Vorstadt, die durch eine schöne steinerne Brücke mit der innern Stadt verbunden ist; er mündet in den See von Tacarigua.

Die Stadt weist eine sehr geräumige, in der Zimmermannsarbeit des großen Dachstuhles ungemein wohl construirte Plaza del mercado[553]) auf.

Valencia ist wenig belebt, die geräumigen Gebäude meist nur von einer Familie, oft auch gar nicht bewohnt; die Stadt ist nicht, gleich den Hafenstädten, eine große Handelsstadt; ihr Verkehr beschränkt sich nur auf Transithandel von und nach dem Innern. Eine Menge Plantagenbesitzer des Thales von Aragua, der Ufer des Sees wie der weiten Ebene von Valencia, besitzen große Häuser in Valencia, die sie nur während einiger Monate bewohnen, den größten Theil des Jahres aber mit der Familie auf ihren Haciendas zubringen.

Die Bevölkerung der Stadt ist, wie in allen südamerikanischen Städten, eine sehr gemischte und die farbige Raçe vorherrschend. Man erblickt hier bei weitem weniger Schwarze und noch weniger Europäer, als in den Küstenstädten. Der kaufmännische Handel ist nicht, wie in letzteren, hauptsächlich in den Händen der Europäer, sondern in denen von Farbigen oder Portugiesen, ebenso wie die niedrigeren Geschäfte und der Landbau von den beiden letzteren Raçen, nicht von Schwarzen, betrieben werden. Je mehr man nach dem Innern gelangt, desto mehr verschwindet das weiße und schwarze Element und die vielfachen Abstufungen der Farbigen wie die Abkömmlinge von Indianern treten dafür an dessen Stelle; nur allein die Küstenstädte Venezuela's wimmeln, besonders nach der Aufhebung der Sklaverei, von Schwarzen, die als Lastträger, Karrenführer, seltener als Professionisten, den größten Theil der Bevölkerung dieser Städte bilden. Nur die Fessel der Sklaverei hat sie früher gezwungen, in den Plantagen zu arbeiten; seit sie ihre Freiheit erlangt, haben sie bei ihrem

Hang zum regellosen, umherschweifenden Leben und Nichtsthun dieser Beschäftigung entsagt und sich nach den Hafenstädten gezogen, wo sie beim Laden der Schiffe u. s. w. durch ihre ungemeine Körperstärke, die sie befähigt, schwere Lasten ohne große Anstrengung zu tragen, einen sehr guten Verdienst haben.

Trotzdem verwundert man sich über die Möglichkeit, wie eine so große Menge auf der Straße und in Pulperias herumlungernder, nichtsthuender Schwarzer ihren Lebensunterhalt erwerben und nicht längst schon vor Hunger umgekommen sind; die elende Lebensweise und seltene Genügsamkeit dieses Volkes, das zur täglichen Nahrung mit einigen Platanos sich begnügt, ist wohl kaum die richtige Antwort auf eine solche Frage.

Die Stadt Valencia liegt am Ausgange der südlichen Ausläufer der Küsten-Anden, deren niedrige, kahle Höhenzüge östlich und westlich von der Stadt sich hinziehen, von denen der östliche Zug dicht an der Vorstadt in dem, an der linken Seite, der Straße nach Caracas zu, liegenden Morro de Valencia plötzlich endet, der westliche dagegen noch mehre Leguas, nach Westen zu sich wendend, fortläuft.

Die Straße nach Caracas führt zugleich nach der im Osten der Stadt liegenden und nur dreiviertel deutsche Meilen davon entfernten Laguna de Tacarigua, gewöhnlich der See von Valencia genannt, welche 1332 Fuß über dem Meere liegt, von Ost nach West zehn Meilen lang und von Nord nach Süd zwei, ja mitunter drei Meilen breit ist.

Die Reize seiner malerischen Ufer, die mit Ortschaften und Caffee-, Zucker-, Baumwolle-, Indigo- und Tabakpflanzungen übersäet und im Norden wie Süden von einer langen Kette hoher, zackiger, an die Schweizer Alpen erinnernder Gebirge umschlossen sind, während sie im Ost und West nach herrlichen Thälern und fruchtbaren Ebenen führen, sind schon von A. v. Humboldt mit vielem Recht in seiner unerreichbaren Schreibweise, die eine Schilderung

derselben von anderer Hand durchaus werthlos macht, gerühmt worden.

Die schönsten Gegenden sind die am nördlichen Ufer gelegenen Orte los Guayos, Guacara mit der Hacienda von Mocundo, San Joaquin, Maracay und Turmero mit seinem riesigen Zamang[554]) del Guayre. Bei dem nur aus wenigen Häusern bestehenden Orte Cabrera treten die Ausläufer der Küsten-Anden bis dicht an den See, der hier mit seinen schilfreichen Ufern, den kahlen, mit grauen Felsmassen bedeckten Hügeln, über welche mauergleiche, zerklüftete, ausgezackte Gebirgsmassen im Hintergrund in die Wolken sich erheben, ein getreues Bild der Oede und Verlassenheit inmitten der von Ueppigkeit und Leben strotzenden Natur schafft.

Die Tiefe des Sees ist von 12 bis 15, an seiner tiefsten Stelle 35 bis 40 Faden, am seichtesten aber ist er am nördlichen Ufer, von wo man weite Strecken in denselben hineinwaten kann, bevor man zu schwimmen nöthig hat. Er soll immer mehr und mehr im Zurückweichen begriffen sein, was man am deutlichsten aus den drei bereits früher erwähnten, eine Viertelmeile von seinem westlichen Ufer gelegenen, 200 bis 250 Fuß hohen Granithügeln el Cerrito de San Pedro, Caratapona und el Islote, die früher Inseln des Sees bildeten, ersehen kann.

Die immer mehr und mehr um sich greifende Cultur des Caffee, der Baumwolle, des Indigo und Zuckerrohrs und das durch die Cultivirung des Bodens bedingte Fällen großer Waldstrecken in den Thälern von Aragua und an den Gebirgsabhängen hat den Wasserzufluß, den der See von dieser Seite, vom Gebirge herab gehabt, sehr vermindert; die zahlreichen, früher durch Wald geschützten Gebirgsbäche verdunsten jetzt oft, durch die trocken gelegten, schattenlosen Ufer der heißen Tropensonne ausgesetzt, bevor sie ihre Mündung erreichen und geben nicht mehr den dritten Theil ihrer in früherer Zeit gehabten Wassermenge

an den See ab. Dies ist jedenfalls eine der Hauptursachen der Wasserabnahme des Sees; daß derselbe aber einen unterirdischen Abfluß nach dem Meere zu haben soll, wie die Eingeborenen glauben, ist sicher eine Fabel, da sein Bett dann wohl längst schon gänzlich ausgetrocknet wäre, indem sein Zufluß an Wasser, wie bereits gesagt, nicht mehr die Hälfte so reichlich ist, als er vor funfzig und hundert Jahren gewesen sein muß.

Große Strecken Landes, die früher unter dem Wasser des Sees lagen, sind jetzt trocken und mit Zuckerrohr, Tabak und Bananen bepflanzt und so weicht der See von Valencia von Jahr zu Jahr von seinen früheren Ufern zurück.

Ein Ausflug von der am nördlichen Ufer des Sees gelegenen Caffee- und Zuckerrohrhacienda von Mocundo nach der größten der zwanzig im See gelegenen Inseln, el Burro, gewährt dem Bewunderer der Natur großes Vergnügen.

Mocundo selbst ist reizend gelegen und die saftgrünen Felder des creolischen und otaheitischen Zuckerrohres ziehen sich weit an den flachen Gestaden des Sees hin, während die große Caffeeplantage, überragt von hohen Buscares[555]), im tiefen Schatten, dem Urwalde gleich, eine Strecke von der Küste entfernt liegt und bis nach dem Morro von Mocundo sich erstreckt. Die Gebäude der Hacienda sind mehre Stock hoch, im europäischen Style erbaut und mit einem Belvedere versehen, von dem herab man die herrlichste Aussicht auf den See, dessen lachende Ufer und die hohen, ihn von zwei Seiten einschließenden Gebirgsketten hat. Rings um die Gebäude ziehen sich parkähnliche Anlagen, die dem Verehrer tropischer Vegetation ungemein reichen Genuß gewähren.

Die früher auf dieser Hacienda von den canarischen Inseln mit großen Kosten eingeführten Kameele und ihre Nachkommenschaft sind, wohl aus Mangel an gehöriger Pflege, längst schon

verschwunden, obwohl das Volk in dieser Gegend mitunter noch über das seltsame, häßliche Aussehen dieser Thiere spricht.

Schaaren tausender grüner Loros[556]) bewohnen die Buscares der Caffeehacienda und fliegen in dichten Massen unter ohrzerreißendem Geschrei über die Hacienda dahin, den entfernteren Waldungen zu, von denen sie erst kurz vor Sonnenuntergang unter ähnlichem Lärmen zurückkommen.

Graue und weiße Reiher, bunte Wasserhühner, große Rallen und niedliche Spornflügler[557]) beleben die flachen Gestade des schönen Sees und Schaaren von Möven[558]) fliegen heftig kreischend über den glatten ruhigen Wasserspiegel, der nur bisweilen durch ihr plötzliches Tauchen ein wenig bewegt wird.

Eine kleine, dem Menschen ungefährliche Caiman-Art[559]) bewohnt den fischreichen See, der viel Ueberfluß an wohlschmeckenden Fischen, den Guavinas[560]), Bagres[561]) und Sardinas wie an Conchylien[562]) hat; ein dem Proteus ähnliches Reptil, das nach Aussage der das Gestade bewohnenden Leute an einigen Stellen des Sees vorkommen soll, ist mir jedoch nie zu Gesicht gekommen.

Je mehr man im Boote, der Insel el Burro zu rudernd, von den Ufern des Sees sich entfernt, desto mehr tauchen im Norden die hohen Gipfel der Küsten-Anden über die am Ufer entlang sich ziehenden Laubmassen der, die Caffeehacienda von Mocundo beschützenden, Buscares empor, jeder Ruderschlag verändert die Gebirgsscenerie, immer weiter öffnet im Osten sich das schöne Thal von Aragua, immer höher thürmt, nach dieser Gegend zu, die zweite südlich liegende Gebirgskette sich auf und erinnert in ihrer Erhabenheit an die südlichen Gestade des Genfer Sees bei Evian und Meillerie, nur daß ihr die Nadeln und Hörner des Dent de Midi, die beeisten Kuppen des Montblanc fehlen.

Die Bootfahrt von einer kleinen Stunde bringt uns an das Ufer der reizenden, 12000 Fuß langen Felseninsel el Burro[563]),

deren Granitmassen dem gesattelten Körper des Thieres, dessen Namen sie führt, wohl nur bei größter Imagination des Beschauers ähneln.

Einige ländliche Gebäude liegen am Fuße der spärlich bewachsenen Granithügel und rings um sie dehnt eine sorgfältig angebaute Ebene sich aus. Parkähnlich stehen schöne Baumgruppen feingefiederter Mimosen, Cäsalpinien und Ingas, dunkle, tiefen Schatten gebende Mangos, leichtbelaubte Guayabos und mit zierlichen Blattkronen geschmückte Lechosas[564]), von denen eine niedliche Zwerg-Art, der Tapaculo[565]), hier wild wächst, umher und beschatten die saftgrünen Pflanzungen der Tomates[566]), der Berenjena[567]), mit gänseeigroßer violeter Frucht, des Tabaks und der Zwiebel, die hier vorzugsweise gebaut werden und ungemein gut gedeihen.

Eine große Menge Ziegen beleben die Felsenhügel und bilden mit den zahlreichen hier gezüchteten Hühnern den Haupthandelszweig der kleinen Familie von Farbigen, die ein glückliches, abgeschiedenes Leben auf der lieblichen Insel führt.

Die Insel ist bald durchwandert, an Merkwürdigkeiten des Naturreiches bietet sie wenig Neues.

Kurz nach der Abfahrt verändert sich die bis jetzt heiter gewesene Scene.

Große graue Wolkenmassen, von Osten kommend, schieben sich an den Gebirgen hin und hüllen sie in einen düstern Schleier, aus dem nur ihre Contouren noch zu erblicken sind.

Ein ungeheurer Sturm hat sich erhoben und jagt über den See dahin, dessen vorher glatter Wasserspiegel jetzt mit den hohen, sich überstürzenden Wogen, auf denen weißschäumende Kämme mit Blitzesschnelle dahinlaufen, dem aufgeregten Meere gleicht.

Das kleine Boot wird auf's Heftigste hin- und hergeworfen

und läuft große Gefahr, von den Sturzwellen gefüllt, in die Tiefe des Sees hinabzusinken.

Graue Regenwolken schweben vom Gebirge heran und hüllen Ufer und Inseln in ihren Schleier.

Ein gewaltiger Platzregen überschüttet den See und droht, im Verein mit den Wellen, das Boot zu füllen, alle Hände sind in letzterem geschäftig, das in Unmasse hineinstürzende Wasser auszuschöpfen, nur der das Steuer führende Mulatte steht ruhig da und sucht den daherstürmenden großen Wellen so viel als möglich mit dem Boote auszuweichen.

Die in eintöniges Grau gehüllten Gebirge erscheinen durch den nicht allzu dichten Schleier in Riesengröße, sowie der ganze See einer ungeheuren Masse siedend aufwallenden Bleies gleicht.

Immer wieder ziehen neue Wolkenmassen vom Gebirge heran, ein Regenguß folgt dem andern und das Ungewitter hört nicht eher auf, als bis wir glücklich gelandet und in der Veranda des Wohnhauses der Hacienda im Trockenen sitzen. — — —

El Burro, la Culebra, Isla de Cura, Chambery heißen die größten der aus dem See emportauchenden Inseln, alle anderen bestehen meist nur aus gewaltigen Felsmassen und nur die unter dem Namen las Aparecidas, seit etwa funfzig Jahren durch die Abnahme der Wassermenge des Sees über die Wasserfläche hervorgetretene Gruppe flacher kleiner Inseln, sind ursprünglich Sandbänke.

Kleine Dampfschiffe befahren den See und vermitteln die Beförderung der Naturprodukte der an seinen Ufern gelegenen Haciendas nach Valencia. — —

Das Klima der Gegend von Valencia ist ein sehr gesundes, und es herrscht hier eine bei Weitem angenehmere, kühlere Temperatur als in den Hafenstädten Venezuela's, besonders sind die Nächte sehr kühl und das Thermometer sinkt zu dieser Zeit mitunter auf 16 bis 18° herab. Trotzdem grassirte im Jahre 1855

in der Stadt und in den am See gelegenen Ortschaften die Cholera in furchtbarer Weise. —

Nach kurzem Aufenthalte verließ ich mit meinen Begleitern Valencia, um mich nach der drei Tagereisen davon gegen Südost gelegenen Stadt San Juan del Pao, gewöhnlich nur „el Páo" genannt, zu begeben.

Die Vorstadt los Corrales, durch welche man nach dieser Richtung hin Valencia verläßt, zieht sich eine weite Strecke dahin. Lange, niedrige, an unregelmäßigen Straßen gelegene Gebäude, verödete, grasbewachsene Plätze, Häuserruinen, überragt von einzelnen Cocospalmen, endlich eine Reihe vereinzelt stehender Lehmhütten, die in einer breiten, staubigen Straße liegen, bilden diese Vorstadt. Weite viereckige Corrales, zur Aufnahme der die Stadt passirenden großen Menge von Viehheerden bestimmt, stoßen an die Lehmhütten und riesige Mangos und Copeys beschatten die Front derselben, die in der Regel eine Pulperia aufweist.

Vor einer der größeren dieser Hütten steht ein ungeheurer Matapalo[568]), dessen Opfer längst schon von den festumschlingenden Armen des riesigen Parasiten erstickt wurde und der jetzt vergebens strebt, mit seinen nach allen Seiten hin sich windenden Aesten und Wurzeln ein anderes zu erfassen, um es in seine langsam tödtende Umarmung zu ziehen. In hundert der seltsamsten Windungen liegt das vegetabilische Monstrum, seiner Stütze beraubt, halb auf der Erde und erhebt sich dann in merkwürdigen Krümmungen, gleichsam vor Wuth, mit seinen Aesten und Wurzelausläufern sich selbst zusammenschnürend und theilweise tödtend, bis der riesige gordische Knoten nach oben zu allmählich sich lockert und seine kolossalen wagerecht stehenden Aeste nach allen Seiten entsendet, um ein ungeheures Schirmdach glänzender, lederartiger Blätter zu bilden. Der Umfang seines Stammes mit den über der Erde befindlichen in einander verschlungenen, kolossalen Wurzeln beträgt allermindestens 60 Fuß.

Endlich sind die letzten Hütten Valencia's passirt und man tritt hinaus in die weite Ebene. Reges Leben herrscht eben auch auf dieser nach San Carlos führenden Straße, wiewohl lange nicht in dem Maße, als auf der großen Straße von Puerto Cabello nach Caracas.

Arrieros und Ganaderos sind auf der Straße nach San Carlos die Hauptpersonen.

Zur rechten Seite des Weges, in ziemlicher Entfernung, ziehen sich noch eine geraume Zeit die niedrigen Ausläufer der Küsten-Anden dahin, kahle, mit Gras und Steingeröll bedeckte Hügel von denen hier und da dichte dunkle Gruppen stachelblättriger Agaven mit ihren riesigen Blüthenstengeln, aus der Ferne abgestorbenen Kieferbäumchen gleich, in die Höhe starren.

Dürr und trocken ist Alles umher und nur in großen Entfernungen von einander stehen kleine, zum Theil entlaubte, graugrüne Wäldchen. Die ganze Ebene trägt bereits den Charakter der Llanos, nur die hohen, am Horizonte rings umher sich ziehenden Gebirgsketten harmoniren nicht damit.

Nach Verlauf von zwei Stunden gelangte ich in eine kleine Ortschaft, los Sitios, deren nette, weißgetünchte, mit rothen Ziegeldächern versehene Häuschen von einigem Wohlstande der Bewohner zeugen. Hier wohnen meist Ganaderos, welche den Transport der aus den Llanos kommenden Viehheerden von dieser Gegend aus bis nach Puerto Cabello bewerkstelligen. Diese großen Viehheerden werden von den Llaneros[569]) bis nach den nahen Orten Tocuyito oder Carabobo gebracht, von wo aus sie von den in dieser Gegend wohnenden Ganaderos zum Weitertransport übernommen werden.

Schöne, pyramidenförmig aufsteigende Sauses, dunkelgrüne, kolossale Mangos mit abgerundetem, dichtem Laubgewölbe, hier und da eine hoch emporragende Cocospalme, mit Gebüschen des herrlichen Paraiso[570]) und der fliederblüthigen Astromeria[571])

bilden die Umgebung der Wohnungen. Die unvermeidlichen Pulperias sind auch hier in gewohnter Menge und die gemischtesten Gäste, vom Caballero bis zum Vagabondo, zu finden. Unter letzterem Ausdruck, der in Venezuela auch oft in scherzhafter Weise von anständigen Leuten gebraucht wird, versteht man im strengsten Sinne des Wortes solche Leute, die bei zerlumpter Kleidung nicht einmal im Besitz einer Cobija sind. Eine zerlumpte Kleidung stempelt in diesem Land einen Menschen noch nicht zum Vagabonden, da man sowohl auf dem Lande als auch in den Städten solche oft an Leuten findet, die ihren Lebensunterhalt durch fleißige Arbeit sich erwerben, der Nichtbesitz einer Cobija erwirbt ihm jedoch diesen Titel.

Jeder ordentliche Venezuelaner, reich und arm, zu Pferde und zu Fuß, wird nie ohne Cobija reisen und selbst wenn diese schmutzig ist und in Fetzen hängt, wird deren Besitzer nie zur schlechten Menschenklasse gerechnet werden; der Ausdruck jedoch „el no tiene cobija“[572]) ist stets ein warnender und bezeichnet einen wirklichen Vagabondo. —

Nach einigen Stunden weiterer Reise durch ebene Savane gelangt man in den größern Ort Tocuyito, der von zwei langen Häuserreihen, durch welche die breite Straße führt, gebildet wird. Eine recht niedliche Kirche im spanischen Style steht am Ende des Ortes auf einem großen viereckigen Platze.

Ich logirte in einer größern Pulperia, die ein recht anständiger junger Farbiger, nebenbei auch der Schullehrer des Ortes, besaß, der es sich, da ich einige Tage hier zubringen wollte, angelegen sein ließ, überall in der Gegend mich umherzuführen, wofür mir seine Schüler, die in Folge des seltenen Besuches des „naturalista“ zwei freie Tage erhielten, ohne Zweifel sehr dankbar waren.

Er schien strenge Disciplin unter der ihm anvertrauten Jugend zu führen und das Stöckchen, jedoch nicht von Haselnuß,

sondern ein zäher Bejucostengel[573]), schien, nach den Tönen der menschlichen Stimme, die in ihren verschiedenen Abstufungen vom brüllenden Geheul bis zum halb unterdrückten Schluchzen mir oft genug zu Ohren gelangten, zu schließen, auch hier ganz in europäischer Weise dem fleischigsten Theile des Körpers der schwer lenksamen Jugend applicirt zu werden.

Das nette geräumige Haus, mit kühlem Fußboden von Backsteinen, war mit einer breiten Veranda versehen, die nach dem sehr wohl angelegten und gut unterhaltenen großen Garten führte. Ein kleines Flüßchen wand am Ende des Gartens sich dahin, überschattet von schönen Jambosen, großen Oleander- und Granatgebüschen.

Der junge Lehrer war ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber und sein erster Ausflug mit mir geschah nach einer am Orte gelegenen Caffeehacienda, um Papageien zu schießen. Er stellte mich der Besitzerin der Hacienda, einer Witwe und ihren zwei Töchtern, mit denen er verwandt war, in einer großen Sala des Wohngebäudes, in welcher sie sich in Gesellschaft eines Padre befanden, vor. Letzterer schien, seiner Physiognomie wie seinen Manieren nach, ein echter, verknöcherter Jesuit zu sein und hatte nicht sobald, nach vielen gleich einem Diener der Paßpolizei an mich gerichteten Fragen erfahren, daß ich Protestant sei, als auch sofort jede fernere Unterhaltung stockte und ich durch sein, wie der Señoritas abstoßendes Benehmen veranlaßt wurde, mich bald zu empfehlen.

Ich bin in Venezuela sehr viel mit katholischen Geistlichen, die wohl wußten, daß ich Protestant sei, zusammengekommen und muß gestehen, daß die meisten derselben sehr aufgeklärte, für alle Zweige der Wissenschaft sich interessirende Männer waren, die eine ungemeine Toleranz in Religionssachen an den Tag legten und in meiner Gegenwart es sich nie hätten zu Schulden kommen lassen, mit Spott oder Verachtung die Bekenner einer andern Religionspartei zu behandeln. Der Padre in Tocuyito

machte von diesen eine Ausnahme und lenkte überdies, wie mir mein Begleiter später bemerkte, seine ihm anvertraute Gemeinde gänzlich nach seinem Willen. Tiefer im Innern von Venezuela herrscht überhaupt noch viel Bigotterie, von der in den bewohnteren, nach der Küste zu gelegenen Gegenden nicht die mindeste Spur zu finden ist. —

Die Jagd auf Loros[574]) fiel bei der großen, auf den Bäumen der Hacienda nistenden Menge, trotz der Schwierigkeit, sie zu beschleichen, sehr ergiebig aus; mein Begleiter war ein gewandter Jäger, der die Scheuheit und Vorsicht dieser Vögel zu überlisten verstand.

Am nächsten Tage unternahmen wir einen Jagdausflug nach einem der großen, in der Nähe des Ortes liegenden, schilfbewachsenen Teiche. Reiher, große Schnepfen-Arten, rosarothe Löffelreiher[575]) und Viririenten[576]) belebten in großer Menge die von Gebüsch entblößten Ufer der seeartig ausgebreiteten Wasserfläche.

Da man im tropischen Süd-Amerika der argen Hitze wegen der für lange Märsche außerdem durch ihre Schwere ungeeigneten Wasserstiefeln sich nicht bedient, so watete ich, nachdem ich Schuhe und Strümpfe am Ufer zurückgelassen, barfuß in den Teich hinein, um einige dieser Vögel schußgerecht zu bekommen. Der Eifer der Jagd hatte mich wenig auf meinen Körper achten lassen, so daß ich erst, nachdem ich einige Beute gemacht und nun nach dem Ufer zurückwaten wollte, heftige Stiche an meinen Beinen fühlte und zugleich sah, daß meine Beinkleider blutig gefärbt waren. Bei genauerer Untersuchung entdeckte ich eine ziemliche Anzahl großer Blutegel, die an den Schenkeln und Waden sich festgesaugt hatten. In größter Eil lief ich an's Ufer und verschwendete, da mir weder Salz noch Essig zur Hand war, mein Pulver, um sie durch Bestreuen damit zum Abfallen zu bewegen. Sie schienen sich jedoch wenig um diese Aufmerksamkeit zu kümmern, und um nur so bald als möglich von ihnen befreit zu werden, sah

ich mich genöthigt, sie gewaltsam vom Fleische loszureißen oder mit dem Messer zu durchschneiden.

Ich hatte dadurch alle Lust zur Fortsetzung der Jagd verloren und überdies noch mehre Tage an den, durch das Abreißen der Egel entstandenen, Wunden zu leiden. Trotz der Bitten meines liebenswürdigen Wirthes ließ ich mich nicht länger in Tocuyito halten, sondern reiste am nächsten Tage zum Bedauern der Schulkinder des Ortes, die gern noch einige Tage länger die Freiheit genossen hätten, ab

Am südlichen Ende des Ortes fließt der von den Ausläufern der Küsten-Anden kommende Rio Tocuyito vorüber, der in der Regenzeit oft bedeutend anschwillt und die umliegenden Savanen unter Wasser setzt. Jetzt war er seicht und konnte ohne Gefahr durchwatet werden. Niedriges Gebüsch und dichte Cañales[577]) der hohen herrlichen Caña brava mit Fächerblättern, durchrankt von den hundert Fuß langen, stachligen, mit Fiederwedeln besetzten Stengeln des Desmoncus[578]), bedecken die Ufer.

Wieder geht es in die Savane hinein und einige Stunden in derselben ohne große Abwechselung, als die einiger darin zerstreut liegender Wäldchen, an denen die Straße vorüberführt, fort.

Der nächste größere Ort, den man von Tocuyito in einigen Stunden erreicht, ist Carabobo, an den sich für Venezuela ungemein wichtige geschichtliche Erinnerungen knüpfen.

Es war am 24. Juni 1821, als in der Ebene von Carabobo durch die letzte große siegreiche Schlacht der Venezuelaner unter Simon Bolivar, gegen die Spanier unter den Generalen del Torre und Morales, die Unabhängigkeit Venezeula's von den Spaniern entschieden wurde, in Folge welcher letztere das ganze Land räumen mußten.

Die Provinz, zu welcher Valencia und Puerto Cabello gehören, hat zum Andenken an diese wichtige Begebenheit den Namen

„Carabobo" erhalten, obgleich dieser Ort selbst sehr unbedeutend ist und aus nur wenigen Häusern besteht.

„Quando van-a-dar Vms. una accion de la maroma?"[579]) fragten uns einige auf der Straße Begegnende, als ich mit meinen Begleitern in den Ort einzog und ebenso hörte ich in der Pulperia, wo wir, um uns zu erfrischen, rasteten, den Wirth unsern Arriero fragen: „es verdad, los Señores son maromeros?"[580]) Ob nun die mit Kisten beladenen Esel, unsere Haltung, oder weil wir als anständig gekleidete Weiße zu Fuße gingen, die Leute in Carabobo in uns Seiltänzer vermuthen ließen, kann ich nicht behaupten, genug sie thaten es und ich fand nicht für nöthig, sie über ihren Irrthum aufzuklären; so viel ist gewiß, daß weder ich noch meine Begleiter ihnen Vorstellungen im höheren Seiltanzen gaben und daß die in der Pulperia anwesenden Gäste im höchsten Grade mißvergnügt waren, als sie durch unsere Abreise in ihren Erwartungen sich getäuscht sahen.

Wie überall in der Gegend, bestehen die Häuser in Carabobo meist in Pulperias, deren Besitzer bedeutende Einnahmen von den vielen Durchreisenden haben. Es treffen hier zwei große Straßen des Innern, die von den Llanos des Baúl über San Juan del Páo und die von San Carlos über Tinaco, zusammen, auf denen, besonders in der trockenen Zeit, ein überaus reger Verkehr stattfindet.

Fortwährend wimmelte es in der Pulperia, in der ich mich befand, von allen Arten Reisenden und der Wirth, der außerdem eine Matanza[581]) und Hacienda hatte, mußte sehr bedeutende Einnahme durch den schlechten Catalonier Wein, den widerlich riechenden Aguardiente und durch sein sohlenlederähnliches carne seca haben.

Bei Carabobo die Hauptstraße verlassend, wandte ich mich nach Südost, dem nahen Gebirge, der sogenanten Galera del Páo, zu. Die Straße dahin ist bei weitem weniger besucht, fast

nur von Ganaderos und Leuten, welche aus dem Baúl Ladungen von carne de Chiguire[582]), getrockneten Fischen und großen mühlensteinähnlichen Käsen nach der Küste bringen.

Noch vor Sonnenuntergang gelangte ich an den Fuß des Gebirges, das hier liebliche, fruchtbare Thäler, von kleinen Flüßchen durchzogen, bildet.

Mit Vergnügen begrüßte ich alte Bekannte von den Ufern des Yaracui in zwei Palmen, die auch in dieser Gegend vorkommen, der Palma de vino[583]) und der Palma redonda[584]).

Hin und wieder standen aus gespaltenem Bambus zierlich errichtete, mit den Wedeln der Attalea gedeckte Hütten, deren braune halbnackte Bewohner meine Karawane mit neugierigen Blicken musterten. Der einförmige öde Charakter der Savane war verschwunden, üppige Bäume und Sträucher standen in großen Gruppen überall umher und mit Gebüsch bewachsene Hügel wechselten mit grasbewachsenen Ebenen.

Es war am späten Nachmittage, als ich eines der vielen, die Straße kreuzenden Flüßchen passirend, auf der jenseitigen Anhöhe den kleinen Ort erblickte, in dem ich zu übernachten beschlossen hatte.

Die Gegend trug einen lieblichen Charakter, hohes Bambus und Caña brava wucherten in großer Ueppigkeit an den Ufern des kleinen, aber tiefen Flusses, der nicht ohne Schwierigkeit passirt wurde. Der Arriero hatte den Eseln die Last abzunehmen und auf seinem Kopfe hinüber zu tragen, die Thiere selbst mußten durchschwimmen. Herrliche Palmengruppen der prachtvollen Palma de vino standen in düsterer Majestät auf dem Hügel und ragten mit ihren malerisch schönen Riesenwedeln hoch in die klare Luft empor; das dunkle Blaugrün der kolossalen Kronen schuf gegen den Goldgrund der Abendbeleuchtung einen überaus prächtigen Effect.

Auf dem Gipfel der Anhöhe, der eine kleine Hochebene bil-

dete, stand das kleine aus wenigen Lehmhütten bestehende Dorf, in welchem zwei Pulperias sich befanden, aus deren einer schaurige Fisteltöne mit obligater Begleitung einer Zither, Trommel und Maracca schallten, wodurch ich veranlaßt wurde, in die andere, etwas entfernt davon gelegene, mich einzulogiren.

Hier war es sehr ruhig und nur einige Schweintreiber, die eine Heerde Schweine aus dem Innern brachten, theilten das Local mit mir.

Der Reisende im Innern von Venezuela muß mit jeder Gesellschaft, die er in den Wirthshäusern antrifft, vorlieb nehmen, sonst wäre er genöthigt im Freien zu logiren und vor Hunger umzukommen, da Niemand bereit sich zeigen würde, dem von der Gesellschaft sich Abschließenden Lebensmittel zu verkaufen. Selbst in den größeren Städten des Innern hält es aus Mangel an Posadas[585]) für Reisende schwer, anderswo als in den von den untersten Klassen besuchten Pulperias ein Unterkommen zu finden, wenn sie nicht durch Empfehlungen oder aus ganz besonderen Rücksichten ihr Logis bei Privatpersonen nehmen dürfen.

Die Hängematte vertritt in Venezuela, wie im ganzen tropischen Südamerika, bei dem Reisenden die Stelle des Bettes und nur ärmere Fußgänger legen sich in die Cobija gehüllt auf die schmalen Bänke oder den bloßen Fußboden der Pulperias.

Sobald nur der Arriero die Esel abgeladen und deren Verpflegung besorgt hatte, eilte er hinweg nach der andern Pulperia, um dem dort stattfindenden Balle beizuwohnen, während ich mich in die Hängematte warf.

Es war noch früh am Morgen, als mich die kräftigen Flüche des mit dem Laden der Esel beschäftigten Arriero weckten, der, nach seinen unsicheren Bewegungen zu schließen, die durchtanzte Nacht durch reichliche Libationen in Aguardiente gefeiert hatte. Am heutigen Tage mußte ein Theil des Gebirges durchwandert werden und ich freute mich sehr auf die kühle Temperatur und

den abwechselnden Vegetationscharakter der Höhen, der in den Savanen allzu monoton ist.

Die Galera des Pao bildet das Ende der südlichen Kette der Küsten-Anden, die bei Caracas von der nördlichen sich abzweigend, an den südlichen Ufern des Sees von Valencia in hohen Gebirgen dahin sich zieht und hier allmählich mehr und mehr sich absenkend, endlich in kleinen Hügeln in die Llanos verläuft. Die höchsten Gipfel der Galera sind nicht über 3000 Fuß und die Straße nach der Stadt San Juan del Pao führt quer über die niedrigeren Höhenzüge hinweg. Die Berge erinnern wohl durch ihre grasbedeckten Höhen an die Savanenvegetation, sind jedoch an den Abhängen, in den Quebradas und Thälern mit schönen Waldungen bedeckt.

Wenig Leben war auf der breiten, wohl erhaltenen Straße, die in den mannigfachsten Windungen bald über Berge, bald in Thäler hinab führte und nur in weiten Entfernungen vereinzelte Pulperias aufwies. Mitunter passirte ich herrliche von Gebirgsbächen durchzogene Wäldchen, in denen der hohe pyramidenförmig emporstrebende Santa Maria[586]) mit langen, prächtig carmingefärbten, fliederartigen Blüthenrispen, in leuchtendem Scharlach prangende Buscares[587]), silberblüthige Jagrumos[588]), dichtbelaubte, graustämmige Copeys, Riesenstämme des Algarrobo[589]), bunt durcheinander standen und über und über mit Schlingpflanzen und Carizo[590]), dem kletternden Bambus, behangen waren, welches letztere oft den einzigen Unterbusch dieser Wäldchen (sogenannte Carizales) bildete. Dichte Gebüsche der, durch ihre Blüthen in der Entfernung dem Flieder täuschend ähnlichen Petrea[591]), orangeroth blühender Lantanen, der mit weißen Blüthen übersäeten Bellermannia[592]), buschige Strauchfarn[593]), zieren die Ränder des Baches, der mit seinem klaren, kühlen Wasser über die grünbemoosten Felsblöcke unter lustiger Musik leicht dahin springt.

Vom höheren Thierleben ist hier wenig zu bemerken, das niedere jedoch ist besonders in den Ameisen, wie überall in Venezuela, reichlich vertreten. Eine größere Menge der schlimmen Bachacos[594]) kann man wohl nirgends im ganzen Lande als hier und in der allein schon dadurch berühmten Ebene von Valencia finden, wo sie im höchsten Grade den Feldbau benachtheiligen, ja ihn an vielen Orten durch ihre grenzenlosen Verheerungen alles Pflanzenwuchses gänzlich verbieten. Die Säuberung des zur Erbauung der Markthalle in Valencia bestimmten, von den Nestern dieser Ameisen occupirten Platzes hat dieser Stadt allein nahe an 1000 Pesos gekostet. — — —

Von Insekten sind die Hymenopteren und Lepidopteren in diesem Gebirge an meisten vertreten; große Eidechsen in den buntesten Farben von Blau, Grün und Gelb huschen zwischen den Felsblöcken umher; eine niedliche Anolisart[595]) sitzt mit aufgeblähtem Kehlsacke, kleineren Insekten auflauernd, auf den schlanken Zweigen des Carizo; hoch über mir kreist ein Paar des buntfarbigen Rey de los Zamuros[596]), höher und höher hinauf in die Lüfte sich schwingend, bis er dem menschlichen Auge entschwunden ist, und braungelbe Coracaras[597]) lauern, träge auf den steifen Aesten der Yagrumos sitzend, auf die ersehnte Beute.

In einem einsam stehenden Hause am Wege die Nacht über zubringend, setzte ich am nächsten Morgen meine Wanderung über die höchsten Pässe der über die Galera führenden Straße fort.

Seltsam schön war der Anblick der rings umher liegenden Gebirgshöhen von dem höchsten Punkte des Passes aus, der über den Gipfel eines hohen Berges führend, eine freie Aussicht nach allen Himmelsgegenden gestattete. Gleich riesigen Zuckerhüten tauchte bis an den fernen Horizont die große Menge der kahlen, der Galera eigenthümlichen Bergkuppen in die Höhe, wie ein rothes Band schlängelte die Straße über einige derselben sich hin und aus meilenweiter Entfernung leuchteten die an derselben

liegenden weißgetünchten, von der Sonne beschienenen Häuser zu mir herüber.

Unter mir stürzte ein kleiner Fluß donnernd über sein von Felsblöcken angefülltes Bett dahin, dichter dunkler Wald umgab ihn, welcher höher herauf plötzlich endete und bis zu meinem Standpunkte, dem Gipfel des Berges, in nur mit Gras und Steingeröll bedecktes Gehänge überging. Tief unten über dem bewaldeten Abgrunde, aus welchem dünne blaue Nebel dem dahin stürzenden Wasser entstiegen, schwebten zahlreiche Zamuros in leichtem Fluge und der traurige Schrei der Pereza[598]) erklang aus dem dichten Gebüsch der Cecropien, das eine seit Jahren verlassene Anpflanzung bedeckte.

Am höchsten Punkte des Weges stand ein recht nettes Haus, das mit seinen weißen Wänden und rothem Ziegeldache einen freundlichen, angenehmen Eindruck auf jeden in dieser öden Gegend Reisenden machen mußte.

Es war eine Pulperia und zugleich das Zollhaus, in welchem von den vorbeipassirenden Reitern und Lastthieren das Wegegeld (peage) erhoben wurde.

Mehre Arrieros mit ihren Arreas[599]) von Mulas waren hier versammelt und staunten die ankommenden Estranjeros und deren, ihnen sonderbar erscheinende Carga an; sie mochten uns wohl auch, wie die Leute in Carabobo, für Schauspieler oder Seiltänzer halten, ließen aber ihre Vermuthungen nicht laut werden. In diesen selten von Europäern besuchten Gegenden konnte das Volk nicht begreifen, wie Leute im Lande einzig und allein nur deshalb umherreisen könnten, um naturwissenschaftliche Sammlungen zu machen; das Sammeln von Pflanzen erklärten sie sich dadurch, daß diese nach Europa gesandt würden, um sie als Vorlagen zu den Mustern zu benutzen, in denen die verschiedenen bunten Zeuge, die ihnen von da zum Ankaufe zugesandt würden, prangten.

In dem Gastzimmer des Hauses, das außer einem Tische und einigen Sesseln, wie gewöhnlich in Venezuela, ohne alle weiteren Möbels war, fand ich die Señora des Hauses mit zwei Töchtern und einigen hier rastenden Caballeros, die aus dem Innern kamen und, nach ihren Gesten zu urtheilen, mit den sehr hübschen Mädchen recht intime Bekanntschaft angeknüpft hatten.

Die beredte Unterhaltung stockte bei meinem Eintritt plötzlich und ging in politische Fragen über, mit denen ich von allen Seiten überhäuft wurde.

„Ob General Paëz an der Küste gelandet? die Revolution in Caracas gegen Monagas bereits ausgebrochen? wer der General sei, der sich an die Spitze der Oligarques gestellt habe?“ diese und andere Fragen wurden mir in aller Eile vorgelegt, ohne daß ich eine einzige beantworten konnte. Darauf ergossen sie sich in die größten Verwünschungen gegen den Präsidenten Gregorio Monagas und Guzman, wie gegen alle Liberales und waren ungehalten auf mich, als ich ihre Neugierde nicht befriedigen konnte.

Zuletzt schienen sie selbst zu glauben, daß ich ein Spion der Monagistas sei und ich hatte die größte Mühe, sie darüber zu beruhigen und ihnen zu erklären, daß ich mich als Europäer nicht in ihre politischen Angelegenheiten, die mir längst schon zum Ekel geworden seien, mische.

Damit verließ ich das Zimmer und das Haus und ließ den Arriero die Mulas vorwärts treiben, da ich mit diesen Leuten, denen der Aguardiente bereits in die Köpfe gestiegen war und die in diesem Zustande wenig daraus sich gemacht hätten, ohne Weiteres ein Pistol auf mich abzuschießen, nichts zu thun haben mochte.

Nach dem, was ich aus ihren Bemerkungen schließen konnte,

schien weiter im Innern das Volk in größter Gährung und ein Aufstand gegen den Präsidenten Monagas im Werke zu sein.

Die Straße führte jetzt immer mehr und mehr bergab, zwischen großen Chaparrales dahin.

Diese Chaparrales werden von mehren Arten der Rhopala, Curatella und Melastoma gebildet, die der Savanenvegetation angehören und als Chaparrales weite Strecken überziehen, dabei aber in Gruppen, oder vereinzelt, in gewisser Entfernung von einander, wie von Menschenhänden gepflanzt, dastehen.

Gegen Abend übernachtete ich in dem aus wenigen Häusern bestehenden, am Fuße des Gebirges liegenden Orte los Chaparros.

Ein kleiner Fluß strömte unweit des großen Hauses, welches die Pulperia bildete, vorüber, dessen Ufer mit hohen Buscarebäumen, die wahrscheinlich eine frühere Caffeepflanzung überschattet hatten, bestanden waren. Jetzt hingen lange Festons des bambusartigen Carizo aus dem dichten Laubgewölbe herab und anstatt der Caffeebäumchen streckten graugrüne Cardones[600]) ihre dürren, stachligen Aeste und steifblättrige Cocuyzas[601]) ihre riesigen Blüthenstengel nach dem über ihnen schwebenden düstern Blätterdache hinauf.

Während ich in der sehr geräumigen Veranda der Pulperia, indem ich meine Hängematte an einige Pfosten derselben hing, Anstalten zum Nachtlager traf und der Arriero die ihrer Ladung befreiten Esel an den Vorderbeinen fesselte und frei umherlaufen ließ, damit sie an den grasreichen Ufern des Flusses ihre Nahrung selbst sich suchen konnten, kamen andere Reisende, einige wohlgekleidete Caballaros mit drei Señoritas, von denen die eine die Mutter der beiden anderen, jungen, schönen Damen zu sein schien, bei der Pulperia vorgeritten, um hier eben auch ihr Nachtquartier zu nehmen.

Mein Anerbieten, ihnen die von mir und meinen Reise-

18*

gefährten zum Aufhängen der Hängematten gewählten besten Plätze der Veranda einzuräumen, wurde mit echt spanischer Courtoisie ausgeschlagen, ich löste jedoch nichts desto weniger die bereits angeschlungenen Hängematten, worauf sie, ebenfalls in spanischer Manier, von den offerirten Plätzen sehr gern Beschlag nahmen.

Man darf in den meisten Fällen, sowohl in Venezuela als überhaupt im ehemals spanischen Südamerika, die höflichen Redensarten nie als im Ernste gemeint annehmen, sonst könnte man leicht den damit Prahlenden in die größte Verlegenheit bringen.

Längst wäre ich Besitzer großer Viehheerden, wenn ich alle die Pferde, Maulthiere, Esel, das Rindvieh u. s. w., was mir in Venezuela aus spanischer Höflichkeit als Geschenk angeboten wurde, angenommen hätte.

Jede durch Worte ausgedrückte Bewunderung eines Gegenstandes zieht von dessen Besitzer die Redensart „es el suyo“[602]) als Antwort nach sich, und nur allein auf die laut geäußerte Bewunderung der Schönheit seiner Frau oder Tochter wird vom Ehemann oder Vater dies Anerbieten, als allzu riskant, unterlassen. —

Auch hier war die erste an mich gerichtete Frage der Caballeros, wie es am politischen Horizonte an der Küste aussähe, deren Weiterverfolgung ich durch die Erklärung abschnitt, daß ich mich für die politischen Angelegenheiten des Landes durchaus nicht interessire und nicht geneigt wäre, eine Conversation darüber zu führen.

Der ältere der Herren war Besitzer eines großen Hato[603]) und reiste mit seiner Familie zum Vergnügen nach Valencia und Caracas. Seine schönen Töchter waren in einem Kloster in Valencia erzogen worden und als Venezuelanerinnen recht gebildet.

Neugierig wie die meisten Venezuelaner, schienen sie sehr in

Zweifel zu sein, welchem Stande ich angehöre, bis sie endlich meinen langen Insektenkäscher erblickten, den sie für eine Prozessionsfahne hielten und in den von mir mitgeführten Insektenkästen aus Holz geschnitzte oder in Wachs poussirte Heilige vermutheten. Um diesen heiligen Nimbus von mir abzustreifen, öffnete ich einige dieser mit Käfern und Schmetterlingen angefüllten Kästen, worauf sie auf den gewöhnlichen Glauben des Volkes, daß ich wohl neue Muster für Kattundruckereien sammle, geführt wurden, in welchem ich sie durch Vorzeigung mehrer getrockneten Pflanzen noch mehr bestärkte.

Lange saßen wir plaudernd und scherzend zusammen, bis der erste Hahnenschrei uns in die Hängematten trieb, um wenigstens einige Stunden ausruhen zu können.

Zeitig am andern Morgen, zu gleicher Zeit mit der interessanten Familie, reisten wir aus der Posada, entgegengesetzten Richtungen zu, ab.

Die Galera lag hinter mir und wenn auch die Gegend noch hügelig war, zeigte sie doch bereits Spuren von Anbau. Kleine Ortschaften lagen zerstreut umher und die breite Straße führte durch anmuthige Wäldchen und kleine Pflanzungen von Platanos und Yucas. Die Straße selbst wurde recht belebt und die Nähe einer größern Stadt war sehr wohl aus allem diesen zu erkennen, besonders aber aus den vielen Señoritas, die in schwarzer, meist seidener Kleidung, mit der lose über den Kopf geworfenen Llorona [604]), nach der Stadt zur Messe (es war an einem Fastensonntage) ritten.

In einer am Wege liegenden Pulperia einkehrend, um mich zu erfrischen, schien mein Arriero mit einem in derselben befindlichen, zerlumpt aussehenden, farbigen Menschen bei einigen Palos Aguardiente ein Freundschaftsbündniß geschlossen zu haben, das sich soweit ausdehnte, daß beim Verlassen der Pulperia der

neue Freund den Arriero begleitete und ihm als Treiber der Esel diente.

Auf meine Erkundigung, wie er zur Begleitung dieses Menschen käme, erwiederte mir der Arriero kurz „el es un sabio“.

Da die strenge deutsche Uebersetzung dieser Antwort: „er ist ein Weiser“ ist und der Mensch nicht die geringste Aehnlichkeit in irgend einer Beziehung mit einem der alten griechischen Weltweisen hatte, im Gegentheile im höchsten Grade verschnapst aussah, so erbat ich mir eine genauere Erklärung.

„El sabe mucho, el sabe muy bien todo el camino del Pao hasta el Baúl!“[605]) antwortete mir der Arriero. Die Worte „el sabe mucho“ klingen allerdings sehr hochtrabend und lassen auf außerordentliche Fähigkeiten des damit bezeichneten Individuums schließen, sind jedoch ungemein gebräuchlich in dem Munde des gewöhnlichen Volkes und beziehen sich meist auf Fertigkeiten, auf welche von der gebildeten Menschenklasse wenig Werth gelegt wird, wie z. B. das Fechten mit dem Stock, Klimpern auf der Guitarre oder mit der Maracca, Treiben von Eseln, Singen durch die Fistel, u. s. w.

So bestanden auch hier die Fähigkeiten des fraglichen Subjectes nur in der Kenntniß des Weges vom Pao nach dem Baúl und selbst diese bezweifelte ich noch sehr bei ihm. Ich vermuthete sehr stark, daß der Kerl meine Reisegelegenheit benutzte, um nicht allein kostenfrei, sondern sogar noch unter Bezahlung seiner fingirten Kenntniß nach dem Baúl zu kommen, wie sich auch später richtig herausstellte. Der Arriero hatte ihn für die Reise nach dem Baúl als Wegweiser engagirt und ich sollte ihm als „Sabio“ im Baúl drei Thaler bezahlen.

Obgleich im höchsten Grade ungehalten darüber, da mir dergleichen Betrügereien öfter widerfahren waren und ich mit solchen Umhertreibern nichts zu thun haben wollte, blieb mir doch nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu

machen, anderenfalls mein Arriero mich zu verlassen erklärte, und so wurde el Sabio ein Mitglied meiner Reisegesellschaft.

Gegen Mittag überschritt ich die letzten hügeligen Ausläufer der Galera und sah in der großen Ebene vor mir die Stadt San Juan del Páo liegen.

Immer reger wurde das Leben auf der Straße, in Menge strömte das Volk zur Messe, die eben eingeläutet wurde, nach der Stadt; von den Ortschaften her kamen braune Señores auf Eseln reitend, den Kampfhahn, der heut Nachmittag im „gallo“ siegreich auftreten sollte, anstatt des Gesangbuches unter dem Arme haltend; in schnellem Laufe eilten Träger mit einer, in der an eine Stange geknüpften Hängematte liegenden Leiche vorüber, dem cimenterio[606]) zu (es ist hier ein großer Vorzug, in der Fastenzeit zu sterben); in Leder gekleidete, mit Lanzen bewaffnete Llaneros, auf muthigen Pferden sitzend, trieben eine Heerde zu den heut stattfindenden toros[607]) bestimmter Stiere nach der Stadt und schwarzäugige Mädchen, auf trottirenden Eseln sitzend, blickten schalkhaft unter der schwarzen Llorona hervor nach den zu Fuß dahin wandernden Estranjeros[608]).

Es war früh am Nachmittage, als ich die Stadt erreichte und, in Ermangelung einer Posada, in einer Pulperia mich einquartierte.

San Juan del Páo ist nicht zu verwechseln mit der unter ähnlichem Namen in den Llanos, in der Provinz Barcelona, an der Straße von Cindad Bolivor (Angostura) nach Caracas liegenden Stadt Concepcion del Pao, gemeinhin eben auch el Pao genannt.

Die hier in Rede stehende ist von geringem Umfange und den Städten des Innern Venezuela's in der Bauart der einstöckigen Häuser, den breiten, schlecht unterhaltenen Straßen, großen verödeten Plätzen, Kirchen mit Glockenthürmen im spanischen Style, mit hohen Mauern umgebenen Klöstern, gleich. Eine, an einem großen viereckigen, mit Gras bewachsenen Platze

stehende Kirche hat einen höhern Thurm aufzuweisen, während an der andern Seite eben dieses Platzes ein hohes, mehrstöckiges Klostergebäude liegt. Die Vorstädte sind denen in Valencia mit den braunen, palmen- oder ziegelbedeckten Lehmhütten und den noch schlechteren Straßen ähnlich. Gärten von hohen Sauses, Mangos und Tutumos[609]) mit schirmartig ausgebreitetem Laubdach, an den Aesten über und über mit Orchideen beladen, liegen hinter den Häusern der Außenstadt.

Mit Mühe und Noth erhielt ich mit meinen Begleitern, im Hinterhause der Pulperia, ein kleines, von Schmutz starrendes Stübchen, das mit seinen rohen, rothen Lehmwänden und dem kleinen vergitterten Fensterloche einem Gefängnisse täuschend ähnelte. Nicht der mindeste Sonnenstrahl gelangte in diese Zelle, und jede vorzunehmende Arbeit mußte unter der, nach dem schmutzigen Hofe führenden Veranda, die in ihrer Kleinheit ein würdiges Seitenstück zu dem Zimmer bildete, auf einem Holzhaufen, der, als Geschäftszweig der im Vorderhause befindlichen Pulperia, ihren ganzen Raum ausfüllte, ausgeführt werden.

Seltene Düfte, wie sie nur allein im Tropenlande der menschlichen Nase geboten werden, von Bacallao[610]), Tasajo und Aguardiente würzten die Luft, drangen in üppigster Fülle in mein Asyl und machten ununterbrochenes Cigarrenrauchen zur strengen Nothwendigkeit, was außerdem schon durch die, einer schwarzen schmutzigen Pfütze des Hofes entsteigenden Schwärme von Zancudos bedingt wurde.

Die Stadt Pao bietet für den Reisenden, der mit dem venezuelanischen Leben bekannt ist, nichts Neues und Interessantes; große Stille herrscht in den Straßen und weder Handel noch Gewerbe blühen hier. Sie liegt viel zu abgelegen von den Hauptstraßen und steht nur mit dem Baúl in einiger geschäftlicher Verbindung, obgleich der Handel des letzteren Ortes mit der Küste hauptsächlich die große Straße von Valencia nach San Carlos

berührt. Die letztere bedeutende Stadt, im Westen von Páo gelegen, ist der Hauptsitz des Handels zwischen der Küste und den Llanos der Portuguesa. —

„El Sabio", der hier sein Amt als Cicerone antrat und bereits, in Aussicht auf seine von mir zu erhaltende Belohnung, mehre starke Dosis von Aguardiente auf meine Rechnung zu sich genommen hatte, führte mich in der Stadt umher, zeigte mir alle Merkwürdigkeiten und würzte seine Erläuterungen mit so piquanten Anekdoten aus dem hiesigen Familienleben, daß ich darin Plagiate aus Boccaccio's Decamerone zu erkennen vermeinte.

Gegen Abend begab ich mich nach dem nahen, im Südosten der Stadt vorbeifließenden Rio Pao, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Der Fluß, der unweit des Sees von Valencia am Fuße der Küsten-Anden entspringt und sich im Westen der Galera dahinzieht, hat hier so ziemlich die Breite der Elbe bei Dresden, wird aber wegen seiner geringen Tiefe und der vielen Sandbänke von größeren Fahrzeugen, den Bongos des Apure und der Portuguesa, nicht so weit aufwärts befahren; seine Ufer sind hier nur von niedrigen Gebüschen eingefaßt, aus denen sich hin und wieder kleine Gruppen hoher Bäume erheben.

Eine Menge von Menschen der verschiedensten Klassen badeten sans gène in seinem gelbbraunen, warmen Wasser; die Señoritas saßen auf Stühlen, in weißen, prall anliegenden Badekleidern, im Flusse, während ihre Caballeros, Cigarren rauchend und nur nothdürftig bekleidet, mit ihnen sich unterhielten.

Das gewöhnlichere Volk sprang im adamitischen Costüm im Wasser umher, tanzte und trieb allerlei Kurzweil, so daß selbst mehre Fische vor Erstaunen darüber hoch aus dem Wasser empor schnellten.

Unter der großen, hier versammelten Menge erinnere ich

mich, nicht einen einzigen Schwarzen gesehen zu haben, dagegen alle anderen dunklen und hellen Farbenabstufungen.

Mein Arriero lud mich nach dem Bade ein, mit ihm einen seiner Bekannten zu besuchen, der eine Pulperia hielt, in welcher heut, trotz der Fastenzeit, ein großer baile[611]) abgehalten wurde und da ich alle Menschenklassen in Venezuela gern gründlich kennen zu lernen wünschte, so fand er mich mit Vergnügen zu diesem Besuche bereit. „El Sabio", jetzt nur noch in der Eigenschaft als „Schatten", lavirte in der Straße hinter uns her; der unbegrenzte Credit, den er als „Angestellter" von meinen Wirthsleuten in Lieferungen von Aguardiente genoß, hatte ihn erschüttert und wankend, glücklicherweise auch stumm gemacht.

Der Tanz war im Freien. Vor dem Hause zogen in bedeutender Breite und Länge Reihen von Pfosten sich dahin, die mit hölzernem, rohen Gitterwerk belegt waren, an denen die breitblättrigen, langen Ranken der Parcha[612]) sich schlangen und oben ein flaches herrliches Laubdach bildeten, von welchem die prächtigen großen Blüthen und melonenartigen Früchte malerisch herabhingen.

Auf leeren Fässern ruhende Bretter vertraten die Stelle der Divans für die Musiker und Tänzerinnen.

Das Orchester bestand aus einer Harfe, Guitarre und zwei Maraccas[613]); der Maraccero war zugleich der Sänger der improvisirten, die Musik begleitenden Arien.

Die Hauptperson dabei ist der Arpista[614]), der einen großen Ruf als Künstler genießt und weit und breit von den umliegenden Ortschaften gesucht wird, um durch die herrlichen Töne seines Instrumentes die Füße der Tänzerinnen, einem Fluidum von Quecksilber gleich, fibriren zu machen. Seine Haltung ist edel, kaum daß er seine Collegen, am allerwenigsten den Maraccero, der, verstimmt durch zu reichlich genossene Palos, sehr oft in falscher Tonart singt und durch seine Dissonanzen die Nerven

des Maëstro auf's Heftigste erschüttert, eines Blickes würdigt; seine noblen Bewegungen, mit denen die Hand über die Saiten gleitet, die die ganze Welt verachtenden Blicke, die seine Augen schleudern, wenn er im Begriff ist, den Inhalt eines Schnapsglases zu leeren, hüllen ihn in einen Nimbus von Größe und Erhabenheit, gegen den seine Collegen nur aus Staub und Sand fabricirte schwache Erdenkinder scheinen. Selten, daß er mit dem Guitarristen spricht, mit dem Maraccero jedoch niemals. —

In lederne Jacke und Beinkleider gekleidete Llaneros, in weiße Hemden und kurze Hosen gehüllte Peones, Arrieros mit weiten kurzen, an den Knieen mit Bändern geschmückten Beinkleidern, nackten oder mit enganschließenden, mit einer Unzahl von Knöpfen besetzten Gamaschen, bekleideten Waden und kurzer, bunter Jacke; hübsche braune, schwarzäugige Mädchen in heller kurzer Kleidung, weißrothe Blumen in den schwarzen, zopfartig geflochtenen oder gelockten Haaren, stehen und sitzen im bunten Durcheinander und warten der Klänge der zauberischen Musik.

Aguardiente, ron ingles, Cocui[615]) und Guarapo wandern aus den Händen der Queridos in die der Queridas[616]).

Ein wollüstiges Gefühl scheint plötzlich die Finger des Arpista zu durchzucken, der Geist der Musik elektrisirt sie und läßt sie wie ein sanfter Windhauch über die Saiten des vorsündfluthlichen Instrumentes dahin gleiten, daß sie in Aeolsharfentönen fibriren und ihre Arion's würdigen Klänge in die Ohren der gespannten Zuhörer senken und deren Sinne berauschen.

Zuerst einzelne Accorde, dann der plötzliche Uebergang à la Strauß in den eigentlichen Tanz.

Ein allgemeines Hopsen von Seiten der Zuhörer, gleich als würden sie durch das Horn Hüon's bezaubert, beginnt.

Die Tänze gleichen nicht den europäischen Rundtänzen, sondern werden von den Tänzern meist auf ein und demselben Flecke, die Füße taktmäßig hin- und herwerfend, scharrend und stampfend,

in die Höhe hüpfend, unter keineswegs decenten Körperbewegungen, ausgeführt, nur in einigen Tänzen, dem Fandango, dem Bolero, dem Zapatero, dem Mari-mari u. s. w. bewegen sich die Tänzer im Raume umher.

Der Maraccero klappert und kreischt aus Leibeskräften und besingt diejenigen der Zuschauer, von denen er glaubt, ein Trinkgeld zu erhalten; ich wurde natürlich auch in homerischer Weise, einem griechischen Helden gleich, besungen, wofür er den Ehrentrunk in einem halbzerbrochenen Wasserglase, gefüllt mit widerlich riechendem Cocui, erhielt.

Der Baile endete übrigens in aller Gemüthlichkeit und ohne die allgemeine Prügelei, die bei den Negertänzen in den Küstenstädten unvermeidlich und für die Betheiligten die Quintessenz aller Vergnügungen ist.

So herrliche, üppige und dabei doch schlanke Körperformen, vereint mit schönen Gesichtszügen, habe ich selten in solcher Menge in Venezuela beisammen gesehen, als an diesem Abend in Pao und die graziösen, ein Uebermaß von Liebe athmenden Bewegungen der Tänzerinnen waren sehr wohl geeignet, sogar dem thranigsten Eskimo den Kopf zu verwirren.

Es war am frühen Morgen, als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte und nur aus Gewohnheit in die Hängematte mich legte, in der wegen der vielen Zancudos nicht an Schlaf zu denken war. El Sabio war im Tanzlocale, total gelähmt am Körper durch allzu reichliche Benutzung seines Credites, zurückgeblieben und dadurch für einen Tag meinen Augen entrückt. —

Nach dem Aufenthalte von mehren Tagen, die ich um mich auszuruhen in San Juan del Páo zubrachte, verließ ich die Stadt und wendete mich der im S.S.W. liegenden Mission „el Baul" zu. Ohne große Schwierigkeiten passirte ich den Pao vermittelst einer Furth und betrat ein buschiges, von großen schwarzen Felsblöcken gleich einer Mauer durchzogenes Terrain.

Der Busch zeigte die Nähe der Llanos an und bestand aus Bäumen, die nur allein in den dort hin und wieder vereinzelt stehenden Wäldchen vorkommen, Bäumen mit graugrünem, lederartigem, glänzendem Laube, Mimosen und Ingas, Rhopala-Arten und Melastomen, untermischt mit Gruppen ebenso dürr und vertrocknet aussehender Stachelpalmen, Desmoncus und kletternder Bambusen.

Auf den Drachenblut-[617]) und Topfbäumen saßen in Menge paarweis zusammen, die herrlichen scharlachroth und goldgelben Guacamayos llaneros[618]), von den Früchten dieser Bäume zehrend und erhoben bei der Annäherung unserer Reisegesellschaft mit heiserem, krächzendem Geschrei sich in die Luft, weit über uns hinweg, in ihrem prachtvollen bunten, grell von der Sonne beleuchteten Federkleide, mit dem langen scharlachrothen Schwanze einen wunderschönen Anblick gewährend. Dieser Araras kommt einzig und allein in den Llanos vor, in den Küstenwäldern und der Montaña sind dagegen nur der gewöhnliche blau und rothe[619]) und der große grüne Guacamayo[620]) anzutreffen.

Lange Zeit ging es in der dürr und vertrocknet aussehenden Waldgegend fort, stachlige hohe Cactus, Agaven und große Bromelien bildeten große dichte Gruppen unter den Bäumen und gleich langen eisgrauen Bärten hing das seltsame Bartmoos[621]) von den Aesten herab, auf denen graugrüne, steifblättrige Orchideen in Unmasse saßen.

Die breite Straße war verschwunden; von hier in die Llanos führten nur schmale Wege, oft Fußpfade, mitunter nicht einmal diese und el Sabio, der sich wieder zu mir gefunden, nachdem er sehr fleißig seinen Credit benutzt hatte, mußte hier seine Kenntniß zeigen.

Wiederum fand ich mich am Nachmittag an den Ufern des Rio Pao, der hier eine bedeutende Krümmung machte. Eine ländliche Wohnung lag unweit des linken Ufers, an dem ich mich

mit meiner Begleitung befand und ich sandte el Sabio dahin ab, um womöglich ein Boot zum Uebersetzen aufzutreiben. Das Haus war jedoch gänzlich verlassen, die Thüren verrammelt und weit und breit am Ufer ein Boot nicht zu erblicken, so daß nichts übrig blieb, als die Esel abzuladen und durch den Fluß schwimmen zu lassen, während ich mit meinen Reisegefährten, so gut als möglich, das Durchwaten desselben versuchte und der Arriero, nebst dem Sabio und seinem Muchacho, die Cargas auf ihren Köpfen nach dem andern Ufer trugen.

Besser, als ich gedacht, wurde der Uebergang bewerkstelligt, und wenn auch mitunter das Wasser dem Durchwatenden bis an das Kinn reichte und die ziemlich starke Strömung, bei dem trügerischen Halt der Füße auf dem sandigen Bette des Flusses, ihn mit sich zu reißen drohte, so hatten wir Alle uns gegenseitig an der Hand und der Vorderste den Schwanz des Maulthieres des Arrieros festgefaßt und konnten in dieser Weise, mit vereinten Kräften, der Strömung leichter widerstehen.

Gehörig durchnäßt in den Kleidern, betraten wir Alle glücklich das rechte Ufer und befanden uns nunmehr in den eigentlichen Llanos.

Gewöhnlich wird die von Valencia nach dem Westen sich erstreckende Ebene als der Beginn der Llanos bezeichnet; die sie einschließenden und in ihr hin und wieder auftauchenden Höhenzüge und einzelnen Berge sind aber mit dem Charakter der Llanos unmöglich vereinbar, unter denen man völlige Ebenen, ohne jegliche bedeutende Erhöhungen der Erdoberfläche versteht, die einem ungeheuren Grasmeere gleichen, aus dem nur bisweilen kleine Laubholzwäldchen oder weit dahin sich ziehende Wälder von Fächerpalmen auftauchen.

Noch verhinderte ein schönes zu passirendes Wäldchen die weite Fernsicht, doch bald, voller Erwartung vorwärts eilend,

war auch dies durchschritten und ich trat hinaus in die weiten, weiten, vor meinen Blicken sich ausbreitenden Llanos.

Der Anblick, den ich hatte, war, wenn auch nicht ausgezeichnet schön, so doch seltsam und großartig, denn gleich dem glatten ruhigen Meeresspiegel lag die ungeheure Steppe, aus deren ebener Fläche nur selten ein kleines Wäldchen inselgleich sich erhob, vor mir da und zog sich, mit jetzt dürrem hohen Grase bedeckt, in die unabsehbare zitternde Gluthferne hinaus, bis sie in dem blaugrauen duftigen Streif verschwand, der gleichsam Himmel und Erde verband.

Obgleich ich bereits einige der größeren Savanen Venezuela's kennen gelernt hatte, stand ich doch völlig überrascht da von dem großartigen Anblicke der Llanos, nach dem ich seit so langer Zeit mich gesehnt hatte und empfand bei dem tiefen Eindrucke, den eine solche Scenerie durch ihre bewältigende Größe und Erhabenheit auf mich machte, doch auch ein Gefühl der Traurigkeit und Verlassenheit.

Gleich als ob dies letztere Gefühl beim Eintritt in diese Steppen gedämpft werden möge, erblickte ich in der Ferne das von der Sonne hell beleuchtete Palmendach einer Hütte, auf welche ich meine Karawane lossteuern ließ, da von Wegen, außer schmalen, sich hundertfach durchkreuzenden Pfaden, die das in den Llanos in ungeheurer Menge lebende Rindvieh macht, nicht mehr die Rede war.

Ein Peon[622]) wohnte in der kleinen Hütte, um die herum einige sehr dürftig aussehende Platanos mit halb vertrockneten Blättern standen; er gehörte zu einem, einige Leguas entfernten Hato[623]), den wir, wie er sagte, morgen auf unserer Reise berühren würden; bis auf ein paar kurze Beinkleider ging er völlig nackt und befand sich hier zur Aufsicht über das Vieh, um dessen Ueberschreiten des Flusses zu hindern.

Der Gedanke an gute Milch und Käse, der dem Llanos-

reisenden unwillkürlich in den Sinn kommt, ließ mich den Mann um diese Erfrischungen gegen Bezahlung ersuchen, der mir eine Tutuma mit lauem gelben Flußwasser mit der Bemerkung brachte, daß er sich selbst nach dem Besitz der gewünschten Erfrischungen sehne, die aber, da das Rindvieh weit entfernt von hier weide, bei ihm nicht zu haben seien, die ich jedoch morgen im Hato erlangen würde.

Mißvergnügt zog ich weiter in die Ebene hinaus.

Am Rande des Horizontes entlang breitete sich eine weite dunkelblaue Linie aus, die ich beim Näherkommen als eine riesige Colonne von Fächerpalmen erkannte, welche nur aus einer einzigen Palmen-Art, der Palma de cobija[624]) oder, wie sie auch genannt wird, Palma de Sombrero[625]), bestand.

Diese Palme tritt nur in den nördlich gelegenen Llanos von Venezuela, bis zum linken Ufer des Orinoco, auf und wird in deren südlicheren Theilen durch die fächerblättrige Moriche[626]) ersetzt. Ich habe die Palma de cobija auch am See von Valencia, bei los Guayos und auf der Galera von San Diego, jedoch nur vereinzelt angetroffen, wo sie „Parapara", wegen der Aehnlichkeit ihrer Samen mit getrockneten Caffeefrüchten, genannt wird; sie bildete früher, wie auch A. v. Humboldt anführt, bei der Hacienda von Mocundo und Guacara kleine Wäldchen, ist jedoch wegen der Brauchbarkeit ihres eisenharten Holzes dort gänzlich ausgerottet worden.

Einen eigenthümlichen Anblick bietet ein solcher Wald von Fächerpalmen dar. Ihre dünnen, eisengrauen, 40 bis 50 Fuß hohen Stämme stehen oft zu vielen Hunderttausenden bei einander, überwölbt von der runden, vollen Krone großer graugrüner, starrer Fächerwedel.

Die dünnen, stachligen Blattstiele tragen in graciöser Weise die zierlichen fein zugespitzten Fächer, die der mit ihnen spielende Wind unter eigenthümlichem Geräusch hin und herfahren läßt;

aus der Basis der Blattstiele herab hängen an der langen Spadix die wenig in die Augen fallenden Blüthen und kleinen Beerenfrüchte.

Die Stämme der jüngeren Palmen sehen unförmlich dick aus, durch die an ihnen viele Jahre stehen bleibenden älteren Blätter und langen spitzen Blattstielreste, die dem Baum ein seltsames, nicht unschönes Aussehen geben, besonders wenn aus den Vertiefungen der Basis der Blattstiele die grasähnlichen Wedel kleinerer Palmen hervorschauen, die aus den, von älteren Palmen in sie herabgefallenen und darin gekeimten Samen, aufgewachsen sind.

Die Palme bietet den Llaneros großen Nutzen, sowohl durch das ungemein harte, der Feuchtigkeit widerstehende Holz ihres Stammes, das für Pfosten, Einzäunungen für's Vieh u. s. w. jedem andern vorzuziehen ist, als auch durch ihre jungen, unentfalteten Wedel, die zur Verfertigung sehr dauerhafter Hüte, wie auch zur Dachdeckung, benutzt werden. Sie wächst ungemein langsam und verträgt sowohl die große Dürre der Llanos während der trockenen Jahreszeit, als auch die zur Regenzeit dort stattfindenden, Monate andauernden, Ueberschwemmungen.

Wegen ihrer weit umher sich ziehenden, nicht allzutief in die Erde dringenden Wurzeln kommt unter ihr, wie bei der Cocos, eine andere Vegetation nicht fort und sie gleicht in ihrem geselligen Zusammenleben und wohl auch in der Monotonie, nicht aber im Charakter, den Nadelhölzern ungemein. Selten nur stehen niedrige Büsche der Chaparros, krüppelhafte Zamangs und dornige Mimosen unter dem wenig Schatten gebenden, weiten Gewölbe ihrer Fächerwedel; öfterer aber klettert ein Matapalo am Palmenstamme, ihn durch die Umschlingung der wurzelähnlichen Verzweigungen seines Stammes in ein weitmaschiges Netz hüllend, empor und hebt sein glänzendes dickblättriges Schirmdach schützend über seinen Ernährer, den er, wegen dessen Eisenhärte, durch seine Umarmung nicht zu tödten vermag.

Gegen Abend erreichten wir einen von niedrigem Gebüsch umgebenen Sumpf, in dessen Nähe wir das Nachtquartier nahmen.

Die Esel wurden abgeladen, an den Vorderfüßen gefesselt und mochten frei in der Savane umherlaufen, um sich ihre Nahrung selbst zu suchen. Bald brannte ein lustiges Feuer, an dem el Sabio den Caffee kochte; die Holzsättel der Esel dienten uns als Kopfkissen, auf denen wir, in die Cobijas gehüllt, Cigarren rauchend, bald entschlummerten.

Zeitig am Morgen ging ich nach dem nahen Sumpf, der ziemlich klares Wasser enthielt. Eine Menge Wasservögel saßen auf den angrenzenden Gebüschen: große weiße Riesenstörche[627]), mit kahlem, schwarzem Kopfe und purpurrothem Halsring, in Venezuela „Garzones soldados" genannt; weiße Garzettas[628]) mit schönen zerschlissenen Rückenfedern; die zierliche rothbraune Garza[629]) mit langen silbergrauen Nacken- und Rückenfedern; Rallen- und Regenpfeifer-Arten, liefen leichten Schrittes über das sandige Ufer dahin und zahlreiche Ketten kleiner Viriri-Enten tummelten sich auf dem Wasserspiegel herum.

Bei meiner Annäherung flog die gesammte Vogelwelt unter wildem Durcheinander und kreischendem Geschrei auf, nach allen Richtungen hin; die lautesten, seltsamsten Töne stimmte ein Paar der schönen schwarzbraunen, metallglänzenden, mit orangefarbener Wachshaut des Schnabels gezierten Ibis[630]), welche bisher von mir unbemerkt geblieben waren, an, deren schnarrendes, trompetenähnliches, durchdringendes Geschrei das der anderen Vögel weit übertönte.

An dem Sumpf umhergehend erblickte ich, bei einer Wendung des Ufers, plötzlich eine sehr große Schlange dicht vor mir am Wasserrande lang ausgestreckt, schlafend liegen. Sie war von ungewöhnlicher Größe und Stärke und dies, wie ihr Aufenthalt am Wasser, ihre braungelbe Färbung mit der dunklen Zeichnung, der ziemlich große hundsähnliche Kopf, ließen mich sofort erkennen,

daß ich eine Culebra de agua[631]) vor mir hatte. Sie war von 14 Fuß Länge und ihr Körper in der Mitte, wahrscheinlich in Folge ihres kürzlichen Fraßes, ungemein angeschwollen.

Leise schlich ich mich hinweg, in das Gebüsch hinein, um mit dem Machete, den ich stets auf Ausflügen bei mir führte, einen langen starken Baumast abzuhauen, den ich von seinen Zweigen säuberte und damit die Schlange über den Hals hieb, so daß ihr Rückgrat gebrochen und sie nicht gegen mich sich schnellen konnte, worauf ich sie vollends tödtete.

Diese Boa-Art ist in den Sümpfen und Caños der Llanos gewöhnlich und findet sich bis zur Länge von 20 bis 25 Fuß vor; längere Exemplare giebt es jedoch jetzt wohl noch schwerlich, da man sie, eifriger als früher, ohne Gnade tödtet, wo sie nur irgend sich erblicken läßt; sie soll früher öfter in Exemplaren von 30 bis 40 Fuß Länge vorgekommen sein

Ihr Aufenthalt in Venezuela ist nur auf die Llanos beschränkt, während sie in Britisch Guyana überall, in Wäldern wie Savanen, allerdings stets nur an wasserreichen Stellen, zu finden ist und sich von jungen Rehen, Chiguires[632]), Labas, Agutis, Mäusen, sowie auch von Vögeln, ernährt. In den Küstengegenden kommt sie nicht vor und die eigentliche Boa[633]), in Venezuela „Traga venado"[634]), vertritt dort ihre Stelle. Letztere ist Bewohnerin der Urwälder, ganz besonders aber der sogenannten trockenen Gebüsche, für die man in Brasilien den Namen „Catingas" hat, wo sie ähnliche Lebensweise wie erstere führt, jedoch das Wasser meidet. Sie erreicht dieselbe Länge, aber größere Stärke als die andere, ist jedoch, da gegen sie, wie gegen alle Schlangen, von den Menschen ein heftiger Vertilgungskrieg geführt wird, nur noch selten in bedeutender Länge anzutreffen. —

Mein Wunsch, die getödtete Schlange mit mir bis zum nächsten Wohnort zu nehmen, um sie dort abzuziehen, entsprang mehr aus der Freude über das erste schöne, in meinen Händen

befindliche Exemplar derselben, das ich nicht gern wegzuwerfen, sondern in meinem Besitz zu haben wünschte, obgleich mir der Transport, die Conservirung und das Trocknen der Haut große Umstände verursacht hätten; es war daher ganz in der Ordnung, daß der Arriero, freilich aus anderen Rücksichten, erklärte, eine solche Ladung dürfe nie seine Esel besudeln und es mir als großes Unrecht vorwarf, die Schlange getödtet zu haben, die hauptsächlich zur Erhaltung des hier so überaus wohlthätigen Wassers beitrüge. Inwiefern dies der Fall sein dürfte, konnte er freilich auf meine Frage nicht beantworten, er hatte es jedoch von Llaneros gehört und glaubte es; damit mußte ich mich zufrieden stellen, und so blieb die todte Schlange am Sumpfe liegen.

Die Esel wurden eingefangen, beladen und fort ging die Karawane, nach Süden zu.

Die Savane wurde belebter; Heerden von abgemagertem Rindvieh, untermischt mit zierlichen Rehen, lagen im hohen Grase umher oder standen traurig, mit zur Erde gebückten Köpfen, an dem durch die Savane führenden Pfade und schauten verwundert die seltene Erscheinung der vorüberziehenden Reisenden an; Stiere, mit gesenktem Kopfe und heftig den Boden scharrenden Vorderfüßen, erwarteten unter dumpfem Gebrüll die Herankommenden und nur das heftige Geschrei des Arriero, der auf seiner Mula im Galopp ihnen entgegensprengte und sie mit seiner langen Lanze bedrohte, bewog sie, von ihrem Angriff abzustehen und die schnelle Flucht zu ergreifen. Gelbbraune Buccos und schwarze elsterartige Anis waren um das Vieh geschäftig, das hier, ohne Hirten, Jahr aus, Jahr ein, sein Leben verbringt und in der trockenen Zeit eine sehr spärliche Nahrung in dem dürren Grase und noch spärlicheren Wasservorrath in den halb ausgetrockneten, tageweit von einander entfernt liegenden Sümpfen und Caños findet.

Gegen Mittag erreichten wir eine ähnliche Hütte als gestern, die ebenfalls von einem Peon des nächsten Hato bewohnt wurde.

Wie gestern, war auch hier die Nachfrage nach Milch und Käse unnütz, wir wurden damit auf den Hato selbst verwiesen, der wie sich der Llanero ausdrückte „aqui mismo“[635]) sich befände, was, nach meiner, durch die Praxis erlernten Uebersetzung, in Venezuela die Entfernung von 2 bis 3 Stunden bezeichnet.

Und es war auch bereits Nachmittag 3 Uhr, als wir endlich in dem ziemlich großen Hato anlangten.

Das Wohnhaus war ein langes, zur Hälfte aus gespaltenen, in die Erde gerammten Baumstämmen, nur nach hinten zu aus Adobewänden bestehendes, luftiges Gebäude, mit den Wedeln der Palma de Cobija bedeckt. Aus den Stämmen dieser Palme bestand die Einfriedigung des angrenzenden, für einen kleinen Theil der Kühe bestimmten Corrals und zwar in ähnlicher Art als die nordamerikanischen Blockhäuser, durch Uebereinanderlegen der rohen Baumstämme, aufgeführt, die den festen Halt an ihren Enden durch zwei an beiden Seiten aus der Erde hoch emporragende Stämme eben dieser Palme erhielten. Solche Arten Zäune waren in diesem Theile der Llanos die gewöhnlichsten und dauerhaftesten.

Nachdem ich mir die Erlaubniß erbeten hatte, für kurze Zeit in dem Hause rasten zu dürfen, trat ich in den großen Raum.

Der Amo[636]) des Hato war eben Willens auszureiten und nahm sich in seinem leichten Costüm, an dessen Wäsche sicher nicht viel Wasser verschwendet worden war, sehr wenig empfehlend aus; das einzige, was ihn auszeichnete, war ein massiver silberner Riesensporn mit dito Rad, der wahrhaft urweltlich aussah und an den rechten Fuß geschnallt war; ungleich seinen Landsleuten an der Küste, war er sehr karg in Verschwendung von Höflichkeiten.

Ohne von uns weitere Notiz zu nehmen, nahm er seinen mexikanischen Sattel mit der langen Decke von Pferdeschweifen und spitz zulaufenden hölzernen Steigbügeln und ging aus dem

Hause, sein Pferd zu satteln. Dann ergriff er einen langen glatten Stab von hartem Holze, befestigte die an seiner Seite in einer Scheide hängende breite Lanzenspitze daran, bestieg sein Pferd, rief mir Adios zu und ritt davon, gefolgt von einem Peon und einigen braungelben, schwarzgestreiften, ziemlich großen Hunden.

Im Hintergrunde saß die Dueña auf einem mit Fell überzogenen, einfachen Lehnsessel und ihre zwei blassen, recht hübschen Töchter schaukelten sich in Hängematten, ohne große Notiz von uns zu nehmen. Indem ich zu ihnen trat und sie um Erlaubniß ersuchte, daß mein Arriero auf ihrem Herde Mittagessen kochen dürfe, bat ich sie, mir womöglich etwas Käse und Milch zu verkaufen.

„Queso no hay, y por la leche vayan al corral a buscarla,"[637]) entgegnete die üppig gebaute Dueña, die, wie ihre Töchter, ungemein leicht bekleidet war und die ungeheuere Fülle ihres lang herabhängenden, rabenschwarzen Haares einen Theil der Kleidung ersetzen ließ.

Mein Arriero verstand den Wink der Dame, nahm eine an der Wand hängende große Tutuma und begab sich damit nach dem Corral, um einige der eingefriedigten Kühe zu melken.

In kurzer Zeit kehrte er mit der mit Milch gefüllten Tutuma zurück, sah sich jedoch bei unserem heftigen Durste genöthigt, diese agrarische Beschäftigung mehrmals zu wiederholen.

Nach geschehener Stärkung knüpfte ich meine Hängematte an zwei Pfosten der Wand, um eine kurze Zeit auszuruhen, da Stühle hier zu den Seltenheiten gehörten. Ueberhaupt war von Möbels, außer einem großen Tische, hier nicht die Rede; eine Menge großer Tinajas standen, wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Milch, umher und an den Wänden hingen einige lange, mit Feuerschloß versehene Flinten und kurze Trabucos, wie auch der Compagnon des silbernen Riesensporn, ein paar schwere silberne Steigbügel und der mit dicken silbernen Ketten gezierte Zaum des Amo.

So schlecht oft die Baulichkeiten der Hatos beschaffen sind, so überaus einfach, fast ärmlich in der Kleidung, wie in der Kost, die Besitzer der Hatos mit ihren Familien leben, so befinden sie sich doch meistens in größtem Wohlstande, da ihnen die Viehzucht bei geringen Auslagen, unermeßliche Vortheile gewährt. Das Rindvieh, wie Pferde und Mulas bleiben das ganze Jahr hindurch im Freien, ihr Futter in den weiten Savanen selbst suchend, in der trockenen Zeit weit umherschweifend, in der Regenzeit, durch die theilweisen Ueberschwemmungen der Savane, nach den höher gelegenen Gegenden zusammengedrängt. Die Peones, deren jeder eine gewisse Anzahl Vieh unter seiner Aufsicht hat, haben täglich umherzureiten, allzuweit verlaufene Thiere zusammen zu suchen, das zum Schlachten wie zum Versenden nöthige Vieh mit dem Lazo einzufangen und nach dem Corral zu treiben, kürzlich geworfene Kälber und Fohlen nach dem Corral zu transportiren, um ihnen die Marke des Besitzers in die Haut zu brennen und viele andere dergleichen Beschäftigungen mehr, wofür sie einen höchst geringen Lohn erhalten.

Große Verluste durch Krankheit oder Ertrinken bei Ueberschwemmungen kommen selten vor; die durch den, in den Llanos häufigen Jaguar, getödteten Thiere sind bei ihrer Anzahl, die oft so bedeutend ist, daß eine große Menge derselben nur der Häute wegen getödtet wird, nicht in Anschlag zu bringen; es giebt Hateros[638]), die an 20 bis 50,000 Stück Rindvieh besitzen.

Die Kost der Hateros und Peones ist gleich, sie besteht in der Hauptsache in carne seca, seltener frischem Fleische, Käse und Milch, wozu Maisbrod gegessen wird.

Durch diese kräftige Nahrung und ihre tägliche Beschäftigung im Freien, die meist nur in wildem Umherjagen zu Pferde besteht, erwerben sie eine seltene Stärke und Gewandtheit und oft habe ich gesehen, wie sie den Coleadores in den Stiergefechten gleich, im

völligen Carriere den wilden Stier der Llanos bei seinem Schwanze in die Höhe rissen und zu Boden warfen.

Halbnackt, nur mit kurzen Beinkleidern bekleidet, den starken Palmensombrero auf dem Kopfe, die lange Lanze in der Hand, die Soga[639]), womit sie den Lazo nach dem wildesten Stiere werfen, an der rechten Seite des plumpen, hölzernen, mit Leder überzogenen Sattels hängend, jagen sie in den Savanen umher und fürchten nicht ihren Hauptfeind, den Jaguar, den sie mit der Lanze tödten.

Von irgend dem geringsten Grad von Bildung ist bei ihnen nicht die Rede; meist indianischen Ursprungs verleugnet ihr Charakter ihre Abstammung nicht. Jähzornig, rachsüchtig und zum Spiele geneigt, durch die rohe Lebensweise ebenfalls in seinem Benehmen roh geworden, sind dem Llanero jedoch Aufrichtigkeit und Biederkeit nicht abzusprechen, wodurch er sich vortheilhaft von jeder andern ungebildeten Klasse des venezuelanischen Volkes unterscheidet.

Der einzige Luxus des Besitzers eines nur einigermaßen bedeutenden Hatos ist sein Pferdegeschirr; Zügel, besonders die breite Kinnkette wie die großen Ringe, und Sättel sind mit schweren silbernen Verzierungen überladen, Steigebügel und Sporen von massivem Silber, die natürlich nur bei Besuchen größerer Orte angelegt werden, wobei der Hatero in seiner Kleidung ebenfalls eine große Veränderung eintreten läßt und als Caballero auftritt. —

Reichlich erfrischt durch die genossene Milch traten wir die Weiterreise an, nachdem der Arriero der Carga der Esel noch zwei mit Wasser gefüllte Taparas[640]) beigegeben hatte, weil die Dueña ihm mitgetheilt, daß wir auf unserer Tour wahrscheinlich einige Tage nicht Wasser antreffen würden.

Wieder ging es durch halbvertrocknete Grasflächen, reifen

Kornfeldern ähnlich, dahin, an langen Wäldchen der Palma de Cobija vorbei, die hin und wieder mit Chaparrales abwechselten.

Eine ungemeine Monotonie herrschte in dieser ebenen Landschaft!

Gegen Abend wurde das Nachtquartier, gleich dem vorigen Tage, in der offenen Savane genommen, diesmal leider aber nicht in der Nähe eines Wassers.

Einige trockene Aeste der wenigen umherstehenden Chaparros mußten als Feuerholz dienen und der Caffee wurde nur in spärlichen Rationen ausgetheilt, damit wir nicht am nächsten Tage Wassermangel litten; sogar die Lastthiere mußten ihren geringen Antheil an Wasser aus den Taparas erhalten.

Zeitig am Morgen brachen wir auf, um am Abend noch den nächsten Hato „la Culata“ zu erreichen.

Brennende Hitze und noch brennenderer Durst peinigten mich heute, welcher letztere dadurch vermehrt wurde, daß ich das Bewußtsein hatte, ihn an diesem Tage nicht stillen zu können.

Gegen Mittag zog in einiger Entfernung ein Trupp Maulthiere, geführt von einigen Peones, an uns vorüber, wahrscheinlich der Stadt San Carlos zu. Lautlos, wie unsere Karawane, wohl auch bedrückt von Hitze und Durst, zogen die nur mit den Köpfen und Widerrüsten über das hohe Gras hervorragenden Thiere dahin; Interesse und Neugierde fesselte uns bei ihrem Anblick und ihr Auftreten erinnerte mich unwillkürlich an die Aehnlichkeit der ganzen Scenerie mit dem weiten offenen Meere, auf dem die Erscheinung jedes, selbst in der weitesten Entfernung passirenden fremden Schiffes, dem Seefahrer ein ungewöhnliches Interesse abzwingt und seinem Gedächtniß als ein wichtiges Ereigniß sich einprägt.

So auch hier; die geräuschlos, fern dahin ziehende Menge war eben so plötzlich, als sie aufgetaucht war, dem fliegenden Holländer gleich, in dem höher sich erhebenden Grasmeere ver-

schwunden und die vorige Einsamkeit und Einförmigkeit lagerten wiederum über der öden Landschaft.

Der große weidenumflochtene, mit Rum, zum Vermischen des Wassers auf der Reise, gefüllte Garrafon, der gleich einer großen Glocke auf dem Rücken eines unserer vor uns her getriebenen Lastesels prangte und über das hohe Gras hinausragte, diente uns als Leitstern und sein Träger trabte recht zufrieden mit seiner Last dahin, deren Inhalt, anstatt wie bei den anderen Eseln, von Tag zu Tag durch Sammlungen sich zu vermehren, leider immer mehr und mehr dahinschwand.

El Sabio schien schon längere Zeit mit seiner Sabiduria[641]) über die Richtung des Weges, den wir zu verfolgen hatten, nicht einig zu sein; eine Menge Viehpfade durchkreuzten die Steppe und endlich standen wir vor einem Chaparral, durch welches nicht die geringsten Anzeichen eines Weges führten. Umsonst erkletterte er einen der niedrigen Chaparros, umsonst stieg er auf die Carga eines Esels, um die Gegend zu überschauen, wir mußten den schmalen Pfad eine Strecke zurückgehen und uns in einen anderen gewaltsam hineinarbeiten.

Die Sonne war dem Untergange nahe und noch sahen wir nicht die geringsten Anzeichen eines nahen Hatos; der Anblick eines Stück Rindviehes wäre von uns als eine freudige Erscheinung begrüßt worden.

Der Arriero begann auf seinen Freund el Sabio zu schelten und erklärte, daß er nicht eher ruhen werde, als er den Hato oder irgend ein Wasser erreicht hätte, um unseren, sowie der Lastthiere Durst stillen zu können.

So ging es in die nun beginnende dunkle Nacht hinein und unter spanischen Kernsprüchen des Arriero und Sabio fort. An die Verfolgung irgend eines bestimmten Weges war in der Dunkelheit nicht zu denken. Alles ging den Eseln, besonders dem, gegen

den grauen Nachthimmel in seiner schönen Curvenform dunkel sich abhebenden Garrafon nach.

Es mochte bereits Mitternacht sein, die Sterne funkelten heller, das südliche Kreuz stand fast senkrecht über uns, als die dunkle Glockenform des Garrafon von einem, vor ihm befindlichen, noch dunkleren Gegenstande, der plötzlich aus dem hohen Grase auftauchte, verdeckt wurde, der, näher gekommen, die Form einer Hütte annahm.

Schnell eilte der Arriero darauf zu und pochte an die Thür derselben um Einlaß. Dieser wurde ihm nicht gewährt, ihm jedoch gesagt, daß der ersehnte Hato „la Culata" „aqui mismo"[642]) läge, wobei ihm die dahin einzuschlagende Richtung angedeutet wurde. Wasser war nicht zu erhalten, da die Bewohner der Hütte, aus Furcht, nicht öffnen wollten.

Das „aqui mismo" war hier im günstigsten Falle angewendet, denn bereits nach einer Stunde weiteren Vorwärtsbringens erreichten wir den Hato, der in einer Umzäunung von Stämmen der Fächerpalme lag. Große Hunde sprangen uns unter wüthendem Gebell entgegen, als wir die Einfriedigung überkletterten und uns dem langen, aus Adobe erbauten Wohnhause näherten. Der Arriero wie der Sabio wehrten sie mit ihren Lanzen ab und ich pochte, um Einlaß bittend, heftig an die Thür.

Es dauerte nicht lange, als die Tranca der Thüre weggeschoben und letztere ein wenig geöffnet wurde, doch statt des erwünschten Gesichtes eines Peons, streckte Jemand die runde, weite Mündung eines Trabucos heraus und rief mit donnernder Stimme:

„Vayan al momento, picaros, o yo doy un tiro!"[643])

Hier konnte von freundlicher Aufnahme nicht die Rede sein und ohne alle ferneren Anfragen eilten wir durch den Corral zurück, nach den Lastthieren, deren Carga der Arriero ablud, während ich mit meinen Gefährten die Hängematten an die

Pfähle des Corrals knüpfte und wir uns hungrig und durstig, auf's Höchste ermüdet, darein legten.

Zeitig am andern Morgen ging der Arriero aus, um in der Umgebung des Hato nach Wasser zu suchen, das in der Regel in deren Nähe sich vorfindet. Er brachte auch bald die mitgenommenen Taparas gefüllt zurück, tränkte seine Thiere und wir brachen sodann auf, ohne von den unfreundlichen Bewohnern des Hato irgend weitere Notiz zu nehmen, wieder fort in die weite ungeheure Ebene, in welcher auch nicht die geringste Bodenerhebung sich zeigte.

So herrlich wie auf dem Meere ist hier der Aufgang der Sonne zu schauen, deren goldener Glutball in seltener Größe erscheint und seine feurigen Strahlen über die weite Einöde sendet. In die schönsten feurig rothen und gelben Farbentöne kleiden sich dann das vertrocknete Grasmeer, wie die Kronen der Fächerpalmen, aber nicht der fröhliche Gesang der Vögel, nicht einmal das Rieseln eines Baches oder das Rauschen eines Flusses begleitet das Erwachen des Morgens; Alles ist still und öde.

Zum Beginn der Regenzeit ändert sich dies wie durch Zauberkraft; die Savane ist mit einem grünen, saftigen Grasteppich bedeckt, aus welchem schön blühende Liliengewächse, Malvaceen, Sensitiven, Salvien, Melastomaceen, Polygaleen und noch viele andere Kräuter und Straucharten mit ihrer Farbenpracht auftauchen, eine Menge Vögel beleben die weiten Flächen und die in frischerem Grün prangenden Fächerpalmen; Colibris schwirren um die Blüthen der Chaparros, Zamangs, Curatellas und Mimosen und eine Menge großer Wasservögel, Flamingos, Löffelreiher, weiße Reiher, Riesenstörche, bunte Wasserhühner, Orinocogänse und Viriri-Enten beleben die nunmehr mit großem Wasserreichthum gesegneten Teiche, Sümpfe, kleine Seen, Caños und größeren Flüsse der Llanos.

Wohlgenährt sind jetzt die zahlreichen Viehheerden der Sa-

vane und die Peones haben nicht mehr nöthig, sie in meilenweiten Entfernungen aufzusuchen, denn gewaltige Regengüsse verursachen die Ueberschwemmungen der niedriger gelegenen Savanen und das Vieh drängt sich auf den hügeligeren Gegenden zusammen. Wohl mögen hin und wieder einzelne der Thiere ein Opfer der Wasserfluthen, wie der, in denselben in ziemlicher Anzahl befindlichen, Caimans werden; gewiß ist dies aber nicht von solchem Belang, als es von früheren Reisenden geschildert wurde.

In dem ungeheuren Flächenraume von 17000 □Meilen, den nach Humboldt die Llanos von Venezuela einnehmen und der, besonders im Süden, von großen Flüssen durchzogen wird, finden nur wenige bedeutendere Erhöhungen seiner Oberfläche statt und außer der Hügelkette, die, zwischen den Llanos von Calabozo und denen des Pao in der Provinz Barcelona, von Südwest nach Nordost sich hinzieht, und der Hügelreihe, die ich als bei der Mission von Baúl am Rio Cojedes vorkommend, später genauer anführen werde, ist diese gewaltige Fläche, bis auf einzelne kleinere, oft viele Meilen sich hinziehende, gleichmäßige Erhebungen, die von den Llaneros „Mesas" genannt werden, völlig eben.

Dadurch hauptsächlich unterscheiden sich die Llanos Venezuela's von den ebenfalls in ungeheurer Ausdehnung im Innern Guayanas, von den Anden von Neugranada und dem Parime-Gebirge bis nahe zum linken Ufer des Amazonas und des Essequibo sich hinziehenden, Savanen von Britisch Guyana und den Campos des nördlichen Brasiliens, daß letztere hügeliger Natur und von oft gewaltigen Bergketten, wie denen des Roraima, Pacaraima, Canucu, Acaray und den am Takutu und Rio branco sich hinziehenden Gebirgen, unterbrochen sind, überhaupt einen bedeutenderen Wasserreichthum, durch die Menge großer Flüsse, von denen sie durchzogen, aufweisen. — — —

Merkwürdig sind die Täuschungen, zu denen der in diesen Ebenen Reisende durch Luftspiegelungen, die durch die Wirkung der scheitelrechten Sonnenstrahlen auf die übermäßig erhitzte Ebene entstehen, veranlaßt wird und schwer sind die Distanzen der vereinzelt stehenden Büsche oder Palmen in der vor ihm liegenden, wüstenähnlichen Ausbreitung von einander zu bestimmen.

Gleich der sanft ansteigenden Lehne eines Hügels oder dem vom Ufer nach dem Horizonte zu ansteigenden Meere, erhebt sich die völlig ebene Savane vor den Augen des Reisenden und besonders am Abend, wenn der ferne Rand der Ebene im dunklen Blau gegen den, von der untergehenden Sonne in feurigem Glanze prangenden, Horizont grell sich abhebt, ist diese Täuschung so vollkommen, daß man nur schwer sich ihrer entledigen kann. —

Gegen Mittag des heutigen Reisetages gelangten wir an einige noch Wasser enthaltende Teiche, die nahe bei einander lagen.

Heerden von Rindvieh standen in träger Haltung in der braunen schmutzigen Wasserfläche und zwischen ihnen umher spazierten langbeinige Garzas und nacktköpfige Maguaris[644]), die unsere Annäherung nicht abwarteten, sondern unter lautem Krächzen eiligst davonflogen.

Mit Begierde füllte ich meine Tutuma mit dem lauen, von den Thieren verunreinigten, braunen, von Characeen durchzogenen Wasser, ließ es durch ein Tuch laufen und trank es mit demselben Entzücken, als ich in früheren Zeiten bei dem Genuß einer Flasche Johannisberger gefühlt hatte. Letzterer hätte hier schwerlich den Dienst geleistet, den das, mit ein wenig Rum vermischte Wasser, durch Löschung des heftigen Durstes, that.

Nach kurzer Rast brachen wir auf und traten unsere Weiterreise an.

Das hohe Gras war verschwunden und ein sandiger Boden gab der Landschaft immer mehr und mehr den Charakter der Wüste.

Kurze, verkohlte Grasstummel und stachlige Strünke des Paepalanthus[645]) zeigten an, daß hier die dürre Vegetation der Savane von den Llaneros niedergebrannt worden sei, um sie dadurch desto eher zu frischem Austreiben zu veranlassen.

Am späten Nachmittage passirten wir einen fast ausgetrockneten, an 30 Fuß breiten Caño. Seine mit der Ebene in gleicher Linie liegenden Ufer bildeten einen fast senkrechten Absturz in das 8 Fuß tiefe, ausgehöhlte, lehmige Bett, das etwa 2 Fuß hoch von einem braungelben Wasser bedeckt war, zu welchem man von beiden Seiten aus durch einen schmalen Hohlweg gelangte.

Der Arriero zog seine Alpargatas an, steckte ein tüchtiges Primchen Tabak in den Mund und bemerkte uns: „Tengan cuidado por estos malditos tembladores, rayas y caribes“[646]), dann ging er durch den Caño, bei jedem Schritt seine Lanze vor sich hin, in das Wasser stoßend, um dadurch die auf dem Boden liegenden Fische zu verscheuchen.

Caños nennen die Llaneros sowohl die kleinen Nebenflüsse anderer größerer Nebenflüsse, als auch die natürlichen, vielfach sich verzweigenden, durch die Gewalt des Wassers, zur Zeit der Ueberschwemmungen in den Llanos, nach und nach gebildeten, oft sehr tiefen und breiten Gräben, welche einen Fluß mit dem andern verbinden, die Llanos netzartig durchziehen und für die in diesen ungeheuren Ebenen Wohnenden eine große Wohlthat sind.

Zur Regenzeit mit Wasser überfüllt und mit ihrem Ueberflusse die Savane weithin überschwemmend, bergen sie in der trockenen Zeit meist nur einzelne größere Lachen eines lehmigen, schlechten Wassers, selten daß ihr Bett, in seiner ganzen Ausdehnung, einige Fuß hoch mit demselben angefüllt ist.

Diese Caños sind, außer anderen Wasserbewohnern, ganz

besonders der Aufenthalt von Caimans, Tembladores[647]), Rayas[648]) und Caribes[649]), doch lange nicht in solch' bedeutender Menge, als davon in ähnlichen Reisen gefabelt ist, in welchem Falle wohl so leicht Niemand lebend dieselben passiren würde.

Der Temblador, der eine Länge von 7 Fuß, bei einem Umfange von $1^{1}/_{2}$ Fuß, erreicht und in solcher Größe allerdings gewaltige, den Menschen tödtende Schläge austheilen kann, ist in den Gewässern der Llanos weniger häufig und kommt in diesen selten in solcher Größe vor, als im Orinoco und in den Flüssen Guyana's, wo ich ihn öfters in der bezeichneten Länge gesehen habe.

Er ist sicher ein gefährlicher Fisch, der jedoch lebenden Wesen nur dann schädlich wird, wenn sie in seine unmittelbare Nähe kommen oder ihn berühren, durchaus aber nicht aus eigenem Antriebe dieselben angreift; daß ihm in den Llanos sehr nachgestellt wird, ist gewiß und dies hat wohl auch bedeutend zu seiner Verminderung beigetragen; daß er jedoch in diesen Gegenden vermittelst in die Lachen getriebener Pferde gefangen und getödtet werde, mag vielleicht wohl früher ein oder das andere Mal passirt sein, ist aber als allgemeiner Gebrauch durchaus nicht der Fall.

Eben so schlimm als die Tembladores sind die Raya-Arten, welche mit ihrem flachen, scheibenförmigen Körper platt auf dem Boden liegen und dem ihnen sich Nahenden oder sie Berührenden mit ihrem peitschenförmigen, langen Schwanze, der in einen pfeilförmigen, mit Widerhaken versehenen Knochenstachel ausläuft, sehr empfindliche, ja mitunter tödtliche Wunden beibringen; die heftigsten Krämpfe, besonders der schlimme Tetanus, sind die Folgen solcher Verwundungen.

An der Mündung des Orinoco, bei der Punta Barima, habe ich einst diese Stachelrochen in so fabelhafter Menge am Boden des, nur wenig vom Wasser bedeckten, morastigen Ufers erblickt,

daß, da wegen der Seichtheit des Wassers das Boot nicht dicht am Ufer landen konnte, weder die Mannschaft noch ich es wagen durften, wegen der Unzahl dieser Fische nach dem Ufer zu waten und wir die Landung ganz aufgeben mußten. Sie kommen eben auch in Menge in den Savanenflüssen von Britisch Guyana und des nördlichen Brasilien vor.

Die schlimmsten aber, und zugleich gefräßigsten aller dieser gefährlichen Fische, sind die mit zwei Reihen der schärfsten Zähne bewaffneten Caribes[650]).

Diese Fische, von Karpfengröße, fallen ohne Unterschied alles Lebende an, was in ihren Bereich kommt und, mit ihrem scharfen Gebiß dasselbe zerfleischend, verzehren sie es in kürzester Zeit; sie greifen Menschen und Thiere, von letzteren sogar Wasservögel und Schildkröten an, deren Füße sie abreißen. Es ist deshalb sehr unvorsichtig, in den Binnen-Gewässern des tropischen Süd-Amerika, in denen sie überall vorkommen, zu baden, denn oft schon wurden die Badenden einzelner Glieder beraubt, ja sogar größere Körpertheile derselben von den, im Nu in Massen sich versammelnden, Fischen völlig zerfleischt und abgefressen; sie fallen selbst ihre eigenen, durch Zufall verwundeten Kameraden an und fressen sie auf, was ich öfters selbst beobachtet habe. Einem meiner Hunde bissen sie, beim Durchschwimmen des Flusses Rupununi im Innern von Britisch Guyana, den langen starken Schwanz dicht an der Wurzel ab und wagen sich sogar an Caimans, deren Zehen und Schwimmhäute sie abreißen.

In Britisch Guyana sind sie unter dem Namen „Pirai", in Brasilien als „Piranhas" ebenso allgemein gefürchtet. — — —

Das Durchwaten der Caños ging ohne alle Störung vorüber und wir schritten einer am jenseitigen Ufer liegenden Hütte zu, um welche mehrere Platanosstämme und Capsicumsträucher, ein seltener Anblick in diesen Einöden, standen.

Ein alter, halbnackter Mann saß vor der Thür der Hütte und flocht eine Petaca[651]) aus Lederriemen; scheu sah er uns an und erwiederte alle unsere Anfragen wegen Lebensmitteln mit dem steten Bemerken: „Mi hijo no esta en casa, esta rodeando!“[652]), selbst als wir ihn um die Richtung des einzuschlagenden Weges fragten.

Der arme Mann schien bereits kindisch zu sein, die stete Einsamkeit mochte ihm wohl noch mehr, als sein Alter, dazu verholfen haben.

Lange Zeit den Lauf des Caño verfolgend, da el Sabio total unnütz sich zeigte, hielten wir es insgesammt für gerathen, die Nacht am Wasser zuzubringen und erst am Morgen uns wieder in die dürre Ebene hinein zu wagen. Obgleich der Zugang zum Wasser wegen der überall steilen Ufer den Thieren unmöglich gemacht war, wurde ihnen doch das Wasser in reichlichem Maße vermittelst der Taparas zu Theil und wir Menschen labten uns heut an einem, von diesem Wasser und Rum fabricirten, steifen Grog.

Am andern Morgen uns beim Aufbruche, in Bezug auf den einzuschlagenden Weg, nach der Sonne richtend, marschirten wir den Tag über flott nach Süden zu. El Sabio, der von uns nunmehr als überflüssiges Anhängsel betrachtet wurde, hielt sich jetzt stets in weiter Entfernung von uns, um die pikanten Aeußerungen des Arriero über seine seltene Kenntniß des Weges nicht zu hören.

Die Scenerie war völlig der des vergangenen Tages ähnlich, nur daß wir heut den ganzen Tag über kein anderes Wasser als das, von uns in den Taparas vom Caño mitgenommene, erblickten. Die große Hitze und Einförmigkeit der Landschaft ermüdeten im höchsten Grade.

Kurz vor Sonnenuntergang wurden wir durch den Anblick einer in nicht großer Entfernung gelegenen Hütte überrascht,

die wir beim Näherkommen völlig unbewohnt fanden. Sie war ziemlich groß, aus Adobe aufgeführt und ihre Thüröffnung mit Palmenstämmen versetzt, die sich ohne Schwierigkeiten hinweg nehmen ließen. Ein großer, wohlerhaltener Corral stieß dicht an sie und wir vermutheten, daß er zum Nachtquartier für die Viehheerden bestimmt sei, welche von den Ganaderos aus dem Innern nach der Küste transportirt werden.

Ein eigenes Mißgeschick traf uns hier.

Während der Arriero mit dem Abladen der Cargas beschäftigt war, warf sich der, seiner Carga noch nicht entledigte Esel, welcher den Garrafon Rum, wie die zwei mit Wasser gefüllten Taparas trug, mit seiner Last auf die Erde, um sich seiner Gewohnheit nach umher zu wälzen. So schnell wir auch hinzueilten, um Unglück zu verhüten, war dies doch bereits schon erfolgt. Der Garrafon, wie die beiden Taparas, waren zerbrochen und deren Inhalt am Boden ausgegossen. Wäre der Garrafon nicht fest auf den Sattel geschnürt gewesen, so hätte vielleicht noch einiger Rum gerettet werden können, so aber war Alles verloren. El Sabio, der, ohne dem Arriero beim Abladen hilfreiche Hand zu leisten, auf der Umzäunung des Corrals saß, sprang beim Beginn des Unheils augenblicklich von da herab und eilte, seine Tutuma in der Hand, nach dem zerbrochenen Garrafon, um womöglich noch einige Tropfen seines Lieblingsgetränkes aufzufangen, was ihm auch wider Erwarten gut gelang. Schon war die Tutuma zur Hälfte gefüllt, als ein heftiger Schlag von der Hand des Arriero ihm diese, mitsammt dem stärkenden Inhalte, in's Gesicht schleuderte und ein anderer nicht minder kräftiger Stoß derselben Hand ihn zu Boden warf. Jetzt folgte eine sehr rohe Prügelscene, bei welcher el Sabio im größten Nachtheile war, da ihm die Schärfe des, in die Augen gedrungenen Rums, dieselben nicht so bald zu öffnen erlaubte; erst nachdem der Arriero seine Wuth gekühlt und mit größter Ruhe

in seiner Arbeit des Abladens fortfuhr, kam el Sabio wieder in Besitz des Sehvermögens und entledigte sich nun eines Stromes von Schmähungen gegen seinen frühern Freund, der von diesem jedoch gänzlich ignorirt wurde. Hätte der Vagabond dem Arriero beim Abladen beigestanden, so wäre Alles dies vermieden worden und wir hätten nicht den halben Garrafon Rum und, was hier noch weit schlimmer zu entbehren war, die zwei Taparas mit Wasser verloren! Jetzt konnten wir die Nacht, und vielleicht noch den ganzen morgenden Tag über, Durst leiden.

Im höchsten Grade mißgestimmt hingen wir die Hängematten an die Einfriedigung des Corrals und aßen als einzige Nahrung hartes, trockenes carne seca und eben so beschaffene Cassave.

Bereits nahe daran einzuschlafen, hörte ich aus einiger Entfernung das Wiehern und näher kommende Huftritte von Pferden und bald tauchten aus dem Dunkel der Nacht mehrere Reitergestalten auf, welche an unsere Lagerstätte herangesprengt kamen.

Beim Scheine des Feuers erkannte ich sechs, in kurze weiße Beinkleider und die übergeworfene Cobija gekleidete, mit dem Trabuco und der Lanze bewaffnete Männer. Sie boten uns, die wir bei ihrer Annäherung aus den Hängematten gesprungen waren, buenas noches[653]), sprangen von ihren Mulas, entsattelten sie, ließen sie, um sich ihr Futter selbst zu suchen, laufen, hingen ihre Hängematten an den Corral und setzten sich, ihr Nachtessen von carne seca und Arepa verzehrend, in dieselben. Der Inhalt einiger mit Wasser gefüllten Taparas, die sie mit sich führten, wurde vertheilt, und wir waren sehr erfreut, ebenfalls einen reichlichen Antheil davon, sowie von Cumanacoacigarren, von denen sie einen guten Vorrath mit sich führten, zu erhalten.

Es waren Ganaderos, die eine Heerde Vieh nach San Carlos gebracht und sich jetzt auf der Rückreise nach ihrer Heimath, der Mission des Baúl, befanden.

Mit Vergnügen erfuhr ich, daß wir morgen in der Mission anlangen und sie uns dahin begleiten würden.

Freilich hatten wir, durch die Unkenntniß des Sabio, den rechten Weg vom Páo nach dem Baúl verfehlt und waren in die mehr westlich gelegene Straße von San Carlos nach der Mission gekommen, was jedoch kein bedeutender Umweg war.

Vor Freude wurde dem Sabio von mir verziehen, der seinerseits wiederum dem Arriero die von ihm erhaltene Tracht Schläge verzieh und mit ihm sich an's Feuer setzte, um welches die Ganaderos bereits sich niedergelassen hatten. Würfel und Karten wurden aus den Hüten, zwischen deren Futter sie verborgen gewesen, hervorgeholt, die Cobijas auf den Boden ausgebreitet und ein eifriges Spielen begann, wobei Maiskörner die Stelle des Geldes vertraten, um im Baúl gegen letzteres ausgewechselt zu werden.

Als ich am frühen Morgen erwachte, fand ich die ganze Gruppe noch auf's eifrigste mit Karten- und Würfelspiel beschäftigt und hatte wiederholt zur Abreise zu mahnen, bevor sie sich entschlossen, damit ein Ende zu machen.

Mulas und Esel wurden auf der Savane zusammengesucht und beladen und bald nach Sonnenaufgang reisten wir von dem einsamen, verlassenen Platze ab.

Die Ganaderos, denen die langsamere Reise mit uns wohl etwas zu langweilig sein mochte, ritten bis auf einen jungen hübschen Mann, der sich gern mit mir über Naturwissenschaft, soweit als sein geringes Wissen reichte, zu unterhalten schien, voraus.

In der Nähe eines Caño angekommen, an welchem große Strecken mit hohem Rohr und vereinzelten Fächerpalmen bedeckt waren, befand sich eine Heerde von einigen 50 Stück Garzones saldados[654]), deren weißes Gefieder schon aus weiter Ferne sichtbar war.

Der junge Ganadero, wie es schien ein eifriger Jäger, bat

mich ungemein, ihm meine Doppelflinte zu einem Schuß zu leihen und dem Arriero Halt gebietend, schlich ich mich mit dem jungen Manne nach den Garzones hin.

Obgleich diese Vögel ungemein scheu sind, konnten wir sie doch, durch die Höhe des Rohres und der Palmenstämme verdeckt, wohl beschleichen und der erste Schuß meines Gefährten streckte einen derselben nieder, während der zweite, von mir abgefeuerte Lauf, einen anderen flügellahm schoß.

Letzterer bemühte sich zu entfliehen und ich eilte nach ihm hin, ihm den Garaus zu machen. Doch noch bevor ich ihn erreichte, kam er gegen mich, in voller Wuth heftig klappernd und mit dem großen spitzen Schnabel nach mir hauend, angerannt, so daß ich mich, da ich fürchtete, bei meinem gegen ihn geführten Hiebe mit der entladenen Flinte, deren Kolben zu zerbrechen, gezwungen fand, zu retiriren und erst dann ihm die Stirn zu bieten, als ich in Besitz eines am Boden liegenden, langen, vertrockneten, aber zähen Blattstieles der Fächerpalme kam, mit dem ich ihn nach einigen heftigen Schlägen tödtete.

So scheu diese großen Störche sind, so furchtlos und wüthend greifen sie ihren Verfolger an, wenn sie von ihm in die Enge getrieben oder verwundet werden, ihre Größe ermöglicht es ihnen, ihre gefährlichen Angriffe mit dem kolossalen Schnabel stets nach dem Kopfe des Menschen zu richten; selbst im gezähmten Zustande sind sie leicht in Wuth zu bringen, und dann, durch das Hacken mit dem Schnabel, ebenso gefährlich, als im wilden.

Die zwei ungemein schweren Riesenvögel wurden dem Esel, der einst die kostbare Last des Garrafon getragen, aufgeladen und vorsichtig durchschritten wir das seichte braune Wasser des ziemlich breiten Caño.

Eine seltene Ueberraschung und Freude wurde mir jetzt in der Erscheinung einer am fernen Horizonte auftauchenden Reihe blauer Hügel, die mir bereits schon von der Galera del Páo als

graue Punkte in der vor mir liegenden ungeheuren Fläche der Llanos gezeigt worden waren. Damals, als ich in die Ebene gelangte, bald wieder verschwunden, blieben sie es bis heut, wo sie, in schön duftig blauer Färbung, über die völlig schnurgerade Linie, welche die Grenze des Himmels und der Erde bestimmte, allmählich sich erhoben.

Es war die Serrania[655]) del Baúl und hinter derselben lag die Mission.

Ein freudiges Gefühl ergriff mich beim Anblick der längst ersehnten Gegend, Hitze und Ermüdung wurden vergessen, Alle verdoppelten wir unsere Schritte, selbst die Esel thaten ihre Freude durch einen allgemeinen Schrei kund und trabten dann noch einmal so schnell dahin. Nach Verlauf von zwei Stunden gelangten wir an einen schönen Fluß, den Rio Tinaco, der dem Rio Páo an Breite wenig nachstand.

Nur in aller Eile labten wir uns an dem ziemlich klaren, reinen Wasser und versuchten dann sofort den Uebergang desselben, den wir glücklich, obwohl mit vielen Schwierigkeiten und den Umständen des Abladens der Esel, bewerkstelligten, denn am jenseitigen Ufer lag, von einem kleinen Wäldchen und Anpflanzungen umgeben, ein großer, aus mehren Gebäuden bestehender Hato, der Hato „Ave Maria“. —

Mit Vergnügen rasteten wir bei den freundlichen Bewohnern desselben einige Stunden und wurden hier, zum erstenmale in den Llanos, durch Erfrischungen von Butter, Käse und Milch wahrhaft erquickt.

Ein liebliches Mimosen- und Ingawäldchen lag in der Nähe der aus Adobe erbauten Gebäude und großblättrige Platanos, Lechosas und Mangos umgaben dieselben. Am Ufer des Rio Tinaco zogen hohe Cañales[656]) sich dahin und Conucos von Mais und Yuca dehnten sich hinter den Gebäuden nach dem Wäldchen zu aus.

Im Hintergrunde, über das dunkle Wäldchen, erhoben sich die nahe gelegenen, röthlich violeten Berggipfel und der blaue Wiederschein des Himmels in dem gelblichen Wasser des Flusses, schuf die prachtvollsten grünen Lasurtöne.

Ein großer Fluß bringt stets Leben, selbst in die ödeste Landschaft, dies zeigte sich hier recht deutlich, denn ohne diesen wäre das Ganze nur eine wüste Savane der Llanos gewesen.

Nur ungern schied ich von dem freundlichen Hatero und seiner Familie, nachdem ich versprochen, auf der Rückreise längere Zeit bei ihnen zu verweilen.

Bald nach dem Verlassen des Flusses wurde die Landschaft wieder so öde als vorher, sogar womöglich noch mehr, als wir uns dem Fuße der Hügelkette näherten. Gleich frischem Sturzacker, jetzt aber von der Sonne fast zu Stein erhärtet, lag das von jeder Vegetation entblößte, wahrscheinlich durch die Ueberschwemmung des Flusses in der Regenzeit aufgerissene Erdreich, in weiter Ausdehnung vor uns und kühlte bei dessem Ueberschreiten unsere Freude sehr bedeutend ab, während es, durch die uns verursachende Anstrengung, den Schweiß in doppeltem Maße aus allen Poren trieb und die Füße im höchsten Grad ermüdete. Die Esel schwankten über diese holperige Fläche gleich einem von den Wellen hin und hergeworfenen Schiff und tief auf athmeten wir alle, als wir diese einstündige Qual hinter uns hatten und bergan stiegen. Die nicht über 800 Fuß hohe Serrania, die wir in der Quere überschritten, zeigte in ihrem Aussehen viel Aehnlichkeit mit den niederen Bergen der Galera del Páo. Grasabhänge, vom Abbrennen des Grases schwarz gefärbt und mit grauen Felsblöcken in Unmasse bedeckt, weite Strecken mit vereinzelt stehenden Rhopalas und Curatellas bewachsen, in den Thälern kleine Mimosenwäldchen oder lang dahin sich ziehende Reihen von Fächerpalmen, einzelne rothbraune, lehmige Barrancas[657]) mit schwarzbraunen Conglomeratblöcken an

deren Fuße, Alles ohne jede Spur von Wasser, das ist der Charakter der Serrania del Baúl. Zwei Stunden gebrauchten wir, um uns, bald aufwärts, bald abwärts kletternd, durch diese Bergreihe zu winden, bis wir endlich die letzten der Hügel überschritten und zur Rechten wieder die weite Ebene vor uns erblickten, während zur Linken der Weg dicht an den Bergen hin sich zog.

Dabei wechselte die Vegetation auffallend; hübsche Gebüsche von Mimosen, Ingas, Sapindus, Guayabos und vielen anderen Bäumen, zwischen denen bisweilen eine Gruppe von Stachelpalmen sichtbar wurde, begrenzten den Weg zur Rechten und bildeten die Uferwaldung eines kleinen Flusses, der in ihnen dahin sich schlängelte, während zur Linken die rothbraunen, mit einzelnen Rhopalas bestandenen Hügel, in den sonderbarsten Formen sich erhoben.

Es war ein liebliches Landschaftsbild, interessanter gemacht durch die längere Entbehrung jeglicher schönen Scenerie.

Wie von der Hand des erfahrensten Landschaftsgärtners angelegt, im parkähnlichen Style, prangten hier die herrlichsten Baumgruppen, mitunter sich öffnend und einen wunderschönen Blick auf den klaren Wasserspiegel des Flusses gewährend; durch sie hindurch wand sich die breite, gut angelegte Straße. Weiter und weiter traten die Laubpartien vom Wege zurück, je mehr dieser vom Flusse sich entfernte, große Conucos wurden sichtbar, dann einzelne am Wege stehende Landhäuser mit ihren Bewohnern und zuletzt ein großer breiter Strom, mit einer auf beiden Ufern liegenden Häusermenge.

Es war vier Uhr Nachmittags, an einem Sonnabend, als wir uns gegenüber der Mission el Baúl, von der wir durch den ziemlich bedeutenden Rio Cojedes getrennt waren, befanden und in einer am linken Ufer gelegenen Pulperia einstweilen einkehrten,

um uns zu erfrischen und die nöthigen Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach dem andern Ufer zu treffen.

Eine ungemein interessante und belebte Scenerie bot sich meinen Blicken dar.

Der Ort, wo ich mich befand, bestand aus einer Menge Häuser, meist Pulperias, die durch den weißen Anstrich der Adobewände, wie ihre rothen Ziegeldächer, einen recht freundlichen Anblick gewährten. Vor ihnen dehnte ein großer freier, von einem riesigen Tamarindenbaume theilweise beschatteter Platz, bis zum Flusse sich aus, an dessem hier flachen Ufer eine Menge Bongos, Barcas, Curiaras, und wie die kleineren Fahrzeuge alle heißen, lagen. Hinter den Häusern erhoben sich kahle, nur hier und da mit einzelnen Gebüschen besetzte Hügel, von deren einem ein schöner klarer Bach über sein felsiges Bett munter herabsprang, um die kolossale Tamarinde in seinem eiligen Laufe durch anmuthiges Murmeln zu begrüßen und dann schnell in den gewaltigen Fluß zu rinnen.

Eine seltsame Staffage boten die felsigen Ufer des Baches, vom Gipfel bis zum Fuße des Hügels, meinen Augen, in einer fortlaufenden Reihe weißgekleideter, gleich der keuschen Diana hochaufgeschürzter Wäscherinnen, junger und alter, dar, die gleich Orgelpfeifen, eine über die andere ragten und einander auf den Köpfen zu stehen schienen. Unter dem Tamarindenbaume herrschte ungemein reges Leben, Verkäufer von frischem und getrocknetem Fleische, Chiguire und Fischen, von Früchten, Cassave, Mais, hatten hier ihre Waaren theils aufgehängt, theils auf am Boden ausgebreiteten Matten liegend, feil; Arrieros, unter ihnen auch der meine, warteten mit den ihrer Carga befreiten Lastthieren, im Schatten des Tamarindo, auf die Barca vom jenseitigen Ufer, um die am Boden hochaufgethürmten Cargas nach der Mission zu schaffen; Paleros mit Geschirren, lebenden Papa-

geien, Affen, Hühnern standen in ähnlicher Absicht umher, kurz, das Ganze bot das Schauspiel einer sehr belebten Marktscene dar.

Llaneros, Ganaderos, Hateros und Peones in ihren malerischen Trachten, hatten ihre Pferde oder Mulas an die Fenstergitter der Pulperias angebunden und standen in den Lokalen selbst, um ihre Lieblingsgetränke, Guarapo und Rum, zu sich zu nehmen.

Die Ankunft meiner Karawane, der drei Estranjeros mit langen Bärten und weißen Gesichtern, mit Flinte und Säbel bewaffnet, die Esel mit ihrer Ladung von Kisten und den zwei Riesenstörchen, dem fast schwarzen Arriero, erregte große Aufmerksamkeit unter dem hier versammelten Volke; drohende Blicke wurden uns von einzelnen der braunen Caballeros zugeworfen und wiederholt hörte ich den Ausruf: „Son Monagistas! al diablo con las espias!“[658]) die ich mir natürlich nur durch die herrschende revolutionaire Stimmung der Llaneros gegen Monagas erklären konnte.

Ich warf den Kerls nicht minder böse Blicke zu und begab mich mit meinen Gefährten in eine der größten belebten Pulperias, wo wir ebenfalls unter den hier anwesenden Caballeros großes Aufsehen erregten. In paßpolizeiähnlicher Manier, jedoch in höflicher anständiger Weise, suchten der Wirth, wie einige der wohlgekleideten Llaneros, den Grund unseres Besuches der Mission zu erfahren, den ich ihnen auch ohne Weiteres mittheilte, sowie die kurz zuvor gehörten, gegen uns gerichteten Bemerkungen.

„Vms. son Oligarcas?“[659]) frug mich einer der Caballeros.

„Si, Señor, somos amigos del general Paëz!“[660]) antwortete ich.

„Entonces esta bueno y no tengan cuidado, todos aqui somos los mismos![661]) Viva el general Paëz!“ entgegnete er und stürzte sein Glas Rum mit Wasser hinunter.

Und „viva el general Paëz!“ brüllte das versammelte Volk

in der Pulperia, wie draußen auf dem Platze und ich und meine Gefährten thaten dasselbe.

Dies war meine Einführung beim Volke vom Baúl, wodurch ich vielen unangenehmen Auftritten, die mir sonst, bei der starken revolutionairen Gährung der Bevölkerung, während meines hiesigen Aufenthaltes leicht hätten gefährlich werden können, aus dem Wege ging.

Bald darauf ließ sich el Sabio, den ich nach dem über dem Flusse liegenden, großen Orte gesandt hatte, um für uns ein Logis zu miethen, in einem durch Freude und die Gewalt einer Anzahl genossener Tragitos Rum aufgeregten Zustande, vor meinen Augen erblicken und theilte mir mit, daß er ein schönes Quartier bei einer Familie „muy honrada y decente“[662]) für mich gemiethet und mich recht bald dorthin begleiten wolle. Vorher jedoch stürzte er aus reinem Vergnügen, daß ich die Gegend so schön fände, noch einige Rum die Kehle hinunter und taumelte dann mit mir ab.

Die lange und breite Barca, zum Uebersetzen nach dem andern Ufer, lag bereit und wir alle stiegen in dieselbe, die bereits von Passagieren überladen war. Meine Mitpassagiere waren eine große Anzahl der, auf dem Hügel beschäftigt gewesenen Wäscherinnen, die mit ihrer Wäsche nach der Mission zurückkehrten und jetzt sogar noch ihrem Diana-Costüm treu geblieben waren, welches mir erlaubte, die interessantesten Beinstudien zu machen. Es waren unter ihnen recht schöne, üppig gebaute, braune Mädchen, die mich die beste Meinung von den weiblichen Schönheiten des Baúl fassen ließen.

Die Lastesel, wie die Mula des Arriero, mußten das jenseitige Ufer schwimmend zu erreichen suchen, was wegen der vielen im Flusse sich aufhaltenden Caimans allerdings riskant war; bei der belebten lärmenden, unausgesetzten Passirung des Flusses, durch mit Menschen gefüllte Boote und hindurchschwimmendes Vieh,

war jedoch ein Angriff dieser Reptilien auf die Lastthiere nicht zu fürchten.

Einen schönen interessanten Anblick gewährte von hier das vor mir liegende, rechte Ufer des Rio Cojedes.

Aus dem leicht gekräuselten, gelblichen Wasserspiegel des rasch dahinströmenden Flusses, stieg das rothbraune Lettenufer steil empor und trug auf seiner Höhe, die wohl 25 bis 30 Fuß betrug, einen dichten Saum von Gebüschen schöner Mimosen, Cäsalpinien, Ingas, Guayabos, Clusien und anderer dick- und glänzend-blättriger Pflanzen.

Nur allein vor mir, wo der Rio Cojedes in einem vollkommenen rechten Winkel von West nach Süd sich wendet, hat, durch die plötzliche Wendung des Stromes, die Gewalt des Wassers die Steile des Ufers gebrochen und allmählich nur steigt es vom Wasserspiegel aus, nach der flachen Ebene hinan, auf welcher die Mission el Baúl liegt, die hinsichtlich ihrer Größe, wie der Bauart ihrer Häuser, allen anderen Städten des Innern von Venezuela gleicht.

Ein reges Leben herrschte auch hier, am Landungsplatze des rechten Flußufers und bald waren wir von einer Menge braunen Volkes umringt. El Sabio erläuterte, ähnlich dem Erklärer in einer Menagerie, dem Volke den Grund unseres Auftretens und führte außerdem jeden Einzelnen von uns namhaft an, dessen Eigenschaften in's schönste Licht stellend, wobei ihm jedoch öfters die Stimme versagte und er durch räthselhafte Gesticulationen den Redesatz weiter führte. Am Ende brüllte er: „Viva el general Paëz“, mit ihm das ganze Volk und wir machten uns das Vergnügen, in diesen Jubel mit einzufallen. Hohe Fisteltöne, Geschrei, wie das Knallen und Zischen einer Unmasse Triquitraques[663]) folgten dem Toastrufen und dann erst befreite uns das Volk von seiner Gegenwart und zerstreute sich nach dem Ufer hin.

Das Haus, in welches mich el Sabio führte, lag zum An-

fang einer breiten, sehr langen Straße unweit des Ufers und war von bedeutender Länge, wiewohl nur, gleich allen anderen Gebäuden, einstöckig. An der hinteren Seite zog eine breite Veranda sich die ganze Länge des Hauses entlang, welche der Hauptaufenthalt der Familie war. Sämmtliche Zimmerthüren öffneten sich nun in diese Veranda, durch welche man, vermittelst eines in der Mitte des Hauses befindlichen Thorweges, in das Haus eintrat.

Die Familie, bei welcher el Sabio uns einquartiert hatte, schien wirklich muy honrada y decente zu sein und bestand aus einer ältlichen Dame mit ihren zwei Töchtern, deren älteste jedoch bereits die 30er Jahre überschritten, die jüngste aber, Mariquita, ein bildschönes Mädchen von 15 Jahren, mich sehr bald mehr als alles Andere des ganzen Baúl interessirte und fesselte.

Zwei große helle Zimmer wurden mir und meinen Gefährten in dem Hause eingeräumt, deren eines wir mit zwei noch jungen Creolen theilten, von denen der Eine, etwa 25 Jahr alte, der Vorgesetzte des Anderen, etwa 20 Jahr alten, zu sein schien. Beide waren ungemein zuvorkommend gegen mich und schienen einen ziemlichen Grad von Bildung zu besitzen; der ältere stellte sich mir als Señor Castillo, der jüngere als Sr. Martinez vor.

Hinter dem Hause befand sich ein sehr großer freier, umzäunter, von einigen Gebäuden, die ebenfalls meiner Hauswirthin gehörten, begrenzter Platz; es schien eine sehr wohlhabende Familie zu sein, bei der ich wohnte, die außerdem noch einen großen Hato am Rio de la Portuguesa besaß. In der Mitte des Platzes stand eine in dieser Gegend sehr seltene Erscheinung, eine an 80 Fuß hohe Cocospalme, im besten Wachsthume und reich mit Früchten beladen. Es war dies der von der Küste entfernteste Ort[664]) im Innern des tropischen Süd-Amerika, an welchem ich je eine Cocospalme erblickt habe und wenn ich bereits bei Nueva Valencia diese wahre Küstenpalme von minder kräftigem, gesunden

Wuchse fand, so nahm es mich Wunder, als ich hier, inmitten der Llanos, eine solche im schönsten Wachsthum erblickte.

Meine Riesenstörche ließen mich nicht zur gewünschten Ruhe kommen und ich benutzte die wenige Zeit bis zum Abend zu deren Conservirung; ihre fleischigen, der Hülle befreiten Körper, trug el Sabio unter dem lautesten Halloh der versammelten Volksmenge nach dem Flusse und übergab sie den Fluthen.

„Vm. parece Indio!“ sagte die reizende, meiner Beschäftigung neugierig zuschauende Mariquita und wies auf meine Arme. Sie hatte nicht Unrecht, denn bei dem zu diesem Geschäft nöthigen Aufstreifen der Hemdärmel, differirten auffallend die schwarzbraun gefärbten, während der Reise der heißen Sonne ausgesetzt gewesenen Hände von der Weiße des stets bedeckt gewesenen Oberarmes, sowie der Nacken, der an Röthe dem purpurnen Halsringe der Riesenstörche nichts nachgab.

Ich beruhigte sie darüber, um bei ihr nicht als ein seltsames Specimen eines Indianers zu gelten, obgleich sie selbst ihrer gelblichweißen, sammetnen Haut, dem schönen kühn geschnittenen Profil ihres Gesichtes, den dunklen feurigen Augen und rabenschwarzem Haar nach, ein wenig Indianerblut in ihren Adern führte.

Es ist eigenthümlich in Süd-Amerika, daß die Männer von weißer Hautfarbe vom farbigen und schwarzen weiblichen Geschlecht, vor denen ihrer eigenen Farbe, begünstigt werden, in den meisten Fällen wird, unter den Nebenbuhlern eines farbigen Mädchens, nur allein der Weiße triumphiren, auch wenn er an Schönheit oder Reichthum den anderen nachsteht. —

Beim Abendessen wurde ich durch die vorzüglich gekochten, vielerlei Gerichte überrascht, die von verschiedenen europäischen Delicatessen, als Sardinen, Prünellen, in Essig conservirten Früchten, Oliven, u. s. w. begleitet wurden und mit einem ausgezeichneten Dulce von Guayabas endeten.

Die Mission von Baúl hat ihren Namen von dem, an allen

Seiten von Flüssen, dem Rio Tinaco, Rio Pao, Cojedes und Portuguesa, umzogenen Landstrich, auf welchem sie liegt und der durch seine, ein längliches Viereck bildende Form, einem Koffer, im Spanischen „baúl" genannt, ähnelt.

Der an der Vereinigung des Rio Tinaco mit dem Rio Cojedes gelegene Ort ist von ziemlicher Größe und besteht hauptsächlich in zwei langen, breiten, schnurgeraden Straßen, an welchen die im ländlichen venezuelanischen Styl erbauten, weißgetünchten Häuser liegen, von denen ein großer Theil Pulperias sind.

Der Handel des Ortes, sowohl nach San Fernando de Apure als auch nach der Küste zu, ist lebhaft und wird mit letzterer in Rindvieh, Käse, getrockneten Fischen und Chiguire betrieben; letztere beiden Artikel werden besonders zur Fastenzeit in großer Menge, weit und breit im Lande umher, versandt, da dem Venezuelaner das Fleisch des Chiguire[665]), als Fastenspeise zu essen erlaubt ist, das, weil es meist im Wasser lebt, von den Geistlichen zu den Fischen gerechnet wird, mit denen es freilich nur, seines Aufenthaltes wegen, eine Aehnlichkeit hat.

An zwei Seiten vom Flusse umgeben, der grade hier eine entschiedene Wendung von Westen nach Süden macht, zieht der, auf einer ziemlichen Anhöhe gelegene Ort, in einer Reihe malerischer Hütten und Baulichkeiten, am Flusse sich entlang. Große lange, mit halbrundem Palmendach versehene Bongos, die vom Apure bis hierher, den Rio de la Portuguesa aufwärts, kommen, liegen am Flußufer und ihre indianische Mannschaft ist geschäftig, die Ladung an getrockneten Fischen und Fleisch am Ufer aufzuhäufen.

Mit Menschen überfüllte Boote, die unausgesetzt von einem Ufer nach dem anderen fahren, Heerden hindurchschwimmender Rinder, Pferde, Mulas und Esel beleben den Fluß, aus welchem, weit entfernt von dem Geräusche der im Wasser umhertummelnden Menge, hin und wieder die hechtartige Schnauze

eines Caimans auftaucht, der, langsam durch's Wasser streichend, eine Untersuchungsreise nach dem jenseitigen Ufer ausführt.

In Menge stehen am Ufer Gruppen brauner bärtiger Llaneros beisammen, lebhaft gestikulirend und mit heftig erregter Stimme ihre revolutionairen Ansichten den Umstehenden kundgebend; ihre weiße kurze Jacke über dem blaugestreiften Hemd, die kurzen weißen, blaueingefaßten und am untern Theile aufgeschlitzten, mit Schleifen und Bändern versehenen Kniehosen, die engen bis zu den Knöcheln herabreichenden Unterhosen, geben den Llaneros einen leichten, frivolen Anstrich, der ihrem ganzen Charakter völlig angemessen ist.

So überaus fruchtbar auch die Gegend um die Mission am Flusse entlang aussieht, so herrscht doch bereits schon in der geringen Entfernung von einer halben Meile von dem Orte und dem Flusse, der echte Charakter der Llanos in der Landschaft wieder vor, so daß von bedeutendem Feldbau hier nicht die Rede sein kann.

Der älteste der beiden jungen Männer, Señor Castillo, mit dem ich das eine der im Hause meiner Wirthin befindlichen Zimmer theilte, schien eines der Häupter der gegen die Landesregierung gerichteten Verschwörung zu sein und hielt sich bereits seit einigen Monaten hier auf. Er war den ganzen Tag über mit Briefschreiben beschäftigt und hielt Abends in einem, am Ende des Ortes gelegenen Hause, heimliche Versammlungen ab, denen die Noblesse der Mission beiwohnte. Wahrscheinlich auch in Angelegenheiten der bald auszubrechenden Revolution, sandte er den jüngeren Sr. Martinez nach dem Apure ab, der zu dieser Reise eine militärische Uniform, in weißem Rocke mit scharlachrothem Kragen und Aufschlägen, sich hatte machen lassen; eine gleiche Uniform, jedoch mit mehr Auszeichnungen, hatte auch Señor Castillo parat liegen.

Ich mischte mich jedoch nie in seinen revolutionären Schwindel

und er war viel zu gebildet, als daß er mir seine Ansichten aufgedrungen hätte; nur gab er mir den Rath, während meines Aufenthaltes in der Mission und überhaupt in den Llanos, zu jetziger Zeit jedes Zeichnen von Skizzen zu vermeiden, damit das ungebildete Volk mich nicht für einen Spion halte, wodurch mir leicht große Unannehmlichkeiten erwachsen könnten[666]).

Mit der Vertreibung der Spanier hat auch dieser Ort seine Bedeutung als Indianer-Mission verloren, überhaupt giebt es hier nichts mehr zu bekehren, da alle Bewohner des Baúl schon längst civilisirt und Bekenner des Christenthums sind.

Eine Unmasse Hatos besitzt die Umgegend der Mission und sendet jährlich ungeheuere Viehheerden nach der Küste, die meist über San Carlos gehen.

Als Rarität traf ich hier einen Händler mit lebenden Thieren, der unter einer Menge von Affen und Papageien auch mehre Seltenheiten besaß.

Bei ihm sah ich ein Paar sehr seltener Eulenarten[667]), die einem Brüllaffen im Aussehen und Benehmen ungemein ähnelten, einige bunte Rey de Zamuros[668]), blaue Wasserhühner[669]) und eine Menge schöner Trupiales[670]), die in der Umgebung der Mission sehr häufig sind und viel nach den Küstenstädten, wo sie einen guten Preis haben, transportirt werden.

Außerdem hatte er noch eine Colonie Chiguires und anderer seltener Säugethiere, unter denen mich ein junger Danta[671]) durch sein schönes weißgeflecktes, seidenartiges Fell und seine große Zahmheit am meisten interessirte. Eine schöne seidenglänzende Otter[672]) war ebenfalls gleich einem Hunde zahm geworden und begleitete ihren Besitzer überall hin.

Kurz vor meiner Abreise gab mir Sr. Castillo in einer der größeren Pulperias einen Abschiedsschmaus, was ich deshalb anführe, als ich mich wunderte, in diesem verlassenen Erdwinkel eine solche Collection von Delicatessen anzutreffen. An Wein

und besonders Champagner fehlte es dabei nicht und Sardines à l'huile, Hummer, Clams, holländischer Käse, in Staniol gepackte Cervelatwurst u. s. w. prangten auf der Tafel.

Es war an einem Nachmittage, als ich von der liebenswürdigen Familie meiner Wirthin schied und meine Rückreise nach der Küste antrat.

Mißmuthig durch mein Scheiden von Mariquita, ließ ich mich wieder über den Fluß setzen und wanderte mit meinen Gefährten, jedoch ohne el Sabio, dessen Rath ich gern entbehren konnte, den Hügeln zu. Es war bereits dunkel, als wir bei den freundlichen Leuten im Hato „Ave Maria" anlangten und unser Nachtquartier nahmen.

Von hier hatte ich beschlossen, anstatt über die Stadt Páo zu reisen, bei dem, nur 5 Leguas von San Carlos entfernten Orte Tinaco, die große von San Carlos nach Puerto Cabello führende Straße zu erreichen und diesen bequemeren, über geringe Höhen führenden Weg zu meiner Rücktour zu benutzen.

Des andern Morgens den Rio Tinaco passirend, vertieften wir uns wieder in die in größter Einförmigkeit vor uns liegenden Llanos.

Am Mittage erreichten wir ein kleines Hato „el Zamanal", dessen Besitzerin uns auf's Zuvorkommenste empfing und mit Milchreis regalirte, der uns bei der argen Hitze des Tages gar sehr willkommen war. Fächerpalmen und große Zamangs standen in herrlichen Gruppen um die zwei zum Hato gehörigen Hütten und der dichte Schatten der Bäume war so verführerisch, daß ich meine Hängematte an die Aeste eines derselben hing und ein Stündchen Siesta in derselben hielt.

Am späten Nachmittage passirten wir den breiten Caño „la Culebra", der durch seine vielen Tembladores, Rayas und Caribes berüchtigt ist, von denen wir jedoch glücklicherweise nicht im Geringsten beunruhigt wurden. Als wir am späten Abend an einen

großen Hato gelangten, widerfuhr uns das nämliche Schicksal, als uns bereits auf unserer Hinreise einmal zu Theil wurde, wir wurden nämlich von dessem Besitzer nicht aufgenommen und mußten unweit des Hauses im Freien campiren. In einer Gegend, in welcher auch zur Nachtzeit eine milde Temperatur herrscht, ist es leicht möglich, die Nächte im Freien zuzubringen und gern ergaben wir uns in dieses Schicksal.

Wiederum passirten wir am andern Morgen einen wasserreichen Caño „el Aceite" und kamen gegen Mittag nach dem sehr großen Hato „Santo Domingo". Hier wurde uns ein ähnlicher Empfang als in dem Hato der gestrigen Nacht und wir mußten den dürftigen Schatten eines Fächerpalmenwäldchens aufsuchen, um unsere Mittagsrast zu halten und einiges Essen zu kochen. Glücklicherweise befand sich ein Wasser enthaltender Caño in der Nähe, so daß wir den Durst zu löschen im Stande waren. Ein Pärchen niedlicher Sonnenreiher[673]) stolzirte mit ausgespreizten Flügeln gravitätisch am flachen Ufer auf und ab und Heerden von Vieh standen und lagen in dem gelbbraunen Wasser umher. Die revolutionaire Gährung unter den Llaneros mochte wohl die Schuld an der Unfreundlichkeit der Hateros gegen Reisende tragen, da man mit vollem Recht den Venezuelaner als ungemein gastfreundschaftlich rühmen kann.

Davon war der liebevolle Empfang, der uns am Abend im Hato „la Cahoba" von Seiten des Besitzers und seiner Familie zu Theil wurde, das schönste Beispiel. Der Besitzer des großen Hato war ein ungemein gebildeter Mann, der seinen Reichthum wohl zu benutzen verstand und in einem sehr schönen, geräumigen steinernen Gebäude, von allem nur möglichen Comfort umgeben, mit seiner liebenswürdigen Familie, der schönen Frau und zwei noch schöneren Töchtern, wohnte. Wir erhielten einige geräumige Zimmer angewiesen, in denen Catres[674]) standen, die uns, nach dem ermüdenden Liegen in Hängematten, ausnahmsweise recht

wohl thaten und konnten uns außerdem, im Hause selbst, durch ein kühles Bad erfrischen.

In einem großen, luftigen Saale nahmen wir mit der Familie gemeinschaftlich unser Abendessen ein, das in wirklichen Delicatessen bestand und außer durch Wein, noch durch sehr angenehme Unterhaltung gewürzt war.

Feine Habana wurden nach dem Abendessen umhergereicht und der herrliche Abend in der Veranda, in Wiegestühlen schaukelnd, lustig hingebracht. Sehr gern nahm ich die Einladung, noch einen Tag im Hato zu bleiben, an und ging, am anderen Morgen zeitig, mit einem der erwachsenen Söhne nach einigen nahen Teichen auf die Jagd nach Wasservögeln.

In dichten, wolkenähnlichen Ketten erhoben sich bei unserer Ankunft die zahllosen Viriri-Enten, umkreisten die Teiche, senkten sich oft tief herab nach dem Wasserspiegel und flogen dann eben so schnell, unter tausendstimmigem Geschrei, hoch in die Luft, bis unsere mit reichem Erfolg gethanenen Schüsse sie nach allen Himmelsgegenden hin sich zerstreuen ließen.

Hier sah ich auch einige große rosenrothe Flamingos[675]), mit ihren unbeholfen aussehenden Schnäbeln im Uferschlamme nach Nahrung wühlend. Diese in Venezuela seltenen Vögel flogen mit all den Reihern, Rallen, Ibis und Riesenstörchen, die hier fischten, auf und wirbelten in buntester Reihe durch einander, immer höher und höher steigend, bis sie endlich unseren Blicken entschwanden. Mit etwa 20 Viriri-Enten beladen, traten wir den Rückweg nach dem Hato an, wo ein ausgezeichnetes Frühstück von starkem Caffee, Chocolade, Butter, Käse und Arepas unserer harrte. Ich werde der Vergnügungen dieses Tages noch mit vieler Freude gedenken, besonders eines Rittes, den ich, in Begleitung der Señoritas, nach der einige Leguas entfernten Hütte der Familie eines Peons des Hato machte.

Nicht ohne Rührung schied ich am andern Morgen von der

liebenswürdigen Familie, die einem völlig Fremden so reiche Beweise ihres Wohlwollens gegeben und mich noch bis zum Ueberfluß mit Lebensmitteln für die Reise beschenkte.

Bald hatten wir den Hato hinter uns, setzten über den wasserreichen Caño „la Canoa" und näherten uns dem westlichen Theile der hier allmählich in die Ebene sich verflachenden Galera del Páo. Die Gegend begann den Charakter der Llanos zu verlieren, das Terrain wurde hügeliger und nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen zeigte sich die Palma de Cobija; Reihen schwarzer Felsblöcke zogen, gleich alten Mauerruinen, weite Strecken sich dahin und Wäldchen von Mimosen, Rhopalas, Clusias, mit kletterndem Bambus durchzogen, wurden häufiger.

Es war gegen Mittag, als wir die südwestlichsten Ausläufer der Galera del Páo, hier nur unbedeutende Hügel, überschritten.

Spuren von Civilisation und des geschäftigen Treibens der Menschen zeigten sich hin und wieder in einzelnen, am Wege stehenden Pulperias und daran liegenden Yuca- und Maisfeldern, wie in einigen Tropas von Maulthieren, die mit Häuten und Chiguire beladen, des Weges kamen.

Nachdem wir gegen Abend den Rio Tinaco glücklich passirt, nahmen wir unser Nachtquartier in einem, unfern des Flusses gelegenen Hato, zu welchem mehre Häuser gehörten, in denen vielerlei Geschäfte, als Pulperiawirthschaft, Schlächterei, Cassavefabrikation u. s. w., betrieben wurden. Der Besitzer aller dieser Herrlichkeiten lud mich in sein Wohnhaus ein, um dort zu übernachten, da die anderen Häuser sämmtlich von Reisenden gefüllt waren und er sich überdies gern mit mir zu unterhalten wünschte, um „novedades del otra parte"[676]) oder wie er sich auch ausdrückte „de alla[677])" zu hören.

Es war ein steinalter, aber noch kräftiger, bis auf ein paar kurze Beinkleider völlig nackter, brauner Mann mit weißen

Haaren, der auf einem Lederfessel saß und auf mich den Eindruck eines alt-indianischen, broncenen Götzenbildes machte.

Trotz des hohen Alters war er sehr beredt und commandirte nebenbei seine Untergebenen in recht gebieterischer Weise, die vor ihm großen Respekt zu haben schienen. Sein Lieblingsthema war der Befreiungskrieg gegen die Spanier, den er mitgefochten und Anekdoten über Simon Bolivar und General Paëz, wogegen ich ihm Mittheilungen über Napoleon I. machen mußte, von dem er in früheren Zeiten gehört hatte und dessen Leben ihn sehr interessirte.

Bis in die späte Nacht war unsere Unterhaltung im Gange, von der ich mich mehrmals vergebens loszumachen suchte, bis dem alten Mann endlich doch der Schlaf in die Augen kam und er sich, in die Cobija gewickelt, in seine Hängematte legte.

Zeitig am nächsten Morgen, noch bevor der Alte aufgestanden, brach ich auf, um nicht wieder ein Opfer seiner Unterhaltungswuth zu werden.

Es war ein herrlicher Morgen und die Natur umher zeigte eine Frische, wie ich sie seit längerer Zeit nicht erblickte. Anmuthige Hügel und schöne Savanen, hin und wieder von einem kleinen Fluß durchzogen, lagen vor meinen Blicken und das lustige, gefiederte Völkchen der Tanagra, Pipra, Icterus und Columba-Arten hüpfte munter umher auf den Gebüschen und ließ seine freudigen, angenehmen Laute erklingen.

Aus den kleinen Waldungen ertönte der laute seltsame Ruf des Huacharaca[678]) und im dichten Schilfe, am Ufer des schnell dahin rauschenden Flüßchens, ließ die niedliche Gallineta[679]) ihre sonderbaren flötenden Töne hören.

Anstatt der Palma de Cobija, der Fächerpalme der Llanos, zeigten sich als Vorläufer einer üppigeren, frischeren Vegetation, einzelne Palmas redondas[680]) und dichtbelaubte Mangobäume,

Guazimos[681]), Jobos[682]) mit gelben pflaumenähnlichen Früchten, umstanden die am Wege liegenden Hütten.

Es war 10 Uhr Morgens, nachdem wir einen Nebenarm des Rio Tinaco passirt, als wir in dem Orte Tinaco anlangten und uns in eine der vielen, hier befindlichen großen Pulperias einquartierten. Wir befanden uns nunmehr in der Entfernung von 5 Leguas von San Carlos, auf der Hauptstraße, die von da nach der Küste zu führt und durch eine sehr bedeutende Frequenz sich auszeichnet.

Ungemein reges Leben herrschte in dem geräumigen Hause der Pulperia, das in seinen verschieden Anbauten, wie in dem großen Hofraume, eine Menge der verschiedensten Klassen von Reisenden mit ihren Thieren barg. Caballeros, Señoritas, Arrieros, Peones, bis zum zerlumpten Vagabondo herab, auf Bänken, in Hängematten, Schaukelstühlen und auf der bloßen Erde sitzend, waren hier versammelt und zeigten ein interessantes und getreues Bild venezuelanischen Lebens; fortwährend kamen neue Reisende an und gingen andere ab und Tropas von Mulas, begleitet von dem caballerogleichen Arriero auf seiner, bunt herausgeputzten Reitmula, wie Ganaderos mit langem Stoßdegen und dem Trabuco, drängten sich durch die in der Veranda befindliche Menschenmenge, hinein in den weiten Hofraum.

Das Getümmel war um diese Tageszeit am stärksten, wo die Reisenden gewohnt sind, ihr Almuerzo[683]) zu sich zu nehmen und die Stunden der größten Sonnenhitze durch die Siesta hinzubringen, um erst gegen zwei oder drei Uhr, wenn die Hitze ein wenig nachgelassen, ihre Reise weiter fortzusetzen.

Zum ersten Male sollte ich hier einen Gebrauch der Arrieros auf Reisen kennen lernen, der freilich den europäischen Begriffen von Anstand sehr widerstrebt.

Einer der caballeroleichen Arrieros war mit einer bedeutenden Arrea von Mulas hier angelangt, die beim Abladen ihrer

Carga durch die sie begleitenden Peones, ungemein auf dem Rücken durch den Druck ihrer Last aufgerieben waren.

Der Arriero selbst, nachdem er die Thiere genau untersucht, löste eine große, an einer der Cargas hängende Tutuma, trat zu den verschiedenen hier versammelten männlichen Gästen, einige Worte mit ihnen sprechend und ihnen das Gefäß überreichend, welches diese annahmen, in einen Winkel gingen und nach einer Weile zurückkehrend, ihm die Tutuma zurückgaben.

Im höchsten Grade verwundert, den wohlgekleideten Mann betteln zu sehen, wie ich vermeinte, erstaunte ich jedoch noch mehr, als er nach einiger Zeit auch mir und meinen Begleitern sich näherte und mir die Tutuma mit den Worten: „hagame el favor, su agua!“ (Ich bitte um Ihr Wasser) hinreichte. Ich konnte im Augenblick nicht errathen, was er meinte, bis er seine Bitte mir näher erklärte, die ich ihm jedoch abschlug, da ich in eine solche Sitte nicht wohl mich fügen konnte, was er mir, nach seinen zornigen Blicken zu urtheilen, sehr übel nahm. Ich habe später dies noch öfter erlebt, ohne je das Gesuch der Bittenden zu erfüllen, da diese Angelegenheit doch gar zu öffentlich abgehandelt wurde. Das Waschen mit Urin ist allerdings ein sehr probates Mittel zur Heilung der durch die Ladung aufgescheuerten Hautstellen der Lastthiere, sogar die Negerinnen und Farbigen baden das Gesicht, oft auch den ganzen Körper ihrer neugeborenen Kinder, täglich damit. —

Tinaco ist ein ziemlich bedeutender Ort, der durch seine Lage an der großen, belebten Straße zu Wohlstand gekommen ist; Schweinezucht ist hier besonders zu Hause und große Heerden dieser Thiere werden sowohl von hier, als von San Carlos, nach der Küste gesendet.

Ich hielt mich einige Tage hier auf und machte die Bekanntschaft des Juez de paz, eines jungen Mannes, der sich ungemein für Naturwissenschaft interessirte, was man in Venezuela

häufig genug antrifft, obwohl der Stand der Wissenschaft durch den Mangel gehörigen Unterrichtes bis jetzt noch nicht eine bedeutende Höhe erreicht hat.

Immer hügeliger wird die Gegend, sobald man Tinaco verläßt und die große Straße nach der Küste zu einschlägt, der Charakter der ganzen Landschaft umher zeigt an, daß der Reisende die Llanos im Rücken hat. Schöne, bereits schon frisch grünende Savanen, mit Teichen und kleinen Seen, erfreuten das Auge und durch sie wand sich die breite rothbraune Straße, von welcher die Züge von Maulthieren und Viehheerden den Staub hoch aufwirbelten.

Aehnlich als auf der Reise nach der Stadt Páo, vertieften wir uns bald wieder in gebirgige Gegend, die von einer nördlichen Fortsetzung der Galera del Páo gebildet wird, jedoch nicht zu solcher Höhe als dort sich erhebt. Nur einzelne Berge, an deren Fuße die Straße vorbeiführt, mögen wohl eine Höhe von 1500 bis 3000 Fuß erreichen. Unter diesen zeichnet sich durch seine isolirte Lage, seine steile Erhebung und tafelgleichen Gipfel der 3290 Fuß hohe Tiramuto aus, den wir am Nachmittage passirten. Ungemein romantisch war die Gegend umher. Ein schöner Fluß mit dunkler Waldung, dicht dabei ein kleiner Ort mit aus Bambusstämmen niedlich erbauten Hütten, von einigen Cocospalmen und der Palma de vino überragt, dahinter der rothbraune, kahle, seltsam geformte und abgeplattete Berg mit seinen dunkelvioleten Schatten, als Staffage ein Trupp Maulthiere, die Leitmula mit rothen Stirnbändern und Glocken geziert, der Arriero in weißer Manta und gelbem Palmenhut, in eng anliegenden, aufgeschlitzten Beinkleidern, mit einem halbnackten, braunen, vollbusigen Mädchen sich unterhaltend, dies gab dem schönen Bilde einen echt Berghemschen Charakter.

Eine Berglehne hinauf wand sich der Weg, über grüne Savanen hin, an einigen schön gebauten Landhäusern, die den

Ort Mapurito[684]) bildeten und im dichten dunklen Grün üppiger Mangos und Palmen lagen, vorbei und wieder hinan in die kahlen, rothbraunen Berge, auf einer zu beiden Seiten tief abstürzenden, durch rohe Geländer geschützten Bergstraße.

Oede und unheimlich sieht es hier aus, kaum einiges sparrige Gras repräsentirt die Vegetation, rothbraune, lehmige, vom Regen gebildete Ravinen ziehen sich die kahlen, mit Felsblöcken besäeten, steilen Abhänge hinab und erst nach längerer Zeit erblickt man zwei von einander entfernt liegende, rothbraune Hütten in einem von aller Vegetation entblößten, kleinen Bergkessel liegen. Der Ort heißt el Hoyo del Mapurito[685]) und gewährt einen traurigen Anblick.

In Gesellschaft mehrer Arrieros und Cochineros verbrachte ich eine sehr unangenehme Nacht in einer der engen, heißen Hütten und war erfreut, als ich des andern Morgens zeitig die Weiterreise antreten konnte.

Noch führte die gebirgige Straße durch ähnliche öde Landschaften, bis endlich die Gegend freier wurde und kleine niedliche Ortschaften sich zeigten.

Die erste derselben, la Palma, lag in einem engen Thale in reizender Umgebung und bestand aus einigen großen, obwohl niedrigen Gebäuden, die als Herbergen für Reisende dienten und ungemein mit Gästen angefüllt waren. Ein herrliches Exemplar der Palma redonda stand unweit des einen Gebäudes, hoch emporragend über dichtes Gebüsch von Tamarinden, Cujis und Mangos. Savane und Hügel wechselten jetzt miteinander und oft wurde die Straße von kleinen, klaren Flüssen gekreuzt, die bei ihrer Seichtheit leicht zu passiren waren. Im kleinen Orte Tinapú zum Frühstück rastend, erfreute ich mich im nahen Flusse eines angenehmen Bades und gelangte am Nachmittag an zwei einzeln stehende Häuser, los Pegones genannt, in denen ich einige Stunden ausruhte und eine sehr angenehme Unterhaltung mit

einigen schönen, gebildeten, fast weißen Señoritas hatte. Leider drängte mein Arriero zur Weiterreise, sonst hätte ich mit größtem Vergnügen an diesem Orte übernachtet, der so herrliche Schätze barg.

Im höchsten Grade ungern mußte ich mich dem Willen des eigensinnigen Menschen, der heut noch Tinaquillo erreichen wollte, fügen und wanderte denn weiter in der Savane hin, nach dem nicht fernen Orte Tacamajaca, der so voller Ganaderos und Arrieros war, daß ich, ohne nur anzuhalten, meinem Arriero die Esel weiter zu treiben befahl, obgleich er große Lust zeigte, hier zu rasten und sich durch einige Tragos zu stärken, die ich ihm in los Pegones wegen seines befehlshaberischen Auftretens verweigert hatte.

So kamen wir bald nach dem größeren Orte Tinaquillo, wo ich mich die Nacht und den nächsten Tag aufzuhalten gedachte. Dieser Ort ist, obwohl kleiner, doch in seinen Gebäuden schöner, als Tinaco und hat einen sehr großen, von geräumigen netten Häusern umschlossenen viereckigen Platz aufzuweisen, der mit viel Geschmack bepflanzt ist. Alle die an dieser Hauptstraße liegenden Orte zeugen durch ihre hübsche Bauart, ihre großen Verkaufslocale und ihr reges Leben am Besten von den bedeutenden Handelsgeschäften und der Wohlhabenheit ihrer Bewohner.

Von Tinaquillo nach Carabobo führt die Straße durch eine herrliche Gegend, über Berg und Thal, durch klare Flüsse, an denen liebliche Wäldchen sich hinziehen und nette Ortschaften, die sehr hübsche ländliche Gebäude aufweisen.

Wie zum Abschiede prangen die Palma redonda mit ihrer Fächerkrone und die Palma de vino mit ihren stolz, hoch aufsteigenden Riesenwedeln in den an der Straße liegenden Gebüschen von saftigem Grün, im Verein mit schönem gefächertem Caña brava und den großen, schildförmigen Blattkronen des Jagrumo[686]), bis sie weiterhin, in der Nähe von Carabobo, verschwinden

und die Savanenvegetation der Ebene von Valencia an ihre Stelle tritt.

Des andern Tages reiste ich von Carabobo nach Valencia auf der bereits früher beschriebenen Straße und von da einige Tage später zurück nach der Cumbre del San Hilario, womit mein Ausflug nach der Mission des Paúl endete.

VII.

Curaçao und Maracaibo.

Am 20. Juli 1857 begab ich mich an Bord der im Hafen von Puerto Cabello liegenden Balandra[687]) „Rosalta", die mich nach der holländischen Insel Curaçao bringen sollte, um von dort nach Maracaibo mich zu begeben, da in Puerto Cabello selten directe Schiffsgelegenheit nach letzterem Orte sich bietet.

Die Ladung des ungemein kleinen Fahrzeugs bestand in Platanos[688]), die in Curaçao sehr gesucht sind und auf dieser dürren Felseninsel nicht wohl gedeihen. Außer dem Capitain bestand die Mannschaft nur noch in einem älteren Matrosen und einem Jungen, welch' letzterer die sehr unbedeutende Köcherei zu besorgen hatte. Sämmtliche drei Personen waren Schwarze, jedoch recht gutmüthige und nüchterne Menschen, wie man sie selten unter Negern antrifft.

Es war am Nachmittag, als das kleine Schiff unter Segel ging und lustig hinaustanzte in's weite, dunkelblaue Meer, eine wahre Nußschale in dem ungeheuren Wasserbecken!

Eine Cajüte existirte allerdings, jedoch in so winziger Dimension, daß der bloße Anblick derselben gewiß jeden Passagier auf deren Gebrauch Verzicht leisten ließ, wenn nicht schon ihre Benutzung als Ladungsraum, indem sie ebenfalls, gleich dem ganzen

Schiffe, mit Platanos gefüllt war, dies verboten hätte. An eine Schanze war bei diesem Fahrzeuge nicht zu denken, statt ihrer lief an dem Rande eine niedrige Einfassung von einigen starken Stangen Eisendraht entlang, damit man, bei etwaigem Ausglitschen der Füße auf dem nassen Deck, nicht gerade direct in's Meer fiele. Zu beiden Seiten der Cajütenluke waren zwei schmale Bänke angebracht, auf deren einer ich, auf der andern gegenüber ein anderer Passagier saß, die wir die ganze Dauer der Reise, um der dem Schiffchen nöthigen Balance willen, zu behaupten hatten; die ausgestreckten Füße ragten über Bord, woraus man sehr wohl auf die Breite des Fahrzeuges schließen kann.

Trotzdem lief das kleine Ding ausgezeichnet und hüpfte mit ungemeiner Leichtigkeit und Sicherheit über die, von der steifen Brise ein wenig aufgeregten Wellen; nur bisweilen tauchte die untere Raa mit einem Theile des Segels in die azurblaue Fluth und schöpfte eine Menge flüssigen Silbers aus derselben, die von der Brise erfaßt, in tausend kristallene Regentropfen zerstäubt, über das Fahrzeug dahinflog. Bei dem heftigem Schlingern des Schiffes wurde ich an meine Jugendzeit und zwar an das Schaukeln auf einem, über einen höheren Gegenstand mit seiner Mitte gelegten, Balken erinnert, an dessen Enden sitzend ich mit einem andern Kameraden auf- und niederschwebte. So auch hier. Während mein vis-à-vis plötzlich mit der Leeseite, an der er saß, tief niedertauchte und sich in gleicher Linie mit dem Niveau des Meeres befand, fuhr ich hoch empor und mußte mich an die Bank festhalten, um nicht hinterrücks über die niedrige Cajütenluke geschleudert zu werden. An ein Unglück mit dem Fahrzeuge war, selbst bei squalligem Wetter, nicht so leicht zu denken, die Balandra war in bestem Stande, gut geladen und hatte in seiner Curaçaomannschaft die besten Führer. Es giebt nicht leicht sicherere Seeleute als die Curaçaoneger, die ganz besonders das Fahrwasser zwischen den Antillen auf's Genaueste kennen

und bei aller Verwegenheit fast nie das geringste Unglück mit ihren Fahrzeugen haben.

Einige starke Regenschauer, die ich wegen der steifen Brise, ohne Regenschirm, nur in die Cobija gehüllt, auf dem Deck aushalten mußte, trugen nicht gerade zu meiner Behaglichkeit bei und die Nacht war vollends geeignet, mich die Fahrt auf dem allzu kleinen Schiffe verwünschen zu lassen. Das schmale, stets nasse Deck ohne Schanze machte das Schlafen auf demselben sehr riskant und fast unmöglich, da man beim heftigen Schlingern des Schiffes leicht in's Meer rollen konnte.

Unter dem Balanciren bei drückender Hitze und kühlen Regenschauern strich langsam der andere Tag in dem kleinen Fahrzeuge dahin, bis mich bei Sonnenuntergang der Capitain auf einen schmalen schwarzen, von weißem Schaum umgebenen Streif am Horizont aufmerksam machte.

Es war die kleine Insel Curaçao chico, die unweit der südwestlichsten Spitze von Curaçao, draußen im Meere liegt und die wir bei Einbruch der Nacht erreichten. So gern und leicht wir noch bis Curaçao gekommen wären, ließ der Capitain den Miniatur-Anker in unmittelbarer Nähe der Insel fallen, da bei Nacht die Einfahrt in den Hafen von Willemstad, der Hauptstadt der Insel, gesperrt ist.

Im Dunkel der Nacht konnte ich an einem Ende der kleinen Insel zwei Gebäude, wovon das höhere ein Leuchtfeuer unterhielt, erblicken, sonst war die kleine, nur gering über das Meer hervorragende, aus gewaltigen Madreporenstöcken bestehende Insel, die nicht viel mehr als ein bloßer Corallenriff ist, gänzlich unbewohnt. Mit weißem dickem Schaume bedeckt, rollte die ansteigende Fluth unter eintönigem, starken Rauschen zwischen den gewaltigen Blöcken hindurch und bildete große Lachen, in denen das rothe Leuchtfeuer zitternd sich spiegelte.

Die einsamen Bewohner der Insel mußten unsere Ankunft bemerkt haben, denn bald kamen zwei dunkle, halbnackte Gestalten, über die Felsblöcke kletternd und durch das seichte Wasser watend, an das Fahrzeug heran und unterhielten sich in holländischer Sprache mit der Mannschaft. Das Ende der Conversation war, daß der Capitain ihnen eine Traube Platanos schenkte, mit der sie zufrieden nach ihrer Barracke zurückkletterten.

Die Balandra lag hier sehr sicher, fast ohne die mindeste Bewegung, so daß die Nacht, bei der rauschenden Melodie der Fluth, in ungestörtem Schlafe hingebracht wurde.

Noch vor Sonnenaufgang wurde der Anker gelichtet und direct nach der Küste von Curaçao gesteuert, die bis jetzt noch im grauen Wolkennebel verborgen, bei Sonnenaufgang aber, wie die im Osten liegende Insel Buen Ayre, deutlich zu erblicken war.

Es war die südwestlichste Spitze von Curaçao, die ich zuerst erblickte, deren flache Formen, nur von einzelnen dahinter liegenden Bergspitzen überragt, wenig über das Meer sich erhoben.

Bei der günstigen Brise kam das Schiff bald näher an die Insel, klärte die Südostspitze und fuhr an der weit dahin sich ziehenden südlichen Küste entlang. Diese bot einen überaus öden Anblick dar; in weißer, gelber und röthlicher Färbung zeigte sich ihr aus dem Meer aufsteigendes Felsenufer, das nur selten einiges Gesträuch barg.

Die kalte Beleuchtung der, hinter grauen Regenwolken verborgenen Sonne, das eben dadurch bleifarben erscheinende Meer, das von dem heraneilenden Squall unter dumpfem, ängstlichem Brausen sich hoch aufzuthürmen begann, ließ die nahe Küste noch trauriger erscheinen.

Bald verhüllte der mit dem Squall daherjagende Regen jede Aussicht und machte unsere Lage in dem kleinen Fahrzeuge gefährlich, das nur mit einem kleinen Sturmsegel versehen, auf's Schrecklichste von den hohen Wellen hin und hergeworfen und

von der See förmlich überstürzt wurde. Ein Glück, daß die Luken fest verwahrt waren und die darüber sich brechende Fluth sofort wieder vom Deck abfloß; wir auf diesen paar Planken befindlichen, lebenden Wesen hatten wacker dagegen zu kämpfen, daß uns die oft recht schwere See nicht mit hinwegspülte.

Glücklicherweise dauert ein Squall nicht lange, in einer Viertelstunde war die wirkliche Gefahr vorüber und wenn auch das Meer nicht so schnell sich beruhigte, kamen doch keine Sturzseen mehr über das Fahrzeug und der Capitän konnte die noch herrschende steife Brise auf's Beste zur Weiterfahrt benutzen.

Der Himmel heiterte sich auf, das Meer wurde schön blau und die Sonne schien so lieblich auf die nahe Küste herab und schuf auf ihr so schöne Farbentöne, daß ich jetzt eine ganz andere Insel vor mir zu sehen glaubte.

Der Squall hatte uns ein tüchtiges Stück weiter nach Westen gejagt und es zeigten sich bereits Spuren von Civilisation, Häuser, Ortschaften, Felder und Gebüsche auf der Insel, ja sogar ein stark befestigtes Fort nahe an der Küste, das Fort Beekenberg, mit seinen weißen Mauern und Bastionen. Gleich Pyramiden erhoben sich einige einzeln stehende Berge im Hintergrunde.

Immer angebauter und belebter, durch Häuser und Ortschaften, wurde die Gegend, einzelne von der Küste auslaufende Schiffe zeigten die Nähe einer Stadt an und bald sah ich auch diese, dicht an der Küste, im Glanze der Sonne vor mir liegen.

Es war ein wunderschöner Anblick, der einer größeren, nach europäischer Art erbauten Hafenstadt, wie man ihn in ganz Venezuela nicht findet.

Die in bunten Farben, meist hellgelb angestrichenen hohen Häuser, mit ihren ebenfalls purpurbraun und carmoisin gemalten Ziegeldächern, gaben der Stadt ein ungemein freundliches, nobles Ansehen und stachen gewaltig gegen die in schmuzigem Weiß, mit braungeschwärzten Dächern sich präsentirende, niedrige Häuser-

reihe ab, die man bei der Einfahrt in einen venezuelanischen Hafen zu erblicken gewohnt ist, in welcher ein Europäer schwerlich eine Seestadt erkennen würde.

Die vor mir liegende Stadt war die Hauptstadt der Insel, Willemstad, in deren Hafen wir durch das kolossale, von den gewaltigen Mauern des stark befestigten Forts Amsterdam gebildete Thor einfuhren. Die nicht allzu breite Einfahrt wird zu beiden Seiten auf eine weite Strecke vom Fort begrenzt, woran dann, auf beiden Seiten, die Häuser der Stadt, an der östlichen Seite zunächst der schöne, dem heißen Klima entsprechend gebaute Gouvernementspalast, stoßen. Zur Nachtzeit wird die Einfahrt des Hafens durch Ketten gesperrt.

Weithin, wohl gegen eine Meile in schnurgerader Richtung, geht der Hafen in die Insel hinein und ist wohl einer der geräumigsten und sichersten in ganz Westindien.

Dicht am Kai, neben dem Gouvernementspalast am östlichen Ufer, lag das große „Concordia-Hotel", in welches ich mich nach geschehener Landung sofort einquartierte, ein großes, dreistöckiges Gebäude, mit Glasfenstern und einer freien Außengallerie im zweiten Stockwerke, Alles Dinge, die man in Venezuela nicht zu sehen bekommt.

Ein großer Salon mit zahlreichen geschmackvollen Nebenpiecen war für den allgemeinen Verkehr bestimmt und es wimmelte von Kaufleuten und Seecapitainen, die hier ihre Geschäfte abmachten.

Ich erhielt, wegen Ueberfüllung des Hotels an Gästen, ein Zimmer im dritten Stockwerke, von wo ich eine schöne Aussicht auf eine der sehr belebten Hauptstraßen hatte. Bald nachdem ich mich umgekleidet und erfrischt, machte ich eine Tour durch die Stadt.

Die eigentliche, in die Mauern der Festung eingeschlossene, an der östlichen Seite des Hafens liegende Stadt, ist sehr dicht

zusammengebaut und die hohen Häuser ragen in den verschiedensten Größen über einander hinweg. Sie macht durch die engen Straßen, die oft nur sehr schmale Gäßchen sind, einen düstern Eindruck, der durch die Unmasse zerlumpten Negervolkes, das in ihnen umher sich treibt, nicht gewinnt. Die Gebäude in diesem Stadttheile sind meist hoch und gut gebaut, und wie überall in der Stadt, mit bunter, meist hellgelber, deren Ziegeldächer mit purpurbrauner oder carmoisiner Oelfarbe angestrichen, welcher Anstrich gesetzlich alle vier bis sechs Jahre wieder erneuert werden muß.

Bei weitem ausgedehnter und mit breiten Straßen, wenn auch nicht mit so hübschen Häusern besetzt, ist der auf der westlichen Seite des Hafens gelegene Stadttheil, nach welchem man auf dem, einem breiten Flusse ähnlichen, die Stadt durchziehenden Hafen, vermittelst eigener Boote, die zu diesem Dienst bestimmt und in großer Anzahl stets bereit liegen, übergesetzt wird. Hier sind hauptsächlich die Detailgeschäfte, Tavernen und andere für Seeleute angenehme Vergnügungsorte, in Unzahl vertreten und dieser Stadttheil ist daher von der gewöhnlichen Volksklasse ungemein besucht.

Durch die Thore der, den östlichen befestigten Stadttheil einschließenden Mauern, gelangt man über einen weiten wüsten Platz, nach dem fashionableren und schönsten Stadttheile, der am hohen Meeresufer weit sich hinzieht und eine Menge schöner Landhäuser der reichen Stadtbewohner aufweist. Im schönsten, elegantesten orientalischen Style sind mehre derselben aufgeführt und von herrlichen Gärten umgeben. Ueppige Dattelpalmen erheben ihre vielblättrigen Kronen über die Kuppeln der Villen und dunkelbelaubte Limonenbäume füllen die Luft mit dem Wohlgeruch ihrer Blüthen. Grünweiße, bimsteinähnliche Felsmassen gehen weiterhin zu Tage und mächtige Madreporenblöcke bilden die Ufer. Ueberhaupt ist die ganze Insel nur ein riesiger Fels-

koloß, der hin und wieder eine dünne Decke von leichtem Boden trägt und nur in den bewohnteren Gegenden ist durch die grenzenlose Bemühung der Holländer außerordentliches geleistet, indem sie den nackten Felsgrund mit fruchtbarer Erde bedeckten und auf ihm schöne Plantagen schufen.

Doch hat der Feldbau auf der Insel seine großen Schwierigkeiten durch den Mangel an fließendem süßem Wasser und der großen Seltenheit des Regens. Oft regnet es auf Curaçao ein volles Jahr nicht im Geringsten, ja es sollen einst sogar drei Jahre ohne jeglichen Regen verflossen sein und die Bewohner sind genöthigt, das wenige Regenwasser in Cisternen zu sammeln. Nur eine Quelle und ein sehr kleiner, meist halbausgetrockneter Bach, sind die einzigen Zeichen fließenden, süßen Wassers auf der ganzen Insel. Oefters sogar tritt gänzlicher Wassermangel ein und die Bewohner von Curaçao sehen sich genöthigt, nach der ungefähr 20 Seemeilen entfernten Küste von Venezuela, dem Hafen von Coro, zu senden, um von da süßes Wasses für den nöthigsten Bedarf zu erhalten. —

Der herrliche Hafen von Curaçao ist ungemein belebt und eine Menge großer und kleiner Schiffe der verschiedensten Nationen liegen zu beiden Seiten desselben dicht am Lande, so daß eine breite Wasserstraße in der Mitte für die Passage von Booten frei bleibt. Dadurch, daß er ein Freihafen ist und durch den Schmuggelhandel nach dem Festlande von Venezuela und Neu-Granada, wie nach den anderen westindischen Inseln, der jetzt freilich, gegen frühere Zeiten, bedeutend nachgelassen hat, ist die ungemeine Frequenz desselben zu erklären. Weit hinein, nahe seinem nördlichen Ende, erhebt sich auf steilem Felsenberge das Fort Nassau und schließt in pittoresker Weise das große ruhige, mit den dunklen Rumpfen und schlanken Masten der vielen Schiffe gefüllte Wasserbassin.

Stets liegen hier einige holländische Kriegsschiffe, diesmal

eine große Fregatte mit mehren Corvetten, die zur Lebhaftigkeit des Hafens nicht wenig beitragen.

Der Handel von Curaçao ist noch immer sehr bedeutend, obgleich der Besitz der Insel der holländischen Regierung nichts einbringt, ihr vielmehr jährlich große Summen kostet. Wie in Holland selbst und in dessen ausländischen Besitzungen, spielen auch hier die Juden als Kaufleute eine große Rolle und sind Eigner der bedeutendsten Handelsfirmen. Nächst ihnen sind wohl die wenigen Plantagenbesitzer die wohlhabendsten, sowie die Eigner von Tavernen, Shops und Küstenfahrern, von denen viele brillante Geschäfte machen und bedeutenden Reichthum erwerben.

Die unterste Klasse bilden die Neger, von denen Curaçao im wahren Sinne des Wortes wimmelt, die durch Verkauf von Früchten, Fischen und als Bootsleute ihren Erwerb suchen. Zur Zeit, als ich in Curaçao mich befand, hatte die Emancipation der Sklaven von Seiten Hollands noch nicht stattgefunden.

Die meisten der sich umhertreibenden Neger waren Sklaven, die zu Gunsten ihrer Eigner den täglichen Erwerb suchen mußten. Die zur Ueberfahrt im Hafen, von einem Stadttheile zum andern eigends bestimmten Boote, gehörten meist Sklaven, welche von ihrer täglichen Einnahme einen gewissen Betrag ihren Herren abzuliefern hatten.

Das Leben in Curaçao ist wenig reich an Vergnügungen und wird dem Reisenden bald sehr langweilig, da Stadt wie Insel wenig Interessantes bieten und der ohne Bekanntschaften hier weilende Fremde sich nur auf das Leben in den Hôtels und Tavernen angewiesen sieht, wo er in ersteren die Bekanntschaft von Kaufleuten und Seecapitainen, in letzteren die des holländischen Militairs und der Marine machen kann.

Auf einem Spaziergange, den ich den Tag nach meiner Ankunft nach dem schönen westlichen Stadttheile machte, holte mich ein Neger ein, der in einem leichten Gig auf der Straße

dahin kutschirte und mich in seinem Kauderwelsch einlud, in dem Gefährt Platz zu nehmen. Anfangs seine Einladung abschlagend, ließ ich mich doch endlich überreden und stieg in das Gig, um die Gegend kennen zu lernen. Der Neger fuhr nach der Plantage Zeelandia, um seinen Herrn, den Besitzer derselben, nach der Stadt zu holen und in schnellem Trabe ging es vorwärts auf der wohlerhaltenen Straße dahin. Freilich bot die Landschaft wenig Interessantes und nur einzelne mit Tabak und Indigo, auch wohl mitunter mit einigem Mais bepflanzte Felder und niederes Gebüsch, zeigten sich meinen Blicken. Einige kleine Ortschaften mit niedlichen weißen Landhäusern, von Mangos und Dattelpalmen umgeben, graugrüne Mimosen am Wege, mit Gras bewachsene Hügel, auf denen Heerden von Schafen und Ziegen weideten, waren die Abwechselung in der Scenerie. Ein furchtbarer Staub wirbelte auf der Straße empor und die Vegetation hatte dadurch eine todte, graugrüne Färbung angenommen. Nackt, in dunkelblauen und röthlichen Farbentönen, erhoben spitze, seltsam geformte Bergkuppen sich über das flache Land, auf welchem wenige Spuren von Vegetation sich zeigten. Als ich endlich bis an die Plantage gelangte und aus dem Gig stieg, bereute ich die ganze Fahrt ungemein, die mich so weit von der Stadt entfernt hatte, ohne daß mir von der Natur dafür etwas Schönes geboten worden und die damit endete, daß ich den weiten Weg nach der Stadt zurück, auf der schattenlosen staubigen Straße zu Fuß, ohne irgend eine Erfrischung, in der größten Sonnenhitze machen mußte.

In Folge des täglichen Besuches einer an der westlichen Hafenseite liegenden Taverne, die mich durch ihr gutes holländisches Bier zu sich zog, lernte ich den Besitzer derselben, einen Major van Leuwen kennen, der in dem Seetreffen bei Maracaibo, zwischen General Paëz und Taddeo Monagas, auf Seite des ersteren gefochten und einen Kriegsschooner commandirt hatte.

Er besaß außer der Taverne ein schönes Landhaus, la Glorieta, im Westen der Insel und stellte mir eines Sonntags eines seiner Pferde, nebst einem Sklaven, zur Disposition, um ihn auf dem Lande zu besuchen.

Der Ausflug dahin war interessanter als der frühere nach Zeelandia.

Durch die lange Hauptstraße des westlichen Stadttheiles reitend, die ein ungemein belebtes Bild des Matrosenlebens am Lande und der Vergnügungen der Curaçaoneger darbot, gelangte ich endlich in's Freie, das viel mehr Ueppigkeit der Vegetation aufwies, als die östlich von der Stadt gelegene Gegend.

Die Straße zierten Pomeranzenbäume und Sauses[689]) und freundliche Gehöfte lagen hin und wieder an derselben, mit großen, mit Aloë[690]) bepflanzten Feldern, die auf der Insel viel angebaut und deren Saft von hier in Menge nach Europa ausführt wird.

Links auf einer Anhöhe erhob sich ein schönes großes Gebäude, das Hospital, mit einem herrlich angelegten Garten, der trotz aller auf der Insel herrschenden Dürre in aller Ueppigkeit des Pflanzenwuchses prangte.

Bedeutende Schaf- und Ziegenheerden, deren Zucht ein Haupterwerbszweig der Bewohner der Insel ist, waren überall umher zu erblicken, dagegen weder Rindvieh noch Pferde. Ein Baum wuchs außerdem sehr häufig hier, den ich auch in Venezuela beim See von Valencia, wie am linken Ufer des Orinoco bei la Soledad, in Menge angetroffen habe, der Dividivi[691]), dessen runde, schwarzbraune Samenschoten ungemein viel Gerbestoff besitzen und ein wichtiger Exportartikel Venezuela's wie der Insel Curaçao sind.

In wenigen Stunden hatten wir la Glorieta erreicht, wo mich der liebenswürdige Eigenthümer auf's freundlichste empfing und nach einer kurzen Erfrischung einen Ritt nach einer am

Meere gelegenen Plantage und den, in der Nähe derselben befindlichen Salinen mit mir machte.

Die Gegend wurde immer freundlicher und angebauter, kleine Wäldchen von Dattelpalmen, die auf der Insel viel gezogen werden und deren Früchte die Cocos ersetzen müssen, welche hier nicht gut fortkommt, zogen sich am Wege hin und gaben mit ihren schuppigen Stämmen, den graugrünen steifen Wedeln und den großen gelbrothen Fruchttrauben, der Landschaft einen orientalischen Charakter, wozu die zahlreich angepflanzten Pomeranzenbäume, deren Fruchtschale zur Bereitung des berühmten Curaçaoliqueurs dient, ebenso sehr beitrugen, als die cypressenähnlichen Sauses, die ihre spitzen Wipfel stolz in die Luft emporstreckten.

In einer Stunde hatten wir die Plantage erreicht und ritten in einer Allee von Mangos nach dem großen, schönen Wohngebäude, das auf einem freien Platze stand. Leider war der Besitzer nebst seiner Familie verreist und so besichtigten wir unter Begleitung des Mayordomo die große Baumwollenpflanzung, neben welcher noch eine nicht unansehnliche Caffeepflanzung, eine Seltenheit auf der Insel, angelegt war. Mangos und Erythrinas bildeten die Schattenbäume der letzteren und das Ganze stand in einem so üppigen Wachsthum, daß ich mich in Venezuela, und nicht auf der dürren Felseninsel Curaçao, wähnte. Außerdem wurde hier sehr schönes Gemüse, amerikanisches wie europäisches, besonders prachtvolle Melonen, in bester Güte angebaut. Kurz das Ganze war ein vollendeter Garten, dem der schönste Blumenflor um das Wohnhaus umher nicht fehlte.

Einen üblen Eindruck machte ein seitwärts gelegener, sehr großer kreisförmiger Platz, der ringsum mit niedrigen runden, mit Palmenwedeln gedeckten Hütten umgeben war. An jede derselben stieß ein kleiner, von Cactus oder Aloe rings umgebener, mit Yams, Bataten und Quimbombo bepflanzter, von krüppelig

aussehenden Tutumos[692]) beschatteter Garten. Dies waren die Wohnungen der zur Plantage gehörigen Negersklaven.

In den holländischen Colonien ist die Sorge für den Leib eine Hauptsache und so mußten wir uns denn, nach Besichtigung aller Merkwürdigkeiten, in die in der Veranda des Wohnhauses aufgeschlungenen Hängematten setzen und ein tüchtiges holländisches Frühstück, von echtem Schiedamer und gutem Hochheimer begleitet, zu uns nehmen.

Dann erst ging es nach den Salinen, dem Meere zu.

Die Gegend verflacht sich dahin immer mehr und nimmt einen überaus öden Charakter an; sparriges Gras und niedere Gebüsche bedecken den dürren, unfruchtbaren, salzigen Boden und nur da, wo große mit brackigem Wasser gefüllte Gräben, von alten, nicht mehr benutzten Salinen herrührend, stehen, ist eine dichte Rohr- und Schilfvegetation. Einige Strandläufer und Regenpfeifer rannten auf dem weißen, von Salz geschwängerten Boden umher und einzelne Möven flogen, mit einander zankend, ab und zu und erfüllten die Luft mit ihrem gellenden Geschrei.

Eine Menge großer, künstlich gegrabener, viereckiger Teiche, nur durch schmale Dämme getrennt, befanden sich längs der ganzen Küste nebeneinander und konnten, durch mit Schleußen versehene Gräben, von der See aus mit Meerwasser gefüllt werden.

Viele von ihnen waren noch damit angefüllt, in anderen war dasselbe bereits zur Hälfte verdunstet und der weißgraue salzige Niederschlag zeigte sich bereits am Boden, noch andere waren völlig ausgetrocknet und eine Menge Menschen beschäftigten sich damit, die am Boden befindliche Salzsole auszustechen und fortzuschaffen. Dicht an der Küste standen einige kleine Gebäude, Wohnhäuser der Salinen-Inspectoren und große, 80—100 Fuß hohe, umfangreiche Hügel großer und kleiner grauer Salzkrystalle, erhoben sich dicht am Meere, um von hier sofort verschifft zu werden.

Salz ist ein Hauptexportgegenstand von Curaçao und geht von hier überall hin, nach Westindien und dem Festlande von Amerika.

Die Hitze in der dürren, salzgeschwängerten Ebene, der nichts weniger als liebliche Geruch des brackigen Wassers in den großen Teichen, ließen uns nur so lange Zeit verweilen, als zur Anschauung der Salinen nöthig war.

Ein 7—800 Fuß hoher, seltsam geformter, spitz zulaufender Felskoloß erhob sich unmittelbar am Ufer und war einer von den Bergen, die durch ihre merkwürdige Form und steile Erhebung über das flache Felseneiland, bereits weit von der See aus schon bemerkt werden.

Auf seinem Gipfel befand sich in früheren Zeiten eine armirte Verschanzung, wovon noch jetzt Reste, wie auch eine alte Kanone, zu sehen sind.

An den braunen Granitblöcken, die in gewaltigen Massen an seinem Fuße liegen, kleben große Melonencactus, mit langen rothbraunen, sehr zierlich gestellten Stacheln, deren Art mir auf dem Festlande Süd-Amerika's nicht vorgekommen ist.

Nach der Plantage zurückgekommen, bestiegen wir die Pferde und jagten im vollen Galopp, trotz der großen Hitze, nach Glorieta zurück.

Ein ausgezeichnetes Frühstück erwartete uns in dem kühlen Raume des, aus Glaswänden bestehenden, großen Salons der schönen Villa und ich machte die Bekanntschaft der lieblichen, ungemein gebildeten Dame des Hauses, Myfrouw van Leuwen. Da sie, wie ihr Gemahl, fertig spanisch sprach, so erfreute ich mich einer sehr angenehmen Unterhaltung.

Dann führte mich mein Freund in die große, rings von Venetian blinds geschlossene Veranda, in welcher wir uns auf feine ostindische, am Boden ausgebreitete Matten streckten und eine echte Habana rauchend, bald entschliefen.

Es war bereits zwei Uhr Nachmittags, als wir unsere Siesta beendet und einen Spaziergang in die Umgegend unternahmen.

Kleine Dattelhaine, mit Hecken der Clavellina[693]) oder des Cardon[694]) eingefriedigte Indigo-, Aloë- und Maisfelder waren überall umher zu sehen, dazwischen niedliche, reinlich gehaltene Wohnungen nach europäischem Style, nichts von venezuelanischem Schlendrian und Unreinlichkeit.

Am meisten interessirte mich eine, der holländischen Regierung gehörige, sehr bedeutende Opuntiapflanzung[695]), auf welcher die Cochenilleschildlaus[696]) gezogen wird.

Die etwa 5 Fuß hohen, 6—8 Fuß von einander, in lange Reihen gepflanzten Cactuspflanzen werden, behufs dieser Cultur, mit ungefähr 15 Weibchen der Cochenillelaus besetzt, die nahe dem Eierlegen sind. Die aus den Eiern gekrochenen weiblichen Thierchen setzen sich für immer an einem Punkte der Pflanze fest und erlangen nach 25 Tagen ihre Mannbarkeit, worauf die viel kleineren, leichteren, mit Flügeln versehenen, an der Pflanze umherkriechenden Männchen sie umflattern, befruchten und dann sterben. Da ihre Lebensdauer nur auf 2 Monate sich beschränkt, so wird alle 2 Monate Ernte gehalten, indem man vermittelst eines Messers die Insekten von den Blättern streift und sie in ein, am Fuße der Pflanze befindliches Gefäß, fallen läßt. Die Einsammlung muß stets einige Tage bevor, ehe die Mutterinsekten ihre Eier legen, vorgenommen werden, damit die an Farbestoff reichen Eier nicht verloren gehen und die daraus sich entwickelnden Thierchen nicht über eine Pflanze sich verbreiten, die bereits erschöpft ist und nunmehr einige Monate zu ihrer Erholung bedarf.

Die Ernten geschehen hauptsächlich vom October bis Mai, in welcher Zeit die Cochenille sich am meisten vermehrt, in den

anderen Monaten tritt darin ein Stillstand ein, der zur Erholung der Pflanzen überaus nöthig ist.

Da die Thierchen ungemein empfindlich gegen heftige Winde sind, so leben sie sämmtlich nur auf der Seite der Pflanze, die sie gegen den Wind schützt, so daß eine Opunkiapflanzung, von dieser Seite betrachtet, weißlich aussieht, während sie von der andern, dem Winde ausgesetzten Seite, ein saftig grünes Colorit hat. Wenig vortheilhaft fällt die Ernte aus, wenn eine zu große Menge Männchen aus den Eiern kriechen, die durch ihren frühzeitigen Tod bereits vor der Ernte verloren gehen und bei ihrer Kleinheit überhaupt wenig geachtet werden.

Die Pflanzung muß oft gejätet werden, wobei man sich zu hüten hat, das Insekt zu beunruhigen, da es die Veränderung des Wohnortes nicht verträgt.

Jeder mit der Opuntia bepflanzte Morgen liefert in einer Ernte gewöhnlich zwei Centner Cochenilleläuse und da 70,000 getrockneter Insekten ein Pfund Cochenille geben, so muß man über die ungeheure große und schnelle Vermehrung dieser Thierchen erstaunen und bewundern, daß eine Opuntiapflanzung nicht schon eher als nach sechs Jahren zu Grunde geht, nach welcher Zeit sie stets wieder neu angelegt werden muß.

Die bei der Ernte gesammelten Cochenillen werden durch kochendes Wasser getödtet und dann getrocknet, indem sie einige Tage den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden, wodurch sie eine braunrothe Farbe erhalten. Weniger vortheilhaft für die Erhaltung der Farbe ist das Dörren in Backöfen, nach welchem sie eine graue, mit Purpuradern durchzogene Färbung annehmen.

Mynheer van Leuwen bemerkte mir, daß die Cultur der Cochenille auf der Insel nicht günstige Resultate liefere und wahrscheinlich ganz eingestellt werden würde.

Dagegen wird die Cultur des Indigo und der Baumwolle eifriger betrieben, obgleich die Boden- wie die Temperaturver-

hältnisse von Curaçao nicht sehr zum Anbau des ersteren geeignet sind.

Die Indigopflanze[697]) verlangt ein fettes, ebenes und nicht zu trockenes, sorgfältig gereinigtes Erdreich, in welches der Same, in zehn Zoll weit von einander entferne Löcher, ein Dutzend Körner in jedes derselben, geworfen wird, worauf er nach fünf Tagen aufgeht. Um soweit zu gelangen, um mit Vortheil abgeschnitten zu werden, was noch vor seiner Blüthenentwickelung geschehen muß, sind zwei Monate erforderlich, während welcher Zeit er sorgfältig gejätet wird.

Nach dem ersten, einige Zoll über der Erde erfolgten Abschneiden, werden die neu ausschlagenden Zweige von 7 zu 7 Wochen auf's neue abgeschnitten, was stets nur während der Regenmonate geschehen darf, da durch das öftere Abschneiden während der trockenen Zeit die Pflanze absterben würde.

Das abgeschnittene Kraut der Indigopflanze wird zuerst in große Bündel gebunden und in einen großen, mit Wasser angefüllten Kasten geworfen, in dem es mit Holz beschwert, unter dem Wasser gehalten wird, welches meist schon in 12 bis 15 Stunden in Gährung geräth. Alsdann wirft es Blasen, wird trübe und nimmt eine blaue, in's Violet fallende Farbe an. Darauf wird das Wasser durch einen, im Kasten befindlichen Hahn, in einen zweiten Kasten abgelassen, das übelriechend gewordene, ausgesaugte Kraut jedoch weggeworfen.

Im zweiten Kasten wird das Wasser sogleich mit Rudern geschlagen oder mit Eimern umgerührt, bis die Farbensubstanz mit den darin enthaltenen Salzen sich vereinigt und zu einem Körper aneinander gehängt hat. Dies genau abzupassen, dazu gehört lange Erfahrung und darin besteht die Kunst, dem Indigo sein gehöriges Korn zu geben. Hat der Indigo diese Eigenschaft erlangt, so wird mit dem Umrühren aufgehört, damit er sich,

gleich Schlamm, zu Boden setzt, worauf das völlig klar gewordene Wasser mit Eimern abgeschöpft und weggegossen wird.

Der zu Boden gesunkene Farbestoff wird durch einen Hahn in den dritten Kasten laufen gelassen, um sich in diesem noch mehr zu setzen. Sodann wird er, noch einigermaßen flüssig, in kleine Säcke oder Filtrirbeutel gefüllt, um jede noch übrige Feuchtigkeit davon ablaufen zu lassen.

Dann erst wird er, in kleineren Kisten, auseinander gebreitet und völlig in der Luft, vor jeder Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützt, getrocknet.

Die beste Sorte des Indigo muß leicht, rein, etwas hart, auf dem Wasser schwimmend und entzündbar sein und durch Feuer völlig verzehrt werden; seine Farbe ist lebhaft, glänzend dunkelblau, in's Violete schillernd und im Bruch und auf dem Probirstein kupferrother Bronce ähnlich.

In Venezuela und anderen Ländern des tropischen Amerika, wo die Cultur des Indigo in größter Ausdehnung betrieben wird, hat man zur Erlangung des Farbstoffes bessere Einrichtungen und das Stampfen der Flüssigkeit wird durch Maschinen bewerkstelligt, in der Hauptsache jedoch ist die ganze Procedur überall dieselbe.

Die Indigo-Cultur in Curaçao wird wegen des Mangels an gutem Erdreich nie von großer Bedeutung werden, besonders auch dadurch, daß die mehrjährige Benutzung desselben Terrains zum Anbau dieser Pflanze, den Boden ungemein aussaugt und ihn zu fernerer Anpflanzung untauglich macht.

Es wird Curaçao darin ähnliches Schicksal als Venezuela haben, wo die Cultur des Indigo gegen frühere Zeiten bedeutend abgenommen hat, obgleich Venezuela noch über ungeheure Strecken culturfähigen Landes zu disponiren hat, was bei Curaçao nicht der Fall ist. In Venezuela ist die Abnahme der Indigo-Cultur

theils in der Indolenz der Bewohner, theils in den politischen Verhältnissen zu suchen.

Außerdem werden in Curaçao auch Tabak, Caffee und Cacao, letztere beide Producte jedoch nur sehr wenig, mehr aus Liebhaberei, angebaut.

Zuckerrohrpflanzungen existiren einige wenige an der nördlichen Küste, welche sich gegen das Meer hin abflacht und das Seewasser muß größtentheils die diesen Pflanzungen nöthige Bodenfeuchtigkeit bewirken. — —

Mynheer van Leuwen hatte bei seiner Villa einen schönen Garten der besten Fruchtbäume der Tropen, dessen Pflege ihm allerdings eine große Menge Auslagen und Mühe kostete; er war jedoch gesegnet mit einer tiefen Cisterne, in welcher meist das ganze Jahr hindurch Wasser sich ansammelte.

Außerdem war er ein tüchtiger Schafzüchter und Eigner mehrer schöner, nordamerikanischer Pferde, die wegen der Rarität des frischen Futters auf der Insel selten anzutreffen sind.

Mit Einbruch der Nacht empfahl ich mich meinem freundlichen Wirthe und seiner liebenswürdigen Frau und ritt, von dem Sklaven begleitet, nach Willemstad zurück.

Für den Botaniker ist wenig Neues und Interessantes auf Curaçao zu finden, meist Alles, was an Bäumen und Gebüschen sich dort befindet, ist durch Einführung angepflanzt und nur die auf dem südamerikanischen Festlande ebenfalls häufige Asclepias curassavica fiel mir durch ihre Menge auf und interessirte mich insofern, als ihr Artenname diese Insel als Vaterland bezeichnet. Sie wird von den Engländern Bastard Ipecacuanha genannt und ihre Brechen und Purgiren erregende Wurzel mitunter von Negern und Farbigen, gleich der echten Medicinalpflanze, wie eine Abkochung der Blätter gegen Gonorrhöen, benutzt. — — —

Uebrigens muß ich den holländischen Bewohnern Curaçao's das Lob geben, daß sie ungemein freundlich und zuvorkommend

gegen Fremde sind; ohne irgend Bekannte oder Empfehlungen zu haben, hatte ich kurze Zeit nach meiner Ankunft auf Curaçao von ersteren eine hinreichende Zahl aus hoher und mittlerer Klasse, wodurch mir die vierzehn Tage meines Aufenthaltes sehr schnell verstrichen.

Das Fort Amsterdam, am Eingange des Hafens, ist mit vielem Genie angelegt und in seiner Bauart und Armirung völlig geeignet, den Hafen gegen die größte Flotte zu vertheidigen. Die riesigen Mauern sind von einer unglaublichen Stärke und bilden das, zwei gigantischen Felswänden gleiche Thor, den einzigen Einlaß in den Hafen unmittelbar von der See aus, der bei seiner geringen Breite den feindlichen Schiffen leicht, durch in ihm kreuzweis ausgespannte Ketten, gesperrt werden kann.

Für Cigarrenraucher ist Curaçao ein Eden, indem hier die besten Cigarren Westindiens und des Festlandes von Süd-Amerika echt und zu sehr billigen Preisen zu kaufen sind, da der Hafen Freihafen und in dieser Weise von Tabakssteuer nicht die Rede ist. Die feinsten Habana und Santo Domingo-Cigarren, die an Güte ersteren sehr wenig nachstehend, die besten Cigarren von Portorico und Martinique, Cumanacoa und Neu-Granada, dicke Guacharos und lange, dünne, breitgedrückte Bailadores, alle amerikanischen Sorten und sogar die delicatesten Manilas kann man in Willemstad zu billigen Preisen kaufen, da ein großartiger Schmuggelhandel mit Tabak, besonders in Cigarren, von hier nach Süd- und Nord-Amerika betrieben wird. Was außerdem noch für einen aus Venezuela, dem Lande des Rindfleisches, kommenden Fremden in Curaçao angenehm ist, das ist der schöne Uebergang aus dem harten Rindfleisch in das mollige Schöpsenfleisch, das täglich drei Mal auf der Tafel erscheint und dessen Genuß wohl auch in zarter Weise auf Körper und Geist wirkt, die hier empfänglicher für den Umgang mit dem schönen Geschlechte werden. Außerdem kann ich nicht genug die delicaten

Melonen, Erzeugnisse der Insel, rühmen, die von grüner, glatter Schale und sehr bedeutender Größe, durch ihr süßes, aromatisches, gleich dicker Sahne auf der Zunge zerschmelzendes Fleisch, zu dem Köstlichsten gehören, was der Süden an Früchten darbietet. —

In Curaçao habe ich sehr angenehme Tage verlebt; mit großem Vergnügne erinnere ich mich noch der schönen Bekanntschaften, die ich dort machte und mit Betrübniß betrat ich das Deck der spanischen Goleta „el Brillante", mit der ich nach Maracaibo zu segeln gedachte. Das Schiff kam von Cadix und ging nach Maracaibo, um dort Cacao zu laden; es war in jeder Beziehung ein schönes, als Schooner sehr großes Fahrzeug mit ausgezeichneter Cajüte und einem cavaliermäßigen Capitain, der auch in Bezug auf die Kost Alles aufbot, um mir das Leben am Bord so angenehm als möglich zu machen und nebenbei in Besitz eines ausgezeichneten Clarets war, dessen reichliche Benutzung er mir völlig überließ.

Früh am Morgen des 5. August brachte der Lootse das Schiff glücklich durch das Hafenthor von Willemstad, hinaus in die offene See und verließ es sodann. Alle Segel wurden bei der günstigen Brise beigesetzt und gleich einem ungeheuren Ballon flog die Goleta durch die azurnen Wogen des Meeres dem Westen zu.

Kurz vor Sonnenuntergang bekamen wir die gegen Nord liegende Insel Oruba in Sicht, ein ähnliches Felseneiland als Curaçao, jedoch von weit geringerem Umfange. Aehnliche pyramidenförmige Berge wie auf Curaçao, erheben sich auch hier über die flachen, spärlich mit Erde bedeckten Felsenmassen.

Die gering bevölkerte, den Holländern gehörige Insel ist nur wenig angebaut, dagegen aber der Aufenthalt zahlreicher Schaf- und Ziegenheerden, von derem Ertrage die Bewohner leben.

Gegen Süden erhob sich in duftigem Blau das venezuelanische Festland, die niedrige Küste der Halbinsel Paraguana,

über den breiten, schwarzblauen Saum des Meeres; einige den flachen Küstenstreif unterbrechende, höhere Wellenlinien zeugten vom Dasein einer niedrigen auf ihr befindlichen Hügelkette.

Die Halbinsel Paraguana hängt vermittelst des schmalen Isthmus von Medanos mit dem Festlande zusammen und ist gleich diesem im höchsten Grade öde und unfruchtbar.

Bei der Vereinigung des Isthmus mit dem Festlande, an seiner Westseite, am Golfete de Coro, in einer dürren sandigen Ebene liegt die älteste Stadt Venezuela's, Coro, ein in früheren Zeiten durch Handel, besonders durch Piraten- und Schmugglergeschäfte, berühmter und in großem Flor befindlicher, jetzt jedoch zur Unbedeutendheit herabgesunkener Ort, von dem aus nur noch einiger Schmuggelhandel mit Curaçao betrieben wird.

Von dieser Stadt, die früher Venezuela hieß, hat zur Zeit der Eintheilung des großen Staates Columbia in drei abgesonderte Republiken, im Jahre 1830, die Republik Venezuela ihren Namen erhalten.

Venezuela wurde im Jahre 1498 von Columbo Ozeda entdeckt. Die Spanier machten jedoch geraume Zeit keinen andern Gebrauch von dieser Entdeckung, als von der Küste von Caracas Sklaven zum Bergbau nach der Insel Santo Domingo wegzuführen. Erst im Jahre 1527 wurde in diesem Lande von Juan de Ampuez, in Folge seines Berichtes an den spanischen Hof, daß dasselbe reiche Goldminen enthielte, eine Colonie gestiftet.

Da Kaiser Karl V. bei seinen Unternehmungen oft in große Geldverlegenheiten kam, und, um diese zu beseitigen, unter anderen auch von dem damals reichsten Handlungshause in ganz Europa, dem der Welser in Augsburg, bedeutende Summen geliehen hatte, die er schwerlich zurückzuerstatten im Stande war, so kam er mit diesen Kaufleuten überein, ihnen zur Bezahlung seiner Schuld

das als goldreich gepriesene Venezuela als Lehn von Castilien zu überlassen.

Die reichen Welser dachten jedoch nicht daran, aus ihrer neuen Besitzung die köstlichen, ergiebigen Erzeugnisse des Bodens zu ziehen, sondern waren nur begierig, sich daselbst das dem Kaiser geliehene Capital mit reichen Prozenten schnell wieder zu verschaffen und sandten zur Aufsuchung und Gewinnung des Goldes vier- bis fünfhundert deutsche Landsknechte, unter Anführung von Alfinger und Sailler, dahin. Von diesen Leuten, dem Auswurfe deutscher Söldner, wurde, an eben derselben Stelle der heutigen Stadt „Coro", ein auf Pfählen und kleinen Inseln erbauter Ort gegründet und wegen der Aehnlichkeit seiner Lage mit Venedig „Venezuela" (klein Venedig) genannt.

Die rohen, an ein unordentliches Leben und Räubereien gewöhnten deutschen Landsknechte, streiften in verschiedenen Abtheilungen, unter Georg von Speyer, Nicolaus Federmann und Philipp von Hutten im Lande umher, um auf leichtere Art zu Golde zu kommen und die Indianer, die sie in Besitz desselben glaubten, durch Drohungen, Mißhandlungen und unerhörte Grausamkeiten zur Herausgabe der verborgenen Goldschätze zu zwingen. Sie erreichten natürlich in dieser Weise ihren Zweck nicht und entgingen ebensowenig der Bestrafung für die von ihnen verübten Greuelthaten.

Durch Hunger, Beschwerden und die vergifteten Pfeile der gegen sie sich zusammengeschaarten Indianer, kamen sie sämmtlich nach und nach um und da die Welser nach diesem unglücklichen Ausgange ihrer nach Venezuela gesandten Expedition um das Land nicht weiter sich kümmerten, nahmen die Spanier als ein verlassenes Gut dasselbe wieder in Besitz. — — —

Nach einer meist auf dem Verdeck verbrachten, prachtvollen Mondscheinnacht, sahen wir uns bei Tagesanbruch im Golfo de Maracaibo, gegen Westen die flache sandige Goajira-Küste, mit der

Punta de Espada in der Nähe. Einige niedrige Hügelreihen zogen am fernen Horizonte sich dahin, sonst sah das von den wilden Goajiros bewohnte Land im höchsten Grade öde und unwirthlich aus. Je weiter wir nach Süden steuerten, desto schmaler wurde das Fahrwasser, indem das seichte Wasser des Golfes von einer Unmasse immenser Sandbänke durchzogen war. Der bald nach unserer Einfahrt in den Golf am Bord gekommene Lootse brachte das Schiff glücklich durch alle diese Fährlichkeiten und durch die schmale Passage der noch seichteren Barra, in die Einfahrt der Laguna von Maracaibo. Mehre große, beladene Schiffe, die nur zur Fluthzeit die Barra passiren konnten, lagen hier, die Fluth erwartend, vor Anker. Die Goleta warf ebenfalls Anker, um hier einen andern, für den See von Maracaibo bestimmten Lootsen zu erwarten und dadurch wurde mir Gelegenheit, einem vor Anker liegenden deutschen Schiffe, das mit Holz beladen nach der Heimath segelte, noch einige Zeilen dahin mitzugeben.

Lange noch schaute ich nach der deutschen Brigg „Georg", als wir bereits in der Lagune dahinfahrend, uns dem Fort San Carlos näherten und sandte ihr die besten Wünsche einer glücklichen Fahrt nach.

Die Einfahrt in den See von Maracaibo wird durch mehre Forts, die sogenannten Fortalezas de la Barra beherrscht, von denen die von Payana, San Carlos mit dem gegenüberliegenden Zapara, die bedeutendsten sind. Zwei große Inseln versperren die Einfahrt und lassen nur eine Durchfahrt von geringer Breite frei, an welcher diese noch von den Spaniern auf's stärkste erbauten und gut befestigten Forts liegen.

Beim Passiren des an der östlichsten Spitze einer Insel niedrig gelegenen, aber mit riesigen Mauern versehenen Forts San Carlos, wurden wir angerufen; ein Boot stieß von da ab, um einen Zollbeamten und einen Soldaten an Bord zu bringen,

die uns die Ehre ihrer Begleitung bis nach Maracaibo erweisen mußten. Das Fort schien übrigens sehr wenig besetzt zu sein, denn außer einer, auf den Ramparts umherspazierenden Schildwache, erblickte ich nur einige auf den Mauern sitzende, schwarzbraune, sehr lustig gekleidete Frauenzimmer, wahrscheinlich Comadres[698]) der Schildwache.

Näher heran treten jetzt beide Ufer des großen Wasserbeckens und während das westliche noch öde und unbebaut liegt, zeigt sich das mit Ortschaften bedeckte, östliche Ufer im Zustande der Cultur; ein höherer Gebirgszug, der von Süd nach Nord, vom Rio Motatan nach Altagracia unweit der östlichen Küste hinläuft, verleiht dieser Gegend einen anmuthigen Charakter, der bald noch mehr durch das freundliche Aussehen des ziemlich bedeutenden Küstenortes Altagracia gehoben wird.

Immer dichter zusammen treten beide Küsten, als wollten sie zuletzt sich vereinigen, doch kurz bevor dies geschehen, stemmt die Wassermasse mit aller Gewalt sich dagegen, sie wird breiter und breiter, immer mehr und mehr treten die Ufer wieder zurück, bis sie zuletzt fast ganz verschwinden und der ungeheure Wasserspiegel des Sees vor den erstaunten Blicken des Reisenden sich ausbreitet.

So ist die eigentliche Einfahrt in den See von Maracaibo, und an dieser, und zwar an der westlichen Küste, liegt die schöne Stadt Maracaibo.

Es war bei Sonnenuntergang, als die Goleta „el Brillante“ im Hafen, dicht an der Stadt, den Anker warf, leider für heute zu spät, um die Visite der Sanitäts-Polizei noch zu erhalten, so daß ich die Nacht über am Bord verweilen mußte.

Am andern Morgen um 7 Uhr waren alle zur Betretung des Ufers nöthigen Formalitäten beseitigt und mit großem Vergnügen mischte ich mich unter die an dem bequemen Landungsplatze versammelte Volksmenge.

Ein ungemein lebhaftes Treiben herrschte auf dem großen Platze, der sich weit ausdehnte und nahezu an drei Seiten von ziemlich bedeutenden Gebäuden besetzt war. Verkäufer von allen nur möglichen, in den Tropengegenden vorkommenden und zum Leben nöthigen Dingen, hatten hier ihre Waaren in Butiken oder auf der bloßen Erde feil und Käufer und Gaffer drängten sich um sie herum. An einem freieren Theile des Platzes standen eine Menge Pferde zum Verkauf, die durch ihr wildes Aussehen und Benehmen meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Einige braune, ebenfalls wild aussehende Kerls von kleiner Statur, aber derbem, muskulösem Körperbau, suchten die wild sich bäumenden, an ihren Stricken reißenden Pferde, so gut als es anging, zu besänftigen; es waren Indios bravos vom Stamme der in der Nachbarschaft lebenden Goajiros, die einige ihrer, gleich ihnen wilden, Pferde nach der Stadt gebracht hatten.

Die hier zum Verkauf ausgebotenen Goajiropferde waren klein, meist weiß oder isabellenfarben, von edlen, den arabischen Pferden gleichkommenden Körperformen und feinem Gliederbau, schönen, wie von der Hand des Drechslers geformten Füßen, langem Halse und kleinem Kopfe, mit wild über die Augen und am Nacken tief herabhängender Mähne und prächtig vollem, langem Schweife; an den derben Hinterschenkeln trugen sie das Zeichen der Goajiro-Indianer, eine lange, vermittelst einer Pfeilspitze eingeritzte Zickzacklinie.

Doch mein Begleiter, einer der Zollbeamten, der so freundlich war, mir in Aufsuchung eines Logis behilflich zu sein, mahnte zum Weitergehen und so schritten wir über den weiten Platz, durch eine kleine Straße nach einem anderen großen, von schönen neuen Gebäuden begrenzten Platz, dessen eine Seite eine, im spanischen Styl erbaute Kirche mit zwei niedrigen Thürmen einnahm. In der Nähe der Kirche befand sich die beste der zwei Posadas der Stadt, in der ich so glücklich war, ein Logis

zu finden. In Maracaibo ist noch weniger, als in irgend einer andern Hafenstadt Venezuela's, für ein anständiges Logis für Fremde gesorgt; die beiden Häuser, die kaum auf den Namen einer Posada Anspruch machen dürfen, sind nichts weiter als Eßlocale, in denen der Fremde zur Noth ein Zimmer in einem obscuren Winkel des Hauses erhält, das er in den meisten Fällen noch mit anderen Reisenden theilen muß.

So war es leider hier; ich wurde im Hofe in einen großen dunklen Raum ohne Fenster, zu dem das Licht nur durch die geöffnete Thür hereinfiel, einquartiert und hatte diesen einige Tage mit mehren fremden Caballeros und Señoritas, ähnlich wie auf einem Schiffe, zu theilen. Im vorderen, von meinem Logis durch den Hof getrennten Theile des Hauses war sehr viel Leben; eine durch politische Ansichten zusammengeworfene, recht bunte Gesellschaft, aus Bewohnern der Stadt bestehend, fand hier ihren Vertrieb und encouragirte sich, in dem Eßsaale, dem weiten Hausflur und der Veranda umherstehend oder sitzend, durch feurige Reden und Toaste auf General Paëz, dessen Wohl und baldiges Erscheinen in Venezuela sehnlichst gewünscht und in einer unglaublichen Menge von Rum mit Wasser getrunken wurde.

Der Anblick der Stadt Maracaibo von der Seeseite macht einen angenehmen Eindruck durch die neuen, zum Theil schönen Gebäude, die an dem Muelle[699]), eine sehr breite Straße bildend, entlang sich ziehen, wie ebenfalls durch die zwei erwähnten größeren, mit schönen Häusern besetzten Plätze, die nach dem See zu sich öffnen. Die völlig flache Ebene, in welcher die Stadt liegt, macht, daß die dahinter liegenden, im venezuelanischen Style gebauten, niedrigen Häuser von den größeren, am Quai liegenden Gebäuden, verdeckt werden. Die Stadt hat außerdem noch einige Plätze aufzuweisen, die jedoch von geringem Umfange und weniger Bedeutung sind.

Ein reges Leben herrscht in dem am See gelegenen Stadt-

theile, während die engen, winkeligen, nach der Ebene zu gelegenen Straßen, öde und verlassen sind.

Der Hafen jedoch ist von fremden Schiffen lange nicht so besucht als andere Hafenstädte Venezuela's, was dem geringeren Verkehr mit dem gebirgigen Innern und dem Mangel an guten Straßen, die aus dem Innern nach dem See führen, zuzuschreiben ist. Haciendas giebt es nur wenige in der Gegend umher und die größeren Städte des Innern, wie Merida, Trujillo, Barinas, sind nicht große Handelsplätze und senden ihre Produkte meist auf der großen Straße über Barquisimeto und Valencia nach der Küste.

Der Hauptexporthandel Maracaibo's besteht in Tabak, Indigo, Häuten, einigem Cacao, Caffee, Holz und Droguen, besonders Copaivabalsam und Sesamöl [700]; er ist, wie in allen Hafenstädten Venezuela's, in den Händen der Ausländer, besonders der Deutschen. Letztere Nation findet man jedoch als Professionisten, außer den unvermeidlichen Hutmachern, in Maracaibo weniger vertreten, als in anderen venezuelanischen Städten; sie werden dafür in reichlicher Zahl durch Italiener ersetzt, die als Handwerker, besonders als Klempner, hier, wie in der ganzen Provinz umher zerstreut, leben.

Das Leben der Ausländer in Maracaibo ist dem in den anderen Städten des Landes völlig ähnlich; es beschränkt sich nach Beendigung der täglichen Geschäfte auf das Zusammensein im Club oder einem Ritt nach den Haticos, den, eine kleine Ortschaft bildenden, am See gelegenen Landhäusern der Ausländer, vornehmlich der Deutschen. Der Weg nach den, etwa eine Stunde von der Stadt entfernten, Haticos führt in seiner Länge in einer, nach Osten streichenden Curve, am lieblichen Ufer des Sees hin und bietet durch seine verschiedenen netten Gebäude, die schönen tropischen Baumgruppen und die Massen der am Strande stehenden Cocospalmen, durch deren säulenartige graue

Stämme der tiefblaue See mit seinem, durch eine Menge der verschiedenartigsten Fahrzeuge belebten, Wasserspiegel blickt, eine reiche Abwechselung der Scenerie, deren Reiz durch den Anblick der schön gebauten Villas und ihrer liebenswürdigen Bewohnerinnen noch um Vieles erhöht wird.

Noch mit großem Vergnügen gedenke ich der herrlichen Abende, die ich in der angenehmen Gesellschaft gebildeter, jovialer Landsleute, in welcher vor Allem die Damen durch Schönheit und Liebenswürdigkeit glänzten, in größter Heiterkeit in den Haticos verbracht habe. Die schön verlebten Abende endeten mit der Rückfahrt nach der Stadt auf dem schönen See und deutsche Lieder ertönten in stiller Nacht aus den sanft dahingleitenden Booten, die eine, durch die ausgelassenste Fröhlichkeit belebte Gesellschaft, in sich bargen. — — —

Der Marktplatz in Maracaibo bietet jeden Morgen eine reiche Auswahl an Fischen, Fleisch, tropischen Früchten und Gemüsen, besonders aber zeichnet er sich durch zwei Gegenstände aus, die in anderen venezuelanischen Städten, wie überhaupt in den Tropen, wohl selten zum Verkauf ausgeboten werden: den in dieser Gegend vorkommenden Tauben und Hasen.

Die Tauben werden in großer Menge in der Ebene von Maracaibo gefangen und in Bündeln, bereits gerupft, zu Markte gebracht, so daß es mir nicht möglich war, sie zu bestimmen, ich vermuthe, daß es entweder Columba aurita Temm. oder Zenaida ruficauda Gray ist, die in großen Völkern auf der Savane sich findet.

Der Hase ist der Lepus brasiliensis Linn., beträchtlich kleiner als der europäische, der mehr das Ansehen eines Kaninchens hat, wozu die kurzen Ohren nicht wenig beitragen. Eigenthümlich ist sein Schwanz, ein ganz kurzer, wenig vom Rumpfkleide abgesetzter Büschel, der sich mehr durch das Gefühl, als durch das Gesicht, als selbständiger Theil unterscheiden läßt. Sein Pelz ist ziem-

lich lang, dicht und zart; die Hauptfarbe desselben an allen oberen Körpertheilen gelbbraun, an der Kehle, am Bauch und der Innenseite der Beine rein weiß.

Er lebt in großer Menge auf den Savanen von Maracaibo und wird wöchentlich einige Mal in ziemlicher Anzahl zum Verkaufe nach der Stadt gebracht.

In der Nähe von Maracaibo, an der Westküste des Golfs, bis in die Nähe des Rio la Hacha in Neu-Granada, lebt die wilde Nation der Goajiro-Indianer, die sich von den anderen Indianern des tropischen Süd-Amerika dadurch auszeichnet, daß sie in Besitz ausgezeichneter Pferde und vollkommene Reiter sind.

Sie sind die entschiedensten Feinde jedes anderen Volkes und leben mit ihren Nachbarn, den Venezuelanern, in fortwährenden Streitigkeiten.

So oft aber auch die Venezuelaner versucht haben, sie zu unterjochen, ist es ihnen doch nie gelungen und stets mit Erfolg haben sie durch ihre große Anzahl, ihre Kühnheit und Wildheit, alle Angriffe gegen sie zurückgeschlagen und verüben noch jetzt, auf ihren Streifzügen in Venezuela und Neu-Granada, große Räubereien und Morde. Niemandem gestatten sie den Eintritt in ihr Land und tödten oder verstümmeln auf das Abscheulichste Jeden, der es wagt, die Grenze ihres Gebietes zn überschreiten; erst kurz vor meiner Ankunft in Maracaibo hatten die Goajiros einem auf ihrem Terrain angetroffenen Venezuelaner beide Augen ausgestochen und ihm dann, ihn über ihre Grenze transportirend, die Freiheit gegeben.

Um sich gegen ihre Einfälle zu sichern, haben die Venezuelaner in der Nähe der Grenze dieser wilden Nation zwei, durch sumpfiges Terrain vor Ueberfällen geschützte Forts, Sinamayca und Carabulla, angelegt, die mit einigen Kanonen armirt und von einer Abtheilung Soldaten besetzt sind.

Die südliche Grenze des Goajiragebietes bildet ein niedriger

Höhenzug, la Teta de la Goajira, an welchem ihre Hauptniederlassung liegt, die zugleich der Sitz ihres Oberhauptes, der Kazikin Rosa ist, die, dem on dit zu Folge, dieses wilde Volk regieren soll.

Gleich den Comanchestämmen Neumexicos, den Araucanos und Pehuanches Chile's und den Guaycurus und Guaranis am Paraná, verbringen sie die meiste Zeit ihres Lebens auf ihren Pferden umherstreifend und jagend, sind aber dabei zugleich ausgezeichnete Schiffer und Fischer. In dem sehr kurzen Seekriege des General Paëz gegen den Präsidenten Monagas, leisteten sie auf den Schiffen des ersteren als Lootsen vortreffliche Dienste und würden als solche wegen ihrer Tüchtigkeit allgemein gebraucht werden, wenn sie nicht öfter schon das in sie gesetzte Vertrauen getäuscht und die ihnen anvertrauten Schiffe vorsätzlich in's Unglück gebracht hätten, um deren Mannschaft zu ermorden und sich in Besitz der Ladung zu setzen.

Ebenso treiben sie in der Nähe der, von ihnen bewohnten Küste, Piraterei und haben besonders in früheren Zeiten, durch falsche Signale die vorübersegelnden Küstenfahrer täuschend, sich derselben bemächtigt. Der Anblick der Goajira-Küste, von der Punta Espada zur Punta Gallinas, ist im höchsten Grade öde und traurig, flache Sandebenen, aus denen hier und da einige dünenartige Erhebungen auftauchen, in der Ferne ein niedriger, von fast aller Vegetation entblößter Höhenzug.

Rindvieh und Pferde bilden den Reichthum der Goajiros, vom Fleische der ersteren leben sie und die letzteren verhandeln sie an die Venezuelaner. In Maracaibo sind wöchentlich einigemal Goajiros anzutreffen, die außer einer Anzahl schöner Pferde, auch getrocknete Fische, schön geflochtene, lederne Pferdezügel, Sogas, u. s. w. zum Verkauf auf dem Marktplatze haben; sie dürfen jedoch nie in größerer Anzahl als etwa jedesmal 10 bis 12 Mann nach der Stadt kommen.

Ackerbau wird von ihnen, wegen der Unfruchtbarkeit ihres Gebietes, nur sehr wenig betrieben und er beschränkt sich nur auf das Anpflanzen von Yuca, Bataten, Bananen und Mais, welchen letzteren sie außerdem in großen Quantitäten von den Venezuelanern eintauschen.

Die Nahrung der Pferde, wie des Rindviehs, besteht außer in Gras, hauptsächlich in den fein gefiederten Blättern einer Mimose, die an der Westküste des Golfes von Maracaibo in ungeheurer Menge wächst und an welche die Pferde dermaßen gewöhnt sind, daß es in Maracaibo schwer hält, die erhandelten Thiere zum Fressen von Mais, Zuckerrohr oder Bananenblättern zu bringen und deshalb Anfangs stets die Blätter der Mimose unter das neue Futter vermischt werden müssen.

Bogen, Pfeile und Lanzen sind ihre Hauptwaffen, obwohl sie in neuerer Zeit die Feuerwaffen diesen vorziehen.

Wöchentlich einmal ist ihnen erlaubt, nach den Grenzforts der Venezuelaner zu kommen, um mit letzteren Tauschgeschäfte mit Pferden, Rindvieh, Fischen, schön geflochtenen Zügeln, Sogas und Honig gegen Rum, Mais, Bayetas (roth und wollenes plüschartiges Zeug für Cobijas), Messer, Glasperlen, u. s. w. zu machen. Der an sie verhandelte Rum unterliegt zuvor einer starken Versetzung mit Capsicum, auch wohl Opium, damit sie in gänzlicher Berauschung ihre Sachen zu Spottpreisen verschleudern.

Die Männer gehen halb nackt, mit Hemde und kurzer Hose angethan, die Frauen sind meist nur mit einem Guayuco[701]) oder einem leichten, kurzen Rock bekleidet und werden von den Männern nicht viel besser als Sklavinnen behandelt. Sie haben in ihren Tragkörben die von den ersteren eingehandelten, selbst die schwersten Gegenstände, unter deren Last sie nahezu erliegen, fortzuschaffen, während ihre Herren sich der Pferde bedienen. Eine solche Zusammenkunft im Fort endet nie ohne totale Berauschung der Goajiros, da eine Menge Pulperias in der nahen

Umgebung der Forts sich befinden, die von den Indianern die meisten ihrer Handelsartikel gegen Rum eintauschen.

Die jungen Goajiromädchen, die von schöner Gesichts- und üppiger Körperform sind, werden bisweilen von ihren Vätern an die Venezuelaner verhandelt und zu diesem Zwecke von den Ihrigen besonders gut verpflegt.

Trotzdem daß die Grenze der Goajiros nur zwei Tagereisen von Maracaibo entfernt ist, schwebt über diesen wilden Indianern noch ein großes Dunkel, besonders deshalb, weil sie so überaus wild sind, Niemanden in ihr Terrain eindringen lassen und dabei zu Mittheilungen über ihren Stamm nicht zu bewegen sind.

Sehr gern wäre ich in ihr Terrain gedrungen, kam jedoch nicht weiter als nach Sinamayca, wo mir auf's Entschiedenste davon abgerathen wurde und ich auch Niemanden auftreiben konnte, der mich dahin begleitet hätte, da Jeder die Grausamkeit dieser Wilden fürchtete.

Ich handelte für einen sehr billigen Preis (einige Gallons Rum, wollene Decken, einige Säcke Mais und zwei Dutzend Dolche) zwei schöne Pferde von ihnen ein, was mich bestimmte, vierzehn Tage in Maracaibo zu verweilen, damit sie, Behufs der Weiterreise, zuvor an anderes Futter gewöhnt würden, da ihre Lieblingsmimose nur in der Gegend von Maracaibo wächst.

VIII.

Reise nach Trujillo und zurück nach der Küste.

Recht ungern verließ ich Maracaibo, wo ich in der angenehmen Gesellschaft der dort ansässigen, gebildeten Deutschen recht schöne Stunden verlebt hatte und ging an einem schönen Nachmittag an Bord einer Goleta, die mich an das südöstliche Ufer des Sees, nach la Ceiba, bringen sollte.

Meine Pferde waren bereits zuvor eingeschifft worden und der, in Brandy und Ale gefeierte Abschied von einigen meiner deutschen Freunde, ließ mich zu sehr später Zeit an Bord kommen, worüber der Capitan, der bereits mit der Abfahrt auf mich gewartet hatte, ein sehr unfreundliches Gesicht machte, während ich in der jovialsten Laune mich befand und mit großem Vergnügen meine Reisegesellschaft, vier junge Creolinnen mit ihren zwei, ebenfalls jungen männlichen Begleitern, begrüßte.

Noch lange Zeit waren meine Blicke nach Maracaibo und los Haticos gerichtet, bis das Fahrzeug immer mehr und mehr von dem westlichen Ufer des Sees sich entfernte und dieses nur noch als ein niedriger, am Horizonte lang hinziehender Küstenstrich sich zeigte. Dagegen tauchte im Süden die gewaltige hohe Kette der Cordilleren, mit den riesigen schneebedeckten Gipfeln der Sierra Nevada von Merida, am fernen Horizont auf, ein erhabener Anblick, der besonders in Tropenländern einzig in seiner Art ist.

Wildnisse von Palmen, Orangen und Bananen, mit Myriaden von Blumen behangen und von Schlingpflanzen durchwoben, an der Küste des Sees und hoch darüber, im blauen durchsichtigen Aethermeere, gleich einer Masse gediegenen Silbers, die blendendweißen Schneegipfel! —

Trotzdem der See von Maracaibo mit dem Meer in Verbindung steht ist sein Wasser dennoch süß, was für die Bewohner seiner Küste eine große Wohlthat ist.

Die Brise war flau und das Schiff segelte nur langsam vorwärts, die hübschen Creolinnen hatten sich mit ihren Begleitern zum Kartenspiel vereinigt und ich zog es vor, aus langer Weile auf dem Deck mich schlafen zu legen. Beim Erwachen war die Sonne bereits dem Untergange nahe und die nahe Seeküste mit den niedrigen Höhenzügen von Motatan zeigte sich meinen Blicken.

Ich begann eine Unterhaltung mit meiner Reisegesellschaft und fand die Damen allerliebst, die beiden venezuelanischen Dandies, als welche die Herren gern figuriren wollten, jedoch ungemein hölzern; sie reisten sämmtlich nach Boconó, fast die nämliche Route, die ich im Sinne hatte, so daß ich mit Vergnügen als ihr Begleiter angenommen und bald so bekannt mit ihnen wurde, als ob ich ein alter Freund von ihnen wäre.

Nach dem Abendessen, welches durch einige Flaschen Ale gewürzt wurde, sang eine der Damen, zugleich eine sehr geläufige Guitarrespielerin, recht nette spanische Arien und so verging die halbe Nacht auf dem Verdeck unter Gesang und Spiel.

Am andern Morgen sprang eine ziemlich frische Brise auf und die Goleta durchschnitt rasch die azurne Fluth. Die schönen Schläferinnen hatten die Luken ihrer Kajüte noch fest geschlossen, die nächtlichen Spiele mochten sie etwas ermüdet haben, und es war bereits zehn Uhr, als das blasse Köpfchen der Jüngsten, mit den schönsten seidenen, rabenschwarzen Haaren geziert, aus der

Tiefe auftauchte und bald darauf die ganze niedliche Gestalt auf das Deck hüpfte. Bedächtiger und vielleicht etwas verschämt wegen des späten Aufstehens, folgten die Anderen.

Die Creolinnen haben einen seltenen, schwer zu beschreibenden Teint, der sich je nach der Tageszeit verändert. Am Morgen, kurz nachdem sie aufgestanden sind, ist das Weiß desselben am Gelblichsten und die Augenränder wohl noch um zwei gelbliche Farbentöne tiefer; gegen Mittag hat das Gelb, das am Morgen gleich einem Pigment die weiße Haut überzog, eine Durchsichtigkeit gewonnen, welche die Haut dem Alabaster gleich kommen läßt, so daß das weiße Fleisch wie mit der zartesten gelblichen Lasurfarbe überhaucht scheint; am Abend jedoch ist der Teint das reinste, durchsichtigste Weiß, in welchem die großen feurigen, schwarzen Augen in feuchtem Glanze schwimmen, umrahmt von der üppigsten Fülle der schwärzesten Seidenhaare.

In diesem Zustande sind sie unvergleichlich und schwerlich dürfte das Blut eines Mannes bei ihrem Anblicke in der gewöhnlichen Temperatur bleiben. Wenn ich übrigens hier von gelblichem Teint rede, so meine ich damit nur den allerschwächsten Uebergang von Weiß in Gelb, der selbst dem besten Farbenkenner schwer bemerkbar ist.

Die Damen überraschten uns bei der Mañana und wurden zur Strafe des Spätaufstehens gezwungen, mit uns ein Gläschen mint-jullep zu trinken, das ihren Wangen einen sehr zarten Anflug von Röthe gab.

So saßen wir bald wieder scherzend beisammen und kümmerten uns wenig um unsere Umgebung, als mit einemmale ein großer Lärm der Mannschaft um uns her entstand und sämmtliche Segel auf's Schnellste eingezogen wurden.

„Mira! una trompa marina!“ sagte der Capitan zu mir und zeigte mit der Hand nach den Wolken.

Eine dichte schwarze Wolke hing in der Entfernung von einer

Meile tief herab über dem See, senkte sich immer tiefer und tiefer, verlängerte sich, einem riesigen Elephantenrüssel gleich, und tauchte mit der Spitze nach der Oberfläche des Wassers, aus der sich eine ungeheure, zugespitzte Welle erhob und mit ihr verband und so wirbelte das Ungethüm über den See dahin und wühlte eine furchtbare Brandung in der von ihr berührten Wasserfläche auf. Das Schiff hatte in größter Eile beigelegt, während die gewaltige Wasserhose in der Entfernung von einer Viertelmeile unter dumpfem ängstlichem Brausen vorbeirauschte und sich bald nachher theilte; der gewaltige Rüssel zog sich ein und verschwand in den Wolken, während die Riesenwelle in den See zurückstürzte und weit umher seine Oberfläche auf's gewaltigste in Aufregung brachte.

Wasserhosen sind im See von Maracaibo eine nicht seltene Erscheinung und hier häufiger als im offenen Meere. —

Die Reise ging bei steifer Brise rasch vorwärts und wir vertieften uns wieder in unsere Unterhaltung.

Gegen Mittag machte mich eine der Señoritas auf einen starken Rauch, der gleich einer dunklen Wolke über der westlichen Küste, der Gegend von Perija hing, aufmerksam, der, wie ich vermuthete, von einem großen Feuer herrühren mußte, obgleich ich bei dem ungeheuren Rauch mich verwunderte, nicht die geringste Spur von einer Flamme zu sehen. Die Señorita antwortete auf mein „Que es esto?“ [702]) schalkhaft lachend nur ein kurzes „Vm. vera pronto!“ [703])

Der Rauch wurde immer dichter, die Wolke kam näher und näher und schwebte über dem See her, gerade auf das Schiff zu.

Der Capitan, der eben aus der Cajüte trat, rief beim Erblicken derselben „Carajo, los mosquitos!“ und schrie dem Steuermann zu, schnell das Schiff zu wenden; der Jibbaum wurde nach der entgegengesetzten Seite gebracht und das Schiff kreuzte nach

der westlichen Küste zu und wich dadurch der gefürchteten Begegnung mit dem riesigen Mosquitoschwarme zur knappen Noth aus. Diese ungeheuren Mosquitoschwärme, die in ihrer Ausdehnung wirklich an's Unglaubliche grenzen, entwickeln sich zur Regenzeit in den berüchtigten großen Sümpfen und Lagunen der Westküste des Sees und machen dieselbe an solchen Orten für Menschen unbewohnbar; bei starkem heftigem Westwinde nimmt der Wind die Legion der dort vorhandenen Mosquitos mit sich fort, und führt sie, gleich einer dichten Wolke zusammengehäuft, über den See dahin, in dem sie ihr Grab finden.

Die Fahrzeuge hüten sich wohl ihnen zu begegnen, da ihre Besatzung in diesem Falle kaum vor ihren Stichen sich retten kann.

Noch einigemale hatte ich an diesem Tage Gelegenheit, ähnliche Mosquitowolken, glücklicherweise aber in großer Entfernung vom Schiffe, über den See schweben zu sehen.

Es war bereits nach Sonnenuntergang, als die Goleta dicht an der südöstlichen Küste des Sees, bei la Ceiba, den Anker warf, leider zu spät, um an's Land zu fahren. Ueberdies hatten dunkle Wolken am Himmel ringsum sich aufgethürmt, bereits grollte der Donner dumpf von den am südlichen Ufer sich erhebenden hohen Gebirgen her und das grelle Leuchten von Blitzen erhellte von Zeit zu Zeit die mit dunklem Hochwald bedeckte Küste.

Ein furchtbarer Sturm erhob sich bald und schleuderte die Goleta auf den wild aufgeregten Wogen auf's Entsetzlichste hin und her, dem ein wolkenbruchähnlicher Platzregen folgte, der uns zwang, in die einzige Cajüte, welche die Señoritas für die Dauer der Reise in Beschlag hatten, zu flüchten. In solchem Falle konnten unmöglich große Schicklichkeitsrücksichten genommen werden, was auch die Damen, die überhaupt durch die Seekrankheit, die sich durch das tolle Schlingern des Schiffes bei ihnen in größtem

Maße eingestellt, sehr passiv sich verhielten, wohl einzusehen schienen.

Durch den düstern Schein der Oellampe wurde der Anblick der Creolenwirthschaft, die in der Cajüte sich zeigte, in welcher petticoats, Wäsche und andere namenlose Dinge in bunter Unordnung durcheinander lagen, sehr gemildert. Bei aller Schönheit der Creolinnen ist es selten räthlich, seine Blicke in ihre geheimen Gemächer dringen zu lassen.

Die ganze Nacht hindurch dauerte das furchtbare Gewitter und wenn es auch mitunter auf eine Stunde pausirte, so brach es dann desto heftiger wieder los und das Krachen des Donners und der Blitze übertönte oft das schreckliche dumpfe Getöse der über das Deck stürzenden See.

Gegen Morgen ließ Alles dies nach, bis auf das heftige Werfen des Schiffes, das mich jedoch, bei der großen Müdigkeit, nicht vom Schlafen zurückhielt.

„Vengan arriba Vms. a ver la Ceiba!“ [704]) rief die Stimme des alten guten Capitan zu uns herunter in die Cajüte und ließ mich dadurch erwachen. Durch die Luke schienen die goldenen Sonnenstrahlen und der heitere blaue Himmel herab in unser Verließ, in dem es vor Hitze und Dunst nicht länger zu ertragen war und so eilte ich mit den zwei jungen Freunden auf's Deck und überließ den unheimlichen Schauplatz den seekranken Damen.

Das Schiff tanzt munter auf der nur noch leicht bewegten blauen See, dicht an der Küste liegt ein großes, ziemlich roh aufgeführtes Gebäude, umgeben von einigen kleineren Hütten und rings um dieselben, über die angrenzenden Bananenpflanzungen, erhebt sich eine dichte, dunkle Waldung aus Riesenstämmen des Ceiba, Zamang, Roble, Flor amarilla, Caracoli [705]) und anderer tropischer Baumgiganten. Im Süden dringen die gewaltigen Bergkolosse der Cordilleren bis nahe zur Küste und über ihnen ragen

die dunklen Mauern des Paramo von Mucuchies und einzelne schneebedeckte Hörner der Sierra Nevada weit hinein in den blauen durchsichtigen Azur des Himmels; eine Gebirgslandschaft, ähnlich in ihren Massen und Formen der der südlichen Gestade des Vierwaldstädter Sees, aber an Färbung und Beleuchtung himmelweit davon unterschieden!

Die Mannschaft der Goleta war eben beschäftigt, die Pferde aus dem Kielraume auf's Deck zu winden, was nicht ohne Schwierigkeiten und entschiedene Gegenwehr von Seiten der am Meisten dabei Betheiligten ablief. Sobald nur eins der Thiere am Deck war, wurde es unter vereinter Gewalt der Mannschaft in den See gestürzt und ihm dort von einem nackten braunen Kerl, deren mehre am Schiffe umherschwammen, ein Strick um den Hals geworfen, an dem es schwimmend an's Ufer gebracht wurde. Es war dies die herrlichste lebhafteste Staffage zu der in ewiger Ruhe im Hintergrunde daliegenden, erhabenen Gebirgslandschaft.

Endlich kam auch an uns Passagiere die Reihe, nicht etwa in den See geworfen, sondern in einem Boot an's Land gebracht zu werden. Die Señoritas, die noch von Anfällen der Seekrankheit geplagt waren, blieben bis zuletzt am Bord.

Das große am Ufer stehende Gebäude war die Aduana, wohin wir zuerst geführt wurden. Die Zollbeamten waren jedoch hier so höflich, meine Sachen nicht zu untersuchen und so begab ich mich in das in demselben Hause zum Aufenthalte der Reisenden befindliche Schanklokal, um meine Reisegefährten zu erwarten und Anordnungen zur Weiterreise zu treffen.

Sehr bald erschienen auch die Señoritas, freilich in der traurigsten Verfassung und mit abgespannten, krankhaften Gesichtszügen.

Mit meiner Weiterreise sah es jedoch sehr schlimm aus, ich hatte zwar zwei Pferde, jedoch nicht das geringste Reitzeug dazu.

Wie in anderen Gegenden Venezuela's, so hatte ich auch hier gehofft, dies tourenweise geliehen zu erhalten, doch war hier davon nicht die Rede und mich auf den bloßen Rücken der wilden Goajirapferde zu setzen, war mehr als ich zu leisten fähig war.

Eine große Menge Arrieros mit zahlreichen Mulas befanden sich hier und kamen stündlich an, reisten auch sobald, als sie ihre Ladung übergeben hatten, wieder ab. In la Ceiba münden nämlich alle Straßen der ganzen Gegend des Innern von Merida und Trujillo, so daß alle Reisenden und Güter von da, hier zusammenkommen, um dann über den See, nach Maracaibo weiter befördert zu werden.

Auf den Rath meiner Reisegefährten wandte ich mich an einen Arriero, der am Nachmittage nach Trujillo zurückreiste, um eine seiner Mulas als Reitthier benutzen und mein Gepäck auf den anderen Mulas fortbringen zu können und war sehr erfreut, als er auf meinen Vorschlag einging.

Leider war ich dadurch nicht im Stande, mit meinen Reisegefährten vom Schiffe weiterzureisen, da ich mich vom Arriero nicht trennen konnte; wir versprachen uns aber gegenseitig, dieselben Nachtlager zu wählen und dann recht vergnügt zusammen zu sein. Ihre Pferde waren schnell gesattelt und sie ritten bald hinweg, während ich auf den Arriero noch bis zum Nachmittag warten mußte. Sonderbar war die Reittracht der jungen Leute, die überhaupt in diesen sumpfigen Gegenden Mode zu sein schien. Ueber den Beinkleidern trugen sie nämlich weite Beinkleider von Tigerfell, die jedoch hinten völlig offen und nur unten durch Knöpfe zusammengehalten, oben durch einen Gurt am Leibe befestigt waren; sie sind ungemein praktisch und bewahren die eigentlichen Beinkleider vor dem gräßlichen Schmuz, der beim Reiten durch die sumpfigen Gegenden bei jedem Tritte vom Pferde in die Höhe geschleudert wird.

Gegen zwei Uhr war der Arriero zur Abreise fertig; ich bestieg eine seiner Mulas und trabte bald mit dem ganzen Zuge der Lastthiere im Wege dahin.

Es war freilich kein Vergnügungsritt, denn ich mußte ohne Sattel, nur auf der auf dem Rücken des Thieres gebundenen Cobija reiten und außerdem war die Mula aus alter Gewohnheit nicht zu bewegen, außer dem Zuge zu gehen, so daß alle meine Versuche, mit ihr, separirt von den anderen Thieren, lustig dahin zu sprengen, fruchtlos waren; sie blieb in all' ihrer gewohnten Ruhe in der Mitte des Zuges und ich wurde von ihr gleich einer Ladung von Häuten oder Caffee betrachtet, die keinen eigenen Willen hat und den ganzen Tag über ruhig auf ihrem Rücken liegen muß. Ueberhaupt wäre vom Dahinsprengen, selbst auf dem muthigsten Pferde, nicht die Rede gewesen, denn einen solchen Weg hatte ich in meinem Leben noch nie angetroffen. Er war dermaßen schlammig, daß die Maulthiere oft weite Strecken bis an die Knie im Schmuze waten mußten und nicht eine trockene Stelle während zweier Tage auf der ganzen Straße sich zeigte; ich hätte es keineswegs als Wunder betrachtet, in diesem Ursumpfe einem ganz gemüthlich einherwackelnden, 30 Fuß langen Ichthyosaurus zu begegnen.

Dabei waren aber die Umgebungen im höchsten Grade schön und interessant und ich beobachtete verschiedene, bisher noch nie gesehene Palmen, Astrocarium-, Bactris- und Oenocarpus-Arten, nur konnte ich bei dem unergründlichen Schmuz und der Manier zu reisen, unmöglich nähere Notiz von diesen Schönheiten nehmen.

Mitunter passirten wir ziemlich bedeutende Ortschaften mit nett erbauten Häusern, ohne jedoch weitere Notiz von ihnen zu nehmen und nur bei einer geschah dies ausnahmsweise, weil der Koth in der durch sie führenden Straße so arg war, daß meine Mula an der einen Stelle bis zum Bauch darin versank und die untere Partie meines Ich's völlig in den breiartigen Schmuz zu stecken kam.

Der Arriero hatte die größte Mühe, das Thier wieder herauszubringen und konnte dies hauptsächlich nur durch Applicirung sehr heftiger, auf die Hinterpartie desselben ausgetheilter Hiebe, wobei ich auch nicht unberücksichtigt blieb und aus Versehen einige Proben dieser Ermunterungsversuche zu kosten bekam.

Der Name des Ortes, Polonia, wurde mir in dieser Weise förmlich eingebläut und ist der einzige, den ich vom Arriero zu hören bekam, der in der Topographie der Gegend sehr wenig bewandert war; ob der Ort eine Ansiedelung von Fremden sei, die ihm den für Süd-Amerika sonderbaren Namen gegeben, blieb mir unbekannt, der Schmuz in der Straße war allerdings echt polnisch, wenn auch die Häuser etwas civilisirter sich zeigten.

Fruchtbarkeit war übrigens der Gegend nicht abzusprechen und kaum habe ich in ganz Venezuela eine üppigere Vegetation gesehen als hier; die Mais- und Yucafelder boten durch ihre ungemeine Vegetationskraft einen überraschenden Anblick.

Es war schon spät, als wir in eine große am Wege stehende Posada einkehrten, in der ich mit vielem Vergnügen von meiner früheren Reisegesellschaft begrüßt wurde.

Ich war freilich nicht in der Verfassung, vor Damen mich zu präsentiren, denn mein halber Körper befand sich förmlich in eine dicke, pastetenähnliche Kruste von Schmuz eingehüllt; erst nachdem ich hinter einem am Hause stehenden Baume meine Umwandlung in reine Kleidung vorgenommen, begab ich mich in die Gesellschaft der Señoritas. Das große Gastzimmer im Hause war dermaßen mit Reisenden gefüllt, daß kaum noch ein Platz für mich zur Nachtruhe übrig blieb und so war ich froh, als meine Reisegefährten mich einluden, ein Zimmer, das sie durch ihre Bekanntschaft mit der Wirthin für die Nacht erhalten, mit ihnen zu theilen. Wir begaben uns dahin, ließen Nachtessen und spanischen Wein bringen und waren bald wieder herzlich vergnügt. Leider nur fühlte ich mich von der freilich nicht weiten, doch

ermüdenden Tour an einer gewissen Stelle des Körpers sehr angegriffen und sah mit trüben Gedanken der morgenden Weiterreise entgegen. Das Sitzen auf dem Rücken der Mula und zwar hauptsächlich auf den Stricken, mit denen die Cobija festgeschnallt war, hatte nicht verfehlt, einen im höchsten Grad ungemüthlichen Eindruck auf den Körpertheil, der dabei ganz besonders betheiligt ist, zu machen, so daß mir sowohl das Sitzen als auch das Gehen schwer wurden und ich, auf allerhand weichen Stoffen in der Hängematte ruhend, meinen Beitrag an der Lustigkeit leider sehr beschränken mußte. Bis in die späte Nacht blieben wir, singend und scherzend, auf, dann legte sich jedes ermüdet in seine im Zimmer aufgeschlungene Hängematte, in der mich freilich die Nähe der schönen Mädchen wenig schlafen ließ.

Zeitig des andern Morgens stand ich auf und begab mich, so weit es der Koth erlaubte, in's Freie.

Sehr bedauerte ich, nicht zu einer anderen Jahreszeit, unter anderen Reiseverhältnissen, mich hier zu befinden, denn die Gegend war für einen Pflanzenfreund ungemein interessant, besonders einige Genera von Palmen in mehren Arten reichlich vertreten, die ich bisher noch nie in Venezuela erblickt hatte. Die ungemeine Feuchtigkeit des Bodens erlaubte jedoch eine botanische Excursion in Kleidern nicht und im bloßen Hemde dieselbe anzustellen, wäre ohngeachtet der Einfachheit ländlicher Sitten in Venezuela, am hellerlichten Tage in der Nähe von Damen doch nicht fashionable gewesen.

So begab ich mich denn wieder nach der Posada zurück und erwartete mit düsterer Bangigkeit den Augenblick, wo ich die Mula wieder besteigen mußte. Und er kam. „Vamonos!“ rief der Arriero mir zu und gleich einem zum Galgen Verurtheilten wankte ich zu dem Thiere, sah noch einmal nach den an der Thüre versammelten Damen zurück und bestieg den Rücken der Mula. Kaum aber hatte der leidende Theil meines Körpers den

Sitz berührt, ja noch bevor ein kurzer Schmerzenslaut unwillkürlich meinem Munde entfloh, rannte das Thier, gleich als ob es brennenden Schwamm unter dem Schwanze hätte, mit mir davon, ohne sich um seine Gefährten zu kümmern und jagte vom Wege ab, setzte gleich dem edelsten Araber über einen mehre Fuß hohen Zaun und galoppirte auf einer weiten, mit Bäumen besetzten Grasfläche dahin. Die Schmerzen, die das entschiedene Auftreten der Mula meinem Körper verursachte, waren dermaßen stark, daß ich glaubte, meine Sitztheile völlig verloren zu haben und alle Mühe hatte, bei diesem steeple-chase auf dem Rücken des Thieres mich zu erhalten.

Das Schauspiel, das ich wider Willen dem versammelten Publikum gab, erreichte jedoch schnell sein Ende. Im Carriere sauste die Mula gegen eine gewaltige Mimosa, die ihre niedrigen Aeste wagerecht weithin ausstreckte und gleich einem Schlagbaume den Weg, nicht für die Mula, wohl aber für mich, versperrte. Ich wäre auf die gefährlichste Art durch den Ast vom Thiere gerissen worden, wenn ich nicht, als die Mula darunter weg passirte, denselben mit Blitzesschnelle ergriffen und meinen Körper durch einen Ruck von der Mula befreit hätte.

Und da hing ich denn, gleich Absalom an der Eiche, glücklicherweise jedoch nicht mit den Haaren!

Es blieb mir nunmehr nichts übrig, als mich in den weichen Kothbrei unter mir herabfallen zu lassen, der, wenn auch nicht über mir zusammenschlug, mich doch in bemitleidenswerthen Zustand versetzte, der mich zum Gelächter der versammelten Menge machte. Beschämt kehrte ich nach der Posada zurück, um mich umzuziehen, dann bestieg ich zum zweitenmale die unterdeß wieder eingefangene Mula, die diesmal jedoch vom Arriero festgehalten wurde und trabte mit der Arrea auf der kothigen Straße weiter.

Die Gegend war von der gestern passirten wenig verschieden,

üppige Yuca- und Maisfelder, abwechselnd mit hübschen Wäldchen, in denen schöne Oenocarpus, Bactris und Attalea die Hauptrolle spielten.

Fast fortwährend führte die Straße an einzelnen Häusern und kleinen Ortschaften vorüber und überall herrschte reges Leben.

Auf der Straße sind es die zahlreichen Arreas von Maulthieren und Eseln, in den Orten die weilenden Reisenden.

Meine Reisegefährten von Maracaibo überholten mich bald und wir versprachen uns ein Rendezvous zum Frühstück in einer der nächsten Ortschaften. Lange Zeit dauerte es jedoch, ehe es mir und den Lastmulas gelang, bis dahin durch die Kothmassen sich hindurch zu winden. Meine zwei Goajirapferde trabten frank und frei lustig der Arrea voraus und machten so wilde Sprünge in dem schlammigen Wege, daß von ihrer eigenthümlichen Farbe wenig mehr zu sehen war; eine dicke Kruste von Schmuz überzog ihre Körper und nur die weißen Köpfe ragten in ihrer Reinheit daraus hervor, was ihnen das Ansehen von in Wolldecken gehüllten Rennern gab, die auf dem Wege nach einem race-course sich befanden.

Endlich kamen wir in den zum Frühstücksplatz bestimmten Ort.

Meine Reisegefährten waren bereits im Begriffe wieder aufzubrechen, da ich sie so lange warten gelassen, entschlossen sich jedoch, nun noch zu verweilen.

Es war eine geräumige Posada, in der wir uns befanden, mit zwei großen Eßzimmern; da jedoch eine große Veranda vor dem Hause sich befand, beschloß ich, in derselben zu frühstücken.

Ein Haufe zerlumptes Volk stand umher, mehr oder minder durch Aguardiente animirt. Da ich einige Zeit auf mein Frühstück zu warten hatte und meine früheren Reisegefährten nicht so lange sich aufhalten konnten, so schlug ich den Damen, bevor sie schieden, ein Tänzchen vor und wir begaben uns zu diesem Zweck in eins der Eßzimmer, wo eine der Señoritas auf ihrer Guitarre

einige spanische Tänze spielte, während ich mit den zwei Creolen wacker mit den anderen Damen umhertanzte. So hatten wir uns eine halbe Stunde belustigt, zu welcher Zeit das Essen bereit war.

Das zerlumpte Gesindel war Zuschauer des Tanzes gewesen und machte seine oft so indecenten Bemerkungen dabei, daß ich mich genöthigt fand, ihnen mit Hinauswerfen zu drohen, was von ihnen natürlich im höchsten Grade übel aufgenommen wurde.

Meine Reisegefährten empfahlen sich nunmehr und ich setzte mich zu Tische.

Jetzt war mein Stand allerdings schwieriger, denn ich war allein und hatte nur den Arriero und Wirth auf meiner Seite, während die gemeine Bande aus ungefähr zwölf Mann bestand.

Unter anderen Delicatessen, die der Posadero auf den Tisch brachte, befand sich eine schmale Glaskruke mit Cappern, eine Seltenheit, die ich bis jetzt noch nicht in Venezuela angetroffen hatte und die mich als Liebhaber derselben so entzückte, daß ich sie ganz für mich in Anspruch nahm und mir vermittelst Mustard eine Sauce herstellte, die meinen Gaumen auf's Höchste kitzelte. Ich unterließ daher nicht, dem Posadero die größten Lobsprüche über die Raritäten, die er besaß, zu sagen, der sie augenscheinlich mit größter Befriedigung entgegennahm. Nach Beendigung des Essens nahm ich einen Brandy mit Wasser zu mir und sagte dann dem Arriero, die Mulas zur Abreise bereit zu halten. Leider waren meine Goajirapferde in ein benachbartes Maisfeld eingedrungen und der Arriero genöthigt, hinweg zu gehen, um sie wieder einzufangen. In dieser Zeit frug ich den Posadero nach meiner Schuld mit dem Bemerken, daß ich die noch übrigen Cappern mit mir nehmen wolle, erstaunte aber nicht wenig, als er eine wahrhaft unverschämte Forderung machte und für die kleine Glaskruke mit Cappern allein vier Pesos verlangte. Ich glaubte nicht recht gehört zu haben, er wiederholte

jedoch ganz deutlich dieselbe Summe. Auf meine Bemerkung, daß ich die Cappern dann nicht wünsche, bemerkte er, daß ich für die bereits von mir genossenen drei Pesos zu zahlen habe. Jetzt stieg mir das Blut zu Kopfe und ich begann ihm meine derbste Meinung zu sagen und ihn zugleich mit einigen Ehrentiteln, wie Betrüger, u. s. w. zu beschenken.

Die zerlumpte Bande hatte sich vorher schon um uns gruppirt, jetzt schloß sie mich völlig ein. Meine Situation war nichts weniger als angenehm, der Arriero nicht zugegen und ich ganz allein. Doch ließ ich mich nicht abschrecken und als der Posadero mich mit Schimpfworten zu tractiren begann, nahm ich das Glas mit Cappern und warf es ihm vor die Füße, daß die Scherben und Cappern gegen die nackten Beine der braunen Kerls flogen.

Dies war der Culminationspunkt und die Sache hätte jedenfalls ein schlechtes Ende für mich genommen, wenn nicht zu rechter Zeit der Deus ex machina in Gestalt zweier Caballeros mit ihren Dienern erschienen wäre, die von Maracaibo kamen und mich oberflächlich kannten.

In Folge dessen trat ein Waffenstillstand ein, der zu Verhandlungen führte, die von den Caballeros, die sofort meine Partei ergriffen, geleitet wurden, in Folge derer ich dem Posadero den immer noch horriblen Preis von zwei Pesos für Cappern zahlte, mit den Friedensvermittlern noch einige Brandy mit Wasser trank und mich dann mit meinem Arriero, der unterdeß die Pferde aufgefunden hatte, auf die Weiterreise begab.

Ich führe diesen Vorfall hier deshalb an, um die Prellereien der Gastwirthe in den belebteren Gegenden Venezuela's zu erwähnen, die oft, wie in diesem Falle, wahrhaft unverschämt sind; es herrscht natürlich in Venezuela, wie in ganz Süd-Amerika, ein höherer Satz in den Preisen aller Gegenstände und ganz besonders der Lebensmittel als in Europa, jedoch wird dieser in den Posadas

größerer Städte und sehr frequentirter Gegenden oft noch um das Dreifache überboten. Jedenfalls ist es am Besten für Reisende in der Provinz Maracaibo, wie überhaupt in ganz Venezuela, sich aus angeführten Gründen des Genusses der Cappern gänzlich zu enthalten.

Kaum daß wir den berüchtigten Ort im Rücken hatten, brach ein gräßliches Unwetter los; ein furchtbarer Platzregen fiel herab, der mich, noch bevor ich die Cobija unter meinem Sitze hervorgezogen hatte, dermaßen durchnäßte, daß ich sie nicht erst umhing und mich geduldig in das Wetter fügte, das leider mehre Stunden anhielt und die Straße noch grundloser machte. Mit nicht geringer Anstrengung durchwateten die Thiere den entsetzlichen Koth und schleppten sich bis zum Nachtquartiere, einer kleinen, an einem Flüßchen gelegenen Ortschaft.

Hier übernachteten wir bei einem Bekannten des Arriero in einer miserablen Hütte, wo es nichts zu essen gab, so daß ich nach der Pulperia gehen mußte, um meinen Magen zu befriedigen. Ich gedachte der Cappern des Frühstücks und beschränkte mich in meinen Ansprüchen auf das Geringste, was ich erlangen konnte, nämlich auf Eier.

Vor der Pulperia stand eine herrliche Alcoyurepalme[706]), die erste, die ich sah. Sie ist sicher eine der schönsten Stachelpalmen, durch den stolzen ihr eigenthümlichen Habitus. Ihr schwarzbrauner, dicker Stamm ist mit breiten Bändern dichtstehender, fußlanger schwarzer Stacheln umgeben und erhebt sich 60 bis 80 Fuß, bevor er die dichte Wedelkrone bildet.

Die steifen, etwas schräg abstehenden Blattstiele sind ebenfalls mit dichten Stacheln besetzt und von den langen graugrünen, unten silberweißen Fiederblättern in spiralförmiger Stellung umgeben. Die kolossale Blätterkrone hat etwas seltsam Steifes vermöge der fast senkrechten Wedelstellung und ebenso der gleich einem Thyrsus aus der Basis der Blattstiele aufrecht

sich streckende, mit eiförmigen, orangegelben Früchten gezierte Spadix.

Die Palme stand nur vereinzelt hier und ich habe wenige mehr in dieser Gegend gesehen, wogegen ich sie am Orinoco und in Britisch Guyana in Unzahl antraf.

Am andern Morgen frühe überschritten wir das Flüßchen und begannen das Ersteigen der dahinter liegenden, steilen Felswände, der ersten bedeutenden Erhebung des Terrains seit der Küste.

Die Gegend wurde nunmehr äußerst romantisch; herrliche Wäldchen von Laurineen, Cäsalpinien, Mimosen, untermischt mit Palmen, silberblättrigen Cecropias, Alles berankt mit Passifloren, großblüthigen Aristolochien und behängt mit kletterndem Bambus, Schneidegras, Dracontien, dazwischen wieder herabstürzende Cascaden, riesige Felsblöcke, niedergestürzte Baumstämme mit üppiger Vegetation beladen und natürliche Brücken bildend; kurz, das malerischeste Durcheinander tropischer Landschaftsscenerie!

Der Weg hindurch war beschwerlich, bald ging es in einer engen Schlucht dahin, bald öffnete sich diese und der den Weg versperrende Fluß mußte passirt werden. Doch Alles dies war besser zu überwinden, als der Schmutz der vorhergehenden Tage, da die Straße nunmehr felsigen Grund hatte und von Schmutz und Koth keine Spur mehr zu finden war.

Endlich hörte dies bunte Durcheinander auf und der nackte Felsenweg begann.

Steil ging die wenig breite Straße an hohen Felswänden hinan, in unzähligen Windungen höher und höher führend, an einer Seite tiefe Abgründe, an der anderen hohe Felsmauern. Das Schlimmste dabei war, daß eine Unzahl beladener Mulas, Esel, Fußgänger und Reiter uns entgegenkamen, was bei der schmalen Straße wirklich gefährlich war. Fortwährend ertönte der dumpfe hohle Ton der Muschel, um die Entgegenkommenden zu warnen, da bei den unzähligen Windungen des Weges leicht gefährliche

Zusammenstöße stattfinden und das Hinabstürzen irgend eines Individuums in den Abgrund herbeiführen konnten. Die Hinaufklimmenden mußten bei solchen Begegnungen stets ihre Thiere, dicht an die Felswand gedrückt, ruhig halten lassen, was oft nicht geringe Schwierigkeiten verursachte, während die Herabkommenden am äußersten Felsrand vorbeipassirten. Heut, obgleich es Sonntag war, schien sich Alles verschworen zu haben, diesen Weg hinab zu passiren, denn die Begegnungen nahmen kein Ende, so daß es Mittag wurde, bevor wir die Höhe der steilen Felsmauer erreicht hatten.

Ein herrliches, ungeheures Plateau dehnte sich vor meinen Blicken aus.

Die üppigste Grasdecke war weit und breit zu sehen und nur von einzelnen kleinen Gebüschen unterbrochen. Von kothigem Wege war keine Spur mehr zu finden und die ungemein breite Straße bestand aus Kies und Sand.

Es ist dies die erste große Hochebene, die man von der Küste aus nach der Sierra Nevada zu passirt.

Meine Goajirapferde wieherten einmal über das Andere vor Freude über die weite Grasfläche und schienen sich in ihre Heimath versetzt zu sehen, was sie dadurch ausdrückten, daß sie plötzlich auf und davon liefen.

Ich wäre ihnen gern nachgesetzt, da mir jedoch von dem dreitägigen Ritt ohne Sattel alle Rippen im Leibe wehe thaten, so mußte der Arriero dies thun, freilich nicht ohne zuvor ein „carajo, bestias malditas!“ über das andere ausgerufen zu haben.

Es währte eine ganze Stunde, ehe er wieder, die Pferde vor sich hertreibend, zurückkam und wir die Reise fortsetzen konnten.

Noch eine kleine Stunde und wir erreichten den bedeutenden Ort Betijoque, dessen Posada sofort aufgesucht wurde.

Betijoque ist eine niedliche Villa[707]) mit recht hübschen

Häusern, die zu beiden Seiten der breiten Straße weit sich hinziehen; der Ort gefiel mir ungemein, besonders durch seine schöne freie Lage auf der weiten Hochebene, mit der Aussicht auf die hohe Cordillere, die hier in ihren kühnsten Formen sich zeigt.

Bei dem Ritte nach der Posada wurde ich von den schönen Señoritas aus Maracaibo, die im Hause des Padre[708]) sich befanden, herzlich begrüßt; sie waren bereits am Abend vorher eingetroffen.

Die Posada zeugte von der großen Frequenz der Straße; ihr Inneres war sehr nobel eingerichtet und im großen Salon jederzeit eine lange gedeckte Tafel, an der man à la carte speisen konnte.

Nach kurzer Rast begab ich mich auf die Weiterreise, meine früheren Reisegefährten in Betijoque zurücklassend, die erst in einigen Tagen ihre Reise fortzusetzen gedachten.

Die Gegend hinter Betijoque nimmt bald einen entschieden hügeligen Charakter an und ihre Vegetation ist die der Savane. All' die Lieblichkeit der Vegetation am See von Maracaibo ist verschwunden und statt deren jetzt Oede und Verlassenheit vorherrschend. Gewaltige Schluchten, oft von kleinen Flüssen durchzogen, wechseln mit spärlich mit Gras bedeckten Hügeln; Felsblöcke, schwarze Steinmassen liegen überall umher; der plötzliche Abstand von der üppigen Vegetation der letzten Tage ist auffallend.

Mein Körper war durch die unangenehme Art des Reitens, die ich durchzumachen hatte, dermaßen maltraitirt, daß ich, bald nachdem ich Betijoque verlassen, mich entschied eine Strecke zu Fuß zu gehen; ich sandte den Arriero mit den Mulas und meinen Pferden voraus, mit dem Bemerken, im nächsten Orte mich zu erwarten und hoffte, ihm bald nachzukommen, da bei dem felsigen, hügeligen Wege die Thiere ohnedies nicht schnell vorwärts kommen konnten. So ging ich denn einige Leguas allein, bis ich den Ort des Rendezvous vor mir sah. Hier änderte sich die Gegend

wieder und die ganze Lieblichkeit der Seelandschaft tauchte noch einmal mit all' ihren Reizen auf. Hübsche Wäldchen, üppige Yuca- und Maisfelder, schöne Palmengruppen, all dies zeigte sich wiederum und der kleine Ort selbst lag reizend in einem Thale, mitten unter herrlichen Baumgruppen.

Als ich jedoch zur Pulperia gelangte, war von meinem Arriero und seinen Thieren nicht die geringste Spur zu erblicken und auf meine Nachfrage nach ihm wurde mir die Antwort, daß er nicht vorbeipassirt sei. Dies setzte mich in Verlegenheit, um so mehr, als ich unterweges einen Kreuzweg passirt und auf's Gerathewohl den nach diesem Orte führenden Weg als den rechten eingeschlagen hatte. Es blieb mir nichts weiter übrig, als zu Fuß weiter zu marschiren, dem nächsten von Escuque gelegenen Orte zu, wohin ich eine Empfehlung von Maracaibo an einen der dort lebenden Kaufleute hatte. Der Weg wurde mir recht sauer, denn es ging fortwährend bergan und die von dem Rückgrat der Mula meinem Körper verursachten Wunden begannen durch die Erhitzung und Reibung beim Gehen heftig zu schmerzen.

Doch Alles hat ein Ende. Als ich in die hoch gelegene Villa gelangte, fand ich den Arriero mit seinen Thieren meiner harrend; er hatte im letzten Ort an einer andern Stelle als der, wo ich nach ihm gesucht, mich erwartet, war dann aber, dessen überdrüssig, weiter gereist.

Im Hause des Sr. T., Besitzers einer Tienda[709]), wohin ich das erwähnte Empfehlungsschreiben hatte, fand ich die liebevollste Aufnahme und bedauerte nur, nicht länger mich hier aufhalten zu können; jedoch war meine Zeit gemessen, wenn ich heut noch Escuque erreichen wollte. Sr. T. lieh mir sofort sein Pferd zur Reise dahin, damit ich wenigstens einige Erleichterung beim Reiten haben möchte und sandte einen Peon zu Pferde mit, um das Thier wieder zu ihm zurückzubringen.

Die Sonne war bereits im Untergange begriffen, als ich von der Villa abritt und kaum war ich eine Viertelstunde unterweges, als die vorher schon drohenden dunklen Wolken einen ungemein starken Platzregen herabschütteten. Der Weg führte steil abwärts und bestand aus rothen Letten, die nunmehr erweicht, dermaßen schlüpfrig wurden, daß die Pferde nicht sicheren Fuß fassen konnten, sondern fortwährend ausglitten. So geschah es, daß ich zweimal mit meinem Pferde stürzte, was aber kein weiteres Unglück zur Folge hatte, als daß mein Anzug total beschmutzt wurde. Bald wurde es Nacht und es war ein Glück, daß die Pferde den Weg kannten, denn bei der herrschenden Dunkelheit war ich unfähig, einige Schritte weit vor mir den geringsten Gegenstand zu erblicken. Stolpernd, ausgleitend, fortwährend in Gefahr, auf die empfindlichste Art vom Pferde geworfen zu werden, erblickte ich endlich nach zwei qualvollen Stunden die Lichter der Häuser von Escuque. Doch bevor ich nach der Stadt gelangte', war noch ein ziemlich breiter, vom Regen angeschwollener Fluß, vermittelst einer schmalen hölzernen Brücke ohne Geländer zu passiren. Daß dies bei der Dunkelheit glücklich geschah, hatte ich nur der Vorsicht meines Pferdes und dem Peon zu danken, der ersteres an den Zügeln ergriff und hinüber leitete.

Ich war sehr froh, als ich in den Straßen Escuque's dahinritt und total durchnäßt und beschmutzt in meinem Anzuge vor dem Hause des Sr. S. hielt, dem ich sofort, mit einem Empfehlungsbriefe von Maracaibo versehen, meine Aufwartung machte.

Der Mann war das völlige Gegentheil des Sr. T. in der letzten Villa, er empfing mich gegen alle Gewohnheit der Venezuelaner mit einer Kälte und einem offenbaren Widerwillen, daß ich am liebsten, ohne ihn weiter zu beachten, wieder weggegangen wäre, wenn es nicht schon zu spät gewesen und die meisten Einwohner bereits im Schlafe gelegen hätten. Dabei

bedachte ich, daß keine Posoda am Orte sei und hielt es am Räthlichsten, für heute gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Sr. S. bemerkte mir, daß in seinem Hause kein Raum wäre, mich aufzunehmen, ich aber in einem seiner Nebenhäuser die Nacht über bleiben könne und rief einem Peon, um mich dahin zu führen.

Ich wurde in eine Art Pferdestall, worin jedoch zur Zeit kein Thier befindlich war, einlogirt und mußte die Nacht hungrig und durstig in meiner Hängematte zubringen.

Des andern Morgens, nachdem ich ein caffeeähnliches Getränk mit einem Biscocho, gleich einem Gefangenen erhalten, begab ich mich zu meinem Wirthe, ihm bemerkend, daß ich bald wieder weiter reisen wolle und ihn ersuchend, mir einen Arriero mit Thieren zu besorgen, da der meine von hier nach Merida reise; mit größtem Eifer versprach er dies zu thun, froh, mich bald wieder los zu werden. So erhielt ich noch an demselben Tage einen Arriero mit Mulas, der mich nach Trujillo zu bringen versprach.

Escuque ist eine kleine Stadt, bestehend aus einigen hundert Häusern in der gewöhnlichen venezuelanischen Bauart, die von einigen geraden Straßen durchzogen sind, welche sämmtlich in eine große Plaza münden. Nicht das geringste Merkwürdige ist hier zu sehen und nur das einzig Schöne ist die Lage der Stadt auf einem erhabenen Gebirgsrücken, von dem aus man die herrlichste Aussicht auf die nahe liegende, höhere Bergkette der Cordillere genießt, die sich durch ihre kühnen Formen und ihr rauhes, ödes Aussehen auszeichnet. Es giebt nichts Interessanteres, als diese mächtigen Berge der Cordillere von Merida, mit ihren Felsgräten, dem den Paramos ähnlichen Charakter und der herrlichen dunkelultramarinblauen und warmrothen Färbung

Ich muß es den Bewohnern Escuque's zum Lobe nachsagen, daß sie ungemein zuvorkommend gegen Fremde sind; in irgend welches Haus ich eintrat, wurde ich, obgleich völlig fremd, von

den Bewohnern auf's liebevollste empfangen, die sich beeilten, mich mit irgend Etwas zu regaliren.

Der Besitzer einer Tienda, an dessen Haus ich vorbeiging, lud mich ein bei ihm einzutreten und machte mir, als er erfuhr, daß ich ein Naturalista sei, ein recht interessantes Geschenk mit einigen kleinen altindischen Götzen, die in der Höhle eines der Berge der Nachbarschaft gefunden worden waren. — Kurz, ich habe nie so angenehme, gastfreundschaftliche Leute kennen gelernt, als in diesem Städtchen; es schien, als wollten sie die schlechte Behandlung, die mir von Sr. S. zu Theil geworden, wieder gut machen und Alle bedauerten sehr, daß ich in die Hände eines so schäbigen Menschen gerathen sei.

Sogar am Abend, als ich in den Straßen promenirte, luden mich mehre an den Ventanas sitzende, anständige Señoritas ein, zu ihnen einzutreten und mit ihnen zu plaudern und bald hatte sich ein ganzer Kreis schöner Escuqueñas eingefunden, mit denen ich in Gesellschaft einiger junger Männer einen sehr angenehmen Abend mit Guitarrespiel und Tanz verlebte.

Natürlich ließ ich mich den Tag über bei Sr. S. nicht sehen, da ich anderswo vollauf zu essen und zu trinken gehabt hatte, so daß ich seiner nicht bedurfte; erst in der Nacht kehrte ich in den Pferdestall zurück und reiste andern Morgens zeitig nach Trujillo ab, ohne von meinem geizigen Wirthe fernere Notiz zu nehmen.

Steil ging der Weg von hier bergan in eine wahre Alpenlandschaft, zuerst durch schöne Wäldchen von der üppigsten Tropen-Vegetation, dann durch rauhe, öde, felsige Gegenden. Hier und da stand, gleich einer Sennhütte ein Haus, dessen braune Bewohner mich neugierig angafften, da Reisende in dieser Gegend selten sind. Die Hauptstraße nach Merida geht von Escuque nach Mendoza, der Weg nach Trujillo wird sehr wenig bereist. Das Schönste bei alle diesem war die Fernsicht auf die Cor-

dillere, die mir fortwährend vor Augen blieb; der Vordergrund war weniger geeignet, durch Schönheit mich zu fesseln.

Es mochte gegen 10 Uhr Morgens sein, als ich in dem ziemlich bedeutenden Orte Valera ankam, der jedoch des Interessanten wenig bot. Hinter Valera wird die Gegend interessanter durch wunderschönen Wald von herrlichen Laubbäumen, unter denen der riesige Caracoli[710]) mit seinem großen, glänzenden Laube und den glänzendrothen, birnförmigen Früchten, die ungemein saftig und wohlschmeckend sind, eine Hauptzierde ist. Mitunter überragte eine Chaguarrama[711]) die hohen Baumgipfel und schöne Gewinde von kletterndem Bambus und Echites hingen gleich grünen Vorhängen von den höchsten Bäumen herab.

Plötzlich ertönt starkes, anhaltendes Rauschen, das immer mehr und mehr zunimmt und bei einer Biegung des Weges schimmert es in silbernem Glanze durch das Dunkelgrün der Gebüsche; noch eine kleine Meile und das Ufer des Flusses Motatan ist erreicht. Schäumend, sprudelnd und heftig rauschend stürzt er in eiligem Laufe über das Felsgeröll seines Bettes dahin. Eine kühne, sehr hohe Brücke von Baumstämmen, auf's beste construirt und trotz ihrer rohen Bauart alle Achtung vor dem Erbauer einflößend, führt über den ziemlich breiten Fluß. Diese luftige Brücke mit ihrer schönen landschaftlichen Umgebung, dem herrlichen Hintergrunde der Cordillere, wäre, von der Hand eines tüchtigen Malers aufgefaßt, ein herrliches Landschaftsbild gewesen; ich fand es wenigstens über alle Maßen schön und bedauerte nur, daß die Eile, in welcher der Arriero zur Weiterreise antrieb, mir nicht erlaubte, eine Skizze davon zu machen.

In dieser Gegend befinden sich ebenfalls warme Quellen (aguas calientes), ähnlich denen bei las Trincheras zwischen Puerto Cabello und Valencia und denen von Mariara in der Nähe des Sees von Valencia. Ihr Wasser soll von gleicher Beschaffenheit und Temperatur wie das der letzteren sein.

Das jenseitige (rechte) Ufer des Motatan steigt hoch an, und höher und höher führt der Weg, etwa eine halbe Stunde aufwärts, bis man eine Hochebene erreicht, auf welcher die Straße sich weiter zieht.

Einzelne Häuser, meist Pulperias, stehen hier inmitten einer traurig aussehenden, öden Savane. Diese viele Leguas lange Savane zu durchreiten, war entsetzlich langweilig und erinnerte mich an die Llanos, das einzige Abwechselnde waren die fernen Berge im Hintergrunde, sonst war auch nicht ein Busch weit und breit umher zu sehen und nur spärliches Gras deckte den Boden. Ich war froh, als ich nach Verlauf von vier Stunden einen kleinen Wald und bald darauf eine Ortschaft erreichte, in der ich eine kurze Rast nahm. Von hier nahm die Gegend wieder einen interessanteren Charakter an; ich ritt lange Zeit am Ufer eines Flusses dahin, bald durch schönen Wald, bald durch langes Rohrdickicht; zur Abwechselung hatte ich einigemal den Fluß hinüber und dann wieder herüber zu passiren, bis endlich die Straße wieder dicht am Flusse hinführte. Um die Langeweile der Reise etwas zu verscheuchen, klemmte sich eine der Mulas mit meinen zwei Koffern zwischen zwei Bäumen dermaßen fest, daß sie trotz aller Prügel des Arriero nicht weiter konnte. Es war aber auch ein seltener Fall, der gewiß nur alle Säcula sich wiederholt. Trotz der breiten Straße mußte die eigensinnige Mula gerade durch zwei Baumstämme passiren, die ein wenig seitwärts des Weges standen und genau so weit von einander entfernt waren, als die Breite der beladenen Mula, die auf jeder Seite einen Koffer hatte, betrug, so daß, nachdem der eine Deckel des Koffers halb weggerissen wurde, das Thier festsaß. Es blieb weiter nichts übrig, als die Carga unter großen Schwierigkeiten abzuladen, wodurch das Thier aus der Klemme befreit wurde, den zerbrochenen Koffer mit Stricken zusammenzuschnüren und die Mula auf's Neue zu beladen, ein großer Zeitverlust,

da wir noch eine große Strecke Weges nach Trujillo zurückzulegen hatten. Nicht weit davon befand sich eine kleine Ortschaft, in deren Pulperia wir unser Abendessen einnahmen und dann unsern Weg weiter fortsetzten.

Die Gegend wurde nunmehr ungemein romantisch. Die hohen Gebirge, die bisher nur in der Entfernung geblieben waren, drängten mit Einemmale von beiden Seiten sich eng zusammen und schufen einen kolossalen Engpaß, durch den der Fluß tobend dahin schoß.

Eine steinerne, noch von den Spaniern erbaute Brücke, führte nach dem linken Ufer des Flusses und der Weg zog sich lange Zeit an einer gigantischen Felsmauer dahin. Die Riesenschlucht überbot sich an malerischer Wirkung; zwischen gewaltigen Felsblöcken raste der Fluß dahin und die röthlichgrauen Felswände thürmten sich zu beiden Seiten desselben zu einer erstaunlichen Höhe auf. Nur nach und nach traten die Felsabstürze zurück und ließen den Blick auf die nahen Berge frei. In schwindelnder Höhe klebten, gleich Nestern, auf den steilen felsigen Anhöhen die luftigen Hütten der Conuceros, die dicht daneben ihre Pflanzungen von Apio [712]), Korn und Erbsen hatten, deren schönes Grün grell gegen die schwarzen, sie begrenzenden Felswände abstach. Ich fühlte mich hier in die Schweiz versetzt, wo ähnliche Scenerie zu erblicken ist, nur differirten allerdings die hiesigen Hütten bedeutend von denen der Schweizer Sennhütten und kaum vermochte ich es bei der sorgfältigen Benutzung und Cultur des Bodens, wie ich sie hier sah, zu glauben, daß ich mich in Venezuela befände; jedenfalls machen die Bewohner der Provinzen Merida, Trujillo und Varinas in Bezug auf Arbeitsamkeit eine rühmliche Ausnahme von ihren übrigen Landsleuten.

Die Berge in der Nähe mochten wohl an 4 – 5000 Fuß hoch sein und nur gegen ihre Gipfel hin war culturfähiges Erd-

reich, während die unteren Partien meist aus schroffen Granitwänden bestanden.

Mehrmals mußte der Fluß durchkreuzt werden, was bei der felsigen Beschaffenheit seines Bettes für die Mulas keine leichte Aufgabe war, die auf den glatten Felsblöcken leicht ausglitten; unerwarteterweise ging jedoch Alles glücklich ab. Schon oft hatte ich bei Passirung des Flusses bemerkt, daß der Arriero zuvor eine kleine Dose aus seinem hohen Palmsombrero nahm, in der sich eine schwarzbraune dicke Masse befand, von der er, vermittelst eines hölzernen Löffelchens, das er bei sich führte, eine kleine Portion in den Mund schob, die er gleich einem Primchen längere Zeit in einer Seite der Backe behielt und dann wieder von sich spritzte. Auf meine Frage, was diese Substanz sei, entgegnete er: „Chimó“ und bemerkte mir, daß es ein sehr gutes Mittel sei, um Erkältungen vorzubeugen und überhaupt die Beschwerden der Reise leichter ertragen zu können. Der Mo oder Chimo ist eine Paste aus verdicktem Tabakssaft, unter den bisweilen auch etwas Opium gemischt ist, und dem Salz Urao, das aus einem unweit Merida gelegenen See gewonnen wird.

Der Gebrauch des Chimo in den Provinzen Maracaibo, Merida, Trujillo, Barinas und Barquisimeto ist allgemein und bringt der Regierung, die diesen Artikel hoch besteuert hat, sehr bedeutende Summen ein.

Jeder mit diesem Artikel Handeltreibende hatte zur Zeit, als ich mich dort befand, dafür an Steuer vierteljährlich 15 Pesos zu zahlen, ein Beweis, wie ergiebig und bedeutend der Handel damit sein muß. Dem Reisenden auf der hohen Cordillere und den Paramos ist Chimo, gleich der Coca der Westküste, ungemein zu empfehlen, wegen seiner erwärmenden, den Hunger unterdrückenden und dabei aufregenden Eigenschaften, welche die Entbehrungen einer so anstrengenden Reise und die schädlichen Einwirkungen der, in diesen Höhen von 15 bis 20000 Fuß herrschenden, dünnen

Luft auf den menschlichen Körper, bei Weitem leichter ertragen lassen. Der Chimo ist von nicotinähnlichem, dabei salzigem Geschmack und für den, der sich daran gewöhnt hat, unentbehrlich; ich habe, durch die Nothwendigkeit gezwungen, einen Versuch gemacht, ihn zu gebrauchen, wie derselbe jedoch geendet, werde ich später bemerken. —

Bei den verschiedenen Kreuzungen des Flusses, die wir zu machen hatten, wurde es Abend und sehr bald dermaßen dunkel, daß ich von der Gegend nicht eine Spur mehr sah, als die hohen düsteren Berge, die sich gegen den ein wenig helleren Himmel mit ihren schroffen Contouren dunkel abhoben. Meine Mula folgte der des Arriero, von meinen Goajirapferden, die stets voran getrieben wurden, sah und hörte ich nichts mehr. In dieser Art ritten wir einige Stunden fort, bald durch den Fluß, bald durch Ortschaften, die ich nur aus den Lichtern erkennen konnte, welche durch die Ritzen der Wände schimmerten, bis endlich der Arriero ausrief: „Gracias a Dios, la otra banda!“ Den Namen „la otra banda“ führte der letzte Ort kurz vor Trujillo, eigentlich schon zur Stadt selbst gehörig, nur daß er auf der andern Seite des Flusses liegt. Noch einmal wurde der Fluß passirt, ich konnte neben den Häusern eine hohe Palma de vino[713]) gewahren, die mit ihren dunklen, himmelanstrebenden Wedeln seltsam gegen das Grau des Nachthimmels sich abzeichnete, dann befanden wir uns am linken Ufer des Flusses, kurz vor einer hohen über ein kleines Flüßchen führenden Steinbrücke, dem Eingange zur Stadt Trujillo. Um meine Geduld, die bereits im Ausreißen war, noch einmal auf eine harte Probe zu stellen, liefen meine Goajirapferde, statt über die Brücke, zur rechten Seite ab, in einen dunklen Hohlweg hinein und verschwanden im Dunkel der Nacht.

„Deja las bestias, no quiero mas a ellas!“[714]) rief ich voller Wuth dem Arriero zu, der von seiner Mula abstieg, um

die Thiere zu verfolgen. Doch der Mann war gescheidter als ich, er hörte nicht auf meine Ordre, sondern lief hinter den Pferden her, um sie trotz der herrschenden Dunkelheit einzufangen. Ich ritt unterdeß mit den anderen Mulas in die Stadt hinein und blieb in der Straße halten, wo ich abstieg, meine Mulas an das Gitter einer Ventana band und nach einem der wenigen noch offenen Häuser ging, um ein Logis zu suchen, da ich für hier kein Empfehlungsschreiben mit mir führte. Es glückte mir dies auch wider alle Erwartung gleich in dem ersten Hause, in das ich eintrat, in welchem ein Chimohändler wohnte, der sich bereit erklärte, mich in Logis zu nehmen.

Erst eine Stunde später kam der Arriero mit den Pferden, die er die größte Mühe gehabt hatte einzufangen. zurück und bald ruhte ich, nachdem die Mulas entladen waren, in der Hängematte von den heutigen Strapazen aus.

Trujillo ist eine unbedeutende Stadt, die nur von einigen Straßen durchzogen wird, welche ziemlich in ihrem Mittelpunkte zu einer kleinen Plaza sich vereinen. Kirchen giebt es, wie in allen venezuelanischen Städten. deren mehrere, die noch aus der Spanierzeit herstammen, von denen die eine, am Ostende der Stadt gelegene, von interessanter Bauart ist. Der ziemlich breite Fluß gleiches Namens fließt hart an der Stadt vorbei und sein mit Felsblöcken gefülltes Bett ist von bedeutender Breite. Dicht rings um die Stadt ziehen sich hohe Gebirge von 5000 bis 6000 Fuß, so daß die 2685 Fuß hoch gelegene Stadt in einem Thalkessel sich befindet. Die Berge zeigen hier einen rauhen. öden Charakter und wenn auch auf ihnen nicht größere Felsmassen zu Tage gehen, so gewährt doch das rothe lehmige Erdreich, das fast ohne eine Spur von Gras und nur mit Felsgeröll bedeckt ist, einen nichts weniger als freundlichen Anblick; dennoch aber imponiren sie durch ihre gewaltigen Formen und ihr rauhes Gepräge und üben auf den sinnigen Beschauer einen überwäl-

tigenden Eindruck aus. Sie harmoniren in ihrer Oede dermaßen mit dem Ganzen, der fast baumleeren Landschaft, der geräuschlosen stillen Stadt, dem in seinem Felsbette dahinschäumenden Flusse, der Abgeschiedenheit der ganzen Gegend, daß es am unrechten Platze sein würde, sähen sie anders aus und wären mit üppigem Baumwuchs bedeckt; es liegt in ihnen schon der Uebergang zu den Paramos. Nur auf ihren Gipfeln und zwar in den Quebradas ist einiges Buschwerk zu erblicken, sonst nichts als kahler rother Letten mit Felsgeröll.

Trujillo ist ein sehr stilles, einsames Städtchen, mit wenig Handel und Gewerbe, trotzdem habe ich mich die zehn Tage meines dortigen Aufenthaltes sehr gut amüsirt; denn so lange mußte ich meiner Goajirapferde wegen dort bleiben, die sich bei dem ungewohnten Marsche, auf hartem Erdreich und Felsboden die Hufe aufgerissen hatten, so daß sie bedeutend hinkten und ich nicht weiter mit ihnen reisen konnte. In ihrer Heimath gewohnt, nur auf Sandboden zu laufen, waren ihre Hufe weich und ich hatte nicht geringe Mühe, innerhalb zehn Tagen sie wieder dahin zu bringen, daß sie die Weiterreise unternehmen konnten.

Für den Orchideensammler ist die Gegend um Trujillo ein Paradies, denn sie wimmelt im wahrsten Sinne des Wortes von den schönblühendsten Erdorchideen, die früher und jetzt, noch zu hohen Preisen in Europa's Gärtnereien zu haben sind; ich hatte während der Zeit meines Aufenthaltes eine solche Menge der verschiedensten Arten derselben zusammengebracht, daß ich mehre Mulas nöthig hatte, um sie weiter zu transportiren. Die gewöhnlichsten davon waren la Flor de maripofa[715]), la Flor del mayo[716]), la Palomita[717]), la Bandera[718]) und Espiritu Santo[719]).

Ich unternahm mehre Ausflüge in das benachbarte Gebirge, in welchem ich, trotz seines öden Charakters, große Pflanzenseltenheiten fand, mehr als ich je in dem dichtesten Urwalde

gefunden hatte. Die Gipfel der Berge sind bewohnt und zwar von einem recht freundlichen, zuvorkommenden Völkchen, das mir bei meinen Forschungen eifrig an die Hand ging. Seltsamerweise fand ich vor ihren Hütten die weiße Lilie, die sie Azucena nannten, in Unmasse angepflanzt, das erstemal, daß ich diese Pflanze in Venezuela sah.

Die Cattleya labiata überzog in dieser Höhe große Felsblöcke völlig und Tausende ihrer schönen großen rosavioleten Blüthen prangten auf einem einzigen dieser Blöcke, sowie das Oncidium papilio oft gänzlich die Stämme der Bäume eingehüllt hatte und ihre auf langen Stielen sitzende Schmetterlingsblüthen zu ganzen Büschen sich vereinten. Steil sind die Abhänge dieser Berge und es war große Vorsicht im Hinabklimmen nöthig, um nicht mit einemmale einen gefährlichen Sturz zu machen.

Von Reisenden wird man in Trujillo wenig gewahr und nur eine einzige Straße führt von hier nach Boconó und Carache, die jedoch wenig besucht ist.

Eine Menge Italiener leben hier und in der Gegend umher, die meist als Klempner sich etablirt haben und gute Geschäfte machen; von Deutschen traf ich nur einen Tischler hier an, in dessen Familie ich mich recht heimisch fühlte, der, unter Zuziehung einiger Landsleute aus der Nachbarschaft, einen kleinen Familienball gab, auf dem es sehr lustig zuging und dessen ich noch mit Vergnügen gedenke.

Es war zu dieser Zeit gerade wieder der Rumor, daß General Paëz nach Venezuela kommen würde und ich fand sämmtliche Bewohner der Stadt als getreue Anhänger desselben, die sich freuten, von mir die neuesten Nachrichten über den General, die mir in Maracaibo zu Ohren gekommen, zu hören. In dieser Art und als Anhänger des Generals, machte ich in Trujillo viel Bekanntschaft und wurde mehrfach von der Gentry zu deren tertulias geladen. Ebenso wohnte ich einer Sitzung des

jefe politico[720]) bei und fand das Ganze, besonders den Sitzungssaal noch in einem primitiven Zustande, indem statt der Barriere, welche die Richter von dem Volke trennen sollte, einfach ein Strick quer durch den Saal gespannt war.

Es ist ein gutes freundschaftliches Volk, das von Trujillo, und mein junger Wirth, der Chimoverkäufer, that alles in seinen Kräften stehende, um mir den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; täglich begleitete er mich auf meinen Ausflügen und gewann zuletzt eine große Vorliebe für Botanik, so daß nicht viel Zureden meinerseits nöthig gewesen wäre, ihn zu vermögen, seinen Chimohandel aufzugeben und mit mir zu reisen.

Die Goajirapferde waren so ziemlich geheilt und so engagirte ich einen Arriero aus Carache mit einigen Mulas von hier bis Valencia, eine ziemlich bedeutende Tour; außerdem war ich so glücklich, einen alten Sattel aufzutreiben, den ich einem meiner Pferde auflegen konnte, um diese große Tour in einer comfortableren Art als bisher machen zu können.

Und so bestieg ich denn eines Morgens zeitig mein Pferd, das bis jetzt nur zweimal einen Sattel auf sich liegen gehabt und ritt in Begleitung des Arriero und seiner Mulas, unter den wunderlichsten Capriolen von Seiten meines Pferdes, von Trujillo ab und zwar nicht ohne Bedauren, denn ich hatte in dieser Stadt recht liebe Freunde und Bekannte erworben. Wir ritten über den Fluß, passirten „la otra banda“ und waren bald in Ersteigung des hohen Gebirges begriffen. Hinaufzu ging es so ziemlich mit meinem Pferde, obgleich die Sonne heftig brannte und wir vier Stunden gebrauchten, bevor wir auf dem Gipfel angelangt waren. Die Straße führte einige Zeit auf diesem fort und bot eine prachtvolle Aussicht in das Thal von Trujillo wie auf die umherliegenden Gebirge.

Ein Ritt von ½ Stunde auf dem Kamm des Gebirges brachte uns nach dem kleinen Orte Santander, dessen Bewohner

meist von Landbau leben und bedeutende Conucos von Korn, Erbsen, Apios, u. s. w. im hohen Gebirge besitzen. Noch eine kurze Meile dauerte die Tour auf der Höhe des Gebirges, dann begann das Abwärtsklimmen. Dies wurde sehr erschwert durch die losen Steine und Felstrümmer, mit denen der schmale Weg im wahren Sinne des Wortes übersät war. Weder Pferd noch Mula konnten hier festen Fuß fassen, bei jedem Schritte gab das Geröll nach und rollte die steilen Abhänge hinunter. Es war unmöglich, auf dem diese Wege ungewohnten Goajirapferde ferner sitzen zu bleiben, da es fortwährend hinzustürzen und mich in die Abgründe zu werfen drohte. Ich mußte absteigen und mich auf Anrathen des Arriero auf eine der Mulas setzen. Diese wußte besser Bescheid, das Geröll zu passiren. Sie zog die Hinterfüße dicht an die Vorderfüße heran, duckte sich nieder und rutschte so die rollenden Abhänge hinab. Da wo es das Erdreich gestattete, erhob sie sich wieder, that so viel sichere Schritte als ihr möglich war, kauerte dann von Neuem nieder und rutschte unter Begleitung einer Unzahl loser Steine wieder vorwärts. In dieser Abwechselung blieben wir, bis wir nach einer Stunde, schneller als ich erwartete, im Thale anlangten, wo ich längere Zeit auf meine Pferde zu warten hatte, die diesen Weg nur sehr langsam und vorsichtig machen konnten.

Der Weg zog sich nunmehr stets im engen Thale, das durch die hohen Gebirgsketten gebildet wurde, dahin; er war voller Felsgeröll und wurde dadurch ganz besonders unangenehm, daß jeden Augenblick der Fluß von Carache den Weg kreuzte, der, wenn auch nicht tief, so doch durch die glatten Steine, die sein Bett ausfüllten, schwierig zu passiren war. Ich zählte sechsundzwanzigmal bis nahe dem Orte Carache, daß der Fluß an diesem Tage von mir gekreuzt wurde, dermaßen häufig waren die Windungen des Weges, die durch die Felswände am Fuße des Gebirges verursacht wurden.

Es war nahe gegen Abend und da mir der Ritt auf der ungesattelten Mula sehr lästig wurde und Carache, nach der Aussage des Arriero, nur noch zwei Leguas entfernt war, so beschloß ich den Rest des Weges zu Fuß zu machen, mich stets hinter der Arrea haltend. Die öftere Passirung des Flusses verursachte mir jedoch vielen Aufenthalt im Aus- und Anziehen der Schuhe und Strümpfe und so kam es, daß der Arriero mit den Thieren einen Vorsprung gewann und bald nicht mehr zu erblicken war. In der sichern Ueberzeugung, den Weg allein zu finden, achtete ich nicht darauf und ging unbesorgt weiter; bald aber zeigte es sich, daß der Weg, der über schwarzes Felsgeröll führte und sich wenig von diesem unterschied, doch schwer aufzufinden war und als nun gar die Dunkelheit einbrach, fand ich, daß alle meine Bemühungen, mich zurecht zu finden, fruchtlos waren. Ich hoffte, daß der Arriero zurückkehren würde, um mich aufzusuchen, doch vergeblich und so blieb mir die Aussicht, die Nacht im Freien zu campiren. Ehe ich jedoch dazu mich entschloß, erklomm ich den Fuß des Gebirges bis zu einer gewissen Höhe, um womöglich irgend etwas zu entdecken, das die Spur einer Wohnung anzeigte, in der ich die Nacht über zubringen konnte und war endlich so glücklich, in der Ferne ein Licht zu erblicken.

Freudig stolperte ich darauf zu, passirte den Fluß wiederum und befand mich nunmehr in der Nähe des Hoffnungsternes. Das Licht rührte von einem Feuer her, das durch eine dunkle Mauer vor mir schimmerte. Ich näherte mich der Mauer, mit den Händen nach einer Oeffnung suchend, fuhr aber plötzlich wie von einer Schlange gebissen davon zurück. Die Mauer war eine hohe dichte Cactushecke, an deren Stacheln ich mich beim Umhertappen empfindlich verwundet hatte. Nach langem Suchen fand ich endlich den schmalen Eingang und sah beim Scheine eines Feuers zwei Hütten in dem eingefriedigten Raume. Einige

Frauen waren unweit des Feuers geschäftig, Yucawurzeln zu reiben und stießen einen lauten Angstschrei aus, als ich an sie herantrat. Ich rief ihnen zu, sich nicht zu fürchten und bat um ein Nachtquartier. Dies beruhigte sie und sie führten mich in eine der Hütten, in der ein Mulatte, in der Hängematte schlafend, sich befand.

Aus dem Schlafe geweckt, starrte er mich eine Zeitlang, verwundert über mein Erscheinen an, wurde aber bald recht freundlich, als ich ihm die Ursache meines Eindringens in seine Wohnung erzählte. Alles, was er an Speise vorräthig hatte, ließ er herbeibringen und ich mußte tüchtig zulangen; dann überließ er mir seine Hängematte zum Schlafen und legte sich selbst auf eine in der Hütte befindliche Bank; selten habe ich in Venezuela einen gastfreundschaftlicheren Mann kennen gelernt, als diesen Mulatten. In aller Frühe ließ er sogleich Caffee bereiten, beschrieb mir dann genau den Weg nach Carache und mit dem größten Danke nahm ich von ihm Abschied.

Kaum war ich eine halbe Stunde gegangen, als ich meinem Arriero begegnete, der mich zu suchen kam und mit der großen Müdigkeit seiner Thiere sich entschuldigte, daß er nicht gestern bereits mich aufgesucht habe.

In einer Stunde befand ich mich in Carache und nahm mein Logis im Hause des Arriero.

Carache ist ein kleines Städtchen mit wenigen Straßen, aber einer großen Plaza, die von den bestgebauten Häusern gebildet wird, welche einige bedeutende Tiendas enthalten. Von hier führen zwei große Straßen, die eine über Tocuyo und Barquisimeto nach der Küste, die andere nach Boconó, wodurch einiger Handel und Wohlstand im Städtchen herrscht.

Gleich hinter Carache im Osten erhebt sich das Gebirge recht steil und steigt allmählich zur Region der Paramos an; der Ort selbst hat eine schöne, kühle Temperatur und zeichnet sich durch

zwei Früchte aus, die hauptsächlich nur in dieser Gegend zur größten Vollkommenheit gelangen, die Sapota Mamey[721]) und Cherimoya[722]). Beide sind jedenfalls die herrlichsten Früchte der Tropen und an feinem Wohlgeschmack und Aroma der Ananas vorzuziehen. Auf meiner Reise habe ich sie sonst nirgend anderswo angetroffen, jedoch sollen sie auch bei Merida sehr gut gedeihen. Ich verbrachte den Tag in Carache, so gut es ging, in Gesellschaft zweier Italiener aus Boconó, während der Arriero das Sattelzeug für seine Mulas zur weiten Tour nach Valencia in Ordnung brachte.

Am nächsten Morgen 4 Uhr brachen wir von Carache auf und begannen das im Osten der Stadt sich erhebende hohe Gebirge zu ersteigen. Trotz der noch herrschenden Dunkelheit ließ das klare Licht der Sterne den Weg sehr gut unterscheiden. Der Morgen war sehr kühl und wurde es noch mehr, je mehr wir in die Höhe gelangten. Alles athmete die größte Ruhe, nur das Geklingel der Leitmula störte einzig und allein die Stille der Nacht.

Als der Morgen anbrach, hatten wir bereits ein gutes Stück Weges zurückgelegt und eine herrliche Aussicht bot sich hier dar. Wir befanden uns auf dem Kamm eines Berges, den ein reizendes Gebirgspanorama umschloß.

Tief unten konnte ich noch das Thal von Carache erblicken, doch um mich herum zeigte sich das Gebirge in all seiner Großartigkeit! Die Häupter der 12000 Fuß hohen Berge von Boconó, las Rosas, und Niquitao in ihren kühnen Formen, erhoben sich in der Ferne über die niedriger gelegenen Berge und zeigten in ihrem zerklüfteten, jeglicher Vegetation baarem Wesen, all die Oede und Verlassenheit der Paramos. Selbst das Gebirge, auf dem ich mich befand, war ohne alle höhere Vegetation; Gras, große Strecken rother lehmiger Erde, mit schwarzen Felsblöcken übersät, das war der Charakter desselben. Mehre Stunden ging es so fort, immer höher hinauf, bis endlich der Scheitel desselben

erreicht war und wir in ein weites tiefes, aber fruchtbares Thal niederstiegen, in welchem Wäldchen und einzelne Ortschaften lagen. Uns hier erquickend, begannen wir auf der anderen Thalseite wieder in die Höhe zu steigen, immer höher und höher, bis die Vegetation krüppelhaft wurde und für einige Zeit ganz aufhörte. Wir mochten in dieser Weise einige Stunden geklettert sein, und wohl in der Höhe von 8000 Fuß uns befinden, als wir ein aus Felsblöcken roh erbautes Haus erreichten, in welchem wir eine kurze Rast nahmen. Das hier verzehrte Frühstück bestand aus Weizenbrod, Erbsen und gutem, hier fabricirten Käse, das ein ausgezeichnetes Dulce de Membrillo[723]) beschloß; alles Sachen, die hier an Ort und Stelle gezogen und gefertigt wurden.

Die Kinder des Wirthes, die von ziemlich weißer Farbe waren, zeigten die schöne Wangenröthe, die man im tropischen Süd-Amerika so sehr vermißt; das kühle Klima des hohen Gebirges hatte diese geschaffen.

Nach kurzer Rast ging es wieder und zwar sehr steil aufwärts. Noch eine weitere Stunde des Emporklimmens und eine andere Vegetation zeigte sich jetzt. Dichte Gebüsche herrlicher, mit rosa und gelb leuchtenden Blüthen übersäter Befarien, den Alpenrosen Süd-Amerikas, dunkelcarminrother, großblüthiger Tibouchina und Grischowia, überragt von den, mit silberglänzenden, seidenfilzigen Blättern gezierten, Gesträuchen des Frailejon[724]) und den mit schöngenervten, wie mit zartem rothem Sammet überzogenen Blättern prangenden Rhexien und Melastomaceen, stehen in großen Gruppen umher und aus ihnen ragen die Stämme der stolzen Wachspalme (Palma de cera[725]]) der Anden, auf hohen Stelzenwurzeln empor.

Die silbergrauen Stämme erglänzen, von den Strahlen der Sonne getroffen, durch das ihnen ausschwitzende Wachs, wie polirt und über dem glatten grünen Aufsatz strecken sich die großen graugrünen, auf ihrer unteren Seite rostfarbenen Wedel

kühn in die rauhe Luft, von der sie oft in der rohesten Weise behandelt und heftig zuckend hin und her gepeitscht werden.

Die Palme hat ungemeine Aehnlichkeit mit den Iriarteen, kommt jedoch nur in der Höhe von 8—10000 Fuß vor, besonders in den an den Abhängen der hohen Gebirge sich hinziehenden, mit Waldung bedeckten Quebradas; das aus ihrem Stamme schwitzende Wachs wird zur Lichtfabrikation benutzt, jedoch zu wenig gesammelt, als daß es einen Handelsartikel ausmachen würde.

Immer höher ging es, bis wir endlich in eine den Paramos ähnliche Region gelangten. Die Vegetation hörte hier bis auf die Gräser gänzlich auf und die Kälte begann so empfindlich zu werden, daß ich die Cobija überhängen mußte. Dabei begann ein so entsetzlicher Wind zu wehen, daß, als wir lange Zeit auf dem höchsten schmalen, felsigen Kamme hinreiten mußten, ich, sowie der Arriero, es für gerathen fanden, von den Mulas zu steigen und zu Fuß zu gehen, um nicht vom Sturme, der sich in den Cobijas verfing, in den Abgrund geweht zu werden. Der Arriero nahm fleißig seinen Chimo zu sich, dessen schlimme Eigenschaften für mich, als einen daran nicht Gewöhnten, ich jedoch fürchtete und gern diesen Genuß entbehrte.

Die Höhe, in der wir uns befanden, mochte wohl 11 bis 12000 Fuß betragen und bot die herrlichste Aussicht auf die anderen umherliegenden, hohen Gipfel der Sierra Niquitao.[726])

Endlich nach einigen Stunden Weges begann das Abwärtssteigen, das weniger steil, mich nach und nach wieder in die Region der Befaria und des Frailejon brachte; die Gegend wimmelte von diesem Gesträuch, das mit seinen Tausenden schöner Blüthen den angenehmsten Eindruck machte. Je mehr ich abwärts kam, desto mehr fand sich wieder eine höhere Vegetation gewaltiger Laubbäume mit Chaguarramapalmen und kletterndem Bambus ein. Die Palma de cera kam nur noch vereinzelt

vor und verschwand zuletzt, je tiefer wir hinabkamen, gänzlich. Das Gebirge nahm einen anderen Charakter an, hohe Waldung deckte es, anstatt der früheren Grasvegetation und Felsblöcke und herrliche Palmengruppen, silberglänzende Cecropien und großblättrige Scitamineen nahmen jetzt deren Stelle ein. So ging es bis zum Abend stets abwärts, auf schönem bequemen Wege, inmitten der herrlichsten Vegetation, bis ich in das reizende Thal von Santa Ana gelangte, in welchem einige Häuser lagen, in deren einem ich mein Nachtquartier nahm. Ein klarer kalter Gebirgsbach durchströmte das liebliche Thal, das ringsum von hohen bewaldeten Gebirgen umgeben war. In dem Hause, wo ich logirte, sah ich mehre Felle des Andenbäres[727]), die von bedeutender Größe, dem schwarzen Bären gleich waren. Er soll in diesen Gebirgen, besonders dem von Santa Ana, häufig sein und zeichnet sich durch die weißen Streifen am Kopfe und Gesicht ganz besonders vor den anderen Bärenarten aus, sowie es überhaupt der einzige südamerikanische Bär ist, der nirgends anders in Venezuela als hier angetroffen wird.

Zeitig am andern Morgen begann die Fortsetzung der Reise und auf's Neue ging es wieder das hohe Gebirge hinan, das jedoch von dem öden Charakter der Berge bei Trujillo und Carache keine Spur mehr zeigte, vielmehr auf's üppigste bewaldet war.

Wie gestern ging es fortwährend steil aufwärts, doch bei völlig veränderter Scenerie, denn der Weg führte bald abwechselnd durch die herrlichste Waldung und üppigste Savanenvegetation und gewährte die interessantesten Blicke auf die nahe liegenden hohen Berge, die oft nur aus puren Felsmassen bestanden.

Eine Menge klarer Bäche kreuzten den Weg und das Ganze ähnelte dem schönsten, künstlerisch angelegten Park. Die Temperatur war trotz der heftig scheinenden Sonne eine sehr

angenehm kühle, kurz, die Gegend ließ für den Menschen nichts zu wünschen übrig. Ich wunderte mich daher auch nicht, als ich gegen Mittag eine recht nette Ortschaft, Huimucuru alto erreichte, deren Bewohner in dieser Höhe bedeutenden Landbau treiben und Weizen, Erbsen, Apios und andere Früchte der kühleren Zone bauen. Nach kurzer Rast setzte ich meine Reise in der paradiesischen Gegend weiter fort. Von hier ging der Weg wieder höher hinan und die Vegetation wurde krüppelhafter. Gegenüber von hier, gegen Nord, erhob sich eine ungeheuer lange, wohl an 7000 Fuß hohe, steil abstürzende Felsmasse, die durch ihre Oede, ihr wahrhaft gigantisches Aussehen, einen imponirenden, fast unheimlichen Eindruck auf mich machte. Wohl einige Stunden ging der Weg parallel mit dieser Felsmauer, dann bog er gegen Süden ab und führte höher und höher, bis ich wieder aus dem Bereiche der Vegetation gelangte. Gegen Abend nahm ich mein Nachtquartier in der sehr simplen Hütte eines Conucero, der hier inmitten seiner Weizen- und Erbsenfelder wohnte. Der Mann erwies mir und meiner Begleitung alle Freundschaft und war erfreut, Jemanden bei sich zu sehen, von dem er einige Neuigkeiten aus der niederen Welt erfahren konnte.

Am andern Morgen zeitig verließ ich meinen freundlichen, einsam lebenden Wirth und hatte nicht lange zu reiten, als das Abwärtssteigen begann. Bald befand ich mich wieder in der Waldregion, in der ich immer mehr und mehr abwärts stieg, bis ich ein langes Thal erreichte, durch welches ein Fluß schäumend über ungeheure Felsblöcke sich stürzte.

Riesenhafte Bäume, Eugenien, Fruto de burro[728]), Jobo[729]), Copey's, über und über mit der Barba de palo[730]) beladen, standen am Ufer des Flusses zwischen riesigen Felsmassen und boten in ihrer seltsamen Umhüllung einen geisterhaften Anblick dar. Bald war das Thal hinter mir, noch eine geringe Steigerung abwärts

und ich befand mich in der weiten Ebene, die mit wenigen geringeren Erhebungen bis nach der Meeresküste sich zieht.

Ich hatte die hohe Cordillere verlassen und zwar mit großem Bedauren; meine Absicht, die 14970 Fuß hohe Sierra Nevada von Merida kennen zu lernen, hatte ich nicht erreicht; bereits im Begriff, von Escuque nach Merida zu reisen, traten Verhältnisse ein, die mich zwangen, meine Route nach Trujillo und von da zurück, nach der Küste zu nehmen. Die Vereitelung meines Reiseplanes machte mir die Rückreise wenig interessant, denn nur mit großem Widerwillen geschah es, daß ich die Ebene betrat. Sehnsüchtig blickte ich nach den kolossalen Gebirgen zurück, die ich hinter mir ließ und tiefer Gram, daß ich sie verlassen mußte, nagte während der ganzen Dauer der Rückreise an mir.

Es währte nicht lange, als ich Huimucuru bajo erreichte, einen recht netten Ort mit hübscher Kirche und niedlichen, mit Ziegeln gedeckten Häusern.

Ein einzeln stehender Bergriese, der 6035 Fuß hohe Sanare, erhebt sich mitten aus der Ebene, unweit des Ortes gegen Nordost und seine kühnen Formen, wie die nur mit Gras und großen Felsblöcken bedeckten steilen Abhänge, machen einen wahrhaft überraschenden Eindruck auf den Beschauer.

In Gesellschaft des Cura[731]) und einiger anderer Notabilitäten des Ortes nahm ich in einigen Flaschen Catalonier hier Abschied von der Cordillere und ritt dann, gleich einem Courier, auf meinem Goajirapferde dem Orte Tocuyo zu, den Arriero mit seinen Mulas weit hinter mir zurücklassend. Der Weg dahin führt theils über Savane, theils durch gut angebautes Land und einige nette kleine Ortschaften; wie gewöhnlich mußte ein Fluß, hier der Rio Tocuyo, mehremale passirt werden, bis ich endlich auf einer breiten Straße in die Stadt Tocuyo kam.

Tocuyo ist ein recht nettes, wiewohl kleines Städtchen mit hübscher Kirche, großer Plaza und sehr gesundem Klima, da die

Ebene, in der es liegt, immer noch 2065 Fuß über dem Meere sich befindet. Die Gegend ist insofern von botanischem Interesse, als bei einer Hacienda in der Nähe der Stadt eine echte Cinchona wild wächst.

Für mich hatte die Stadt außerdem das Interesse, daß in ihr ein Freund von mir, einer der vielen deutschen Hutmacher Venezuela's, die ich seit Maracaibo nicht mehr angetroffen, von jetzt an aber in jeder Stadt bis zur Küste wieder fand, wohnte, den ich sogleich bei meiner Ankunft aufsuchte.

Er war einer der vielen Deutschen, die sich eine eigene Sprache, die deutsch-spanische, gebildet haben, die nur von darin Eingeweihten zu verstehen ist.

Sehr erfreut mich zu sehen, begrüßte er mich in seiner kauderwälschen Sprache folgendermaßen:

„Ich bin so allegre, daß Ihr mich besucht, daß ich nicht sabe, wo mir der cabeza steht. Tomen wir die mañana und almorzirt mit mir, denn es ist gerade die rechte tiempo. Oft habe ich von Euch zu meinen amigos geditscht und ich möchte es gern etschen, daß Ihr mit ihnen hunto kommt, aber Ihr könnt bis zur tarde nicht aguardaren. Und nun kommt mit mir in den jardin und seht Euch meine fritscholes an; sonst ist nada darin, denn Alles andere haben die Waldschakers gekomt, was mich mucho bravo pongte.“[732])

Und so ging es in ähnlicher, mitunter so possierlicher Weise fort, daß ich nicht umhin konnte, einigemale laut aufzulachen, da ich seine seltsame Sprache seit langer Zeit nicht mehr gehört hatte. Es ist als ob die mittlere Klasse der Deutschen es ganz besonders schön fände, recht viele spanische Worte, verstümmelt und mit deutschen Endungen versehen, in ihre Muttersprache aufzunehmen, wenigstens habe ich dies sehr oft unter dieser Klasse der Deutschen in Venezuela angetroffen; noch gräßlicher klingt es aber, wenn dies von ausgewanderten Mecklenburgern

geschieht, deren Plattdeutsch in entsetzlicher Weise zu den spanischen Worten contrastirt.

Ich hielt mich nicht lange in Tocuyo auf, sondern setzte meine Reise noch an demselben Tage fort.

Die Gegend wurde sehr anmuthig und zeigte theils angebaute Felder, theils schöne Waldungen, durchzogen von dem ziemlich breiten Rio Tocuyo. In einem kleinen Orte am Fluß, in einer Schlächterei, bei welcher zugleich eine Pulperia war, übernachtete ich auf's Beste in einem wider Erwarten reinlichen Zimmer.

Den nächsten ganzen Tag über führte der Weg durch eine große Ebene, die theils bebaut, theils pure Savane war und dem Auge wenig Interessantes darbot. Nur allein die Fernsicht gen Südwesten, nach der himmelanstrebenden Cordillere, deren schöne kühne Formen jetzt deutlicher, als früher aus der Nähe, gesehen und bewundert werden konnten, war erhaben zu nennen. Es war am späten Abend, als ich in der kleinen Stadt Quibor anlangte, in der ich, um den Mulas einige Rast zu gönnen, einen Tag mich aufhalten mußte, der mir aber durch die Langeweile, die ich empfand, zur Woche wurde. In dem kleinen, nur von wenigen Straßen gebildeten Orte, war mir auch nicht der geringste Zeitvertreib geboten und als ich aus Verzweiflung meine Künste auf einem alten durchlöcherten Billard mit halbzerbrochenen Bällen, das in der Posada des Ortes stand, erschöpft hatte, waren meine Ideen, was ich den Tag über ferner beginnen solle, zu Ende. Ich schlenderte in den Straßen umher, besüchte den Cura des Ortes, der jedoch nicht zu den Vergnüglingen gehörte, aß einige Delicatessen in einer Bodega und legte mich dann, aus Mangel an etwas Besserem, in die Hängematte, in der ich den Rest des Tages, wie die ganze Nacht, zubrachte.

Am andern Morgen ritt ich auf meinem Goajirapferde zeitig nach Barquisimeto ab. Auf dem Wege dahin, dicht außerhalb

Quibor's, steht eine botanische Merkwürdigkeit, ein wahrhaft riesiger Ceiba[733]), der durch seinen immensen Stamm und die ungeheure Laubkrone sicher die Aufmerksamkeit jedes Vorüberziehenden fesselt. Von hier aus zieht sich die sehr breite und gerade Straße wohl vier Leguas weit durch nichts anderes, als ein unübersehbares, von der Natur gepflanztes Cactusfeld. Es ist ein Cereus[734]), der in einer Unmasse von 6 bis 8 Zoll dicken, starkstachligen Aesten, die Höhe von 35 bis 40 Fuß erreicht und dermaßen eng zusammensteht, daß man kaum zwischen den einzelnen Pflanzen hindurch sich drängen kann. Zahllose Aeste liegen theils vertrocknet, theils noch grün auf der Erde wie am Wege umher und erschweren die Passage durch ihre furchtbaren Stacheln im höchsten Grade. Nichts anderes, als hier und da einige Agaven, wächst zwischen dem Cactus und das Ganze zeigt eine so unendliche Monotonie, daß man bald nur den einzigen Wunsch hegt, recht schnell aus diesem traurigen graugrünen, stachligen Dornhaufen fortzukommen. Doch dies war unter mehren Stunden nicht gethan und ich mußte zuvor noch in einer, in diesem entsetzlichen Gebüsche liegenden Pulperia, mein Frühstück einnehmen und dann noch eine Stunde weiter in dem traurigen Einerlei reiten, bevor ich daraus erlöst wurde. Wie aber ein Mensch in solcher Oede und in der Umgebung so gräulicher Pflanzen seinen Wohnort nehmen konnte, war schwer zu begreifen.

Die Gegend änderte sich, nachdem ich das traurige Cactusgebüsch verlassen, in sehr angenehmer Weise. Sie nahm einen hügeligen Charakter an und der Weg lief auf dem hohen Ufer des Rio Barquisimeto sehr romantisch dahin, bald von einem Wäldchen unterbrochen, bald mit der schönen Fernsicht auf die hohe Cordillere, während im Vordergrunde, tief unten, das gelbliche Wasser des Flusses über Felsblöcke dahinrauschte und die von Reitern und Lastthieren belebte breite Straße bald hoch anstieg, bald tief, fast zum Niveau des Flusses herab sich senkte. Es

war ein sehr belebtes Bild, ganz das Gegenstück zu der gräßlichen Monotonie des am Morgen durchreisten Cactusgebüsches. Und so ging es in angenehmer Abwechslung fort, bis ich nach der Stadt Barquisimeto gelangte, wo ich aus Mangel an einer Posada, in einer Pulperia mein Logis nehmen mußte.

Barquisimeto ist nach Valencia die größte Stadt im Innern von Venezuela und ähnelt in der Bauart der Häuser, den schlechten Straßen, den verfallenen Gebäuden, den verschiedenen, in größter Unordnung gehaltenen Plazas, ungemein letzterer Stadt. Sie hat einige recht schöne, von den Spaniern erbaute Kirchen und einige sehr hübsche Gebäude, jedoch die Anlage der Stadt stammt noch aus alter Zeit und die Straßen sind krumm und winklig und Hütten und Häuser bunt durch einander geworfen. Doch aber macht das Ganze, gegen die kleineren Städte, wie Quibor, Tocuyo, u. s. w. einen nicht unangenehmen Eindruck.

Der Handelsverkehr Barquisimeto's ist bedeutend, da von hier aus nach allen anderen Städten des Innern, Straßen führen und hier die Hauptstraße von Puerto Cabello und Caracas mündet. Die Kaufleute von Barquisimeto versorgen selbst viele Händler der kleineren Städte des Innern mit europäischen Artikeln, so daß in der Stadt ziemlicher Wohlstand herrscht.

Ich machte hier einige Besuche bei mehren Landsleuten, worunter der nie fehlende Hutmacher und ein dänischer Apotheker, den ich in dieser Entfernung als halben Deutschen betrachtete, gehörten und fand dieselben sehr gut situirt. Mit einigen von ihnen wohnte ich einem Stiergefecht bei, das in einer Plaza am Ende der Stadt abgehalten wurde. Nicht gering war mein Erstaunen, als ich unter den Coleadores[736]) einen Padre im geistlichen Ornat erblickte, der mit den anderen Caballeros hinter dem Stiere hergaloppirte und diesen zur Erde zu werfen trachtete. Ein riesiger Neger zeichnete sich dabei aus, der wiederholt einige Stiere, die auf ihn losgestürzt kamen, mit einem

einzigen Stiche seines langen Messers in deren Genick im Nu tödtete.

Eine grausame Belustigung, die, trotzdem oft Menschen und Thiere dabei verunglücken, nicht abgeschafft wird.

Barquisimeto bietet übrigens, wie alle venezuelanischen Städte, außer Caracas, dem Reisenden wenig Interessantes und so empfand ich denn, nachdem ich meine Besuche gemacht, die herzlichste Langeweile, so daß ich froh war, als der Arriero nach zwei Tagen Aufenthalt, die er seinen eigenen Geschäften gewidmet hatte, die Weiterreise anordnete.

Nicht weit von der Stadt, auf dem Wege nach Yaritagua, steht, zum Andenken an die im Jahre 1854 an der Cholera Verstorbenen und zum ferneren Schutze gegen diese Krankheit errichtet, zur Linken ein schönes hohes, gußeisernes Denkmal in gothischem Styl, das für die Stadt eine Zierde wäre, aber in der öden Savane, inmitten hohen Cactusgesträuches, allen Effect verliert. Kaum eine Legua von Barquisimeto liegt ein größerer Ort mit einer Kirche, der sich durch seine nett gebauten Häuser auszeichnet, in welchem der Hauptrasteplatz aller Reisenden und Arrieros, die diese große Straße passiren, ist. Die Pulperias waren gefüllt mit Reisenden und die Straße wegen der Menge der vor den Häusern stehenden Lastthiere kaum zu passiren. Die Gegend umher ist ziemlich öde und kommt den Llanos sehr ähnlich, nur mitunter zeigt sich ein Wäldchen und in großen Entfernungen stehen einzelne Häuser, meist Pulperias, die für die Bedürfnisse der Reisenden Sorge tragen.

Es war gegen Mittag, als ich in dem ziemlich großen Ort Yaritagua anlangte, der den Wohlstand, in welchem er sich befindet, dem Tabak verdankt.

Der Tabaksbau dieser Gegend ist sehr bedeutend und die hier gezogenen, ungemein guten Blätter werden einzig und allein zu Cigarren verarbeitet.

Der Tabak von Yaritagua wird, nächst dem von Cumanacoa und Upata, in Venezuela am meisten geschätzt und die davon fabrizirten Cigarren rivalisiren mit denen der genannten Orte und den Guacharos. Jährlich werden eine Unmasse derselben in ganz Venezuela abgesetzt, und gehen in größeren Städten, in entsprechende Kisten gepackt und mit dem nöthigen Brand versehen, unter dem Namen „Habana". Nur ein großer Feinschmecker in Tabak wird die besten Yaritaguas von echten Habanas unterscheiden, so wenig steht dieser Tabak dem letzteren nach.

In der Posada, in der ich logirte, waren eine Menge Mädchen beschäftigt, Cigarren zu wickeln und sie thaten dies mit einer Schnelligkeit, die in Erstaunen setzte; das Hundert bester Cigarren kaufte ich hier für einen Peso.

Kaum hatte ich Yaritagua verlassen, als der Himmel mit Regenwolken sich zu umziehen anfing und nicht lange darauf ein solcher Regen herabgoß, daß ich im Nu völlig durchnäßt war. Die Cobija überzuwerfen, war völlig überflüssig, denn bereits troff Alles an mir. Lange Zeit, wohl an zwei Stunden, währte der Regen und als er zu Ende war, erhob sich ein so kühler Wind, daß ich, durchnäßt wie ich mich befand, stark zu frösteln anfing. Weit und breit umher stand nicht eine Pulperia, um durch einen Schluck Rum mich zu erwärmen und da mein Zähneklappern den Arriero erbarmte, bot er mir eine Dosis Chimo. Es war das Erstemal, daß ich dieses Zeug zu mir nahm, ich that es jedoch, um wo möglich Fieber oder eine schwere Erkältung zu verhüten. Ich glaube nicht, daß ich den Chimo länger als zehn Minuten im Munde hatte, als ich mich genöthigt sah, ihn auszuspucken, zugleich aber wurde mein Kopf dermaßen schwer und mein übriger Körper, besonders die Beine, so schwach, daß ich mich kaum auf dem Pferde halten konnte. Ich schwankte auf dem Pferde hin und her, so daß es der Arriero gerathen fand, mich absteigen und zu Fuß gehen zu lassen, was jedoch

nur mit großen Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Es war ein Glück, daß wir bald in eine kleine Ortschaft kamen, wo der Arriero, obgleich es noch hoch am Tage war, die Nacht zu bleiben beschloß, mich, der ich fast besinnungslos mich befand, in die Hängematte legte, aus der ich mich am andern Morgen durch den Schlaf gestärkt, jedoch unter furchtbarem Kopfweh, erhob.

Es war das Erste und Letztemal, daß ich Chimo kostete und es muß wahrlich eine große, nach und nach erlangte Gewöhnung dazu gehören, um ihn täglich in solchen Quantitäten zu sich zu nehmen, als es von dem Volke in dieser Gegend geschieht.

Die Landschaft wurde jetzt wieder gebirgiger und der Weg grundlos, dem am See von Maracaibo ähnlich.

Kaum daß die Mulas weiter konnten, dermaßen sanken sie auf der kothigen Straße ein; mein Pferd gerieth bis an den Bauch in den Morast und ich rettete mich mit einem kühnen Sprunge vom Sattel nach einer minder tiefen Stelle, während das arme Thier vergeblich kämpfte, sich aus dem Schlamme herauszuarbeiten. Der Arriero sah sich genöthigt, aus einer benachbarten Hütte einige Leute herbei zu holen, mit deren Hilfe das Pferd endlich aus seiner schlimmen Situation befreit wurde. Wie zur Warnung lag nicht weit davon am Wege ein todtes Maulthier, von dem bei meiner Annäherung mehre Rey de Zamuros[736]) aufflogen und sich auf die in der Nähe stehenden Mimosen niederließen. Der Geierkönig ist in Venezuela, sowohl an der Küste als im Innern, ziemlich häufig und wird, jung eingefangen, ungemein zahm. Daß er übrigens stets der Erste beim Fraße gefallener Thiere ist und so lange er damit beschäftigt, keine der Cathartes-Arten dabei duldet, ist eine Thatsache, von der ich selbst öfters mich überzeugt habe.

Gegen elf Uhr gelangte ich nach der nicht unbedeutenden Villa Urachiche, und einige Stunden später nach Chivacoa, einem kleinen

Orte, der durch seine bedeutende Ziegenzucht berühmt ist. Die Ziegen von Chivacoa werden weit und breit, bis nach der Küste hin, in großen Heerden gesendet und der kleine Ort ist nicht ohne Wohlhabenheit. Durch Savane und Wald kam ich gegen Abend an das Ufer des Rio Yaracui, weit oberhalb San Felipe und passirte den hier bereits ziemlich breiten Fluß ohne große Schwierigkeit. Sein Bett war voll von Steingeröll und ein üppiger Wald von Bambus, Weinpalmen[737]), Cecropien und Scitamineen breitete sich an seinen Ufern aus. Steil ging es am jenseitigen Ufer aufwärts, wohl an 1000 Fuß hoch, bis ich gegen Abend in einer einsamen Hütte, die in dieser Höhe stand, mein Nachtquartier nahm.

Am nächsten Tage befand ich mich wieder in gebirgiger Gegend, die Straße lief kühn über hohe Berge, an tiefen Abgründen und riesigen Felsabstürzen dahin, mehre nette Ortschaften, unter denen Palomera die bedeutendste war, zierten die wilde Gegend und ein kleiner Fluß rauschte schäumend in seinem tiefen Bette, zur Seite der Straße dahin. Immer höher und höher wand der Weg sich hinauf, schön bebaute Felder und zierliche Hütten lagen zur Rechten desselben, während zur Linken tiefe Abgründe gähnten. Wie ein gigantischer Thurm, in der seltsamsten Form, erhob sich vor mir, zur Rechten des Weges, der 5270 Fuß hohe Picacho de Nirgua, auch „el Torrito" genannt, den ich in der Höhe von 4000 Fuß passirte. Selten habe ich eine merkwürdigere Bergform gesehen, als die dieses Picacho; gleich einer alten, halbverfallenen Feste ragt sein Gipfel steil in die Höhe und endet in einer, ein wenig abgestumpften Spitze; Alles purer Fels, ohne die mindeste Vegetation. Als ich den dicht an ihm vorüberführenden Paß zurückgelegt hatte, befand ich mich auf einer kleinen Hochebene, inmitten der schönsten Savanenvegetation; doch sehr bald hörte diese auf und der Weg führte an dem langen Bergrücken, dicht an einer hohen Felswand,

weiter, während zur Linken der Berg nach der Ebene zu abstürzte und eine herrliche Aussicht in die weiteste Ferne, nach der Gegend von Nirgua und Montalvan darbot.

Mehre Stunden zog sich so die Straße an der Bergwand entlang, bis sie allmählich sich senkte und ich mit Anbruch der Dunkelheit in der Stadt Nirgua anlangte.

Nirgua ist ziemlich hoch gelegen, ein unbedeutendes Städtchen, das ohne allen Handel, nur den einzigen Vortheil hat, daß es an einer großen Straße liegt Die Stadt ist ohne alles Leben und besitzt eine große Plaza, in die einige wenige Straßen ausmünden. Der Weg von hier führt durch eine der fruchtbarsten Gegenden Venezuela's, in welcher Ortschaften und Caffeehaciendas mit einander wechseln. Die Straße ist sehr belebt und größere Posadas bieten dem Reisenden eine gute Unterkunft. Das Terrain ist gebirgig und der Weg steigt wieder höher an, bis zu dem in der Höhe von 2200 Fuß gelegenen Städtchen Montalvan, das ich gegen Mittag erreichte und das nur aus zwei langen Reihen Häusern besteht, durch welche die große breite Straße führt. Die Umgegend wimmelt von Caffeehaciendas, deren Product als ein vorzügliches. ungemein gesucht ist. Von Montalvan zieht sich der Weg anfänglich bergab, dann aber plötzlich wieder einen hohen Berg hinan, der einige Stunden zu seiner Besteigung erfordert. Auf der Höhe stehen zwei Häuser, Posadas, in denen es an Erfrischungen für den Reisenden nicht fehlt. Gegen Abend am jenseitigen Fuße des Berges angekommen, kam ich in den kleinen Ort Chirgua, dessen Posada zum Erdrücken voll von Reisenden, Arrieros und Lastthieren wimmelte. Ich war froh, noch ein kleines Plätzchen zu erhalten, wo ich meine Hängematte aufschlingen konnte, in der es mir jedoch, bei dem die ganze Nacht herrschenden Lärmen, nicht gelang, in Schlaf zu kommen. Frühzeitig des andern Morgens ritt ich hinweg.

Den Rio Chirgua passirend, gelangte ich noch einmal auf eine ziemliche Anhöhe, von der herab ich die weite Ebene von Valencia vor mir ausgebreitet sah. Diese Anhöhe hinabreitend, nahte ich mich dem Ende meiner weiten Reise, denn ich befand mich in der Ebene von Valencia und drei Stunden später in dieser Stadt selbst.

Ich hielt mich in Valencia nur einen Tag auf, der jedoch dem einen meiner Goajirapferde zum Unheil gereichen sollte. In dem Stalle, in welchem ich die Pferde stehen hatte, waren kurz zuvor einige Thiere an der Pferdepest gestorben, in Folge dessen leider das eine meiner Pferde von derselben Krankheit inficirt wurde. Und so geschah es denn, daß, als ich von Valencia nach der Cumbre del San Hilario ritt, das betreffende Goajirapferd, noch ehe ich den Cerro San Hilario bestieg, plötzlich dermaßen erkrankte, daß ich es in dem Hause eines Bekannten zurücklassen mußte, wo es des andern Tages starb. Es war das beste und schönste meiner Pferde und mir für dasselbe unterweges, ja zuletzt noch in Valencia, 300 Pesos geboten worden, ohne daß ich in dessen Verkauf gewilligt. Ich hatte viel Mühe gehabt, das Thier glücklich bis hierher zu bringen und war nun mit Einemmale davon befreit.

Doch dies war nicht das einzige Mißgeschick am Ende meiner Reise.

Ein anderes betraf den Arriero.

Glücklich kam ich in meiner Wohnung auf der Cumbre del San Hilario an, wohin der Arriero mit seinen Mulas mich begleitete. Da er die Nacht dort abwarten und erst am andern Morgen seine Rückreise antreten wollte, rieth ich ihm, aus Furcht vor dem Jaguar, seine Lastthiere dicht am Hause über Nacht anzubinden, anstatt, wie er es im Sinne hatte, sie in der anstoßenden Caffeepflanzung frei umher grasen zu lassen. Er hörte jedoch nicht auf meine Warnung, die er wahrscheinlich übertrieben

glaubte, und ließ wirklich die Thiere frei umherlaufen. Der andere Morgen fand meine Aengstlichkeit, wie er es am Abend vorher nannte, gerechtfertigt. Seine beste Mula, die er erst kürzlich für 200 Pesos gekauft hatte, lag, vom Jaguar tödtlich verwundet, unweit des Hauses in den letzten Zügen.

Der Jaguar war der Mula an den Kopf gesprungen und hatte ihr mit seinen Krallen zwei furchtbare Wunden hinter beiden Ohren beigebracht. Haut und Fleisch waren an diesen Stellen herabgerissen und zwei große tiefe Löcher ließen bis in's Innere schauen. Doch damit hatte sich die wilde Bestie begnügen müssen, denn die Mula hatte mit Riesenkräften jedem weitern Angriffe des Jaguars widerstanden. Jetzt freilich lag sie vom Blutverlust zum Tode entkräftet da und einige Stunden später war ihr Leben entflohen.

Für mich war dieser Vorfall sehr unangenehm, um so mehr als der Arriero von mir Schadenersatz für die getödtete Mula verlangte, ein Ansinnen, dem ich natürlich nicht entsprach, da er auf meine Warnung nicht gehört hatte. So kam es, daß ich von dem Manne, der mich durch sein Benehmen während der ganzen Reise äußerst zufrieden gestellt und mit dem ich zuletzt nahezu auf freundschaftlichem Fuße gestanden hatte, in größtem Unfrieden schied.

Das Ende war der ganzen Reise, die für mich eine halb verfehlte war, entsprechend.

IX.

Am Orinoco.

Bereits mehre Monate verweilte ich in Ciudad Bolivar, als ich beschloß, einen Ausflug nach dem Delta des Orinoco bis nahe an dessen Mündung zu unternehmen. Ich war zwar bereits bei meiner zweiten Reise von Europa nach Süd-Amerika, die Mündung des Orinoco bis Ciudad Bolivar aufwärts gefahren, jedoch geschah dies auf einem Segelschiff, in welchem sich wenig Gelegenheit darbot, die Ufer des großen gewaltigen Stromes genauer, als es durch bloßes Vorüberfahren geschehen kann, kennen zu lernen. Diesmal beschloß ich in Gemeinschaft mit einem Freunde, dem Photographen Z., diese Reise in einem kleinen Boote, ohne alle weitere Begleitung als die eines deutschen Matrosen, zu machen, der vor Jahren von seinem Schiffe heimlich sich entfernt hatte, und als Ruderer dienen sollte, im Falle der Wind das Segeln nicht erlaubte.

Bevor ich jedoch die Erzählung dieser Reise beginne, sei mir vergönnt, einige wenige Bemerkungen über die Stadt Ciudad Bolivar, oder „Angostura", wie sie früher hieß, zu machen.

Die 1764 gegründete Stadt Ciudad Bolivar ist an dem Abhange eines kahlen Hügels von Hornblendeschiefer erbaut und zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit ihrer Straßen, deren be-

deutendste mit dem Strome parallel laufen und von kleineren, den Hügel ansteigenden, in rechtem Winkel durchschnitten werden, aus. Die Straßen selbst sind, wie in allen Städten Venezuela's, schlecht unterhalten und, gleich denen in Valencia, nach ihren Enden zu voller Löcher, ja entbehren oft selbst der Macadamisirung.

Eine rühmliche Ausnahme hiervon macht die am Ufer des Orinoco sich hinziehende Calle de coco, der Sitz der deutschen Kaufleute, die durch ihre prächtigen Gebäude wie die schönen breiten Trottoirs, mit der elegantesten Straße einer europäischen Stadt sich messen kann. Die Bauart der Häuser in Ciudad Bolivar ist überhaupt angenehm und dem Klima ganz angemessen, sie sind hoch und sämmtlich mit flachen Dächern, Azoteas, versehen, auf denen die Einwohner den Abend zubringen, um die frische Brise, die um diese Zeit einzutreten pflegt, zu genießen. Diese Azoteas sind meist durch Treppen, wo dies nöthig, mit einander verbunden, so daß man, mitunter eine ganze Straße lang, auf denselben hinwandeln und nachbarliche Besuche abstatten kann. Auf der Höhe des Hügels steht, in der Mitte einer großen Plaza, die von den Spaniern erbaute Hauptkirche der Stadt, die sich durch ihre schöne einfache Bauart auszeichnet. Der belebteste Spaziergang am Abend ist die mit der Calle de coco gleich laufende und von dieser ostwärts gelegene Alameda, die dicht am Flusse sich hinzieht und auf der einen Seite mit schönen Häusern, am Flusse hin jedoch mit Alleen von Almendron [738]) und riesigen Ceibas [739]) geziert ist. Weniger schön ist die westwärts gelegene Vorstadt, Perro seco, mit mehr Hütten als Häusern, in welcher die niedere braune Bevölkerung der Stadt wohnt. Hier werden die unregelmäßigen Straßen oft durch riesige schwarze Felsblöcke mit halbabgerundeten Gipfeln unterbrochen, dem Sitz unzähliger Zamuros [740]), die man hier zu jeder Tageszeit erblicken kann. Gestrüpp von Cactus, Agaven und Fourcroyen überzieht große Plätze in dieser Vorstadt und

giebt ihr dadurch einen eigenthümlichen, sehr verwilderten Charakter, mit dem die Menschenrace, die hier lebt, vollkommen harmonirt; Perro seco zieht sich bis an den kleinen Fluß San Rafael, der in der Nähe in den Orinoco mündet, hin.

Die geringste Breite des Orinoco bei Ciudad Bolivar beträgt 2940 Fuß, weshalb die Stadt ihren früheren Namen Angostura[741]) erhalten hatte, während, einige Leguas höher hinauf und weiter hinab, der Strom in einer Breite von 8—9000 Fuß dahinfließt. Gegenüber von Ciudad Bolivar liegt das Städtchen la Soledad, das bereits zur Provinz Barcelona gehört und aus einigen Reihen Häusern und einer großen Plaza besteht. Trotzdem herrscht viel Handel und Leben in la Soledad, da die von der Küste und aus den Llanos kommenden Arrieros ihre nach Ciudad Bolivar bestimmten Ladungen auf ihren Lastthieren nur bis hierher bringen, von wo aus sie auf Booten nach ihrem Bestimmungsorte abgehen. In der Mitte des Orinoco, zwischen Ciudad Bolivar und la Soledad liegt ein riesiger Granitfelsen, la piedra del medio, an dem man den Wasserstand des Stromes durch die markirten Linien, die das jedesmalige Hochwasser zurückgelassen, sehr bequem messen kann. Demzufolge ergiebt sich, daß bei Angostura zur Regenzeit der Orinoco im Durchschnitt nur 24 bis 25 Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand steigt, während er im Delta ganz ungewöhnlich an 80 — 90 Fuß anschwillt.

Bei Hochwasser macht der ungeheure Strom einen beängstigenden Eindruck durch die rasende Strömung, in welcher er dahin rauscht, kleine Inseln, losgerissene Uferstrecken, auf denen sich hin und wieder noch Thiere aufhalten, Riesenbäume, kurz alles mit sich fortreißend, was seiner entfesselten Wuth im Wege steht, nicht selten, daß er bei Ciudad Bolivar die Quais überschwemmt und in die Nähe der Häuser dringt.

In dieser Zeit geschah es, daß, während meines Aufenthaltes,

eines Morgens ein großes Crocodil[742]) in der Alameda umher-spazierte, das erst nach heftiger Gegenwehr getödtet wurde.

Die Luft von Ciudad Bolivar ist ganz besonders nach der Regenzeit sehr ungesund, wozu eine, im Südost der Stadt liegende, kleine Laguna[743]) von stehendem Wasser, wohl einen großen Beitrag liefert und intermittirende Fieber herrschen hier das ganze Jahr hindurch, dagegen erfreut sich der gegenüberliegende Ort la Soledad einer sehr gesunden Lage und bietet, während der Krankheitszeit in Ciudad Bolivar, vielen von dessen Bewohnern einen Zufluchtsort.

Der Exporthandel von Ciudad Bolivar ist bedeutend und meist in den Händen deutscher Kaufleute; er besteht hauptsächlich in Rinderhäuten, die vor der Verladung vergiftet werden, Jaguarfellen, die im Handel unter dem Namen „Pantherfelle" gehen und von denen jährlich mehre Tausend von hier nach Europa gesendet werden, Rehfellen, Tabak von Upáta und Barinas, Caffee, Tonkabohnen[744]), Angosturabittern, dessen Hauptingredienz die bittere Rinde des in der Gegend von Upata wachsenden Cuspare[745]) ist, Ochsenhörnern, Dividivi[746]) und einigen anderen geringfügigeren Gegenständen.

Die Umgebung von Ciudad Bolivar ist von hügeliger Beschaffenheit und trägt völlig den Charakter der Llanos. In der Nähe befinden sich viele Landhäuser der reicheren Einwohner der Stadt, die jedoch von diesen wenig bewohnt werden. Sie führen den Namen „Morichales" von der Palma Moriche[747]), die in dieser Gegend sehr häufig und besonders in der Nähe der Landhäuser zur Zierde angepflanzt, wächst. Außer dieser Palme kommt die ebenfalls den Llanos angehörige Palma de Cobija[748]), die ich bereits in dem VI. Capitel ausführlich beschrieben, hier vor.

Ein schöner Ausflug ist nach den Quellen des kleinen Flusses San Rafael hin, dessen Ufer sich in seinem oberen Theile, einige 100 Fuß hoch, steil erheben und durch die Farbenpracht der

Uferwände, die aus gelbem und rothem Ocker in den verschiedensten Farbennüançen bestehen, ungemein imponiren.

Schöne Gruppen der Moriche schmücken ihre Höhen und rauschend schäumt das klare Wasser des Flusses über Steingeröll, um sich weiter unten, in der Nähe seiner Mündung, halb im Sande zu verlieren.

Die, einige 100 Fuß hoch gelegenen, Quellen des San Rafael bilden mehre kleine tiefe Gruben, deren Wasser von verschiedener Temperatur ist; während die eine, ein dem Siedepunkte nahes, heißes, die andere laues Wasser enthält, ist die dritte mit völlig kaltem Wasser angefüllt; ihre Abflüsse vermischen sich jedoch bald darauf und nehmen die gewöhnliche Temperatur der Luft an. — — —

Es war am 26. März 1859, Morgens 7 Uhr, als ich mit meinem Freunde Z. das kleine, kaum 20 Fuß lange Boot bestieg, das uns nach dem Delta des Orinoco bringen sollte. Photographische Apparate, ein Ballen Trockenpapier für Pflanzen, Sammelkästen, Blechbüchsen für Spiritussachen, Proviant, u. s. w. nahmen das Boot zur Hälfte in Beschlag und als sich nun gar außer uns noch der deutsche Matrose hineinsetzte, zeigte es sich, daß die Nußschale fast überladen war und kaum einige Zoll über das Wasser emporragte. Dies ließ sich jedoch nicht ändern und wir wünschten nur, keinen Squall auf dem Orinoco zu erhalten, der sehr leicht unser Dasein geendet hätte. Das Segel wurde aufgezogen und so ging es bei dem ungünstigsten Winde, unter dem buen viaje einer Anzahl Neugieriger, die sich bei unserer Abfahrt versammelt hatten, quer über den Orinoco, da die unselige Brise nur das Kreuzen erlaubte. Vom linken Ufer zurücklavirend, kamen wir fast gerade auf dieselbe Stelle zurück, von der wir ausgelaufen waren, was allerdings eine sehr lange Reise bis zum Delta des Orinoco in Aussicht stellte. Noch einmal hinüber und herüber kreuzend, fanden wir uns diesmal bei der Alameda und

da diese Art des Vorwärtskommens doch gar zu langsam war, griffen wir zu den Rudern und legten tüchtig aus, um nur aus der Nähe von Ciudad Bolivar und der am Ufer stehenden Bewunderer unserer nautischen Künste zu kommen. In dieser Weise gelang es uns, ein wenig vorwärts zu kommen und kaum war uns durch eine Biegung des Stromes der Anblick der Stadt entzogen, als wir unsere Kunst im Segeln wiederum versuchten. Die Brise wurde günstiger und rasch kreuzte das Boot den Strom und fuhr in aller Vehemenz mit der Proa[749]) auf einen großen Stein auf, der am linken Ufer dicht unter dem Wasserspiegel befindlich war. Unsre Fahrt hätte dadurch ein plötzliches Ende nehmen können, wären wir nicht alle zugleich aus dem Boote gesprungen, um es vor dem Kentern, das in einem Nu geschehen wäre, zu behüten; nach langen Anstrengungen brachten wir es ohne Schaden glücklich wieder von dem Steine ab, zogen das Segel ein und beschränkten uns auf's Rudern.

Um 11 Uhr landeten wir am linken Ufer bei dem Rancho eines Zambo, der hier mit seiner Familie wohnte und ein kleines Feld mit Bananen und Yuca bepflanzt hatte. Der Mann war sehr gefällig und setzte uns etwas Fleisch, Yuca, Bananen und zugleich einen guten Caffee vor, was uns nach dem angestrengten Rudern ungemein mundete; er hielt an 20 Hunde verschiedener Raçen, um damit die Jaguare abzuwehren, die, wie er sagte, in dieser Gegend sehr häufig seien.

Ohne Verzug traten wir, sobald wir die Mahlzeit beendet hatten, die Weiterreise an und ruderten und segelten abwechselnd bis zum Abend, wo wir auf der kleinen, mit Gebüsch bewachsenen Insel Tinea, bei einem Zambo übernachteten. Da die Hütte des Mannes voll von Menschen, besonders Kindern war, zogen wir es vor, unsere Chinchorros[750]) im Freien, nahe der Playa, aufzuhängen, wo wir leider die Nacht hindurch auf's Empfindlichste von Mosquitos gepeinigt wurden.

Um dieser Plage zu entgehen, gingen wir bereits Morgens 3 Uhr bei Mondschein unter Segel und kreuzten bei geringer Brise langsam hin und her. Bei Sonnenaufgang fuhren wir an einem nordamerikanischen Schooner, Minné-ha-ha, vorüber, der auf den Grund gelaufen war und die Fluthzeit abwarten mußte, um wieder flott zu werden. Die Brise wurde gegen 10 Uhr stärker und gegen 11 Uhr dermaßen heftig, daß der Strom hohe Wellen warf, die dem Boote gefährlich zu werden drohten und öftere Male über demselben sich brachen. Um jedes Unglück zu verhüten, blieb uns nichts übrig, als so bald als möglich am rechten Ufer zu landen, wo wir eine Indianerfamilie antrafen, in deren Hütte wir uns vor dem Regen, der bald darauf erfolgte, bargen. Wir ließen uns hier einen Caffee machen, aßen dazu von unserem mitgebrachten Proviant und versuchten um 12 Uhr wiederum unser Heil im Boote. Bereits zur Hälfte die Breite des Orinoco nach dem jenseitigen Ufer kreuzend, artete die heftige Brise in einen völligen Sturm aus, der unser Segel erfaßte und das Boot dermaßen auf die Seite warf, daß ich nahe daran war, an jeder Rettung zu verzweifeln.

Das Segel wurde auf's Schnellste eingezogen und aus Leibeskräften ruderten wir wieder zu der Indianerfamilie am rechten Ufer zurück, wo wir auch glücklich anlangten. Hier verweilten wir zwei Stunden, um das Unwetter vollkommen abzuwarten und da das Rudern nicht gerade zu unseren Lieblingsbeschäftigungen gehörte, mietheten wir zwei der Indianer, um uns bis Guayana vieja die Dienste als Ruderer zu leisten.

Der Strom war, obgleich der Wind sich gelegt hatte, noch immer sehr aufgeregt und wir kamen nur langsam mit dem Rudern vorwärts. Der nordamerikanische Schooner war in dieser Zeit wieder flott geworden und passirte uns im Gefolge einer Flechera[761]), die ihren Namen in der That rechtfertigte.

Lange Playas[752]) zogen am rechten Ufer des Stromes sich hin, auf die wir einigemal aufliefen, jedoch ohne große Mühe wieder davon abkamen. Gegen Abend passirten wir den Ort Panapana, der meist von Caraiben bewohnt ist und landeten bald darauf auf einer der Islitas[753]) von Panapana, die ohne jegliches Gebüsch, nur aus hohen Sandbänken bestehen. Im Begriffe, mir am Ufer eine Lagerstätte auf dem Sande auszusuchen und zurecht zu machen, überschritt ich einige durch den Wind hoch aufgeworfene Sandhaufen und befand mich plötzlich in unmittelbarer Nähe eines der großen, nahe an 20 Fuß langen Orinococrocodile[754]), das hier seine Ruhe hielt. Ich kann nicht behaupten, wer mehr erschrocken war, ich oder das Thier, ich prallte unwillkürlich zurück und das lange Ungethüm rannte vorwärts und plumpte unter gewaltigem Lärmen in den Strom. Natürlich vermied ich es, mein Nachtlager nahe am Ufer zu nehmen, sondern zog es vor, auf der höchsten Erhebung der sandigen Insel zu schlafen, wo ich sicher vor den Besuchen so gefährlicher Nachbaren war.

An Schlaf war unter diesen Umständen wenig zu denken, da überdies der Wind in der Nacht gewaltig blies und die laute Musik der Brandung am Ufer jeden Schlafanfall verscheuchte. Als ich bei klarem Mondschein um 3 Uhr Morgens aufstand, um nach dem Boote zu sehen, fand ich zu meinem Schrecken, daß das schlecht an's Ufer gezogene Boot von den Wellen dermaßen auf einen unter ihm befindlichen Fels aufgeschlagen worden war, daß es einen Leck erhalten und fast bis an den Rand mit Wasser sich gefüllt hatte, wodurch die Ladung völlig durchnäßt war. Nachdem der Leck aufgefunden, wurde er nothdürftig verstopft, das Wasser aus dem Boote gebracht und um 5 Uhr die Weiterreise angetreten.

Es war 9 Uhr Morgens, als wir bei der Piedra del Rosario ankamen, einem mitten im Strome befindlichen, sonderbar

gestalteten, von glatten, wie glasirt aussehenden Steinmassen, gebildeten Felsen. Der Strom bildet hier einen sogenannten Raudal, indem er bei sehr starker Strömung eine heftige, durch die unter seiner Oberfläche befindlichen Felsen verursachte Brandung entwickelt, die kleineren Fahrzeugen, bei der geringsten Fahrlässigkeit, leicht sehr gefährlich werden kann.

Der Piedra del Rosario gegenüber, an beiden Ufern, befinden sich ähnliche hohe Granitmassen von Backofenform und ein wenig weiter unten am linken Ufer, eine völlig zuckerhutförmige Granitmasse, Conejo genannt, mit einem großen Cereus Moritzianus auf ihrer Spitze, der gegenüber, am rechten Ufer, wiederum ein ähnlicher Felsen, Piedra del Manati, hoch aus dem Strome emporragt. In dieser Weise hat die Natur hier eine Symmetrie geschaffen, deren Anblick den Menschen in das größte Erstaunen setzt.

Bei der Annäherung unseres Bootes zum Raudal begann die Brise wieder ungemein heftig zu werden, so daß der Strom hohe Wellen, gleich dem von frischer Brise bewegten Meere, warf. Fortwährend stürzten die Wellen über das kleine Boot hin, das, sobald es in die Brandung gelangte, dermaßen hin und hergeworfen wurde, daß alle unsere vereinten Kräfte nöthig waren, es flott zu erhalten. Die furchtbare Strömung trieb es direct auf die Piedra del conejo zu, doch bevor es hier zerschellte, erfaßte es eine andere Strömung, die es wieder mitten in die Brandung warf. Wir sahen unseren Untergang vor Augen, denn unmöglich konnten wir das Boot länger über dem Wasser erhalten. Doch die Hilfe war nicht fern, denn mit vollen Segeln näherte sich, den Strom kreuzend, ein Schiff, der oldenburgische Schooner „Lucia", unsere einzige Rettung!

Wie sehnlich wünschten wir es ganz nahe bei uns, bevor wir versanken!

Und näher und näher kam es heran und noch hielten wir uns

über dem brausenden Strudel; unverzüglich banden wir eine Nothflagge, ein rothes Taschentuch, an einen Stock, den wir heftig hin und herschwenkten und waren so glücklich, vom Schiff aus bemerkt zu werden. Der Capitain, ein sehr biederer Mann, ließ unverzüglich ein Boot zu unserer Rettung aussetzen, das sich uns schnell näherte, uns aufnahm und sammt unserem kleinen Boote zum Schooner brachte, an dessen Bord wir unverzüglich kletterten, während unser Boot vom Schooner in's Schlepptau genommen wurde. —

Auf das Gastfreundlichste wurden wir am Bord empfangen und der wackere Capitain that Alles, um uns den Aufenthalt auf seinem Schiffe so angenehm als möglich zu machen.

Wir konnten von Glück sagen, daß uns der Schooner begegnete, sonst wir sicher unseren Untergang im Raudal gefunden hätten, da die Brise immer heftiger wurde und zuletzt in Sturm ausartete. Nachmittags 4 Uhr warf der Schooner bei der Mündung des Rio Mamo Anker, da die Fluth eintrat und der Sturm sich gelegt hatte, so daß er nicht weiter vorwärts kommen konnte. Ich benutzte diesen Aufenthalt, um mit meinem Freunde die, am linken Ufer der Mündung des Rio Mamo gelegene Niederlassung der Caraiben, Tagoachi, zu besuchen. Die Niederlassung bestand aus vier ganz offenen Hütten, von denen nur die eine eine Art höheres Stockwerk hatte, das mit einer Wand von Palmblättern verkleidet war.

Der Häuptling der Caraibenniederlassung war ein stämmiger Zambo, eine große Seltenheit unter den Indianern, die sehr auf reine Abstammung von ihrem Blute zu sehen pflegen. In seiner Hütte, in der Hängematte liegend, nahm er bei unserem Eintritte sehr wenig Notiz von uns und dachte nicht daran, aus der Hängematte sich zu erheben, sondern wies nur durch eine Handbewegung uns an, in einer der leeren Hängematten Platz zu nehmen. Mehre nackte, nur mit dem Guayuco[755]) versehene

Carl F. Appun del.

Tagoachi.

Caraiben-Niederlassung am Orinoco.

Frauenzimmer waren geschäftig, sehr große irdene Gefäße zu fertigen, eine Hauptbeschäftigung dieses Stammes, worin sie dermaßen excelliren, daß diese Gefäße in Ciudad Bolivar ungemein begehrt werden.

Die Männer gingen, bis auf ein um die Hüften geschlungenes Stück Salempores, ebenfalls nackt oder hatten ihren Körper in ein sehr langes, schmales Stück Salempores, in malerischer Weise gehüllt.

Die am Orinoco lebenden Caraiben sind eine stolze und kriegerische Nation, die in fortwährendem Streit mit den benachbarten Guaraunos leben, deren Niederlassungen sie öfter überfallen und Alles tödten, was sie an Menschen darin vorfinden. Den Getödteten schneiden sie die Kopfhaare kurz am Schädel ab, ohne sie zu skalpiren und flechten als Siegestrophäe die Lendengürtel für die Guayucos der Weiber daraus, die dieselben als Liebesbeweise von ihren Anbetern oder Männern entgegennehmen. Die in Tagoachi befindlichen Frauenzimmer trugen sämmtlich solche Gürtel von Menschenhaaren, die an Dicke ungemein differirten, wollten aber um keinen Preis sie veräußern, als ich ihnen diesen Vorschlag machte.

Die Caraiben sollen in Venezuela noch in einer Anzahl von 10000 Seelen die Llanos der Provinz Barcelona, die Gestade des Caroni und Cuyuni bewohnen und ein Theil derselben diente zur Zeit, als ich diese Reise unternahm, als Söldner unter dem revolutionairen General Sotillo, der in Maturin gelandet, für den in Trinidad befindlichen General Monagas gegen die venezuelanische Regierung focht.

Ein musikalischer Kunstgenuß erwartete mich in der Niederlassung, dem ich gern aus den Wege gegangen wäre. Er wurde auf einer aus Schilfrohr oder Bambus gefertigten Flöte, von sechs zusammengebundenen Pfeifen, producirt, die wie an der Orgel ihrer Länge nach auf einander folgten und völlig der Pan-

oder Papagenoflöte ähnelte, die bei uns hier und da noch eine untergeordnete Rolle spielt. Es waren an 6 bis 8 Indianer, die diese, in richtigen, harmonirenden Accorden zusammenstimmenden, Flöten bliesen, da jedoch jeder derselben stets nur ein und denselben Accord hervorbrachte und die Künstler bis zur Erschöpfung diese einförmige Musik zum Besten gaben, so konnte mich das Anhören dieses indianischen Kunstgenusses sehr bald der Verzweiflung nahe bringen, um so mehr, als die Musiker auf Schritt und Tritt mir folgten.

Mein Freund, der sehr gern eine Gruppe der Caraiben photographirt hätte, trug dem Häuptling seinen Wunsch vor, der ihm erklärte, daß er es nur unter der Bedingung thun dürfe, wenn er ihm zuvor zwei Pesos zahle, was Z. auch that.

Während wir uns hier aufhielten, landeten sechs Curiaras mit Caraiben, die von Ciudad Bolivar kamen und nach einer großen Niederlassung am See Mamo gingen. Es waren schöne große Gestalten unter ihnen, besonders aber zeichnete sich das jüngere weibliche Geschlecht durch Schönheit und üppigen Körperbau aus, ganz das Gegentheil von den Caraiben in Britisch Guyana und Surinam, die in Häßlichkeit excelliren[756]).

Es war am späten Abend, als wir nach dem Schooner zurückkehrten, um bald darauf uns einem erquickenden Schlafe zu überlassen.

Um 5 Uhr Morgens wurde der Anker gelichtet und da das Fahrwasser ungemein schmal war, nahm die Schaluppe das Schiff in's Schlepptau und zog es wohl einige Stunden lang zwischen kleinen Inseln und Sandbänken hin.

Aus dem Engpasse gekommen, sprang eine frische, aber ungünstige Brise auf und der Schooner hatte fortwährend hin und her zu kreuzen und mußte wenigstens hundertmal wenden, bevor er in die Nähe der Insel Fajardo kam.

Diese aus einem hohen Berge bestehende Insel liegt an der

Mündung des Rio Caroni in den Orinoco, in der Nähe des Ortes Puerto de tablas.

Es war 6 Uhr Abends, als wir Fajardo passirt hatten und bei Puerto de tablas Anker warfen. Die Nacht über blieb ich mit meinem Freunde noch am Bord des Schooners, den wir jedoch am anderen Morgen 6 Uhr, unter herzlichem Dank an den biederen Capitain verließen, der weiter nach Deutschland unter Segel ging, während wir bei Puerto de tablas an's Land stiegen.

Der Ort ist sehr klein und verdient kaum den Namen einer Stadt; er besteht nur aus einigen wenigen Straßen, die mit niedrigen Häusern besetzt sind und einer großen Plaza, an der eine kleine, mit einem Glockenstuhl versehene, Kirche steht. Die Hauptstraße mit den besten Häusern zieht sich unweit des Stromufers entlang und hier befand sich auch unser Logis, das Haus eines deutschen Kaufmanns, des Herrn Behrends, von dem wir auf's Zuvorkommendste aufgenommen wurden. In Puerto de tablas herrscht durch regen Handel einiger Wohlstand, denn in diesem Orte wird jährlich eine sehr bedeutende Menge Rindvieh nach Britisch Guyana, Surinam, Cayenne, Trinidad und anderen Inseln der Antillen eingeschifft, sowie von hier die Hauptstraße nach dem Goldlande von Tupuquen und dem Caratal, über Upata führt, die dermaßen frequentirt wird, daß zur Zeit meiner Anwesenheit in Puerto de tablas nicht eine einzige Mula aufzutreiben war, sondern sämmtliche Reit- und Lastthiere unausgesetzt auf dem Wege nach und von den Goldgräbereien beschäftigt waren.

Die Gegend umher hat, wie die von Ciudad Bolivar bis hierher, völlig den Charakter der Llanos, sie ist hügelig, hauptsächlich mit Curatella- und Rhopala-Arten besetzt und hin und wieder mit schönen Wäldchen geziert.

Ein kleiner Fluß, der San Rafael, entspringt ohnweit des

Ortes und mündet nach kurzem Laufe in den Orinoco. Seine Quelle liegt auf einer Anhöhe, recht romantisch inmitten hoher Barrancas, die über und über mit üppigen Farn[757]) und Lycopodien[758]) bedeckt sind. Hier wurde vor Zeiten Gold gefunden, jetzt scheint es jedoch mit dem Goldreichthum des Flüßchens vorbei zu sein, denn sonst hätte ich, bei den vielen Excursionen, die ich tagtäglich dessen Ufer entlang machte, sicher eine Spur davon gefunden.

Ich fing hier eine wunderschön gezeichnete, kleine Kröte[759]), deren blauschwarze Grundfarbe des Kopfes, Rückens und der Füße von einer Menge unregelmäßiger orangegelber Flecken unterbrochen wurde, von der ich, einige Jahre später, mehre Exemplare in der Nähe des Roraimagebirges in Britisch Guyana, an den Ufern eines halbausgetrockneten Gebirgsbaches, unter Felsgeröll wiederfand.

Der Fluß windet sich eine Zeit lang durch hügeliges Terrain und mündet dann in eine große Lagune, im Westen der Stadt, die einen Abfluß in den Orinoco hat. Die Ufer derselben sind voller Schilf und ihre Wasserfläche ist mit den purpurnen großen, ausgezackten Blättern zahlreicher Nymphäen[760]) bedeckt, zwischen denen tausende der schönen schneeweißen Blüthen prangen. Eine Menge entblätterter, halb abgestorbener Baumstämme standen längs des Ufers und Wäldchen einer kleinfrüchtigen Lecythis-Art und weißblüthiger Eugenien, verbunden durch die langen Ranken des stachligen Desmoncus, zogen sich weit hinein in den schönen See. Unweit desselben, auf einer Anhöhe, befanden sich die Wohnungen einiger Mulattenfamilien, welche hier Landbau betrieben, von denen ich ein Boot miethete, um täglich, in Begleitung des deutschen Matrosen, den See zu befahren und der Jagd wie der Botanik nachzugehen. Der See war der Aufenthalt einer Menge Wasservögel, Möven, rosenrother Löffelreiher, Kahnschnäbel, großer grauer Reiher, Riesenstörche

und Orinocogänse[761]) die hier am frühen Morgen und gegen Abend in großen Schaaren sich vorfanden. Von Säugethieren belebte eine lustige Gesellschaft der Perros de agua[762]), die durch ihre seltsamen Capriolen unwillkürlich zum Lachen reizte, aber viel zu vorsichtig war, um sich zum Ziele meiner Flinte herzugeben, den See. Ich habe selten ein regeres Thierleben gesehen, als auf diesem kleinen See und jeder Ausflug dahin zeigte mir täglich etwas Neues.

Zur Zeit meiner Anwesenheit sah es in Puerto de tablas sehr kriegerisch aus, denn es lag eine Tropa von einigen hundert Mann Soldaten aus Upata, die mit einer Cigarrensorte denselben Namen „la Flor de Upata"[763]) führte, unter dem Commandanten, Colonel Contasti, hier, um die revolutionaire Partei, die theilweise im Besitz des linken Orinocoufers war, von einem Uebergange über den Strom und der Besetzung von Puerto de tablas abzuhalten. Die Soldaten der Tropa, die theils in einigen Häusern an der Plaza, theils im Freien campirten, waren wenig disciplinirt und wohl nur die Hälfte derselben trug eine Uniform, darin jedoch waren alle gleich, daß sie barfuß gingen. Die Offiziere prangten in einer Phantasieuniform, die nach dem Stande der Finanzen eines Jeden bald mehr bald minder kostbar war. Bei alledem sind die venezuelanischen Soldaten, wenn es den Guerillakrieg gilt, weniger jedoch im offenen Felde, sehr tüchtige Krieger und in Ertragung von außergewöhnlichen Strapazen bewundernswerth.

Von hier unternahm ich mit Freund Z., der es sich angelegen sein ließ, eine tüchtige Anzahl photographischer Ansichten der Orinocogegenden zu machen, einen Ausflug nach den Saltos[764]) des Rio Caroni. Es war Mittags 1 Uhr als wir von Puerto de tablas abfuhren und in anderthalb Stunden an die 2000 Fuß breite Mündung des Caroni gelangten, wo sich uns ein seltener Anblick zeigte. Das schwarzbraune Wasser des Caroni strömt

nämlich mit solcher Gewalt in den Orinoco, daß es zu einem riesigen Bande zusammengedrängt, noch eine Legua weit in dem hellgelben Wasser des Letzteren zu sehen ist, bevor es sich mit ihm vermischt. Die Ufer an der Mündung des Caroni sind mit üppigem Graswuchse bedeckt, aus dem sich hier und da die dicken stachligen Stämme der Alcoyurepalme mit ihrer üppigen, graugrünen Wedelkrone erheben. Große Sandbänke und natürliche Steindämme ziehen dicht am Ufer, sich weithin und weiter hinein in dem Fluß wimmelt es von kleinen Inseln und gewaltigen Felsblöcken, welche die schnelle Fahrt ungemein erschweren. Es war um 4 Uhr, als wir in einer Bucht am linken Ufer des Caroni landeten und von einem verlassenen Rancho Besitz nahmen, das auf einer Anhöhe in der Nähe eines Wäldchens stand.

Schon an der Mündung des Caroni hört man das betäubende Getöse der Saltos, das jedoch am Landungsplatze dermaßen stark war, daß wir uns nur schreiend unterhalten konnten. Kaum hatten wir unsere Sachen in's Rancho gebracht, als wir wieder in's Boot stiegen und nach dem nahen ersten Salto „Revaloso" fuhren. Er ist wohl an 300 Fuß breit und stürzt in einer Höhe von 70 Fuß in drei Absätzen herab, an seinem Fuße in feine weiße Dunstwolken zerstiebend. Der Anblick dieses Saltos macht einen überwältigenden Eindruck durch die ungeheure Wassermasse, die gleich einem riesigen Schleier die grauschwarzen Felswände herabfällt, um sodann, Nebelwolken gleich, vom Luftzuge weit hinweggeführt zu werden. Das felsige Ufer in seiner Nähe, auf dem wir standen, erzitterte von dem ungeheuren Wassersturze und der Donner, der diesen begleitete, ließ uns an keine Unterredung denken, so daß wir nur durch Gesten uns verständigen konnten.

Wie winzig erschien mir der Rheinfall bei Schaffhausen gegen diesen und die anderen Saltos des Caroni! Wenn auch der

erstere eine größere Breite hat, so herrscht doch in der Scenerie der Saltos des Caroni ein so wilder, vereinsamter Charakter vor, daß selbst der für Naturschönheiten gleichgiltigste Mensch, wie unser deutscher Matrose, unwillkürlich tief davon ergriffen wird und beim Scheiden einen unauslöschlichen Eindruck mit sich hinwegnimmt. Kein Mensch, keine Hütte ist in dieser einsamen Gegend weit und breit zu erblicken, keine Spur von Anbau, nur die schöne wilde Natur, die seit Menschengedenken hier steht und immer und immer wieder auf's Neue sich ergänzt!

Von hier fuhren wir zum zweiten Falle „Bagre flaco", der wenn auch von gleicher Höhe als der Revaloso, doch nur an 200 Fuß Breite hat und an Großartigkeit dem letzteren bei weitem nachsteht. Der dritte Fall „Purguey" übertrifft den ersten an Großartigkeit, denn er stürzt in einem einzigen Absatze von der Höhe der Felsmauer herab.

Die anderen Saltos zu besuchen, erlaubte uns heute die Zeit nicht und es dunkelte bereits, als wir nach dem Rancho zurückkehrten. Die Erinnerung an die am Nachmittage bewunderte großartige Naturscenerie, das in der Stille der Nacht vermehrte betäubende Getöse der Saltos und das katzenähnliche Geschrei eines Jaguars, der um das Rancho schlich, ließen mich wenig Ruhe finden und es war noch vor dem Grauen des Morgens, als ich aus dem Chinchorro sprang und einen Spaziergang in die nächste Umgebung machte. Ich sammelte einige Orchideen[765]), die in Unmasse an den Baumstämmen wurzelten, einige nette Crinum-Arten[766]) und eine Menge schöner Savanepflanzen für's Herbarium. Sofort nach eingenommenem Caffee bestiegen wir das Boot und begaben uns wiederum zu den bereits gestern besuchten Saltos, von denen mein Freund Z. eine wohlgelungene Photographie nahm, während ich in der Nähe botanisirte.

Um ein gutes Bild des imposanten Saltos Purguey zu

haben, begaben wir uns nach dem rechten Ufer des Flusses, von wo aus sich eine herrliche Ansicht desselben darbot. In unserer Nähe stürzte eine kleine Cascade herab, auf deren vom Wasser bedeckten Felsblöcken ich eine sehr schöne Lacis [767]) mit mehren Fuß langen, durchscheinenden, dem krausen Kohl ähnlichen Blättern und einer langen, auf breitgedrückten Stengeln stehenden Rispe prachtvoll rosafarbener Blüthen fand, die ich mehre Jahre später ebenfalls in den Wasserfällen des Essequibo und Takutu in großer Menge antraf. Ein heftig anhaltender Regenschauer am späten Nachmittage machte unseren Arbeiten ein Ende und völlig durchnäßt erreichten wir das Rancho, in welchem wir bei einem großen Feuer unsere Kleider trockneten, da wir in Hoffnung auf stetes gutes Wetter uns nicht mit Kleidern zum Wechseln versehen hatten. Die Nacht verging ähnlich wie die gestrige, der Jaguar schien es auf uns abgesehen zu haben, denn sein nahes Geschrei übertönte das Toben der Saltos, so daß wir, um nur Ruhe vor ihm zu haben, einige Schüsse in das Dunkel der Nacht hinein abfeuerten, worauf seine Stimme nicht mehr gehört wurde. Ebensowenig ließen uns die Mosquitos schlafen, die in dieser Nacht, in der nicht die geringste Brise wehte, im höchsten Grade frech waren.

In aller Frühe des anderen Morgens befanden wir uns bereits wieder im Boote und fuhren den höher im Flusse hinauf gelegenen Saltos zu.

Mit größter Mühe und Anstrengung ruderten wir das Boot durch die heftigen Wirbel und Strudel, welche der bedeutende Salto „Curapacai“ im Flusse verursachte, fuhren an dem kleineren Salto „Lure“ vorüber und bogen dann in einen Nebenarm des Flusses ein, der von dem größten und imposantesten der Saltos des Caroni, dem „Macagua“, gebildet wird. Hier legten wir, da die durch den Salto verursachte, rasende Strömung es uns nicht erlaubte, weiter vorwärts zu dringen, an dem hohen,

von zerklüfteten glatten Felsen gebildeten Ufer an, erstiegen dasselbe nicht ohne Schwierigkeit und wanderten eine Stunde auf den riesigen Felsblöcken fort, bis wir in die Nähe des Salto kamen.

Er stürzt, in einer Wassermasse von 300 Fuß Breite, eine Felsmauer von 80 Fuß unter donnerähnlichem Getöse herab; hohe Nebelwolken, die von seinem Fuße aufsteigen, hüllen ihn in ihren durchsichtigen Schleier und wohl eine halbe Meile weit ist in dem mit großen Felsblöcken angefüllten Flußbette nichts weiter zu sehen, als dicker, weißgelber Schaum, der brausend und zischend an dem hohen felsigen Ufer emporspritzt.

Colossale Bäume stehen an dem felsigen Ufer dieses Nebenarmes des Flusses, da, wo in den Vertiefungen der Felsen einiger Humus sich gesammelt hat. Die hohe Felsmauer, von welcher der Salto herabstürzt, birgt, außer einigen Palmen, die durch die Gewalt des Windes niedergedrückt, in schräger Richtung über dem Abgrunde hängen, keine Vegetation.

Außer den vielen Arten des Copey[768]), des Castaño[769]), der Vismia[770]) und anderen Bäumen der Uferwaldung fand ich hier auch den Cereipe[771]), dessen mit aromatischem Balsam gefüllte Samen die Pulperos in den Rum werfen, um ihm einen pikanten Geschmack zu geben. Eine Menge Orchideen[772]) prangten an den Stämmen und der stachlige Desmoncus, sowie kletternder Bambus, schlangen sich von Baum zu Baum und machten den Wald nahezu undurchdringlich.

Pfeilschnell schoß nach gethaner Arbeit das Boot in der rasenden Strömung dahin, zurück nach dem Salto Curapacai, auf dessem gegenüberliegenden rechten Ufer wir landeten.

Hier lag auf einem Hügel die Ruine des von den catalonischen Capuzinern gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erbauten Castillo[773]) „San Joaquin". Ueppiges hohes Gras, Agaven und Fourcroyen mit riesigen Blüthenstengeln, silberblättrige Ce-

cropien, kleinfrüchtige Guayabos[774]), lindenblättrige Majagua[775]), überwucherten den Ort, wo einst die spanischen Mönche ein Leben der Entsagung führten, um Religion und Cultur unter den wilden Stämmen zu verbreiten, die früher in dieser Gegend hausten. Beide Theile sind längst verschwunden, die ersteren sind in ihre Heimat, die letzteren tief in die Wildniß zurückgekehrt, ohne weder die ihnen aufgedrungene, fremde Religion, noch die ihnen verhaßte Civilisation mit dahin zu nehmen.

Um irgend eine Spur von dem alten Castillo zu sehen, steckten wir das bereits dürre Gras des Hügels in Brand und bald loderte eine gewaltige Feuer- und Rauchsäule hoch empor und bezeugte das Dasein von Menschen an den einsamen stillen Ufern des Caroni.

Als das Feuer vorüber und die Vegetation zum größten Theile niedergebrannt war, zeigten sich die Reste der vier dicken Mauern des Castillo, das, nach diesen zu schließen, ungemein klein gewesen sein mußte und dies war Alles, was von San Joaquin noch übrig war! Da es bereits Mittag war und wir Hunger verspürten, kochten wir uns auf der alten Ruine der Capuziner einen Caffee, wozu wir geröstetes carne seca und Cassave aßen und fuhren dann nach unserem Rancho zurück. Um 1 Uhr saßen wir wieder im Boot und verließen den Caroni, um nach Puerto de tablas zurückzukehren. In den Orinoco gelangt, erhob sich ein so heftiger Wind, daß der Strom hohe Wellen warf und unser Boot in die größte Gefahr brachte. Wir hielten uns so dicht wie möglich am Lande, um im Fall eines Unglücks wenigstens das Leben zu retten und ruderten aus Leibeskräften gegen die hohen, über das Boot schlagenden Wellen an. Glücklich kamen wir, auf's Höchste vom angestrengten Rudern erschöpft, um 5 Uhr in Puerto de tablas an, wo sofort von Seiten der dasigen Freunde für die nöthige Stärkung gesorgt wurde.

Die Saltos des Caroni hatten einen großartigen unvergeß-

Carl F. Appun del.

Erster Wasserfall des Caroni
im Hintergrunde der Roráima.

Carl F. Appun del.

Erster Wasserfall des Caroni

im [illegible] der [illegible]

lichen Eindruck auf mich gemacht und noch tagelang tönte mir das donnerähnliche Toben derselben in den Ohren.

A. v. Humboldt macht im vierten Theil seiner Reisen die Bemerkung, daß der große Salto des Caroni, der Macagua (nicht „Aguacagua", wie er schreibt), nur 15 bis 20 Fuß hoch sein soll, was jedoch unrichtig ist. Der berühmte Reisende hat die Saltos des Caroni nicht besucht und seine Bemerkung nur nach den Angaben Anderer mitgetheilt. Ich habe mit Freund Z. den Salto Macagua, wie den Revaloso, gemessen und gefunden, daß ersterer eine Höhe von 80 Fuß, letzterer von 70 Fuß, herabstürzt. —

Ich ahnte damals noch nicht, daß ich einige Jahre später auch die Quellen des Caroni, auf dem an der Grenze zwischen Britisch-Guyana und Venezuela gelegenen Roraimagebirge, durch eigene Anschauung genauer kennen lernen sollte.

Einige Tage später unternahm ich mit meinem Freunde Z. und dem Clerk des Herrn Behrends, ebenfalls einem Deutschen, einen Ausflug nach den Ruinen der von den cataloniscshen Capuzinern erbauten, am rechten Ufer des Caroni gelegenen, Mission Caroni. Wir ritten Morgens um ½4 Uhr von Puerto de tablas auf Eseln ab, da Pferde oder Mulas, aus bereits angeführten Gründen, im Orte nicht zu bekommen waren. Der Esel, den ich ritt, zeichnete sich durch seine entsetzliche Faulheit aus und war trotz aller ihm applicirten Schläge nicht vorwärts zu bringen, so daß meine Begleiter bald weit voraus waren und ich die Aussicht hatte, sie und somit auch den Weg, aus den Augen zu verlieren. Meine Geduld war völlig erschöpft und ich sprang vom Thiere herab, brachte ihm noch einige Kernhiebe auf seine hintere Partie bei, die ihn einen gewaltigen Satz in die Höhe machen und dann im Carriere davon rennen ließen und lief zu Fuß hinter meinen Begleitern her, die ich in dieser Weise bald einholte. Mein Esel trabte jetzt, ohne Reiter, allen übrigen voran,

ich mochte ihn jedoch nicht mehr besteigen, da ich wohl wußte, daß ich dann wieder auf ihm weit hinter den Anderen zurückbleiben würde und überließ ihm gern das Vergnügen, auf eigene Faust seine Tour nach der Mission zu machen.

Der Weg führte durch hügeliges, völlig dem Charakter der Llanos ähnliches Terrain, das außer einem kleinen, in der Entfernung liegenden Hato, Algarrobo, gänzlich unbewohnt war. Es war ½9 Uhr als wir bei der Mission Caroni, von der nur noch die sehr große Kirche stand, anlangten. Sie lag in einem dichten Walde, dessen Baum-Arten[776]) anzeigten, daß er erst neueren Ursprungs war und früher hier befindliche freie Plätze und Gärten bedeckte, von denen noch jetzt einige Fruchtbäume, wie Citrus-Arten, Mamey[777]), Lechosas[778]) und Brodfruchtbäume[779]) inmitten des Dickichts standen.

Die Kirche ist ein sehr langes, hohes Gebäude mit ungemein starken Steinmauern und von Außen noch sehr wohl erhalten, bis auf das Dach, das an zwei Stellen eingestürzt ist. Eben auch im besten Zustande befindet sich der hohe, der nördlichen Seite der Kirche angebaute Glockenthurm, von dessen Höhe herab man eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend bis in die weiteste Ferne genießt. Das Innere der Kirche, wie des Glockenthurmes, ist freilich sehr verwüstet. Große Schutthaufen vom herabgestürzten Dache, wie einem Theile der inneren Seitenmauern, liegen in ihrer Mitte; die Rahmen der Fenster, die Verzierungen der großen Altäre sind theils zerbrochen, theils gestohlen und die Mauern, wie der Grund der Kirche, an vielen Stellen tief durchwühlt von Goldsuchern, da die Sage geht, daß die früher hier wohnenden Mönche ihre Schätze beim Abzuge nach Spanien in der Kirche zurückgelassen und vergraben hätten. Außer den Frescomalereien der Wände, die jetzt noch in ihren Farben wohl erhalten sind, verunzieren eine Menge Namen von Besuchern, theilweise mit indecenten Bemerkungen versehen, das

Innere der Kirche, das allerdings nur den Gräuel der Verwüstung aufweist. Ebenso verfallen im Inneren ist der Glockenthurm, dessen hölzerne Treppen dermaßen morsch und von Würmern zerfressen sind, daß man sie nur mit der größten Vorsicht besteigen kann und trotzdem bei jedem Schritt riskirt, mit ihnen in die Tiefe hinabzubrechen. Die früher hier befindliche Glocke ist natürlich längst schon mit allen anderen Artikeln, die irgend noch brauchbar waren, verschwunden.

Ein zahlloses Heer von Fledermäusen bewohnte jetzt die Kirche und war die Zeit unseres Aufenthaltes darin nicht zur Ruhe zu bringen; die Thiere flogen uns in's Gesicht und an den Hut und ihr Hin- und Herflattern machte ein seltsames, unheimliches Geräusch in dem öden, verlassenen Raume; ich machte hier eine ganz interessante Sammlung verschiedener Arten derselben.

Nachdem wir uns gehörig in den Ruinen umgesehen, gingen wir daran, mit den mitgebrachten Aexten und Machetes, die die Front der Kirche verdeckenden Bäume umzuhauen, damit Freund Z. ein gutes Photograph derselben machen konnte und als dies geschehen und Z. seinen Apparat in Ordnung gebracht hatte, setzten wir uns auf unsere Esel, stellten uns in waghalsiger Attitude, die an den Circus Renz erinnerte, vor der Kirche auf und wurden in dieser Weise der photographischen Ansicht der alten Missionskirche von Caroni mit einverleibt.

Nach solcher That überfiel uns alle ein gewaltiger Hunger, den wir auf dem Schutthaufen in der Kirche durch einige gebratene Hühner und dem in dieser unwirthlichen Gegend seltenen Weißbrode stillten, worauf wir auf das Wohl der früher hier hausenden, zum Theil vielleicht noch lebenden Mönche eine Flasche Champagner tranken, die leere Flasche, enthaltend unsere auf Papier geschriebenen Namen, an einen an der Wand befindlichen Nagel hingen und nach diesem Liebeswerke die Kirche verließen.

So gern Z. die innere Ansicht der Kirche aufgenommen

hätte, war dies bei der trüben Beleuchtung des Inneren, die durch das den Tag über herrschende Regenwetter verursacht wurde, nicht möglich.

Obgleich wir überall in der Umgegend darnach suchten, war nicht die geringste Spur anderer, früher hier befindlicher Wohnungen, mehr aufzufinden, sie waren jedenfalls weniger solid gebaut gewesen als die mit wahren Riesenmauern versehene Kirche und die Zeit, die in den Tropen so schnell jedes Andenken an den Menschen durch die, ihr in höherem und reichlicherem Maße zu Gebote stehenden Mittel, die Elemente und die üppige Vegetationskraft zu zerstören sucht, hatte auch hier ihr Werk auf's Beste vollendet. Die Ruinen der Mission Caroni liegen übrigens weit ab vom Flusse, obgleich man das gewaltige Brausen seiner Saltos auf's Deutlichste vernehmen kann.

Es war 1/2 6 Uhr Abends als wir uns auf den Nachhauseweg begaben und um schneller vorwärts zu kommen, da um 6 Uhr bereits die Dunkelheit eintrat, ein Wettrennen auf den Eseln anstellten. So war es denn ganz natürlich, daß ich sehr bald meine Begleiter aus dem Gesichte verlor und mit meinem ganz entsetzlich trägen Thiere weit zurückblieb. Schläge fruchteten nichts mehr bei diesem Esel und so stieg ich denn, als ich in die Nähe des vorerwähnten Hato gekommen war, von dem Thiere ab und ging zu Fuß hinter ihm her, ihn am Schwanze fassend und ihn so, in der nunmehr herrschenden Dunkelheit, in der ich nicht das Geringste vom Wege erblicken konnte, als Führer nach Puerto de tablas benutzend. Im höchsten Grade ermüdet von der Fußtour im tiefen Sande, langte ich mit meinem lebendigen Wegweiser um 1/2 10 Uhr in Puerto de tablas an, mit tiefem, inneren Grimm über meine Begleiter, die mich beim Wettrennen zurückgelassen und bereits eine Stunde früher hier angekommen waren. Sie wußten mich jedoch durch eine gute Collation und einige Gläser

besten Eierpunsches zu besänftigen und wir blieben noch bis in die späte Nacht vergnügt zusammen.

Noch einige Tage hielten wir uns in Puerto de tablas auf, dann setzten wir unsere Reise, den Orinoco abwärts, fort. Am Nachmittage landeten wir an einer Playa des linken Ufers, bereiteten unser Frühstück und legten uns nach dem Essen in die Chinchorros, um etwas auszuruhen und dann die Reise weiter fortzusetzen. Vom angestrengten Rudern erschöpft, schliefen wir mehre Stunden und fanden beim Erwachen zu unserer Bestürzung, daß das Boot auf dem bloßen Sande festsaß und der Strom, bei der unterdeß eingetretenen Ebbe, sich weit nach seiner Mitte zurückgezogen hatte. An ein Loskommen des Bootes von der großen Sandbank war nicht zu denken, trotzdem wir alle möglichen Versuche deshalb anstellten und so blieb uns nichts übrig, als bis zum anderen Morgen hier zu verweilen; eine sehr unerfreuliche Aussicht, da die öde Savanengegend auch nicht das mindeste Interessante darbot und überdies, bei Einbruch der Nacht, von Mosquitos wimmelte.

Erst des andern Morgens mit der Fluth wurden wir wieder flott und ruderten auf's Tüchtigste bis gegen Mittag, wo wir am rechten Ufer landeten, um uns durch eine Mahlzeit zu stärken. Diesmal waren wir vorsichtiger und überließen uns nicht der Ruhe, sondern fuhren nach dem Essen sogleich weiter. Die am späten Nachmittage wiederkehrende Fluth setzte unserem schnellen Vorwärtskommen große Hindernisse entgegen und es war in später Nacht, als wir bei Guayana vieja landeten. In den wenigen Häusern, aus denen dieser Ort besteht, lag bereits Alles in tiefem Schlaf und da wir hier durchaus nicht bekannt waren, zogen wir es vor, im Boote zu schlafen, da am Strande nicht der geringste Baum sich befand, an den wir unsere Chinchorros knüpfen konnten. Die Nacht wurde so in der unbequemsten Weise hingebracht und ich war froh, als der Tag zu

grauen begann und einen Spaziergang am Ufer erlaubte, um den fröstelnden, von der unbequemen Lage ganz fatiguirten Körper zu erwärmen, und in seine gewohnte Form zu strecken. Unweit des Strandes lag ein von Lehmwänden erbautes, mit Palmdach versehenes, Haus, in das wir uns einige Zeit später begaben und den Besitzer, einen Mulatten, der sich uns als der Alcalde des Ortes präsentirte, um ein Logis in seinem Hause ersuchten, was er uns mit der größten Bereitwilligkeit gestattete. Er räumte uns ein kleines Zimmer ein, das wir sofort bezogen und beeiferte sich mit der größten Gastfreundschaft, uns Alles, was ihm zu Gebote stand, anzubieten.

Guayana vieja, im Jahre 1591 von Antonio de Berrio gegründet, die damalige Hauptstadt der Provinz Guayana, liegt etwa zwölf Meilen östlich von der Mündung des Caroni und ist jetzt ein ganz unbedeutender, nur aus wenigen Häusern bestehender Ort.

Von der alten Stadt, die früher bereits theilweise und zuletzt in dem Unabhängigkeitskriege gegen die Spanier, fast ganz zerstört wurde, finden sich nur noch einzelne Mauerreste.

Die Lage des Ortes ist dadurch sehr ungesund, daß bei der Anschwellung des Orinoco das Wasser die Ufer überschwemmt und die Häuser rings umgiebt.

Noch jetzt befanden sich von der letzten Ueberschwemmung mehre große Teiche stehenden Wassers in der Nähe des Ortes, die wahrlich nicht zur Salubrität der Gegend beitrugen.

Aus den früheren Zeiten erheben sich in unmittelbarer Nähe der Stadt, auf zwei hohen bewaldeten Hügeln, zwei noch wohlerhaltene Castillos, von denen das südlich gelegene San Diego, das östlich gelegene San Francisco, noch jetzt in Revolutionszeiten benutzt wird. Beide sind von den Spaniern in ungemeiner Stärke erbaut, eine riesige hohe Mauer, die man vermittelst halbzerbrochener Leitern ersteigt und auf der sich das im Quadrat

gebaute, mit einem großen bombenfesten Raume versehene Castell erhebt, umgiebt beide und nur die ungemein starke Bauart hat sie vor dem Verfall geschützt, da für ihre Erhaltung von Seiten der venezuelanischen Regierung nicht das Mindeste gethan wird. Das mühsame Erklettern beider Castelle wird durch eine prachtvolle Aussicht belohnt, die man von ihnen herab über die nicht uninteressante, mit vielen einzelstehenden, sonderbar geformten Bergen, unter denen sich el Carpintero, el Cerro de hache, der am linken Ufer gegenüberliegende Zorrondo, die weiter abwärts am Orinoco befindlichen el Cerro de tigrito, el Beïlen, ganz besonders auszeichnen. Auf dem Zorrondo, dessen Fuß aus einer, wie künstlich aufgehäuften, hohen Mauer loser Basaltsteine besteht, hatten die Spanier ebenfalls ein Castell erbaut, mit welchem, im Verein mit denen von San Francisco und San Diego, sie früher die Schifffahrt auf dem Orinoco beherrschten; jetzt ist jedoch vom Castell des Zorrondo nicht eine Spur mehr zu sehen.

Noch ist in der Umgegend von Guayana vieja und dem gegenüberliegenden Ufer, der Charakter der Llanos vorherrschend, mischt sich jedoch bereits hin und wieder mit größeren Urwaldstrecken.

Der Orinoco hat hier nur eine Breite von 3900 Fuß und ist mit einer Menge felsiger Eilande, wie großer, abgerundeter Felsblöcke, angefüllt.

Während unserer Anwesenheit landeten zwei große, mit Soldaten überfüllte Cañoneras[780]), die von der Insel Margarita kamen und nach Ciudad Bolivar fuhren. Die Ankunft dieser Bande brachte Bestürzung unter die Bewohner des Ortes, welche die wenigen Lebensmittel, die sie besaßen, auf die ungestümen Forderungen der Tropa[781]) hergeben mußten, ohne irgend das geringste Aequivalent dafür zu erhalten. Das venezuelanische Militär benimmt sich auf dem Marsche meist dermaßen roh, daß man froh ist, von seiner Gegenwart verschont zu bleiben; über-

dies ist bei ihnen von Subordination kaum die Rede und die Officiere vermögen dieses bunt zusammengewürfelte, alle erdenklichen Hautfarben repräsentirende Volk, kaum im Zaume zu halten.

Um dessen Spöttereien und Insulten, die besonders gegen Weiße gerichtet sind, zu entgehen, begaben wir uns, bei der Ankunft der Cañoneras, aus unserem Logis nach einem in der Nähe gelegenen Wäldchen und kehrten nicht eher zurück, bis sie abgefahren waren. —

Ich lernte hier die. der Sapota Achras an Form und Wohlgeschmack ähnliche, Frucht eines Urwaldbaumes, Purgua[782]) kennen, die von den Bewohnern des Ortes in Unmasse in den nahen Wäldern gesammelt wird und zur Zeit ihrer Reife eine Hauptnahrung derselben ausmacht. Die größte Aermlichkeit herrscht in Guayana vieja und ich konnte hier auch nicht das mindeste Zeichen des geringsten Wohlstandes erblicken; die Einwohner leben vom Fischfang und etwas Landbau und kaum war es mir möglich, ein wenig carne seca im Orte aufzutreiben.

Um einige Hilfe beim Rudern zu haben, engagirten wir bis nach dem Orte Zacupana einen hier wohnenden Farbigen, Juan, empfahlen uns nach zwei Tagen Aufenthaltes von unserem Wirthe, dem wir ein gutes Geschenk an Geld zurückließen und traten unsere Weiterreise nach Barrancas an. Wir passirten die größere Insel Cabrian und landeten gegen Mittag an einer Playa des linken Ufers, wo uns das nämliche Malheur widerfuhr, als am Tage unserer Abfahrt von Puerto de tablas. Kaum hatten wir gefrühstückt, als wir, um ein Stündchen Mittagsruhe zu halten, uns in die Cinchorros legten und beim Erwachen, bei eingetretener Ebbe, das Boot auf der puren Sandbank fanden, von der es nicht loskommen konnte. Wir waren gezwungen, die Nacht an dem Orte zu bleiben und als wir am Morgen aufstanden, um abzufahren, war wiederum die Ebbe eingetreten und das Boot saß eben so fest, wie am gestrigen Nachmittage.

Um nicht gezwungen mehre Stunden hier verweilen zu müssen, blieb uns nichts übrig, als alle unsere Kräfte aufzubieten, das Boot nach dem Fahrwasser zu schieben. So verging eine Stunde unter den größten Anstrengungen, nach der wir endlich, halb im Sande, halb im Wasser watend, das Boot über die lange Playa geschoben und es frei gemacht hatten, worauf wir ohne Zögern hineinsprangen und mit aller Macht stromabwärts ruderten. Es war am späten Nachmittage, als wir in dem an hohem Lettenufer gelegenen Orte „San Rafael de Barrancas" anlangten.

Hier sah es ein wenig kriegerisch aus, denn nahe bei dem Orte lagen ein venezuelanischer Kriegsschooner und fünf Cañoneras, die mit den bei sich führenden Geschützen die zwei Hauptstraßen, aus denen Barrancas besteht, bestrichen. Beim Vorüberfahren an der Goleta, auf welcher der Commandant sich befand, wurden wir angerufen, an Bord zu kommen, um uns zu legitimiren, welchem Befehle wir sofort nachkamen. Der Commandant erwies sich als ein guter Bekannter aus Ciudad Bolivar und anstatt der strengen, für unsere Legitimation nöthigen Kreuz- und Querfragen, wurden wir von ihm zu einem feinen Mittagessen geladen, bei welchem Wein und Brandy nicht gespart wurden. Es war Abend, als wir nach dem Landungsplatz von Barrancas fuhren, wo wir in einem der zunächst gelegenen Häuser ein Quartier erhielten.

Barrancas, am linken Ufer des Orinoco gelegen, besteht aus zwei langen, mit netten Häusern besetzten Straßen, die in eine große Plaza, an welcher die Kirche steht, ausmünden, hinter welcher sich, nach der Savane zu, ein Gemisch von niedrigen Hütten zieht, die von der niedersten Klasse der Einwohner bewohnt werden.

Der Ort war in dieser Zeit von den meisten seiner Bewohner verlassen und der größte Theil der Häuser stand leer, nur noch Ausländer, wie Engländer von Trinidad und Franzosen von

den Antillen, wohnten noch hier, alle Venezuelaner waren nach dem nahen, abwärts am Orinoco liegenden Orte Yaya, besonders aber nach dem, am rechten Ufer, Barrancas fast gegenüberliegenden Pueblo „Piacoa" geflohen. Eine Abtheilung der Facciosos[783]) unter Coronel Lira stand nämlich in der nächsten Nähe von Barrancas und drohte jeden Augenblick, des Ortes sich zu bemächtigen, was längst geschehen wäre, wenn nicht die fatalen Kriegs-Fahrzeuge der Regierung dicht dabei gelegen und ihn mit ihren Kanonen beschützt hätten.

Auf den Rath eines hier wohnenden englischen Doctors von Trinidad, eines wissenschaftlich gebildeten Mannes, fertigte ich eine preußische Flagge an, die, gleich den anderen Flaggen der hier wohnenden Ausländer, am Hause aufgehängt wurde, um bei einem etwaigen Ueberfall der Facciosos vor Raub und Gewaltthat gesichert zu sein.

Am Tage nach unserer Ankunft begab ich mich mit einem Selador der Aduana[784]) nach einigen in der Nähe liegenden Lagunen auf die Jagd. Der Weg dahin führte, sobald wir den Ort passirt waren, durch dichtes strauchartiges Gebüsch, aus dem nur mitunter einige höhere Stämme sich erhoben, die nebst dem anderen Gebüsch, nicht den geringsten tropischen Charakter an sich trugen. Nach Verlauf einer Stunde kamen wir aus dem Gebüsch in eine ebene offene Gegend, die, außer wenigem Gras, nicht die geringste Vegetation aufwies und einer großen Sandebene ähnelte, welche jedoch von zwei ziemlich bedeutenden Lagunen unterbrochen war. Außer vielen Bavas[785]), die mit ihren über dem Wasserspiegel hervorragenden, hechtähnlichen Köpfen, die Lagune langsam durchkreuzten, waren ganze Schaaren der verschiedensten Wasservögel hier zu erblicken. Corocoros[786]), Cocos[787]), Patos cucharras[788]), Garzas[789]), Arucos[790]), Kahnschnäbel[791]), Viriri-Enten[792]) und Guiras[793]) standen, jede Art streng von einander abgesondert, am Rande des Wassers oder

fischten in demselben umher und erhoben sich bei unserer Ankunft, trotzdem diese so vorsichtig als nur möglich geschah, gleich einer dichten Wolke bunt durcheinander wirbelnd, so daß einige unter sie gethane Schüsse eine Anzahl derselben herabbrachten. Noch einigemale kam die Masse der Vögel aus der luftigen Region herab und stellte sich an dem Ufer auf, doch mehre fernere erfolgreiche Schüsse ließen dieselbe bald wieder in die Höhe steigen und für heute von dem tumultreichen Schauplatze verschwinden.

Das Resultat der Jagd war ein recht günstiges, denn ich brachte einige Löffelreiher, rothe Ibis, einen Kahnschnabel, Aruco und mehre Kibitze heim.

Als ich am andern Morgen mit Freund Z. die Lagunen nochmals besuchen wollte und wir in die Nähe der Plaza kamen, wurden wir durch ein gewaltiges Pferdegetrappel in unserer Nähe aufgescheucht und nicht eine Minute dauerte es, als eine große Reiterschaar aus dem Gebüsche auf die Plaza gesprengt kam. Es waren Lanceros[794]) der Facciosos, die unter Anführung des Coronel Lira des Ortes sich bemächtigen wollten. Für uns, die wir uns in der großen Straße befanden, war die Sache sehr fatal, da wir jeden Augenblick einige von den Schiffen durch die Straße gesandte Kanonenkugeln erwarten konnten und es blieb uns weiter nichts übrig, als, so schnell uns die Füße tragen konnten, dicht an den Häusern hin, nach unserer Wohnung zurückzulaufen.

Kaum aber war dies geschehen, als der Kanonendonner von der Goleta und den Cañoneras ertönte und mehre Kugeln durch die Straßen, nach der von den feindlichen Lanceros besetzten Plaza flogen, in Folge deren Letztere es für räthlich hielten, ihren Ueberfall aufzugeben und so schnell als möglich hinwegzureiten, doch nicht ohne dabei sämmtliche Pferde und Rindvieh der Bewohner des Ortes, die sich auf der nahen Savane befanden,

mit sich zu nehmen. Obgleich die Thiere meist Ausländern gehörten, die diese vom Befehlshaber der Facciosos reclamirten, wurden sie doch nie wieder zurückgegeben.

Während der kurzen Zeit der Anwesenheit der Facciosos in Barrancas, hatten sämmtliche Bewohner natürlich fest in ihre Häuser sich verschlossen; sobald jedoch die einer Räuberbande ähnlichen Lanceros abgeritten waren, öffneten sich schnell die Hausthüren und die ganze Einwohnerschaft strömte dem Landungsplatze am Ufer zu, wo ein gewaltiges Bramarbasiren von den Thaten begann, die alle geschehen sein würden, wenn die Facciosos bis in die Straße gedrungen wären; es erreichte seine größte Höhe, als ein Parlamentair der Facciosos, ein vom Coronel Lira gesandter Lancero, unter der Menge erschien.

Trotz des weißen Tuches, das er als Parlamentairzeichen trug und womit er nach dem Kriegsschooner wehte, um an Bord desselben, zum Commandanten, gebracht zu werden, wurde er von dem versammelten Volke auf die unbarmherzigste Weise vom Pferde gerissen und, da er ohne Waffen sich befand, mit Trabuco- und Pistolenschüssen bedroht, sodann gebunden, gewaltsam in ein Boot geschleppt und nach dem Kriegsschooner gebracht, wo ihn der Commandant, ein sehr menschenfreundlicher Mann, nach Anhörung seiner Mittheilung, sofort freigab und an's Land bringen ließ. Nunmehr bestieg er ungehindert sein hier angebundenes Pferd und ritt ohne jede weitere Belästigung hinweg.

Noch einige Tage blieben wir in Barrancas, machten öftere Ausflüge nach den Lagunen, von denen jedoch zuletzt die Wasservögel durch unser Schießen völlig verscheucht wurden und fuhren eines Morgens früh 6 Uhr von hier ab nach dem nahen Pueblito Yaya, wo wir um 9 Uhr anlangten.

Der kleine Ort Yaya zeigt bereits ein indianisches Gepräge; er besteht aus Lehmhütten mit Palmdächern, die in einer Reihe mit dem Strome parallel laufen; seine Lage ist durch den

schönen, mit Palmen gezierten Urwald, der nunmehr den Orinoco bis zu seiner Mündung begleitet, äußerst anmuthig. Eine Menge Flüchtlige aus Barrancas, meist weiblichen Geschlechts, befanden sich hier, die durch den fast undurchdringlichen ungeheuren Urwald, der hinter dem Orte tief in das Land hinein sich erstreckt, vor jedem Ueberfalle der Facciosos gesichert waren. Es wurde uns schwer, bei der Menge hier lebender Menschen, ein Unterkommen zu finden, bis wir hinter dem Orte, dem Urwalde zu, ein halb verfallenes Rancho antrafen, in welches wir uns einquartierten.

Wenige Leguas unterhalb Yaya beginnt das Delta des Orinoco, indem sich am linken Ufer der große Caño Manamo, der einige Leguas weiter abwärts in den Caño Macareo sich theilt, nach Norden zu vom Hauptstrome abzweigt; letzterer bildet die Fahrstraße der von Ciudad Bolivar nach Trinidad segelnden Schiffe. An der Mündung des Caño Manamo in den Orinoco befindet sich der Malpaso von Yaya, eine Stelle des Orinoco, die durch ihre Seichtheit bereits mehren Schiffen den Untergang gebracht hat. Das Fahrwasser ist hier ungemein schmal und verändert sich so oft, daß schon deshalb allein der Orinoco nur mit Hilfe eines sichern Lootsen befahren werden muß. Zur Zeit, als ich den Malpaso das erstemal passirte, ragten noch die Mastspitzen einer Bremer Brigg, die ein Jahr zuvor an dieser Stelle ihren Untergang gefunden, aus dem Wasserspiegel hervor. Das linke Ufer dieser Gegend des Orinoco ist hoch und bietet einen wilden Anblick, durch die gewaltigen Massen der von der starken Strömung herabgestürzten Uferstrecken, mit all' ihren darauf befindlichen, halb im Wasser liegenden Bäumen, dar. Eine Menge Treibholz hat außerdem an diesem Chaos von Stämmen sich aufgestaut und der Strom tobt rasend an diesen Hindernissen vorüber, so daß das Ganze ein getreues Bild grausiger Verwüstung darbietet.

Nachdem Freund Z. eine nette photographische Ansicht von Yaya zu Stande gebracht, reisten wir zeitig am andern Morgen von diesem Orte ab, an Barrancas vorüber, längs des nördlichen Theiles der sehr großen Insel Tortola hin, deren westlichste Spitze wir umfuhren und in den Caño Piacoa, der von der südlichen Seite der Insel Tortola und dem rechten Orinocoufer gebildet wird, einliefen.

Die Insel Tortola ist von Farbigen und Indianern, die dem Stamme der Guaraunos angehören, bewohnt; sie zeichnet sich durch die ungemeine Fruchtbarkeit ihres Bodens aus und große Conucos, in denen hauptsächlich Patillas[795]), Bananen und Lechosas[796]) gezogen werden, ziehen längs der Ufer sich hin, weit in das Land hinein.

An der Einfahrt in den Caño, auf der Insel Tortola, befand sich eine kleine Niederlassung der Guaraunos, in welcher auch zwei Schwarze wohnten, von denen wir einige Trauben-Bananen erhandelten. Die Leute leben hier recht glücklich, denn ohne große Mühe liefert ihnen der Boden in reichlichem Maße ihre vegetabilische Nahrung, während der Strom seinen Fischreichthum darbietet; Kummer und Sorgen, sowie höhere Ansprüche an das Leben kennen sie nicht und sind völlig zufrieden mit dem, was die Natur ihnen in reichlichem Maße ertheilt.

Ein wenig unterhalb der Niederlassung hatten wir im Caño einen kleinen Raudal zu passiren, den wir glücklich durchfuhren und um 5 Uhr an der Playa des Ortes Piacoa landeten.

Ein winziges Flüßchen, der Rio Piacoa, mündet hier in den Caño, in welches wir unser Boot brachten, es am Gesträuch befestigten und dann behufs einer Recognoscirung des Terrains zu Fuße, am Ufer des Flüßchens entlang, weiter gingen.

Der durch Gebüsch führende Weg brachte uns nach einer ziemlich großen Lagune, aus welcher das Flüßchen entspringt, von wo wir auf einer Anhöhe den Ort Piacoa vor uns liegen

sahen. Eine Menge Wasservögel belebten den See und bei unserer Jagdlust konnten wir uns nicht enthalten, einige Schüsse nach ihnen zu thun, ohne zu ahnen, welche Angst wir den Bewohnern von Piacoa dadurch einflößten. Der deutsche Matrose, nebst dem in Guayana vieja gemietheten Mulatten, der sich Don Juan nennen ließ, obgleich er durchaus nicht die Schönheit seines Mozart'schen Namensvetters besaß, befanden sich in unserer Begleitung und wir waren sämmtlich mit Flinten bewaffnet, als wir die Anhöhe von Piacoa hinaufstiegen und die ersten Häuser des Ortes erreichten.

Keine menschliche Seele zeigte sich hier und bei dem Versuche, in ein Haus zu treten, fanden wir die Thüre desselben verschlossen; gleicherweise bei anderen Häusern, die wir passirten, bis wir endlich an einem Hause vorüberkamen, an dessen einer Ventana eine schöne junge Dame saß, die, uns einige Zeit mit ihren Blicken musternd, freudig in die Worte ausbrach: „Gracias a Dios, son Vms., Don Carlos y Don Alberto! Nosotros pensabamos son facciosos que estaban tirando![797]) und dabei schnell die Hausthüre öffnend, bat sie uns einzutreten. Es war eine junge Dame aus Barrancas, die mit einer Menge anderer Flüchtlinge aus ebendemselben Orte, zur Zeit hier wohnte und die wir von unserem früheren Aufenthalte in Barrancas sehr gut kannten. Jetzt löste sich das Räthsel wegen der verschlossenen Hausthüren; durch unsere Schüsse aufmerksam gemacht, hatten einige Bewohner Piacoa's uns mit Flinten Bewaffnete gegen den Ort ankommen sehen und in uns die gefürchteten Facciosos erblickt, hinter denen sie eine bedeutende Tropa vermutheten; sogleich hatten sie Alarm im Orte gemacht, in Folge dessen die Bewohner in ihren Häusern sich verschlossen hatten.

Als sie uns jetzt aber mit der Dame plaudern und in's Haus eintreten sahen, verschwand jede Furcht; die Häuser öffneten sich, eine große Menschenmenge umgab uns bald und bestürmte

uns mit Fragen über die Facciosos und den Zustand von Barrancas, deren Beantwortung von uns nicht ohne Beihilfe einer sehr wilden Phantasie geschah, wodurch wir noch am späten Abend die Löwen des Tages wurden.

Die Menge der, alle Häuser Piacoa's füllenden Flüchtlinge, ließ uns keinen Platz im Orte finden und es blieb uns nichts übrig, als unser Lager unter einigen hohen Bäumen am See aufzuschlagen.

Am andern Morgen brachten wir das Boot das kleine Flüßchen Piacoa aufwärts bis nach der Laguna und banden es in der Nähe unseres Lagers am Ufergesträuch an, dann begaben wir uns nach dem Orte, um frisches Fleisch zu kaufen, das uns, bei dem großen Begehr desselben von Seiten der Flüchtlinge, nur auf vieles Bitten und zu dem theuersten Preise abgelassen wurde.

Piacoa besteht fast einzig und allein aus einem großen viereckigen Platze, an welchem die ziemlich gut gebauten Häuser liegen, die sich nach Nord und Süd in zwei unbedeutende Straßen verlängern; die kleine Kirche liegt in der Mitte des Platzes.

Im Süden des Ortes erstreckt sich eine große ebene Savane viele Leguas weit in das Land hinein, bis zu dem hohen unermeßlich großen Urwalde, der von da an das Innere bedeckt. Am Nachmittage ging ich nach dieser Savane botanisiren und fand außer vielen interessanten Savanenpflanzen eine Bactris-Art, die Cubaro, die ich bis jetzt noch nicht gesehen hatte. Ihr dünner Stamm wird nicht über 15—20 Fuß hoch und trägt einige wenige zierlich gefiederte Wedel und kleine Trauben dunkelblauer, runder Früchte; der Stamm wie die Blattstiele starren von langen spitzen Stacheln, die, da die Palme getrennten Geschlechtes ist, bei den männlichen Exemplaren von schwarzer, bei den weiblichen dagegen von weißer Farbe sind. In der Nähe unseres Lagers fand ich einen andern interessanten Baum, die Couroupita

guianensis Aubl., an dessen Zweigenden, zugleich mit den in Büscheln stehenden großen, Lecythis-ähnlichen Blüthen, die kopfgroßen runden, mit einer Menge Samen gefüllten Früchte sitzen. Ueberhaupt bot die Vegetation bei Piacoa die größte Mannigfaltigkeit und eine Menge neuer Erscheinungen aus der Pflanzenwelt dar.

Als wir gegen Abend uns nach dem Orte begaben, um in einer Pulperia einige nöthige Gegenstände einzukaufen, lud uns deren Besitzer, Sr. Ramon Montiel, ein, bei ihm zu wohnen, was wir mit Freuden annahmen und noch an demselben Abend unsern Umzug zu ihm bewerkstelligten.

Zeitig des andern Morgens machten wir, in Begleitung eines Führers, einen Ausflug nach dem in der Nähe liegenden Cerro de Piacoa, den uns Sr. Montiel als den Herd eines Vulkans geschildert hatte. Durch dichtes, hinter dem Ort befindliches Gebüsch. traten wir hinaus in die offene Savane und wanderten einer Gruppe Alcoyurepalmen[798]) zu, die in der grasbewachsenen Ebene sich erhob und in ihrer dunklen Färbung scharf gegen den klaren Horizont sich abzeichnete. Im Schatten der Palmen liegt der mit Gras und Cardo santo[799]) sowie einigen gelbfrüchtigen Solaneen bewachsene, durch kleine aufgeworfene Hügel bezeichnete, von Rhopala- und Mimosengebüsch umgebene Campo santo[800]) des Ortes; sonst erblickt das Auge gegen Süden einzig und allein eine endlose Steppe hohen Grases; während gegen Westen ein nackter, mit schwarzem Felsgeröll und braunrothem Conglomerat bedeckter Hügel, der Cerro de Piacoa, sich erhebt.

Eine gute halbe Stunde hatten wir vom Campo santo zu gehen, bevor wir nach dem Cerro gelangten, an dessen Fuße ein Flüßchen sich hinschlängelte, an dem ein kleines von der üppigsten Tropenvegetation gebildetes Wäldchen lag.

Wir passirten oberhalb des Wäldchens den Fluß, durch-

schritten ein dichtes Guayabal[801]) und erstiegen den nicht über 600 Fuß hohen, mit wenigem Gras, großen Melocactus[802]) und einer Unmasse von Steingeröll bedeckten Hügel. Unweit des Gipfels zeigte mir der Führer eine, einen Fuß im Durchmesser haltende Oeffnung, die in das tiefste Innere des Hügels zu führen schien. Ein dünner Rauch und eine fast erstickende, mit starkem Schwefelgeruch geschwängerte Atmosphäre drang aus derselben und ein seltsames unterirdisches Getöse, wie durch mächtiges Feuer verursacht, war bei der Annäherung des Ohres zur Oeffnung deutlich hörbar.

Unsere Bemühungen, die Oeffnung zu erweitern, um das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, waren fruchtlos, da ungeheure Felsblöcke rings um dieselbe lagen, eben so wenig glückten die Versuche, vermittelst einer langen Stange in die Tiefe hinabzustoßen, um vielleicht dadurch einiges von der im Innern des Hügels kochenden Masse an's Tageslicht zu fördern. Die Stange stieß weit unten an die im Loche befindlichen Felsstücke auf und der Versuch hatte kein anderes Resultat, als daß er eine darin befindliche Fledermaus mit hellbraunrothem Körper aus ihrem Schlafe erweckte, die, in Gesellschaft einer Kröte[803]), aus ihrer heißen Wohnung in bester Gesundheit hervor kam.

Ohne die geringste Aufklärung über das im Innern des Hügels herrschende Getöse erlangt zu haben, begaben wir uns nach längerem Verweilen von hier hinweg, Freund Z. zurück nach Piacoa, um eine Ansicht des Ortes zu nehmen und ich nach dem, am Fuße des Hügels vom Flusse durchströmten, schönen Wäldchen, das eine Menge interessanter, von mir bis jetzt noch nicht gesehener Pflanzen zu bergen schien. Den Führer, der bereits in aller Frühe eine starke Dosis Rum zu sich genommen haben mußte und uns bisher durch eine reiche Auswahl Gespenstergeschichten und miraculöser Erzählungen aus dem Leben einiger

Heiligen gelangweilt hatte, sandte ich ebenfalls hinweg, um durch ihn nicht in meiner Bewunderung der interessanten Pflanzenwelt gestört zu werden.

Eine wahre tropische Vegetationspracht trat mir hier entgegen.

Dichtes Gebüsch hoher feinwedeliger Baumfarn[804]) prangte am Flusse, über welches Gruppen der Palma Corozo[805]) und einzelne Stämme der Iriarteen-gleichen Deckeria Corneto sich erhoben. Eine Menge Riesenbäume des Tacamajaca[806]), Curucai[807]), Cedro[808]), Algarrobo[809]) und vieler anderer Giganten des Urwaldes bildeten mit ihren in einander verwobenen Gipfeln ein undurchdringliches Laubdach und ihre Stämme waren dicht besetzt mit schönen Aroideen, großwedeligen Schlingfarn und Büschen von Orchideen. Was mir jedoch den größten Genuß des Anschauens gewährte, war die in ziemlicher Menge in dem Wäldchen stehende, riesige Cucuritopalme[810]), die ich hier zum erstenmale erblickte.

Stolz steigen aus dem dicken grauen, rissigen Stamme, in streng spiralförmiger Stellung, die 30 bis 35 Fuß langen Riesenwedel mit ihren großen, rings um den Blattstiel gestellten, gegen die Spitzen zu herabhängenden Fiederblättern auf, die in solcher Weise einen überraschend schönen Anblick darbieten, der durch die majestätische Haltung der an ihrem Ende herabnickenden Wedel noch imponirender wird. Mit einigen Tausenden von Früchten beladen, hängt der lange Fruchtkolben, überragt von der großen tiefgewölbten Spatha, von der Basis der kolossalen Blattstiele herab, in Gemeinschaft mit dem, von unzähligen wachsgelben, Honig duftenden Blüthen beladenen Spadix, den Tausende von Bienen umschwärmen. Alte vertrocknete Blattstrünke starren rings um die Stämme und aus den durch sie gebildeten, mit vegetabilischem Humus gefüllten Vertiefungen, dem Aufenthalte von

Scorpionen, Tausendfüßen und großen Buschspinnen, hängen herrliche Farn[811]) herab.

Außerdem sah ich hier eine andere Palme, die ich früher bereits an der Nordküste bei Puerto Cabello und den Hügeln von Goaiguaza angetroffen hatte, die Tucumapalme[812]).

Sie ist mit langen, federbuschartigen, mit feinen Fiederblättchen besetzten Wedeln geziert, die dem leisesten Luftzuge nachgeben; das herrliche frische Grün ihrer Blattkrone, die weißen stachligen, in der Mitte dick aufgeschwollenen Stämme und die unentwickelten, in die Höhe starrenden braunen Blüthenkolben, bilden in ihrem Farbenschmuck einen schroffen Gegensatz zu der dicken, dunkelgrünen, auf starren Aesten sitzenden Belaubung der sie umgebenden Urwaldbäume.

Noch eine andere Palme, die Seje[813]), von der ich weiter unten ausführlicher reden werde, kam hier vor, die mit ihren großen herabhängenden Wedeln hier und da das Wäldchen überragte.

In so reichlicher üppiger Fülle, als die Palmen und Farn, waren die Scitamineen hier vertreten, die langen Pisangblätter der Heliconia, die bunten Cannablätter der Maranta, die auf langen Rohrschaften stehenden, nach zwei Seiten ausgebreiteten lederartigen, glänzenden Blätter der Calathea, große, mit der Spitze aufwärts gerichtete Pfeilblätter des baumartigen Arum standen hier am Ufer des Flüßchens über und durcheinander und daraus hervor sich drängende Fächer- und Fiederwedel junger Moriche- und Cucuritopalmen senkten sich auf langen Blattstielen in graciösen Schwingungen, vom zarten Lufthauche leise erzitternd, über die klare ruhige Oberfläche des Wassers.

Große glänzend blaue Schmetterlinge, der blendende Menelaus, der stahlblau angehauchte Curilochus, die prachtvollen Helenor und Achilles schwebten, in langsamem Fluge auf und ab tanzend, über das Wasser dahin, während der grün und gold-

gestreifte Leilus in größter Eile den stillen Ort auf seiner weiten Reise passirte.

Purpurrothe, ultramarinblaue, schwarz und weißgefleckte Libellen jagten einander in neckischem Spiele über den Fluß hin und her oder schwebten, fest gebannt auf einem Fleck, darüber, das Ende des gekrümmten dünnen Leibes in schneller Wiederholung in die Wasserfläche tauchend, um ihre Eier darein fallen zu lassen und noch andere hingen mit ausgebreiteten Flügeln an den Blüthenrispen der Pisanggewächse oder den langen Stengeln der Cypergräser.

An einer sandigen Stelle des Ufers sonnte sich ein Pärchen der prachtvollen Sonnenreiher[814]), das Männchen auf einem seiner zierlichen Beine, mit eingezogenem Hals und Kopf und ausgespreizten Flügeln sinnend dastehend, das Weibchen ihre herrlich gefärbten Flügel zur Erde gesenkt, langsam vorwärts schreitend und pfeilschnell nach den golden glitzernden, am Wasser hin und her fahrenden, Feuerfliegen haschend.

Es war eine echt tropische Scenerie, wie man sie in ihrer größten Pracht im Delta des Orinoco findet.

Mittags 1 Uhr wanderte ich nach Piacoa zurück, um einige Stunden auszuruhen und begab mich dann nach der im Osten von Piacoa gelegenen Gegend.

Hier traf ich auf eine, von der heut Morgen bewunderten, völlig verschiedene Landschaftsscenerie.

Zahlreiche ungeheure Felsblöcke in wunderlichen Formen lagen in einer kleinen Thalsenkung wild durcheinander, überwuchert von großen Büschen Catasetum, Cattleya und Cyrtopodium[815]), grauen candelaberförmigen Cereus, behängt mit Guirlanden orangeblüthiger Cucurbitaceen[816]), zartfächerblättriger Lycopodien[817]) und gefingerter kammblättriger Mertensien[817]) und auf der Oberfläche des zu ihren Füßen befindlichen Sumpfes schwimmen, einem bunten Teppich ähnlich, die röthlichen aus-

gezackten Blätter weißblüthiger Nymphäen[819]), die azurblauen Blüthen der Eichhornia[820]), gemischt mit den gelben der Hydrocleis[821]). Von Palmen finden sich nur zwei Repräsentanten hier, die Carata[822]) und Cubaro[823]), von denen letztere in großen Gruppen auf trockneren grasbewachsenen Stellen, erstere hingegen vereinzelt an den Sumpfrändern wächst.

Am Charfreitagmorgen 4 Uhr, den 22. April, fuhren wir von Piacoa weg, den Caño abwärts und landeten um 1/2 11 Uhr am rechten Ufer, bei dem kleinen Orte San José de Guacara. Der Landungsplatz war mit einer Menge großer hoher Felsblöcke bedeckt, die durch ihre seltsamen Formen einen außergewöhnlichen Anblick darboten. Sie waren auf ihrer Oberfläche, wie die bei Piacoa, mit Orchideen, Cereus, Schlingfarn und Aroideen völlig überzogen und ein Dickicht hoher Bäume, aus, mit einer Fülle großer Blüthen bedeckter Coco de mono und der Couroupita[824]) bestehend, schloß sie auf der Landseite ein.

Der Ort besteht aus nur wenigen Hütten, die von Halbindianern bewohnt werden, welche den fruchtbaren Boden sorgfältig bebauen und bedeutende Conucos von Mais, Yuca, Ñame[825]), Patillas und Bananen besitzen. Die Bewohner der Niederlassung waren sehr freundlich zu uns und ein Sr. Jacinto Diaz lud uns ein, in seiner Hütte unsere Wohnung zu nehmen. Die Hütte war sehr groß und an der Frontseite völlig offen, das zierliche Dach auf das Sorgfältigste mit den Wedeln der Sejepalme gedeckt und ein roh gezimmerter Tisch wie einige dazu harmonirende Stühle, machten die Möbels des Hauses aus. Die zusammengebundene, getrocknete Spadix der Palma Manaque[826]) wurde als Besen gebraucht und leistete in dieser Eigenschaft treffliche Dienste, da die braune muntere Hauswirthin während des Tages verschiedene Male das Haus damit fegte.

Nachdem wir uns durch ein gutes Mahl von frischen Fischen, gekochter Yuca und Ñame gestärkt, unternahmen wir einen Aus-

flug in die Umgegend. Aus den weitläuftigen Conucos traten wir in den hohen Urwald ein, der viele neue Bäume, die ich weiter unten ausführlicher besprechen werde, aufwies, von denen der mir Interessanteste, den ich weiter abwärts am Orinoco nicht mehr antraf, der wilde Cacao[827]) war. Er unterscheidet sich von dem angebauten Cacao[828]) durch die kleineren, goldgelben Fruchtschoten, deren Samen ebenfalls an Größe dem letzteren nachstehen, während der Habitus beider vollkommen sich ähnelt. An einem freien, mit großen Felsblöcken bedeckten Platze des Urwaldes erhoben sich eine Menge riesiger Cucuritopalmen, deren graue rissige Stämme über und über mit schönen Farn behängt waren.

Der Boden umher glich dem schönsten grünen Sammetteppich, dermaßen dicht standen die hellgrünen zarten, fein ausgezackten Blätter der zierlichsten Selaginellen. Außer der Cucurito- und Manaque-Palme fand ich nur noch eine Bactris-Art hier, die in großen Gruppen am Flußufer stand und der Bactris setosa Mart. ungemein ähnelte.

Mit dem Beginn der Urwaldvegetation an den Ufern des Orinoco fand sich jetzt eine neue Plage für Menschen und Thiere, in einer zu den Tabaniden gehörigen kleinen Bremsenart, der Golosa[829]), ein, die in großer Menge, den ganzen Tag über, dieselben auf das Schlimmste peinigte und eine der größten Plagen für die Bewohner des Delta des Orinoco sowie der ganzen Meeresküste vom Orinoco bis zum Essequibo hin ist, die fortwährend ihre Hände in Bewegung setzen müssen, um sich vor den empfindlichen Stichen dieser Blutsauger zu schützen.

Sie verfolgen den Menschen überall hin, setzen sich an die in Hütten aufgehängten Hängematten und lassen dem darin Liegenden ihre Stiche, die durch die Hängematte und etwaige Bekleidung hindurch dringen, auf das Schmerzhafteste fühlen,

verfolgen sogar die auf dem Strome in der Curiara dahin Fahrenden.

Nachdem wir uns mit einigen großen Trauben Bananen und einem Korb Ñame verproviantirt hatten, fuhren wir Abends 5 Uhr von San José de Güacara, hinweg, den Caño abwärts und langten um 12 Uhr Nachts in dem Guaraunoorte Santa Catalina an, wo wir in einem am Ufer erbauten Rancho übernachteten und eine schlaflose Nacht, in Folge der großen Menge uns peinigender Zancudos, verbrachten.

Endlich schliefen wir, ermüdet von der Reise und dem nächtlichen Rudern, gegen Morgen ein und fanden uns beim späten Erwachen von einer Anzahl Guarauno-Indianer umgeben, die von uns Rum verlangten. Unser Vorrath davon war glücklicherweise schon seit mehren Tagen zu Ende gegangen, sonst wären wir ihn hier als Geschenk schnell los geworden. Um so mehr wunderte ich mich über das Verlangen der Leute, als ich auf einem, unter dem Dache des Rancho befindlichen Bret, den Namen des Rancho „Posada al peregrino" mit der Bemerkung angeschrieben fand, daß jeder hier Einkehrende ersucht wird, weder Rum noch andere starke Getränke an's Land zu bringen, überhaupt nicht in der Posada al peregrino bei sich zu führen.

Diese Ordre war von einem hier wohnenden Mestizen, Sr. Francisco Silva, dem Rey de los Guaraunos[330]) wie er genannt wurde und Besitzer der Gegend von Santa Catalina, gegeben.

Bald, nachdem wir unseren Caffee getrunken und das Gepäck im Rancho untergebracht hatten, erschien, mit mehren Guaraunos als Gefolge, Sr. Silva in eigener Person, ein alter abgemagerter Mann in den siebenziger Jahren, mit eingefallenem Gesicht und von jüdischem Typus, der einzig und allein mit einem schmuzigen, gestreiften Hemde und Palmensombrero bekleidet und von ziemlich heller Hautfarbe war.

Er zeigte uns eine sehr schlimme Krankheit an seinem Körper,

und fragte, ob wir ihn curiren könnten, was wir leider verneinen mußten, da wir für eine derartige Krankheit nicht Medicin mit uns führten. Unsere abschlägige Antwort schien er als bösen Willen unsererseits zu betrachten und begab sich bald, nach einigen wenigen Bemerkungen, mit seinem Hofstaate hinweg.

Noch mehr schien er in seiner üblen Meinung über uns bestärkt zu werden, als er bald darauf uns ein Geschenk an reifen Pisangfrüchten sandte, mit der Bitte, ihm etwas Biscocho[831]) zukommen zu lassen, den wir leider seit mehren Tagen aufgezehrt hatten, so daß wir ihm auch diese Bitte abschlagen mußten.

Francisco Silva war in seinem besten Mannesalter unter die Guaraunos nach Santa Catalina gekommen, hatte sich hier mit einer Indianerin verheirathet und nach und nach ein bedeutendes Ansehen und so große Macht über den ganzen Stamm der Guaraunos erlangt, daß er nicht mit Unrecht deren „König" genannt wurde. Er besaß eine Tienda im Orte, in welcher er die für Indianer nöthigen Artikel führte, die er ihnen zu hohen Preisen verhandelte, wofür sie für ihn so gut wie umsonst arbeiten mußten.

Außerdem besaß er eine bedeutende Caffee- und Cacao-Plantage, die weit am Ufer des Stromes sich hinzog und trieb bedeutenden Handel nach Ciudad Bolivar und Demerara mit dem seltenen theuren Aceite de Sassafras[832]), Copaivabalsam und anderen werthvollen Droguen des Urwaldes am Orinoco, so daß er zu großer Wohlhabenheit gelangte und nunmehr die Guaraunos völlig beherrschte[833]).

In geringer Entfernung vom Ufer auf einer Anhöhe befand sich die von den Indianern bewohnte Niederlassung Santa Catalina, einige zwanzig, mit den Wedeln der Timiche[834]) gedeckte Lehmhütten, die zur Zeit nur zur Hälfte bewohnt waren, da die

meisten der Bewohner des Ortes am Caño Aragua sich befanden, um Curiaras[835]) zu fertigen.

Eine Anzahl schöner Cucuritopalmen, von denen die Indianer die große kahnförmige Spatha zur Aufbewahrung von allerlei Gegenständen benutzen, sowie das die Samenkerne umhüllende süße Fleisch der Früchte sehr gern essen, standen um die Hütten umher, deren Bewohner aus Furcht vor uns entflohen.

Wieder in unser Rancho zurückgekehrt, landeten gegen Abend in unserer Nähe einige Curiaras mit Guaraunos, von einem ihrer größten Häuptlinge, Luciano, angeführt.

Nachdem sie sich gebadet und mit Onoto das Gesicht und den nackten Körper, dessen einzige Kleidung bei beiden Geschlechtern nur aus einem Guayuco[836]) bestand, bemalt hatten, ordnete sich der Zug zu einer langen Reihe, voran ein junger Indianer mit den Insignien des Häuptlings, einem kleinen Blechkasten, in welchem das von der venezuelanischen Regierung ausgestellte Häuptlingspatent sich befand; hinterher ein anderer Indianer mit einer langen Bambusstange, auf welcher ein großes, hellpolirtes Stück Blech prangte und dann der Häuptling selbst, dem sich die anderen männlichen Guaraunos, einer hinter dem andern gehend, anschlossen. Darauf erst kamen die Weiber, jungen Mädchen und Kinder, die mit Glasperlen um Arme und Beine, wie über der Brust, geschmückt waren.

Unter den jungen, etwa elf- bis zwölfjährigen, vollkommen ausgebildeten Mädchen, sah ich einige mit kurz abgeschnittenen Haaren, ein Zeichen, daß sie in das Alter der Mannbarkeit getreten waren.

Am späten Nachmittage machten wir Sr. Francisco Silva unsere Gegenvisite. Sein Haus war im venezuelanischen Styl erbaut, mit einer nach dem Hofraum zu führenden Veranda, einer aus Brettern gefertigten Thür und mehren durch Holz-

gitter verwahrten Fensteröffnungen. Der ziemlich bedeutende Hofraum war ringsum eingezäunt und in ihm gab der „Rey" den eben angekommenen Guaraunos, die auf Schildkrötenschalen Steinen und Baumklötzen in einem Halbkreise umhersaßen, Audienz, die durch unsere Ankunft unterbrochen wurde.

Nachdem wir ihm einige Geschenke an Lebensmitteln, von denen wir noch Vorrath hatten, übergeben, wurden wir der Familie, die aus seiner alten Frau, mehren kräftig gebauten Söhnen in den zwanziger Jahren und zwei wunderschönen, 14 bis 16 Jahr alten, üppig gebauten Töchtern bestand, vorgestellt. Sie waren sämmtlich in der Kleidung der Venezuelaner mittlerer Klasse und den Mädchen stand ihr schön anliegender, den Körper vortheilhaft hervorhebender Anzug von buntem Calico allerliebst.

Francisco Silva besaß nicht geringe wissenschaftliche, besonders botanische Kenntnisse und gab mir wichtige Aufschlüsse über mehre medicinisch interessante Pflanzen und deren Standorte in den Wäldern des Orinocodeltas; er zeigte mir zugleich ein von ihm gefertigtes voluminöses Manuscript der Sprache der Guaraunos in spanischer Uebertragung. Bei unserm Abschiede begleiteten uns die, der spanischen Sprache mächtigen Söhne nach dem Rancho, wo wir uns lange mit ihnen unterhielten und ihnen einige kleine Geschenke machten.

Etwas später kamen die fremden Guaraunos in Begleitung Fr. Silva's ebenfalls zum Rancho und Freund Z. ordnete sie in eine malerische Gruppe, die von ihm photographirt wurde.

Gegen Abend erschienen die schönen Töchter Don Francisco's am Ufer, in der Nähe des Rancho, warfen ihre Kleider ab und badeten sich sans gène vor unseren Augen im Flusse; es gewährte einen eigenen Reiz, ihre anmuthigen Körper mit den üppigen langen Haaren in dem ruhigen Wasser des Orinoco mit der Behendigkeit eines Fisches umherschwimmen zu sehen. Ländlich!

sittlich! Die wirklich noch unschuldigen Mädchen waren es so gewöhnt, denn Frivolität war ihnen völlig fremd; alle Guaraunomädchen badeten in dieser Weise und deshalb auch sie.

In der Nacht peinigten mich die Zancudos dermaßen, daß ich nicht länger in der Hängematte bleiben konnte, ich begab mich in eine der am Ufer liegenden Curiaras der Guaraunos, ruderte eine kleine Strecke in den Caño hinaus, band sie an einen aus dem Wasser hervorragenden Baumstamm und schlief, von den Zancudos befreit, die Nacht über auf's Angenehmste in ihr.

Am andern Morgen ging ich mit einem der Söhne Don Francisco's in den nahen Urwald, um zu botanisiren. Ich sah auf diesem Ausfluge mehre interessante Pflanzen, unter denen die Carapa, die Copaifera und der Baum, welcher das Aceïte de Sassafras[837]) liefert, meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nahmen.

Die Carapa guianensis Aubl. ist ein hoher Baum mit großen schönen Blättern, dessen Holz ein ausgezeichnetes Möbelholz giebt, im Alter eine sehr dunkelbraune Färbung annimmt und dann dem Mahagoni ungemein ähnelt.

Die braunen Früchte des Baumes, deren Pericarpium ziemlich hart ist, sind von Kindskopfgröße und enthalten eine Menge großer drei- und viereckiger, am untern Ende abgerundeter Samen, die ein vorzügliches bitteres Oel liefern, das besonders in Britisch Guyana allgemein als das beste und feinste Haaröl angewendet wird und sogar Haarwuchs erzeugend ist.

Außerdem wird der Same von den Indianern zum Fange von Fischen, besonders der wohlschmeckenden Morocotos[838]) benutzt, indem sie an den Stellen, wo diese häufig sind, kleine Stücke desselben in's Wasser werfen und die sich zahlreich darum Versammelnden durch Pfeilschüsse tödten.

Die Copaifera guianensis Desf. ist ebenfalls ein sehr großer Urwaldbaum mit ungemein dickem Stamme, dessen Balsam durch

in den Stamm gehauene Löcher und Einschnitte in reicher Quantität gewonnen wird und der bereits in vollkommen rein und klarem Zustande daraus abfließt.

Ebenso der riesige Baum, Oreodaphne opifera Nees, der das Aceite de Sassafras liefert, das aus den in den Stamm gehauenen Löchern ebenfalls in reinstem Zustande und reichlichster Quantität herausströmt; dieses Oel hat einen streng terpentinartigen Geruch und wird besonders in Britisch Guyana medicinisch für Verwundungen und zu Einreibungen angewendet; es ist hoch im Preise und die Flasche davon wird an Ort und Stelle zu zwei Dollars[839]) verkauft.

Von Palmen traf ich viele Gruppen der bereits bei San José de Guacara vorkommenden Bactris-Art, wie einige Arten des Oenocarpus: die Seje[840]) und Manaque[841]) an. Aus den dunkelvioleten, pflaumenähnlichen Früchten der ersteren bereiten die Eingeborenen durch Kochen ein sehr wohlschmeckendes, erfrischendes Getränk, das in Britisch Guyana unter dem Namen Wild-Chocolate sehr beliebt ist. Die Epidermis der getrockneten Basis der Blattstiele beider Oenocarpus-Arten benutzen die Guaraunos unter dem Namen „Guina" als Deckblätter für ihre Cigarren und die noch unentwickelten, in dem, von der Blattstielbasis gebildeten grünen Stammaufsatz befindlichen Blätter geben als Palmenkohl ein gutes Gemüse.

Unweit eines inmitten der Uferwaldung gelegenen Conucos fand ich mehre Gehäuse der großen Ampullaria urceus Fér., die von den Indianern gegessen wird; es gelang mir jedoch hier nicht, lebende Exemplare zu finden.

Als ich am Nachmittage nach der Posada el peregrino zurückkam, fand ich sämmtliche Guaraunos der Niederlassung hier versammelt, die von Freund Z. in großen Gruppen photographirt wurden. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf, um meinen Magen zu stärken und begab mich dann wieder in den mir sehr interessant

gewordenen Urwald, um zu botanisiren und einige Zwiebeln der hier vorkommenden Crinum-Arten[342]) zu sammeln.

Am Abend hatte Fr. Silva einen großen Tanz der Guaraunos veranstaltet, zu dem ich mit Z. eingeladen war.

Die Instrumente, die denselben accompagnirten, bestanden in einigen Violinen und der Maracca. Diese Violinen, die sie nicht selbst fertigen, sondern in den nächsten civilisirten Ortschaften gegen Hängematten, Droguen, getrocknete Fische, u. s. w. eintauschen, sind fast um die Hälfte kleiner als die in civilisirten Ländern gebräuchlichen und an Größe denen gleich, die man in Deutschland als Kinderspielzeug zu kaufen bekommt. Sie sind jedoch von bei weitem besserer Qualität, dauerhafter als letztere construirt und im Tone wenig von den größeren abweichend, da sie gewölbt gebaut und mit guten Saiten bezogen sind.

Die Guaraunos wissen dies Instrument ziemlich geschickt zu handhaben, nur ist leider die Auswahl ihrer musikalischen Piecen eine sehr beschränkte.

Das andere Instrument, die Maracca, die überall in Venezuela bei Tänzen ihre Anwendung findet, besteht in der ausgehöhlten kürbisähnlichen Frucht der Crescentia cujete, die mit einer Anzahl Maiskörner oder Steinchen gefüllt und unten mit einem hölzernen Griffe versehen ist. Das Instrument wird an diesem Griffe mit der Hand gefaßt und nach dem Takte der Musik hin und her geschüttelt, was einen, unseren Kinderklappern ähnlichen Ton, obwohl in verstärktem Maße, hervorbringt. Gewöhnlich wird in jeder Hand eine dieser großen Klappern geschwungen und ein geübter Maraccaspieler weiß, streng nach dem Tacte der Musik, die beiden Instrumente in mannigfaltigen Variationen mit solcher Fertigkeit zu schütteln, daß die dadurch hervorgebrachten Töne selbst musikalische Ohren nicht unangenehm berühren.

Der Tanz fand in einer von allen Seiten offenen, nur von

sechs Pfählen gestützten Hütte, die mit einem Palmendache gedeckt war, statt.

Die daran theilnehmenden Männer, Weiber und Kinder waren bis auf den Guayuco[843]) völlig nackt, ihre Haare mit Onoto[844]) oder Chica[845]) und ihre Gesichter, Schenkel und Waden mit drei- und viereckigen, in einander verschlungenen Figuren und großen Punkten von eben diesen Farben, sowie ihre Arme mit ähnlichen blauschwarzen Zeichnungen von Caruto[846]) bemalt.

Die Weiber, verheirathete und unverheirathete, stellten sich, zwei lange Reihen bildend, in Front dem Musikchor gegenüber, indem eine die andere unterhalb der Brust mit den Armen umfaßte, ebenso die Kinder weiblichen Geschlechts, die an den Enden jeder Reihe gruppirt, die Weiber an den Beinen umschlungen hielten. Hinter dieser Gruppe schöner und häßlicher, weiblicher Gesichter und Körperformen standen einige Reihen Männer, die eine ähnliche Kette bildeten.

Nach dem Tacte der Musik bewegten sich nun die in Reihe und Glied aufgestellten nackten Gestalten, indem sie abwechselnd einen Schritt vorwärts und dann einen Schritt rückwärts sprangen, so daß sie stets auf ein und demselben Flecke blieben.

Dieser Tanz, der im Anfange durch den Reiz der Neuheit interessirte, währte wenigstens eine Stunde und ich war zuletzt herzlich froh, als die Musik wie die Tanzenden, beide Theile von Schweiß triefend, das monotone Schauspiel beendeten.

Nach einer Pause, in welcher von Männern und Weibern der Chicha[847]) eifrig zugesprochen wurde, begann eine wilde Musik und ein anderer Tanz, der an Decenz vieles zu wünschen übrig ließ und nicht wohl beschrieben werden kann.

Nachdem ich zur Genüge den seltsamen wilden Sprüngen der Gesellschaft zugeschaut und meine Ohren zur Uebersättigung durch die grellen Töne der tollen Musik gepeinigt worden waren, schlich ich mich unbemerkt aus dem Rancho, begab mich in dunkler

Nacht nach der einsamen Hütte am Ufer des Orinoco und schlief, von den Zancudos gepeinigt, auch diese Nacht in einer der Curiaras der Guaraunos.

Des anderen Morgens zeitig empfahlen wir uns von Fr. Silva und seiner Familie, ruderten den Caño Piacoa abwärts, umschifften die westliche Spitze der Insel Tortola, passirten die kleinen Inseln las Portuguesas und landeten am Nachmittage unweit des Caño Araguao, wo wir in der Hütte eines Zambo unser Quartier nahmen.

Unsere Absicht war, am anderen Tage eine in der Nähe befindliche Rancheria der Guaraunos zu besuchen, von denen sich seit zwei Monaten eine Menge hier aufhielten, um große Curiaras zu fertigen.

Wir engagirten für diesen Besuch bei den Indianern einen Mulatten, Toribio, welcher der Sprache der Guaraunos mächtig war und unternahmen sodann einen Ausflug in den nahen Wald, der aber wenig Neues bot und von Palmen nur die bei Santa Catalina gesehenen Arten aufwies.

Abends 5 Uhr passirten eine Menge Guaraunos in fünf großen Curiaras, von denen die eine landete, die Hütte des Zambo. Die Indianer brachten Fische und mehre Terekayschildkröten[348]) zum Verkauf, die wir sämmtlich für einen geringen Preis erhandelten.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach der Rancheria der Guaraunos am Caño Araguao, nachdem wir den Dolmetscher Toribio, um uns anzumelden, dahin vorausgesandt hatten, damit die furchtsamen Guaraunos durch unser plötzliches Erscheinen nicht bestürzt werden und entfliehen möchten.

Einige Hundert nackter, nur mit dem Guayuco bekleideter Guaraunos beiderlei Geschlechts standen bei unserer Ankunft am Ufer und stimmten ein wildes entsetzliches Geheul an. Der uns erwartende Toribio brachte uns nun sogleich zu dem der

Menge voranstehenden Häuptling Francisco, mit dem wir in eine lange Unterhaltung geriethen, indem er uns über unsere Absichten, den Zweck der Reise, u. s. w. auf's Genaueste ausfrug, worauf er uns einlud, ihm in die Rancheria zu folgen.

Der Weg dahin führte über umgehauene, wild durch einander geworfene Bäume, die alle unsere Geschicklichkeit im Klettern in Anspruch nahmen, worauf wir nach einem freieren Platze gelangten, auf welchem ein riesiges, wohl an 200 Fuß langes Rancho stand, in dem es von dicht über und durcheinander gehängten Chinchorros[849]) wimmelte. Wir mußten uns in einige Chinchorros setzen und wurden mit Chicha und Yarumakuchen tractirt. Diese runden dünnen Kuchen, aus dem geriebenen Marke der Morichepalme, von den Guaraunos „Yaruma" genannt, bereitet, werden, mit dem Fett dicker Käferlarven gemischt, geröstet, und haben einen, den Früchten, wie dem Marke eigenthümlichen fauligen Geruch, der sie dem Europäer ungenießbar macht. Einige davon genossene Bissen verursachten mir großen Ekel und ich prakticirte den Rest des Kuchens verstohlener Weise zu dem des Dolmetschers, der, ohne etwas davon zu merken, alle beide mit großem Wohlbehagen verzehrte.

Während wir das leckere Mal einnahmen, kamen mehre Weiber mit aus den Stengeln der Calathea geflochtenen Körben voller Lebensmittel, die sie im Walde gesucht, nach dem Rancho und brachten dem Häuptling ihre Schätze zur Vertheilung. Letztere bestanden in den schuppigen Früchten der Mauritia; in dicken langen Stücken des Markes derselben Palme, zur Bereitung der Yarumakuchen; in den grünen, den Palmenkohl enthaltenden cylinderförmigen Blattscheiden der Manaque; Calabassen, gefüllt mit dicken Käferlarven von Passalus, Prionus und Calandra, geröstet eine große Delicatesse der Guaraunos, und mehrer anderer eßbarer Früchte von Urwaldbäumen.

Nach dem Essen begaben wir uns nach dem Orte, wo die

Curiaras gefertigt wurden, einem großen, wohl gelichteten Platze, der dicht an einem kleinen Caño war.

Hier lagen in horizontaler Richtung, auf einem, mehre Fuß hohen Gerüste, dicke ausgehöhlte, 35 bis 40 Fuß lange Stämme des Cedro[850]) und Ceiba[851]), unter denen mehre Feuer brannten; eine Anzahl Guaraunos war geschäftig, den Stämmen von außen eine passende Form zu geben. An den breiten Seiten wurde die Curiara durch in sie gesteckte starke Stangen auseinander gehalten, und die Feuer dienten dazu, ihr die nöthige muldenförmige Biegung an beiden Enden zu geben, wobei große Vorsicht erforderlich ist, da bei der geringsten Vernachlässigung das Holz leicht springt.

Die Stämme der zur Fertigung der Curiaras bestimmten Bäume werden, nachdem sie gefällt, in der erforderlichen Länge durchhauen, ausgehöhlt und einige Tage in's Wasser geworfen; sobald sie davon gehörig durchzogen, werden sie auf Gerüste über Feuer gebracht und in der oben angegebenen Weise behandelt.

Nach dem Rancho zurückgekehrt, photographirte Z. mehre Gruppen der Guaraunos, was lange Zeit hinwegnahm, da er erst nach mehren mißlungenen Versuchen ein gutes Bild erhielt; die abergläubischen Indianer sahen in dem aufgestellten photographischen Apparat ein Werk der Zauberei und waren während der Sitzung vor Angst nicht in Ruhe zu erhalten.

Unweit des Rancho sah ich mehre kleine runde, nur aus langen in die Erde gesteckten, an den Enden zusammengebundenen Palmwedeln bestehende Hütten und erfuhr auf meine Nachfrage, daß diese von den, ihre Regeln habenden, weiblichen Individuen des Stammes, die während dieser Zeit als unrein gelten und mit Niemandem in Berührung kommen dürfen, bewohnt würden; sie erhalten von ihren Verwandten die Lebensmittel, die sie sich selbst zubereiten müssen.

Auf mein Begehren fertigten einige Indianerinnen ein

Guayuco von der Rinde einer sehr großen, beim Rancho stehenden Ficus-Art, die sie durch heftiges Klopfen geschmeidig machten. Ein solcher, einen Fuß breiter weiblicher Schamschurz, Masikara genannt, biegt sich am oberen Ende um eine, über den Hüften um den Leib befestigte Schnur, das untere Ende läuft immer schmäler bis zur Daumenbreite zu und wird zwischen den Beinen hindurch gezogen und an der Schnur auf dem Rücken befestigt.

Gegen Abend kam der Häuptling Luciano in seiner großen, mit fünfundzwanzig Guaraunos beiderlei Geschlechts besetzten, Curiara von Santa Catalina hier an, hielt sich aber nur kurze Zeit in der Rancheria auf und fuhr dann wieder ab. Wir empfahlen uns ebenfalls dem Häuptling Francisco und seinen Guaraunos, stiegen in unser Boot und fuhren unter dem Abschiedsgeheul sämmtlicher am Ufer stehenden Indianer dicht hinter der Curiara Luciano's her.

Es war bei einbrechender Dunkelheit, als wir an der kleinen, unweit des Ortes Zacupana liegenden Insel Socoroco landeten, um unser Nachtessen zu kochen, da wir seit dem Genuß der paar Bissen Yarumakuchen, die uns den Appetit verdorben, nichts mehr zu uns genommen hatten. Sobald wir jedoch nur einige Minuten auf der Insel uns befanden, eilten wir wieder dem Boote zu und ruderten schnell hinweg, da sie im wahren Sinne des Wortes von Mosquitos wimmelte, die auf's Unverschämteste auf unsere Gesichter und Hände sich setzten, in die Nasenlöcher drangen und uns sogar beim Sprechen in den Mund flogen. Eine so ungeheure Menge dieser Plagegeister hatte ich, mit Ausnahme der im See von Maracaibo dahin ziehenden Schwärme, bisher nirgends beobachtet. In später Nacht landeten wir bei dem am rechten Orinocoufer gelegenen Orte Zacupana und Luciano ging mit seinen Guaraunos nach dem auf einer Anhöhe liegenden Orte, während wir am Ufer unsere Chinchorros aufhingen und zu schlafen versuchten, was uns jedoch durch die Menge der auch hier

befindlichen Mosquitos unmöglich gemacht wurde. Es blieb uns nichts übrig, als uns in's Boot zu begeben, dasselbe in den Strom hinaus zu rudern und an einem alten, aus dem Wasser hervorragenden Stamme zu befestigen, wo wir vor den Quälgeistern Ruhe hatten und bald einschliefen.

Am andern Morgen nach dem Ufer zurückfahrend, wurden wir hier von einem ziemlich wohlgekleideten Zambo begrüßt, der sich uns als Sr. Martin Rodriguez vorstellte und uns nach einigen, über unsere Persönlichkeit und den Zweck unserer Reise gethanen Fragen einlud, in seiner Wohnung zu logiren, was wir auf's Dankbarste annahmen und ihm mit unseren, das Gepäck tragenden Begleitern, nach dem nahen Orte folgten.

Zacupana liegt auf einer Anhöhe, die hoch genug ist, um den Ort vor der Springfluth und dem Anschwellen des Orinoco zur Regenzeit zu sichern und besteht aus etwa zwanzig, zum Theil halbverfallenen Lehmhäusern mit Palmdächern, die einen großen viereckigen Platz bilden. Einige wenige Häuser, in denen einige farbige Familien wohnen, sind in venezuelanischer Fashion gebaut, mit vergitterten Ventanas, geweißten Mauern und Ziegeldächern versehen. Die anderen schlechten Gebäude aber sind nur von Guaraunos eingenommen. Unser Wirth wohnte in einem der besseren Häuser und befand sich im Besitze einer allerliebsten Frau, einer Mestizin, die von fast ganz weißer Hautfarbe war. Er war Eigner einer netten am Ufer ankernden Balandra[852]), in welcher er getrocknete Fische (Morocotos), Wedel der Timichepalme[853]), die an allen Orten am Orinoco zur Hausbedeckung ungemein gesucht und das Hundert davon mit 1 bis 2 Pesos bezahlt werden, Cassave und Bananen, monatlich einige Male nach Ciudad Bolivar brachte und dadurch sich ziemlich viel Geld verdiente.

Nicht lange nach unserer Ankunft im Hause des Sr. Rodriguez erschien der Häuptling Luciano, in Begleitung des

hiesigen Häuptlings der Guaraunos, Celestino, eines Zambo, der eine Guarauna zur Frau hatte und sich durch seine Wildheit und Stärke zur Häuptlingswürde emporgeschwungen hatte. Er versicherte uns seines Schutzes und bat dann um ein Glas Rum, das Lieblingsgetränk der Guaraunos. Auf unsere Entgegnung, daß wir spirituöses Getränk nicht mit uns führten, bemerkte er, daß wir dieses bei unserm Wirthe haben könnten, von dem wir alsbald zwei Flaschen Aguardiente kauften und den beiden Häuptlingen zum Geschenk machten. Wir gingen darauf mit ihnen nach der Wohnung Celestino's, der das beste und größte der Lehmhäuser bezogen hatte, in welchem er mit seiner Frau und zwei sehr hübschen Töchtern, von denen die älteste vierzehnjährige, mit einem Guarauno verheirathete, bereits einige Kinder hatte, die andere elfjährige in das mannbare Alter eingetreten und in ihren Körperformen völlig ausgebildet war.

Unser Geschenk an die beiden Häuptlinge wurde sogleich unter Zuziehung einiger Guaraunos bis auf den letzten Tropfen geleert, worauf die kleine Versammlung in indianischer Manier so lustig wurde, daß wir es vorzogen, uns zu empfehlen.

Dicht hinter dem Orte lagen die sorgfältig bebauten Conucos der Indianer, die mit Cassave, Name, Bataten, Wassermelonen, Mais, Zuckerrohr und spanischem Pfeffer bepflanzt und mit großfrüchtigen Ananas und Melonenbäumen eingefriedigt waren. Schaaren blauer Araras[854]) mit goldgelber Brust, orangegelber Kuyäseh[855]) mit grünen Flügeln und hochrothen Backen waren geschäftig, die Indianer eines Theiles ihrer Maisernte zu berauben. Auf den Bäumen umher saßen buntgefiederte Piapocos[856]), niedliche schöngefärbte Periquitos[857]) und große caimanähnliche Mato-Eidechsen[858]) schlichen über den Fußpfad in das dichte Gebüsch der Capsicumsträucher, um von hier aus die Pipra- und Tanagra-Arten, die auf dem Boden an den reifen herabgefallenen Früchten der Papaya pickten, zu überfallen.

Es ist seltsam, gerade hier in der Nähe der Orinocomündung, Vögel anzutreffen, die an keinem anderen Orte Venezuela's vorkommen und die, wie die vorerwähnten vier, ich in späteren Jahren nur im Inneren Süd-Amerika's, an der Grenze von Britisch Guyana und Brasilien, an den Flüssen Takutu, Mahu und Rio branco wieder erblickte.

Die Conucos zogen sich bis zum hohen Urwalde hin, dessen Saum von Reihen herrlicher Cucuritopalmen gebildet wurde. Weiter hinein in dem mit riesigen Bäumen bestandenen Walde, befanden sich zwei schöne, weit sich ausdehnende Lagunen, deren Ufer in vielen Schlangenkrümmungen hin und her sich wanden und deren Oberfläche von großblättrigen weißblüthigen Nymphäen und den großen ultramarinblauen, rispenständigen Blüthen der Heteranthera reniformis mit lederartigen nierenförmigen Blättern bedeckt war.

Rothbraune, an den gelben Flügeln gespornte, kleine Gallitos[859]) laufen, mit einander zankend, schnell auf den großen Nymphäenblättern umher und ein Pärchen großer, mit dünnem aufsteigendem Horn auf dem Oberkopf und starken Sporen an den Flügelrändern versehenen Arucos[860]), sitzen auf dem Ufergebüsch und lassen ihren tiefen Ruf weit hinein in den Urwald ertönen.

Eine Anzahl Guaraunoweiber, mit Körben der Früchte der Purgua[861]) beladen, begegneten uns hier und staunten uns lange Zeit verwundert nach. —

Meinen Zweck, in der Gegend umher Früchte und junge Pflanzen der Timiche[862]) zu erlangen, konnte ich hier nicht erreichen, da ich durch Sr. Rodriguez erfuhr, daß diese interessante Palme erst eine gute Tagereise von hier, weiter abwärts im Orinoco, in der Nähe seiner Mündung vorkommt. Da wir den in Guayana vieja gemietheten Mulatten, Don Juan, der sich durch eine übernatürliche Trägheit auszeichnete, hier aus unseren Diensten ent-

ließen, mietheten wir drei junge Guaraunos als Ruderer und fuhren noch an demselben Tage, Nachmittags, von Zacupana weg, den Orinoco weiter abwärts.

Einige Leguas unterhalb Zacupana theilt sich der Hauptstrom (Caño grande) des Orinoco in zwei Arme, von denen der südliche unter dem Namen des Caño Imataca, der nördliche unter dem des Caño Zacupana bekannt ist; beide sind von der gleichen Breite von 12000 Fuß und vereinigen sich, nach einer 14 Meilen langen Trennung, 10 Meilen westlich vom Cap Barima, die 20 Seemeilen breite Hauptmündung des Orinoco, die Boca de Navios, bildend, die jedoch, sobald man von der See aus kommend, die Punta Barima umsegelt hat und in das Bett des Orinoco eingelaufen ist, sich sehr verengt und nur 18000 Fuß breit ist. Die beiden Caños, der Zacupana und Imataca, in welchem letzteren die fremden nach Ciudad Bolivar bestimmten Schiffe aufwärts fahren, schließen mehre Inseln, von denen la Paloma, Curiapo und Junco-Junco die größten sind, ein.

Den Caño Imataca abwärts fahrend, landeten wir am späten Abend an einer Playa[863]), die dermaßen von Mosquitos wimmelte, daß an Schlaf nicht zu denken war. Zeitig des anderen Morgens traten wir die Weiterreise an und landeten um 11 Uhr bei einer am linken Ufer gelegenen Rancheria der Aruacas.

Diese Indianer gehören unter die intelligentesten der wilden, am Orinoco lebenden Stämme; sie treiben bedeutenden Landbau und fertigen sehr nette, mit schönen Dessins verzierte, dauerhafte Flechtarbeiten aus Palmblättern und den Stengeln der Calathea. Die Niederlassung bestand aus vier offenen Hütten und war nur von wenigen Männern, aber desto mehr Frauen und jungen Mädchen, bewohnt, die bis auf den Guayuco völlig nackt gingen. Die meisten der Männer waren auf dem Krabbenfang nach der, an der Mündung des Orinoco gelegenen, Insel

Cangrejo und der Punta Barima gefahren. Die Männer waren im Gesicht und am Körper roth bemalt, während die üppigen Körper der Weiber mit streng symmetrischen, zierlichen, mit dem Safte des Caruto ausgeführten Zeichnungen, den sorgfältigsten Tättowirungen gleich, geziert waren.

Ein junges Mädchen brachte uns auf Verlangen ein Stück gedörrten Morocoto, Cassave und etwas Zuckerrohr, welches letztere wir in Indianermanier, durch Schlagen und Zusammendrehen auspreßten, um mit dem Safte, anstatt des mangelnden Zuckers, den Caffee zu versüßen.

Noch eine Zeit lang im Caño Imataca abwärts fahrend, bogen wir gegen 4 Uhr Nachmittags in einen kleinen Caño des rechten Ufers ein und landeten gegen Abend bei einem von Indianern verlassenen Rancho. Ein aufgegebener Conuco zog sich in bedeutender Breite am Ufer eutlang, war aber bereits mit Solaneen, Cecropien, Majagua, Pteris und ähnlichem Unkraut bedeckt und nur noch einige Melonenbäume, deren große goldgelbe Früchte uns großes Labsal gewährten, erhoben sich zur Erinnerung an die frühere Cultur über das wilde Gebüsch.

Die Gegend umher war, seltenerweise in dem Delta, ungemein hügelig und mußte früher einer bedeutenden Indianermenge als Niederlassung gedient haben, da der Wald weit umher aus solchen Baumarten bestand, die einzig und allein nur auf früher in Cultur befindlich gewesenem Boden gedeihen.

Wir waren so glücklich, daß am späten Abend noch unser Aufenthaltsort von einem mit Cassave und Fischen beladenen, nach Ciudad Bolivar fahrenden Bongo [864]) passirt wurde, dessen Eigner, ein Farbiger, uns eine Quantität Cassave, deren wir sehr bedürftig waren, käuflich ablieħ. Der Mann hatte, in chinesischer Manier, mit seiner ganzen Familie keine andere Wohnung als das Bongo, mit dem er fortwährend zwischen den an der Mündung des Orinoco gelegenen Indianer-Niederlassungen und

Ciudad Bolivar, an welchem Platze er kaufte und verkaufte, umherfuhr; er gedachte noch die ganze Nacht hindurch zu fahren, worum ich ihn nicht beneidete und mich in mein Chinchorro legte, in dem ich, trotz der Plage der Mosquitos, durch die Entbehrung des Schlafes während mehrer Nächte abgespannt, sehr bald einschlief.

In aller Frühe abfahrend, erreichten wir um 9 Uhr Morgens das erste Timichal[865]) und fanden nicht ohne Schwierigkeit endlich an dem sumpfigen Ufer einen passenden Landungsplatz.

Der Weg in den Wald hinein, nach dem etwa eine halbe Stunde vom Ufer befindlichen Timichal war dermaßen sumpfig, daß an ein Vorwärtsschreiten in dem tiefen Schlammboden nicht zu denken war; die Guaraunos der Gegend, die hier ihren Bedarf an Timicheblättern holten, hatten, um dies zu ermöglichen, Stangen in doppelter und dreifacher Reihe an den Boden bis zum Timichal gelegt, auf denen entlang man gehen mußte, um zu diesem vorzudringen. Wehe dem, der mit einem Fuße davon abglitt, er trat sicher nahe bis an die Hüften in den Sumpf!

Die Indianer liefen behende die Stangen entlang, uns aber in den nassen Stiefeln passirte auf den von der Feuchtigkeit schlüpfrigen Stangen einige Male das Unglück, mit einem Fuße davon abzugleiten und damit den Schlammboden zu untersuchen; es kostete ein geübtes Balanciren, um zum Timichal zu gelangen, wo der Boden, durch die Menge abgehauener und vertrocknet umherliegender Wedel, besser zu betreten war.

Aus dem sumpfigen, schlammigen Boden erheben sich die gerade aufsteigenden braunen, von alten verdorrten Blattstielen starrenden Stämme der Manicaria saccifera, mit der dichten Krone 20 bis 25 Fuß langer, ungetheilter Riesenblätter, deren jüngste Wedel aus dem Dunkel des Urwaldes, von den Sonnenstrahlen getroffen, in goldener Farbenpracht erglänzen, während andere im düsteren Schatten mit einem bronzerothen Hauche über-

gossen sind. Lange zugespitzte, in braune netzartige Hüllen geschloßene Blüthenrispen und Kolben runder höckeriger Früchte, schauen zwischen den Blattstielen hervor und eine Palme wäre zu einer der schönsten zu zählen, wenn nicht die Unzahl alter vertrockneter Wedel und Fruchtrispen an ihrem wenig hohen Stamme herabhinge, der überdies voller Schmuz und Schlamm starrt und einen wenig einladenden Anblick darbietet.

Es ist von der Natur recht weise gemacht, daß der unschöne Stamm meist durch dichtes Gebüsch verborgen ist und nur die prächtige Blattkrone daraus hervorragt, da die Palme die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen nicht vertragen kann und deshalb stets im dichten hohen Urwalde des Ufers steht, von dessen grünem Laube sie beschattet wird, während ihr Fuß durch die im Schlamme üppig wuchernden Blätter der Scitamineen, Aroideen, Farn und Crinum-Arten verdeckt ist.

Die Wedel der Manicaria sind, wie bereits angeführt, ein in Venezuela, wie in Britisch Guyana als Hausbedachung sehr gesuchter Handelsartikel; die faserige, netzartige Blüthenscheide wird von den Guaraunos und Farbigen dortiger Gegend ein wenig auseinander gezogen, als Kopfbedeckung benutzt und ähnelt einer Zipfelmütze.

Von der Mündung des Orinoco an, die ganze Ostküste Süd-Amerika's hinunter bis Cayenne, ist diese Palme, jedoch nur in der Nähe des Meeres, sehr häufig, im Innern des Landes kommt sie nicht vor, da zu ihrem Gedeihen ein von Seesalz durchzogener Boden erforderlich ist.

Unweit des Timichals befand sich ein kleiner seichter Teich, in welchem zwei, sechs Fuß lange, dunkelolivengrüne, am unteren Theil des Kopfes gelbrothe, aalartige Fische sich umherwälzten; es waren Tembladores[566]), die am unteren Orinoco und den angrenzenden Sümpfen häufig sind. Meine Guaraunos schnitten sofort einige lange Stöcke von einer nahestehenden Lecythis, deren

einen sie gleich einem Pfeil scharf zuspitzten und während einer von ihnen mit seinem Stocke die Oberfläche des Wassers leicht bewegte, so daß die Fische neugierig diesem Orte sich näherten, warf der andere den zugespitzten Stock gleich einer Harpune nach ihnen und durchbohrte damit nach einander beide der elektrischen Aale.

So appetitlich die Tembladores aussahen, mochten die Guaraunos sie doch nicht essen und weder am Orinoco, noch in Britisch Guyana, wo sie in den meisten Gewässern in großer Menge vorkommen, habe ich beobachtet, daß sie den Eingeborenen zur Nahrung dienen. Sie sind im Orinoco bei Ciudad Bolivar besonders häufig, jedoch konnte ich sie niemals von den dasigen Fischern, denen ich öfters Auftrag gegeben, mir einige derselben zu bringen, erhalten, da das Volk vor ihrem Fange sich ungemein scheut und die Tembladores ebenso fürchtet, als den Jaguar; nunmehr war ich im Besitz zweier schöner Exemplare, es fehlte mir aber leider der Spiritus, um sie aufbewahren zu können. So geht es jedoch dem Naturaliensammler oft auf seinen Reisen in wilden uncultivirten Gegenden!

Um nicht noch einmal den bodenlosen Weg nach dem Ufer zurückmachen zu müssen, hatten wir unser Frühstück, einzig und allein in trocknem hartem, wie Sägemehl schmeckendem Cassavebrod bestehend, nach dem Timichal mitgenommen und verspeisten es mit so großem Appetite, als wäre es die feinste Nußtorte gewesen; dann sammelten wir eine ziemlich bedeutende Anzahl reifer Früchte und junger Pflanzen der Manicara und ich begab mich, um zu botanisiren, mit einem der Guaraunos tiefer in den Wald, während Z. nach dem Boote zurückkehrte. Auf meinem Ausfluge fand ich, außer einer schönen scharlachrothen Passionsblume[567]) und einer prächtigen großblüthigen Stanhopea[568]), wenig Neues und begab mich am späten Nachmittage nach dem Boote zurück.

Da wir, außer einigen Cassavebroden, jeglicher Lebensmittel

entbehrten, da in Zacupana auch nicht der mindeste Proviant aufzutreiben gewesen war, sandten wir die Guaraunos auf den Fischfang, um allerwenigstens eine Kleinigkeit zum Abendessen zu haben. Es war auch wirklich nur eine Kleinigkeit, die sie einige Stunden darauf zurückbrachten und in einem winzigen Morocoto[869]) und einem Stechrochen[870]), dem sie den langen peitschenförmigen, mit einem spitzen, schmerzliche Wunden verursachenden Stachel versehenen Schwanz abgehauen hatten, bestand. Die Rochen verzehrten die Indianer, während wir mit dem kleinen Morocoto vorlieb nahmen.

Wider Erwarten wurden wir in der Nacht nur sehr wenig von Mosquitos belästigt und schliefen bis zum späten Morgen. So gern wir noch einen Tag länger an dem interessanten Orte geblieben wären, um eine Tour zur Mündung des Orinoco zu unternehmen, wurde uns dies durch den gänzlichen Mangel an Lebensmitteln unmöglich gemacht. Das Cassavebrod, unsere einzige Rettung, nahte seinem Ende und konnte für sechs Mann nur noch einen Tag reichen; es blieb uns daher nichts übrig, als unverzüglich nach Zacupana zurückzufahren, welchen Entschluß wir denn auch um 9 Uhr Morgens in Ausführung brachten.

Die Ufer der Caños des Orinoco bieten unstreitig die üppigsten Bilder tropischer Pflanzenwelt dar.

Ungeheure, brettartig auslaufende oder schlangenartig gewundene Riesenwurzeln, nach allen Seiten umher sich windend, gigantische, seltsam geformte graue Stämme, halb in den Fluß gestürzte Bäume, über das Wasser hervorragende stachlige Palmenkronen, auf dem Wasser schwimmende, runde, ausgezackte Purpurblätter großer Nymphäen, azurblaue Blüthenrispen der Heteranthera reniformis, blasig aufgetriebene Stengel der Pistia stratiotes mit salatähnlichen Blättern, eine lange Reihe pallisadengleich sich hinziehender brauner Stengel, mit graciös

Carl F. Appun del.

Im Delta des Orinoco.

aufrecht stehenden Pfeilblättern des Mucumucu[871]), Alles dies, verwoben von dichten Guirlanden scharlachroth, gelb und weiß blühender Bignonien, Bauhinien, Paullinien, Passifloren und einer Menge unbekannter anderer, schönblühender Schlingpflanzen, bildet den Untergrund des Urwaldes an den Caños unweit der Orinocomündung

Darüber erheben sich die riesigen Urwaldbäume mit großen, lederartigen glänzenden Blättern. eine dichte colossale, dunkelgrüne Pflanzenmauer bildend, die nur hier und da von den ungeheuren, schirmartigen Kronen des, durch den dicken, in der Mitte tonnenartig aufgeschwollenen Stamm sich auszeichnenden Ceiba[872]), wie von der hohen, Alles überragenden pyramidenförmigen Krone der Santa Maria[873]), die über und über mit prachtvoll dunkelcarminrothen, Fliederblüthen ähnlichen, Blüthenrispen und langen Blättern geschmückt ist, unterbrochen wird.

Aus dem dichten Urwaldgebüsch ragen die 20 Fuß langen ungetheilten Wedel der Timichepalme und ihre jungen, in leuchtend gelber und blaßrosa Färbung prangenden Riesenblätter, stehen in strengem Contraste zu dem dunklen Grün ihrer Umgebung.

Hoch darüber streckt die Sejepalme[874]) ihre breiten glänzenden, die Sonnenstrahlen auf's blendendste reflectirenden Wedelkronen empor, während ihre Verwandte, die zierliche, auf dünnem schlanken Stamme sich erhebende Manaque[875]) für ihre graciös gestellten, herabhängenden Wedel mit einem bescheideneren, nur etwa 20 Fuß über dem Wasserspiegel erhabenen Plätzchen, vorlieb nimmt.

Den eigenthümlichsten Anblick bieten die auf 100 bis 120 Fuß hohen, grauen glatten Stämmen prangenden kolossalen Blätterkronen der Moriche[876]), die ihre umfangreichen, auf dicken langen, an der Spitze nach unten gekrümmten Blattstielen sitzenden Fächerblätter nach allen Richtungen hin ausbreiten. Ihr 5 bis 6 Fuß

langer Spadix, mit Tausend dunkelrother schuppiger Früchte besetzt, ragt horizontal ausgestreckt, jedoch mit herabhängenden Zweigen, unterhalb der Krone aus der Basis der Blattstiele hervor und eine Lage vertrockneter, braunrother Wedel hängt steif am Stamme herab, von dem leisesten Lufthauche spielend hin und her getrieben. Die saftgrünen glänzenden Blätter reflectiren in blendendem Glanze die darauf fallenden Sonnenstrahlen und bilden einen überaus herrlichen Farbencontrast zu den weißgrauen Stämmen und braunrothen Färbung der Früchte und vertrockneten Wedel.

Die Moriche ist den Indianern der Orinocogegenden, wie des Innern von Guyana, einer der nützlichsten Bäume.

Die Guaraunos im Delta des Orinoco drehen aus der dünnen seidenartigen Epidermis der unentwickelten Blätter dauerhafte Schnüre, womit sie ihre netzartigen Hängematten[877]) fertigen, das innere schwammige, sagoartige Mark des Stammes (Yaruma) wird gerieben und runde flache Kuchen daraus gebacken, welche die Stelle des Brodes vertreten und ihre tägliche Nahrung ausmachen.

Die Wedel dienen ihnen zur Dachbedeckung und zum Flechten von Tragkörben, wie die in die Länge gespaltenen Stämme als Planken für eine Art Platform, auf der sie während der Ueberschwemmungen des Orinoco wohnen.

Durch Anhauen der unentwickelten Spatha gewinnen sie eine Art Palmwein und das dunkelorangegelbe breiartige, die Samen umgebende Fleisch der Früchte ist eine ihrer Lieblingsspeisen. Außerdem liefern ihnen die absterbenden Stämme der Moriche ihre größte Delicatesse, die langen dicken Käferlarven der Calandra, Passalus und mehrer Prionus- und Cerambyx-Arten.

In den südlichen Theilen der Llanos von Venezuela, jedoch nur da, wo das ganze Jahr hindurch Wasser sich vorfindet, kommt die Moriche häufig in großen Gruppen (sogenannten Morichales) vor; ihre eigentliche Bedeutung in der Pflanzen-

physiognomie erlangt sie jedoch erst weiter südlicher, in den ungeheuer ausgedehnten Savanen von Britisch Guyana und Brasilien, worüber ich im zweiten Bande dieses Werkes ausführlicher sprechen werde.

Das Thierleben der Caños des Orinoco bietet dem eifrigen Beobachter ungemein viel des Interessanten; Heerden von Araguatos[878]) und Monos[879]) beleben die Gipfel der Urwaldbäume, Schaaren großer und kleiner Fledermäuse hängen an den aus dem Wasser ragenden abgestorbenen Baumstämmen, umflattern, durch die Annäherung des Bootes aufgeschreckt, vom Sonnenlicht geblendet, mehremale ängstlich ihre Schlafstelle und hängen nach dem Vorüberpassiren der Curiara sich wieder mit den Hinterfüßen am rissigen Stamme auf.

An den sandigen Stellen des Ufers erscheint, am Tage nur dann, wenn er vom Durst geplagt wird, der große gefleckte Jaguar[880]), sein vom Tageslicht getrübtes Sehvermögen läßt ihn dennoch die Heerde der Chiguires[881]) erblicken, die so eben den Strom kreuzt und sich unverzüglich in das Wasser stürzend, schwimmt er, den dicken Kopf und langen Schwanz über die Oberfläche des Wassers erhoben, den Wasserschweinen nach, die in stürmischer Flucht das jenseitige Ufer zu erreichen suchen.

In stiller Nacht, beim Rauschen der Strömung des Orinoco und dem sanften Säuseln der am Ufer emporragenden Palmengipfel, hört der einsame Reisende oft das Gebrüll oder katzenähnliche Geschrei des Jaguars in seiner Nähe, denn es ist die Zeit, wo das gewaltige Raubthier, vom Tagesschlummer erwacht, auf seinen Raub ausgeht und durch seine gefürchtete Stimme die friedlichen Thiere des Urwaldes unter Zittern aus ihrem Schlafe weckt.

Braune seidenglänzende Fischottern[882]) (perros de agua oder nutrias) durchziehen unter eigenthümlichem Gebell und Schnarchen, mit halbem Körper aus dem Wasser hervortauchend und

die possierlichsten Capriolen machend, die Caños; der spitzschnäuzige, langgeschwänzte Guachi[883]) erklettert in größter Schnelle die Stämme der hohen Bäume, um in deren Laubdache Vogelnester aufzusuchen und die darin befindlichen Eier oder Jungen zu verzehren und das dreikrallige Faulthier läßt seinen kläglichen monotonen Ruf in den hohen Cecropien der Uferwaldung hören.

In mehren Paaren tauchen große, 7 bis 8 Fuß lange Delfine[884]) an der Oberfläche des Wassers auf, erheben ihre spitze Schnauze und den größten Theil ihres Körpers über dasselbe und kugeln sich unter schnaubendem Geräusch rundum, längere Zeit dies Spiel wiederholend, bis sie, so plötzlich als sie gekommen, verschwinden.

Am späten Abend streckt dicht am Ufer der Manati[885]) den Kopf und einen Theil seines unförmlichen Körpers aus dem Wasser und beginnt seine Mahlzeit, aus den Blättern des Philodendron arborescens und den Halmen des Cypergrases bestehend, zu halten, nach deren Beendigung er mit dumpfem Geschnaube wieder unter das Wasser sinkt.

Unter den Vögeln sind die Wasservögel und Papageien im Orinoco-Delta am zahlreichsten vertreten und meist dieselben, die ich bereits als am Yaracui, an den Sümpfen der Llanos und weiter oben im Orinoco vorkommend, angeführt habe.

Ein seltener, nur allein hier, sonst aber in ganz Venezuela nicht vorkommender Vogel, ist der Huacharaca de agua[886]), der in Heerden von Hunderten auf den Ufersträuchern unter lautem Geschrei gegenseitig sich jagend von Ast zu Ast fliegt oder auf dem Erdboden umherläuft. Er lebt von den Samen des Mucumucu und anderen Beeren und ist einzig und allein am Orinocoufer nur von Zacupana bis Puerto de tablas, jedoch nicht allzu häufig, anzutreffen. Ich fand diesen Vogel ebenfalls in Britisch Guyana und Brasilien, in dem Canje-Creek

des Berbice-river und im Innern, am Takutu und Rio Branco, jedoch nur an einigen Stellen, wieder.

Crocodile und Caimans sind im Delta des Orinoco, wegen des vielen Schlammes und Morastes der Ufer, weniger häufig als höher hinauf von Yaya nach Ciudad Bolivar, wo die vom Urwald freien Ufer meist sandig und das Wasser des Stromes nicht mehr so salzig ist, als nahe bei seiner Mündung.

Auf unserer Rückfahrt nach Zacupana hieben wir unweit des Timichales, am Ufer des Caños, einen hohen, mit einer Unzahl der langen beutelförmigen Nester des Arendajo[887]) am Ende seiner Zweige beladenen, über und über blühenden Triplaris americana um; leider fiel der Baum, mit den Nestern nach unten, in's Wasser, so daß wir nur zwei derselben erlangen konnten, von denen das eine vier bläulich weiße, braungetüpfelte, ziemlich kugelige Eier, das andere jedoch eine Menge langer schwarzer Ameisen enthielt, die bei der Berührung ihrer eroberten Wohnung im Sturmschritt auf unsere Körper marschirten und in die entblößten Stellen desselben mit ihren großen Zangen dermaßen einbissen, daß sie nicht ohne große Schmerzen losgerissen werden konnten; die gerechte Strafe für den an den Arendajonestern verübten Frevel!

Sobald wir wieder in den Caño Imataca einliefen, erhob sich eine günstige Brise, so daß wir Segel setzen und schneller vorwärts kommen konnten.

Gegen Abend landeten wir bei der Rancheria der Aruacas, in welcher wir die vom Krabbenfange zurückgekehrte männliche Bevölkerung antrafen. Eine Menge großer, von Calatheenstengeln geflochtener, Körbe enthielten wohl einige Tausende mittelmäßig großer Krabben[888]), die eine Lieblingsspeise der Indianer sind. Wir kauften mit großer Freude zwei, mit diesen Thieren gefüllte, Körbe und aßen bei unserem gewaltigen Hunger den Inhalt des einen, der wohl an 400 Krabben enthielt, noch

an demselben Abend auf; der Hunger ließ uns deren etwas bitteren Geschmack, der sich erst im Juli bis September, der eigentlichen Zeit des Krabbenfanges, in welcher sie äußerst wohlschmeckend sind, verliert, nicht empfinden.

Von Mosquitos gepeinigt, brachten wir eine sehr unruhige Nacht in der Niederlassung der Aruacas zu und segelten am frühen Morgen, bei steifer günstiger Brise aus Ost, von da ab. Der Strom warf hohe Wellen, die jedoch unser Fahrzeug, das vor dem Winde lief, nicht genirten.

Um 10 Uhr Vormittags landeten wir glücklich in Zacupana.

Nachdem wir uns im Hause des Sr. Rodriguez einige Stunden ausgeruht, begaben wir uns mit Flinten bewaffnet, nach den Conucos und schossen zur Befriedigung der leeren Magen eine gehörige Anzahl blauer und gelber Araras[839]). Diese Vögel ließen sich durch unsere Schüsse wenig beunruhigen und obgleich sie nach jedesmaligem Schusse aufflogen und in die Kronen der in einiger Entfernung stehenden Palmen flüchteten, kehrten sie doch von dort bald nach den Feldern zurück, um an den reifen Maiskolben sich zu delectiren.

Die Mosquitos peinigten uns am Abend in unserer Wohnung dermaßen, daß wir diese verließen und die Chinchorros an der Playa aufhingen, wodurch wir jedoch aus dem Regen in die Traufe kamen, da diese Peiniger hier noch ärger als im Orte selbst hausten.

Es blieb uns nichts übrig, als die Chinchorros wieder von den Bäumen loszuknüpfen, eine Curiara zu besteigen und nach dem Wrack einer im Strome liegenden, halb mit Wasser gefüllten, jedoch einige Fuß über den Flußspiegel ragenden Balandra zu fahren, um darin eine Schlafstelle zu suchen. Hier waren wir zwar von den Mosquitos befreit, hatten jedoch ein anderes Erlebniß, das uns um den Schlaf brachte. Ich war noch

nicht lange eingeschlafen, als ich einen gewaltigen Schlag an der Seite der Balandra, an der ich lag, vernahm und im Nu mit einer Menge Wasser übergossen wurde, worauf, kaum daß ich mich in die Höhe gerichtet hatte, ein zweiter noch ärgerer Schlag erfolgte, mit dem zugleich ich einen langen riesigen, über die Schiffswand hervorragenden Körper in meiner unmittelbaren Nähe erblickte, der eine Fluth von Wasser auf mich schüttete, wodurch ich im Nu aufzuspringen veranlaßt wurde. Jetzt konnte ich auch den aus dem Wasser hervorragenden Kopf des Thieres, das meinen Schlaf auf so unangenehme Weise gestört, erblicken; es war ein sehr großes Crocodil[890], das durch unsere Anwesenheit in der Balandra angelockt, versucht hatte, einen von uns durch seine Schläge mit dem Schwanze in's Wasser zu schleudern. Diese Warnung ließ uns vorsichtiger sein und uns in die Mitte des Fahrzeuges niederlegen, worauf wir bald wieder einschliefen. So mochten wohl vier Stunden vergangen sein, als wir Beide fast zu gleicher Zeit durch eine empfindliche Nässe aus dem Schlafe gestört wurden und die Balandra bis zu unserer Schlafstelle hin, völlig mit Wasser gefüllt sahen.

Die Fluth war eingetreten und hatte bereits die Höhe der Schanze, über die das Wasser von allen Seiten in die Balandra strömte, erreicht. Es war ein Glück, daß wir die Curiara, in der wir hierher gekommen, sicher an das Schiff gebunden hatten, sonst wäre unsere Rettung wohl nicht so leicht möglich gewesen, da bald darauf die Fluth viele Fuß über die Balandra sich erhob; in aller Eile stiegen wir in die Curiara und ruderten nach dem Ufer, wo wir an Schlaf nicht mehr dachten, sondern ein großes Feuer anzündeten und uns, indianische Cigarren rauchend, bis zum Tagesanbruch die Zeit durch Rückerinnerungen an Deutschland vertrieben.

Noch einige Tage verweilten wir in Zacupana, die wir uns,

ich durch Jagd und Botanisiren, Freund Z. mit Photographiren von Ansichten und Indianergruppen, vertrieben und verließen erst am 4. Mai diesen Ort, um nach Ciudad Bolivar zurückzukehren, wo wir, nach mancherlei Erlebnissen, am 30. Mai glücklich wieder eintrafen.

X.

Zacupana.

Ein Erlebniß am Orinoco.

Hunderte von Stimmen in den verschiedenartigsten Tönen weckten mich aus dem Schlummer und die durch die Thüröffnung und die gewaltigen Risse in der Wand in das Innere der Hütte fallenden Strahlen der Morgensonne mahnten daran, die schaukelnde Hängematte zu verlassen.

Das seltsame Concert rührte von einer Unzahl gefiederter Sänger her, welche die um die Hütte stehenden, mit Blüthen beladenen Bananen, Heliconien, Maranten und Uranien umschwirrten oder auf den Zweigen der nahen Baumwollstauden, Papayas, Ceibas, Cocospalmen und Onotos, umherhüpften und ihr lustiges Morgenlied zum Preise der, vor ihnen in aller Pracht der Tropen ausgebreitet daliegenden Schöpfung, anstimmten.

Und wahrhaft prächtig war diese Schöpfung, davon überzeugten sich meine Augen, als ich aus der Hütte trat.

Im Hintergrunde zog der düstere schwarzgrüne Urwald an den Ufern des gewaltigen Orinoco, gleich einer ungeheuren Mauer, nur hier und da überragt von einzelnen fächerblättrigen Morichepalmen, sich dahin. Die an dem rechten Ufer, bei Anlegung der Niederlassung Zacupana, in der ich mich

befand, gemachte Lichtung des Urwaldes, ließ den riesigen Strom erblicken, dessen gelbbraune Wasser in langen flachen Wellen seiner Mündung sich zuwälzten.

Den Mittelgrund bildete ein mit hohem Gras und schön blühenden Gebüschen bewachsener Abhang, der ziemlich steil nach dem Strome zu abfiel und durch sein frisches Saftgrün, das da wo die Sonne ihre Strahlen darauf sandte, in herrlichstem Goldgelb prangte, auf's Prächtigste gegen das dunkle Blaugrün des dahinter in weiter Ferne auftauchenden Urwaldes abstach.

Die Häuser und Hütten des auf der Anhöhe gelegenen, indianischen Ortes Zacupanà, die von drei Seiten einen weiten freien Platz umschlossen, der nur nach dem Orinoco zu offen war, nahmen den Vordergrund ein; Häuser mit weißgetünchten Lehmwänden und braunrothen Ziegeldächern und Hütten mit Wänden von Flechtwerk oder Bambus und Palmdächern. Sämmtliche, einst von der früheren spanischen Bevölkerung erbaute Wohnungen, deren Wände unzählige weitklaffende Risse, ihre Ziegeldächer große nothdürftig mit Palmwedeln verstopfte Oeffnungen zeigten, waren längst dem Verfall preisgegeben.

Indianer vom Stamme der Guaraunos hatten von den Ruinen, die ihnen im Vergleich zu ihren Waldhütten, selbst noch im Verfall, Paläste dünken mochten, Besitz genommen.

Je kläglicher und ruinenhafter aber die von Menschenhänden geschaffenen Werke anzuschauen waren, desto üppiger und großartiger entfalteten sich die Schöpfungen der Natur in dieser Gegend.

Hinter den Wohnungen und an deren Seiten erhoben sich die edelsten Gewächse der Tropen, die stolzen Palmen, deren auf schlanken Stämmen schwebende, gefiederte Kronen in der Morgenbrise sanft hin und her schaukelten: die hohe Cocos mit ihren steifen Riesenwedeln, deren elfenbeinartige, wachsgelbe Fiederblättchen, vom Luftzuge spielend aneinandergerieben, eigenthümliche Töne hören ließen, die schlanke Parapi[891]) mit den Strauß-

federn ähnlichen zarten Wedeln, die undulirend auf und niederschwankten und die stolze Mapora[892]), mit deren langen, spiralförmig um den Blattstiel stehenden, Fiedern der sanfte Zephyr tändelte, bald sie kammartig in die Höhe treibend, bald in schönen Curven seitwärts jagend.

Die langen breiten, theilweise vom Winde zerrissenen, atlasartigen, saftgrünen, mit zartem röthlichen Hauch überflogenen Blätter hoher Bananen- und Pisangstauden verdeckten den unteren Theil der grauen Palmenstämme und verwirrten sich im Luftzuge mit den fächerförmig stehenden Schilfblättern des Zuckerrohres, über welche dünne Cecropienstämme, ihre starren Aeste mit großen silberglänzenden, gefingerten Blättern geschmückt, sich erhoben. Letzteren zur Seite und ihnen im Habitus nicht unähnlich, standen schlanke Papayas, mit einer Fülle großer melonenähnlicher, theilweise orangegelber Früchte beladen, üppig belaubte Baumwollstauden, mit einer Unmasse reifer aufgeplatzter, mit Wollbällchen versehener Fruchtkapseln und großer gelber Blüthen geziert, vereinten sich mit umfangreichen, mit roth und gelben Früchten in der mannigfachsten Form beladenen Capsicumstäuchern zu einem dichten Untergebüsch, das von gewaltigen Büschen goldfrüchtiger Ananas, buntblättriger Caladien und glänzendblättriger Marantas[893]) eingefaßt war. Ueber das ganze amphitheatralisch aufsteigende Laubgewirr hin, zogen sich lange Ranken der Yams, Bataten und des Melonenkürbis und verbanden durch ihre tausendfachen Umschlingungen die prächtigen Pflanzengruppen zu einem gewaltigen Ganzen.

Gleich Rubinen, Topasen, Saphiren, Goldtropfen und Feuerfunken schwirrten summend um die geöffneten Blüthen winzige Kolibris, verschwanden urplötzlich, um an einer anderen Stelle gedankengleich wieder aufzutauchen, während Hunderte von Papageien unter widrigem Gekreisch über den Ort wegzogen, um in den am jenseitigen Ufer des Orinoco gelegenen Urwald einzufallen.

Lange Zeit stand ich, in Bewunderung der herrlichen Scenerie versunken, da und war wenig erfreut, als ich in meiner Betrachtung durch einen Trupp Indianerinnen, Weiber und Mädchen, gestört wurde, welche mit großen, an Stirnbändern vom Baste der Lecythis auf ihre Rücken herabhängenden, Tragekörben in die Hütte traten, um die Befehle des Häuptlings Celestino, der mit seiner Familie in der nach hinten gelegenen Veranda logirte, entgegenzunehmen.

Ihre heutige Aufgabe bestand darin, im Urwalde eine tüchtige Quantität der jetzt gerade reifen Purgua[894]) zu sammeln, die eine Lieblingsspeise der Guaraunos ist. Ich nahm die sich mir darbietende Gelegenheit wahr, den diese Früchte producirenden Baum kennen zu lernen und beschloß, die Indianerinnen auf ihrer Tour zu begleiten.

Mein noch in der Hängematte liegender, weniger für Naturschönheit empfänglicher Reisegefährte, fand die indianische Weise, den Tag über in dem Chinchorro[895]) zu verträumen, viel zu angenehm, als daß er sich entschließen konnte, mir auf meinem Ausfluge Gesellschaft zu leisten.

Mit einem kleinen Vorrath Cassavebrod und getrocknetem Fisch ausgerüstet, das Manuel, der Sohn des Häuptlings, der die Weibergesellschaft als Ehrenwächter begleitete, in einem kleinen Korbe trug, trat ich mit der fröhlichen, plauderhaften Gesellschaft meinen Spaziergang an.

Die Weiber der Guaraunos, wie die der meisten anderen Indianerstämme, sind in Gegenwart von Fremden scheu und ungemein ernst, unter sich aber, besonders die jungen Mädchen, im höchsten Grade lustig und ausgelassen, was sie auch stets in meiner Gesellschaft, da sie mich seit langer Zeit kannten und gleichsam als einen der Ihrigen betrachteten, waren.

Durch die in bester Ordnung gehaltenen Provisionsfelder

der Indianer schreitend, aus denen bei unserer Annäherung zahlreiche Pärchen der herrlichen blau und gelben Araraunas[896]), welche an reifenden Maiskolben und Früchten der Papaya naschten, und Schaaren kleiner Sperlingspapageien unter heiserem Gekrächz und durchdringendem Geschrei aufflogen, gelangte ich bald in den düsteren hohen Urwald, dessen Saum mit dichten Gruppen prächtiger Cucurito-[897]) und Manaquepalmen[898]) eingefaßt war.

Stumm vor Entzücken stand ich hier und betrachtete die gewaltigen Riesenbäume, die Jahrhunderte hatten dahin schwinden sehen und dennoch mit ungeschwächter Lebenskraft ihre gigantischen Stämme emportrieben und die ungeheuren Aeste weit umher nach allen Richtungen aussandten.

Von weitrankenden Lianen, die wie Schiffstaue sich durchkreuzten, in wilder Unordnung mit einander verbunden, standen hier die Baumgiganten des Urwaldes: mächtige Lecythis mit ungeheuren brettartigen Wurzeln; große Hymenaea Courbaril, deren mächtige Stämme theilweise von dicken Massen des ihnen ausschwitzenden Animéharzes überzogen waren; die durch ihre erstaunliche Höhe vor allen anderen Bäumen sich auszeichnende Carapa guianensis, mit kindskopfgroßen ovalen Früchten, deren dreieckige Samen das bei den Creolinnen beliebte Haaröl enthalten; die gigantische Sapota Milleri Micq., deren Stamm und Aesten eine zähe Milch entströmt, die an der Luft verhärtet, dem Gutta percha gleicht und in dieser Weise als „Baláta“ in Britisch Guyana ein Ausfuhrartikel geworden ist, und noch unzählige andere Waldriesen, bekannte oder unbekannte, die den, die Urwälder des Orinoco zum erstenmale Betretenden, in unbegrenztes Erstaunen setzen.

Lange konnten jedoch meine Betrachtungen nicht dauern, da meine Begleiter dieselben durchaus nicht theilten, sondern rücksichtslos vorwärts schritten, wodurch ich aus Unkenntniß des Weges,

um sie nicht aus den Augen zu verlieren, gezwungen war, ihnen dicht auf dem Fuße zu folgen.

Farnkräuter, Aroideen, Crinums, Scitamineen, Marantaceen, und Musaceen bedeckten den Boden, und hohe Baum- und Strauchfarn, langblättrige Theophrasten, glänzend dickblättrige Clusien, rothfrüchtige Malpighien, nebst einer Unmasse anderer wenig bekannter, nur höchst selten in Blüthe stehender Sträucher, bildeten, untermischt mit niedrigen Palmen der Bactris-, Geonoma-, Leopoldinia- und Euterpe-Arten, das Unterholz.

Gegen dieses frische, glühende Leben der Natur erscheinen alle Bilder, welche der Pinsel des Malers von der Urwaldvegetation schafft, todt und ausdruckslos!

Meine Begleiterinnen waren seit dem Eintreten in den Wald ernster geworden und schritten lautlos in dem kaum erkennbaren schmalen Pfade vorwärts, während Manuel seine Blicke überall in dem dichten Laubgewölbe nach einer Jagdbeute umherschweifen ließ.

Doch die Stille des Waldes wurde durch keine Thierstimme unterbrochen, denn nur am frühen Morgen und späten Nachmittag ist es lebhaft in dieser Einsamkeit. Dann ertönt der klagende tremulirende Pfiff des Crypturus, das tiefe Brummen des Pauji, der pfeifende Schrei der Penelope, das tigerähnliche Geheul der Tigrisoma, die seltsamen Töne der Eurypyga, der laute eigenthümliche Ruf der Palamedea, dem sich das schauerliche Geheul der Brüllaffen und die grellen Stimmen wandernder Heerden kleiner Winselaffen anschließen, die nur dann verstummen, wenn der raubgierige Jaguar unter katzenähnlichem Geschrei seine Jagdrunde macht.

Wohl mehre Stunden wanderten wir bereits in der düsteren Wildniß, als sie plötzlich sich öffnete und der glatte krystallklare Spiegel eines kleinen Sees vor uns lag.

Vermorschten Baumstämmen gleich, lagen vorsündfluthlich

aussehende, 16 bis 20 Fuß lange Crocodile[899]) sich sonnend, am sandigen Uferrande und plumpten bei unserem Erscheinen schwerfällig in die blaue Fluth, die in einem Silberregen um sie her hoch aufspritzte.

Ein Pärchen gehörnter Arucos[900]) saß auf den über das Wasser hängenden Gebüschen der Hirtella americana und braun und gelb gefärbte, am Handgelenk der Flügel gespornte Gallitos[901]) liefen behende auf den großen, die Wasserfläche bedeckenden Blättern der Nymphäen, eifrig mit dem Fange von Insecten beschäftigt, umher.

Herrliche azurblaue Blüthenrispen der Heteranthera reniformis streckten sich über das Wasser, auf dem die großen schneeweißen Blumen der Nymphaea ampla schwammen und die prächtigsten Farbencontraste zu der ultramarinblauen Fluth schufen.

Meine Begleiterinnen gingen rasch vorwärts, das Ufer des Sees entlang, während Manuel mit einem Pfeilschuß einen der schwerfällig fliegenden Arucos tödtete, welchen er mir, da der Vogel von Indianern nicht gegessen wird, übergab und den ich, um ihn auf der Rückkunft mit mir zu nehmen, einstweilen an einen Baumast aufhing.

Dann eilte ich den Indianerinnen nach.

Die Ufer des Sees verlassend, drangen wir wiederum in den Wald ein, in welchem jetzt nicht mehr von einem Pfade die Rede war und die am meisten von Unterholz und Schlingpflanzen befreiten Stellen zum Gehen benutzt wurden, wobei der Stand der Sonne zur Richtung des einzuschlagenden Weges dienen mußte.

Noch eine Stunde anstrengenden Marsches und meine Begleiterinnen zeigten nach mehren vor uns stehenden riesigen Baumstämmen mit dem Ausrufe: „Purgua! Purgua!"

Es war der von mir längst ersehnte Platz, auf welchem die

erwünschten Früchte in ihrer Reife bereits von den Bäumen gefallen, in großen Haufen zu Tausenden umherlagen.

Die Weiber nahmen ihre Tragekörbe von den Schultern und setzten sich inmitten der Früchte hin, um sich zu allererst an derem Genusse zu sättigen. Im höchsten Grade hungrig, verzehrte ich die mitgebrachten Lebensmittel, während Manuel, nachdem er einige der Purguafrüchte genossen, seiner Leidenschaft, der Jagd, nachging und bald im Dickicht meinen Blicken entschwunden war.

Nach eingenommenem Frühstück beschloß ich, in der Nähe umher zu botanisiren, ließ meine Flinte an einen Stamm gelehnt stehen und drang, nur mit einem Machete bewaffnet, etwas tiefer in den Wald ein. Die Indianerinnen waren beim Einsammeln der Früchte dermaßen gesprächig und laut, daß ich nicht zu fürchten hatte, wenn ich nicht gar zu weit mich entfernte, zum Platze mich nicht wieder zurückzufinden.

Langsam im Dickicht vorwärts schreitend, mit dem Kopfe zur Erde gebückt und nach interessanten Pflanzen ausspähend, mochte ich eine geraume Weile gegangen sein, als ich ein prächtiges fächerblättriges Farn, die Schizaea elegans, erblickte, die ich mit Vergnügen meiner Sammlung einverleibte.

Wo eine seltene Pflanzenart steht, da müssen auch mehre in der Umgegend zu finden sein! so denkend schritt ich weiter vorwärts.

Noch hörte ich, obgleich in großer Entfernung, die fröhlichen Stimmen und das schallende Gelächter der Indianerinnen und glaubte mich völlig der Richtung des später einzuschlagenden Rückweges sicher.

Unbekümmert drang ich weiter in den Wald ein und war so glücklich, meine Anstrengung, durch das Dickicht zu dringen, bald belohnt zu sehen, ich fand eine zweite Schizäa, dann eine dritte und zuletzt, nachdem ich eine fernere halbe Stunde im

Busche vorgedrungen war, eine größere Anzahl dieses Farns beisammenstehen.

Damit beschäftigt, die besten Exemplare der Pflanzen in das mitgenommene Trockenpapier zu legen und eben wieder mit der Hand nach dem, den Boden bedeckenden Pflanzengewirr greifend, schnellte sich plötzlich aus demselben der große dreieckige Kopf einer Schlange, die wahrscheinlich schlafend unter dem dichten Pflanzenhaufen, der an einem vermorscht daliegenden Baumstamm in üppigster Fülle wucherte, gelegen und durch meine geräuschvolle Annäherung geweckt worden war.

Entsetzt prallte ich zurück und war so glücklich, dem mir bestimmten Bisse des gereizten Thieres zu entgehen, das übrigens durch meine Erscheinung ebenso in Furcht gesetzt zu sein schien, als ich es im ersten Augenblick vor ihm war. Denn sobald ihr erster Angriff mißlungen war, wand sich der lange dicke Leib der Schlange vollends unter dem Baumstamme hervor und sie ergriff in einer Eile, die mich in Erstaunen setzte, die Flucht in entgegengesetzter Richtung als der, von der ich gekommen war.

Meinem steten Vorsatze, jede mir in den Weg kommende Schlange zu tödten, getreu, rannte ich in aller Hast hinter ihr her, die gesammelten Pflanzen, wie den Machete, am Orte zurücklassend und dafür einen am Boden liegenden Baumast ergreifend, mit dem ich sie am sichersten zu tödten gedachte.

Die Schlange war aber schneller als ich es wegen des mir im Wege stehenden Gestrüppes sein konnte und glitt pfeilschnell auf der Erde dahin, bis endlich ein breiter, mit Wasser angefüllter Graben ihrer Flucht ein Ziel setzte.

Wenn auch die meisten Giftschlangen das Wasser nicht scheuen und sogar geschickte Schwimmer sind, vermeiden sie es doch, wenn sie irgend können und dies war auch bei dieser Schlange der Fall.

Als ich fast athemlos zu ihr herangerannt kam, lag sie zusammengerollt am Rande des Wassers und erwartete, den Kopf

in der Mitte der Rolle, gleich einer Pfeilspitze emporgestreckt, meine Annäherung. Ihr so nahe tretend, als es die Länge des in meinen beiden Händen schwingenden Knüttels erlaubte, ließ ich diesen in dem Moment auf sie herabfallen, als sie mit weit geöffnetem Rachen und aufgerichteten langen Giftzähnen eben im Begriffe war, ihren Kopf nach mir zu schnellen. Der mit größter Vehemenz ausgeführte Schlag zerschmetterte ihren Kopf und ein zweiter, schnell nachfolgender den Rückgrat, so daß sie in Todeszuckungen sich gewaltig umherwand und der kurze Schwanz heftig zitternd und krümmend durch die Luft fuhr.

Bald darauf lag sie vollkommen leblos da und gestattete mir jede nähere Besichtigung.

Es war eine 10 Fuß lange Lachesis rhombeata, die gefährlichste Giftschlange Süd-Amerika's, derem Bisse ich mit knapper Noth entgangen war.

Vermittels des Knittels warf ich sie in das Wasser und dann erst sah ich mich in meiner Umgebung um.

Wild genug sah sie aus; dichtes Gestrüpp, Gewirr tausender von Schlingpflanzen, Gruppen von Stachelpalmen, morsche am Boden liegende Baumstämme, Alles in schönster Unordnung um mich herum; vor mir der mit braunem schmuzigem Wasser angefüllte Graben, irgend eine lange schmale, stehende Lache, wie sie zur Regenzeit im Urwald oft anzutreffen ist, und jenseits des Wassers eine andere Pieçe Urwald in demselben Genre als der Vordergrund.

Doch dies war nichts Ungewöhnliches und Schlimmes und machte mich nicht plötzlich so ernst und nachdenkend; das was dies bewirkte, war der Gedanke, daß ich mich gänzlich verirrt und nicht wußte, wo ich mich befand und in welcher Richtung hin ich meinen Rückweg zu den Indianerinnen zu nehmen hatte.

Die in die Kreuz und Quer geschehene, langdauernde Verfolgung der Schlange hatte mich gänzlich vom Wege abgebracht

und irre geführt, und rathlos stand ich einen Augenblick da, ohne zu wissen, wohin ich mich zu wenden habe.

Doch nur einen Augenblick; dann begann ich aus vollem Halse zu schreien, um wo möglich von Manuel oder den Indianerinnen gehört zu werden.

Kein antwortender Ruf erfolgte.

Dann schrie ich nochmals und schrie immer stärker und häufiger, doch ohne irgend Antwort zu erhalten.

Das schon oft und längst Gefürchtete, mich im Urwalde zu verirren, war endlich einmal eingetroffen und zwar in gründlichster Weise, da ich auch nicht den mindesten Anhaltspunkt hatte, wohin ich meine Richtung nehmen sollte, um nach Zacupana, überhaupt nach dem Orinoco, zurückzukommen. Meinen Taschencompaß hatte ich unbedachtsamer Weise zu Hause gelassen und nach dem Stande der Sonne konnte ich mich nicht richten, da sie von dunklen grauen Regenwolken verdeckt war, ich überhaupt mich nie um die richtige Lage der Niederlassung gekümmert hatte und nur so viel wußte, daß ich nach Norden mich zu wenden habe.

Aber in welcher Richtung lag Norden?

Die durch Wolken und dichtes Laubgewölbe verhüllte Sonne gab mir keinen Fingerzeig.

An dem Orte, wo ich die Schlange getödtet, konnte ich nicht bleiben, jeder andere Ort war eben so gut als dieser, um im Nothfalle die Nacht zuzubringen und so versuchte ich, die Richtung nach dem Orte einzuschlagen, an dem ich die Schlange entdeckt und das Pflanzenpapier, wie den Machete, zurückgelassen hatte. Er konnte unmöglich weiter als eine halbe Stunde entfernt sein; aber ihn aufzufinden, war die Schwierigkeit, da ich bei der hastigen Verfolgung der Schlange nicht im Mindesten auf die Bäume und anderen Pflanzen geachtet hatte, an denen ich vorbeigerannt war.

Wohl eine Stunde lief ich in der Irre umher, ohne den

gesuchten Platz wieder zu finden, dann noch eine Stunde und zuletzt viele Stunden, ohne irgend einen Pfad oder die geringste Spur eines von Menschen besuchten Ortes anzutreffen.

Im Walde begann es dunkler zu werden, denn der Abend nahte heran.

Meine Schritte wurden immer hastiger; ich lief nicht mehr, ich rannte athemlos über die vermodert an der Erde liegenden Baumstämme, stürzte über die in Unzahl unter dem Pflanzenteppich verborgenen Baumwurzeln, verwirrte mich in die durch einander gerankten Schlingpflanzen, sank knietief in stellenweis sumpfigen Boden, nichts hielt mich in meinem wilden Laufe auf; wieder raffte ich mich auf, brach wie ein verfolgter Hirsch durch das Gewirr der Schlingpflanzen, zog mit Riesenkraft meine Füße aus dem tiefen Schlammbett — nur immer vorwärts! vorwärts zum Orinoco oder nach Zacupana!

Dies war der Ruf, der mir unausgesetzt in den Ohren tönte, der mir die gewaltige Kraft gab, wie ein Verzweifelter das dichteste dornigste Gestrüpp zu durchbrechen und dahin zu rasen.

Wohin? wußte ich nicht mehr; wilde Stimmen, Menschengeschrei tönten in meinen Ohren, ich glaubte mich verfolgt und immer schneller und schneller stürzte ich vorwärts!

Dann blieb ich stehen. — — —

Laut pochte das Herz, als wolle es zerspringen; der einzige Ton in der grausigen Wildniß! Keine andere Stimme war zu hören, alle anderen nur Trug, Zeichen des beginnenden Wahnsinns!

Und wieder stürzte ich fort und sprang gleich dem gehetzten Reh über alle entgegenstehenden Hindernisse

Immer dunkler und dunkler wurde es um mich her, der Abend und bald darauf die Nacht traten ein und immer noch rannte ich gleich dem wilden Jäger im Urwalde dahin!

Ein gewaltiger im Wege liegender Baumstamm setzte meinem

Rennen ein Ziel. Ueber ihn hinwegspringend, stieß mein Fuß an einen seiner Aeste und ich stürzte mit dem Kopfe dermaßen heftig gegen einen anderen Stamm, daß ich besinnungslos zu Boden fiel.

Mehre Stunden mußte ich so dagelegen haben, denn als ich wieder zur Besinnung kam, umgab mich die tiefste Finsterniß.

Mit der einen Hand nach dem heftig schmerzenden Kopf fühlend, fand ich denselben feucht und klebrig, die Haare völlig zusammengeklebt und zwar, wie ich an dem Geruche merkte, von Blut, das sich reichlich aus einer großen Stirnwunde ergossen hatte.

Die Nacht war empfindlich kühl und leichter Frost durchbebte meine Glieder; ich richtete mich auf und setzte mich auf den Baumstamm.

Mein Kopf war durch den starken Blutverlust leichter, meine Gedanken geregelter geworden.

An Schlaf war nicht zu denken, dazu ließen Kälte und Aufregung mich nicht kommen und so versank ich denn in tiefes Nachdenken, was ich nunmehr beginnen solle.

Der Hunger begann bereits mich zu quälen und ungeduldig erwartete ich den Anbruch des Tages, um nach irgend einem eßbaren Gegenstande umher zu suchen, nach welchem? wußte ich freilich selbst nicht.

Hätte ich meine Flinte oder den Machete bei mir gehabt, dann konnte ich ein Wild schießen und zugleich Feuer anmachen, sowie mit dem Machete eine der Manaquepalmen umhauen, um deren Palmenkohl zu genießen; beide aber hatte ich unvorsichtigerweise am Wege zurückgelassen und nicht einen Gegenstand bei mir, mit dessen Hilfe ich mir Nahrung verschaffen konnte.

Ich fühlte mich tief niedergedrückt und verwünschte die Schlange, die mich in's Unglück gebracht, in eben dem Maße, als es Adam nach dem Sündenfalle gethan haben mochte.

Nach langer, langer Zeit, die mir eine Ewigkeit däuchte, begann das Dunkel im Walde zu schwinden und in ein helleres Grau überzugehen, gegen welches die riesigen Baumstämme in ihrem tiefen Braunschwarz effectreich sich abhoben.

Bald aber verschwamm Alles wieder in eine einfache weißgraue Masse, in dem dicken Nebel, der dem feuchten Boden entstieg.

Mir war Alles gleich, Nebel oder Sonnenschein, denn ich wußte doch nicht, wo ich mich befand.

Wiederum begann ich meinen Lauf im Walde, diesmal aber ruhiger und überlegter, als am gestrigen Tage; nur nutzte leider alle Ueberlegung in meinen augenblicklichen Verhältnissen nichts und mechanisch schritt ich vorwärts, gleichviel wohin.

Mein Interesse für Botanik war gänzlich in den Hintergrund getreten und selbst wenn die Bäume, gleich dem Zaubergarten in „Aladdin", goldene Früchte getragen, hätte ich ihnen doch einen Baum mit reifen Purguafrüchten vorgezogen. Ein solcher aber wollte nicht erscheinen und mein Magen verlangte immer dringender nach Nahrung.

So verstrich der Vormittag und immer noch befand ich mich auf meiner rastlosen Wanderung, ohne die geringste Hoffnung, mich je wieder zurecht zu finden.

Trotzdem ich im höchsten Grade durch Anstrengung und Hunger erschöpft war, besaß ich nicht die Ruhe, mich einige Zeit niederzusetzen und weiter und weiter trieb es mich in dem entsetzlichen Walde fort.

Und wiederum sank die Sonne gen Westen hinab und noch keine Rettung, noch keine Nahrung!

Meine Kräfte drohten mich zu verlassen, denn der Hunger begann in mir zu wüthen. Unmöglich konnte ich die Nacht wieder ohne jegliche Nahrung zubringen, ich hätte des andern Morgens

vor Schwäche nicht weiter gehen können und so blieb mir nichts übrig, als zum Aeußersten zu greifen.

Am Boden lag ein halbvermorschter Stamm, dessen von Würmern durchnagtes Holz sich vermittelst eines abgebrochenen Aststückes leicht auseinander reißen ließ, aus dem ich, mit den Händen in dem mulmigen Innern wühlend, bald eine Anzahl großer fetter Käferlarven hervorzog, die zu meiner Nahrung dienen mußten.

Oft hatte ich die Guaraunos solche Käferlarven, jedoch geröstet, mit größtem Appetit verzehren sehen und dabei stets einen gewaltigen Ekel empfunden und nun war ich gezwungen, selbst diese widerlich aussehenden Würmer zu essen.

Jedoch Noth kennt kein Gebot und der peinigende Hunger überwog jede Bedenklichkeit, obgleich ich diese Art Nahrung freilich lieber geröstet, als roh genossen hätte.

Mit einem Stückchen Holz drückte ich den Larven den Kopf ein, riß ihn vom Körper los und würgte letzteren, gleich einer gewaltigen widerlichen Pille, die Speiseröhre hinab, sicher zur größten Verwunderung meines Magens, dem bisher noch nie derartige Kost geboten worden war.

Ein Dutzend der überaus fetten Larven schienen ihn beruhigt zu haben und froh darüber, daß er gegen dieses Gericht nichts einzuwenden hatte, setzte ich meine Entdeckungsreise weiter fort. Sie fiel leider ebenso ungünstig aus, als am vergangenen Tage und die Nacht brach herein, ohne daß es mir irgend klar geworden war, welche Richtung, dem Orinoco zu, ich einzuschlagen habe.

Diese Nacht beschloß ich, auf einem Baume zu kampiren, da meine Besinnung heut mich nicht verlassen und ich bereits in vergangener Nacht manche Thierstimmen um mich her gehört hatte, deren Eigner ich nicht gern in meiner unmittelbaren Nachbarschaft wünschte. Es war der nach Beute suchende Jaguar

gewesen, der durch sein Geschrei mich gestört, sowie einige Crocodile, Bewohner der meinem Schlafplatz nahen Lache, die durch ihr gewaltiges Brüllen ungemüthliche Gefühle in mir geweckt hatten.

So kletterte ich denn auf einen gewaltigen Baum, dessen botanische Untersuchung ich in den jetzigen Umständen gern unterließ und setzte mich in einer Verzweigung desselben zur Ruhe, ohne mich jedoch, gleich Robinson Crusoe mit Strumpfbändern oder Hosenträgern, die im Urwalde zu den größten Luxusartikeln gehören, an die Aeste anzubinden.

Bei meiner gewaltigen Aufregung war an festen Schlaf nicht zu denken, ich verfiel aber in ein Mittelding zwischen Schlaf und Wachen, in welchem mir die herrlichsten gastronomischen Genüsse vorschwebten; reichlich mit Speise und Trank beladene Tafeln, die schönsten Früchte und zuletzt Thee mit Sandwiches, bei deren Genuß ich, aus Aerger daß der Schinken, anstatt gekocht zu sein, roh war und sein Fett den vorher genossenen Käferlarven ähnlich sah, wieder in völlig wachen Zustand zurück versetzt wurde.

Leider war mein Magen dabei völlig leer geblieben und mahnte mich bereits wieder auf's Dringendste um Beschäftigung.

Bisweilen ertönte durch die Stille der Nacht weithin hörbar laut röchelndes, von katzenähnlichem Geschrei begleitetes Geheul, die Töne des Jaguars und seiner Jungen und weckte die schlafende Thierwelt, die ihre furchtsamen Stimmen mit denen der Raubthiere vermischten.

Ein Entsetzen einflößendes Concert, das im tiefen Nachtdunkel des wilden einsamen Urwaldes dem Verirrten wirklichen Schauder verursacht!

Das ängstliche Geheul der Brüllaffen, das winselnde Angstgeschrei der Monos, das wilde Grunzen und Zähnklappen einer vom Jaguar aufgescheuchten Heerde Peccaris, das Zerren und

Zerreißen der auf den Boden herabhängenden Schlingpflanzen durch einen verfolgten Hirsch, die grellen Schreie der Paujis und Pavas del Monte, das tiefe Brummen einer flüchtigen Heerde Trompetenvögel: dieser ganze Aufruhr, in Folge des beutegierig umherschleichenden Raubthieres, kann selbst auf den damit seit langer Zeit Vertrauten furchteinflößend wirken.

So schnell als der Lärm entstanden, ebenso bald ist er verstummt und tiefe grabesähnliche Ruhe herrscht wiederum in dem Dunkel des Waldes.

Mehrmals wiederholten sich diese Auftritte und unterbrachen, allerdings in wenig angenehmer Weise, die schreckliche Einförmigkeit der entsetzlich langen Nacht.

Endlich begann es zu tagen, doch dicker grauer Nebel hüllte Alles umher in einen undurchdringlichen Schleier.

Fröstelnd und im höchsten Grade ermattet stieg ich vom Baume herab und schleppte meinen Körper weiter fort und fort durch den schaurigen, nebelumflorten Wald.

Merklich fühlte ich meine Kräfte mehr und mehr abnehmen und begann zu verzweifeln.

Da war es mir, als ob ich in der Ferne leises Rauschen hörte! — — —

War es Regen oder Wind, der die Gipfel der Urwaldbäume durchstrich?

Ich konnte es nicht unterscheiden und die letzten Kräfte aufbietend, ging ich der Richtung, woher das Geräusch ertönte, zu.

Das Rauschen wurde stärker und stärker, je weiter ich vorwärts drang; es konnte unmöglich Regen sein, da ich nicht das mindeste Herabtropfen desselben aus dem Laubdach über mir verspürte.

Und schneller und schneller, von freudiger Ahnung bewegt, wurde mein Lauf.

Da begann der Nebel sich allmählich vom Boden zu erheben und wie er langsam, gleich dem Vorhange einer Bühne, in die Höhe stieg, wurde es heller und heller dahinter und die schönste, erfreulichste Scenerie zeigte sich meinen sehnsüchtigen Blicken.

Ich befand mich in der Nähe des Orinoco.

Zwischen den Stämmen der Uferbäume hindurch, sah ich den gewaltigen Strom in voller Majestät sich dahin wälzen, hoch angeschwollen seine Ufer überfluthend und tief in den Urwald eindringend.

Riesige, durch die Gewalt der Strömung losgerissene Bäume, mit weißen Reihern besetzt; losgerissene Uferstrecken, Inseln gleich, mit Crocodilen oder einer gewaltigen Schlange als ihre Bewohner, tanzten, ein Spiel der langen flachen Wellen, auf den braungelben Fluthen, welche ihre Beute weit in's Meer hinaus führten.

Und in weiter Ferne, drüben am jenseitigen Ufer, zeigte sich die volle Pracht der tropischen Vegetation.

Gleich Pallisaden zogen die grauen hohen Stengel des baumartigen Arum, des Mucu-mucu, mit ihren großen glänzenden, mit der Spitze nach oben gerichteten Blättern und der schneeweißen Blüthendute, sich entlang, überragt von den riesigen ungetheilten Wedeln der Timichepalme[902]), zwischen denen einzelne gigantische Baumstämme hervor sich drängten und mit ihren Wurzeln tief in den Strom hinab sich senkten. Gleich einem großen grünen Hügel breitete der gewaltige Ceiba sein schönes schirmartiges Laubdach über die, des Schattens bedürfenden, Palmenkronen der Timiche, während die hohe Santa Maria[903]) mit ihrem pyramidenförmigen Gipfel weit über ihren kolossalen Nachbar hinausragte und mit den langen dunkelcarminrothen Blüthenrispen die bescheidenen sanftvioleten Blumentrauben der Bignonia beschämte, deren lange, unzählige Ranken die Ufer-

bäume völlig überzogen. Nur die prächtig scharlachrothen großen Blüthenrispen der Norantea und Cacoutia, wie die scharlachnen Bürstchen des Combretum konnten mit der Blüthenpracht des Santa Mariabaumes wetteifern.

Dergleichen botanische Betrachtungen stellte ich allerdings in dem Augenblicke, als ich in höchster Verzweiflung plötzlich durch den Anblick des Orinoco überrascht wurde, nicht an; sie fielen mir erst später ein.

Vorläufig war ich überglücklich, den Strom vor mir zu sehen und dankte Gott, der mich an ihn geführt hatte. Dann mußte ich vor Allem nach Nahrung suchen.

Aber wie und wo?

Dicht bis an den Rand des in den Wald getretenen Wassers schreitend, erblickte ich in demselben eine Anzahl großer Sumpfschnecken, der Ampullaria urceus, die von den Indianern geröstet gegessen werden und mußte nothgedrungen nun wieder zu einem indianischen Leckerbissen greifen, nur mit dem Unterschiede, daß das, was die Indianer geröstet essen, von mir aus Mangel an Feuer roh genossen werden mußte.

Die Schneckengehäuse zerbrechend, verschluckte ich einige Dutzend der schleimigen Thiere, deren Geschmack, im Vergleich zu Austern, viel zu wünschen übrig ließ. Mein Magen begnügte sich jedoch, in Erwägung meiner traurigen Lage, auch mit diesem simplen Nahrungsmittel und hätte zuletzt, gleich dem der Ottomacos, sogar mit Erdklumpen vorlieb genommen.

Mit dem glücklichen Erreichen des Orinoco hatte sich meine traurige Lage allerdings nicht sehr verbessert, da oft Wochen vergehen, daß in der Nähe von dessen Delta eine Curiara mit Indianern den Strom kreuzt; jedoch war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß dies ebenso gut auch bald der Fall sein könne. Ueberdies war durch die Nähe des Stromes bei Weitem mehr Leben in meine Umgebung gekommen, die bisher durch ihre ein-

tönige Scenerie und Todesstille mein Gemüth tief niedergedrückt hatte.

Daß ich wenigstens eine Tagereise unterhalb Zacupana mich befand, konnte ich aus dem Auftreten der Timichepalme, die erst in dieser Entfernung von Zacupana stromabwärts vorkommt, sehr wohl schließen; ich hatte demnach in den anderthalb Tagen meines Verirrtseins einen tüchtigen Marsch gemacht.

Den Strom gedachte ich jetzt nicht mehr zu verlassen und ihn aufwärts zu verfolgen, um wo möglich Zacupana oder eine andere Indianerniederlassung zu erreichen.

An Wassermangel hatte ich im feuchten, stellenweise sumpfigen Urwalde bis jetzt noch nicht gelitten und daß dieser nie eintreten konnte, dafür sorgte nunmehr der Orinoco, der ebenfalls durch seine Schnecken für meine Nahrung bedacht war.

Einige Stunden ruhete ich, um Kräfte zu sammeln, auf einem am Wasser liegenden Baumstamm aus, dann begann ich meine beschwerliche Weiterreise.

Und beschwerlich genug war sie, denn die Ueberfluthungen des Stromes traten oft weit in den Urwald hinein und zwangen mich zu großen Umwegen.

Doch alle Hindernisse waren jetzt für mich so gut wie nicht vorhanden und der Gedanke, eine menschliche Wohnung oder eine Curiara mit Guaraunos anzutreffen, beseelte und kräftigte mich.

Zum drittenmale auf meiner Irrfahrt sank die Sonne gen Westen hinab, als ich die Mündung eines weit oberhalb sich abzweigenden, ziemlich breiten Flußarmes, eines sogenannten Caño, erreichte, zu dessen Durchschwimmen mir jedoch die Kräfte fehlten.

Ich war dadurch genöthigt, an ihm entlang aufwärts zu gehen, um wo möglich eine günstige Stelle an das jenseitige Ufer zu gelangen, anzutreffen.

Wer beschreibt mein freudiges Erstaunen, als ich in geringer Entfernung oberhalb des Caño eine indianische Hütte erblickte,

die in einer kleinen Lichtung auf einer erhöhten Stelle des Flußufers lag!

Mit beflügelten Schritten eilte ich darauf zu und trat in dieselbe ein. Sie war leer, doch drei darin hängende Chinchorros, einige ärmliche Geräthschaften, wie ein Bündel Pfeile, belehrten mich, daß sie bewohnt sei, aber mehr noch erfreute es mich, am Boden einige große, noch glimmende Holzstücke zu erblicken, ein Anzeichen, daß ihre Bewohner noch diesen Morgen sich hier befunden hatten und wahrscheinlich mit Einbruch der Nacht zurückkommen würden.

Begierig suchte ich überall nach Lebensmitteln, konnte jedoch nicht das Geringste auffinden.

Zum Tode erschöpft, wie ich mich befand, legte ich mich in eines der Chinchorros und schlief bald ein.

Ich mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als ich durch ein Geräusch vor der Hütte geweckt wurde. Eiligst sprang ich aus dem Chinchorro und trat hinaus in's Freie.

Als meine Augen mit dem draußen herrschenden Dunkel der Nacht sich vertraut gemacht hatten, unterschied ich deutlich eine am Ufer anlegende Curiara, in der sich drei Indianergestalten befanden, von denen die eine mit dem Befestigen derselben an einen Baumstamm, die beiden anderen mit dem Ausladen sich beschäftigten.

Bald war ihre Arbeit beendet und sie kamen auf die Hütte zugeschritten.

An der Thür angekommen, erblickten sie mich, stutzten ein wenig, gingen aber trotzdem an mir vorüber und in die Hütte, mein „buenas noches“ völlig unbeachtet lassend.

Es waren ein alter und junger Mann, denen ein Indianermädchen folgte.

Ich trat ebenfalls in die bescheidene Wohnung.

Einige Worte in seiner Sprache murmelnd, beschäftigte der

Alte sich damit, einige kleine Holzstücke zu den noch glimmenden Blöcken zu legen, letztere aneinander zu rücken und das Feuer anzufachen.

Dichter Rauch entstieg den Stöcken und füllte bald die Hütte zum Ersticken, dann schlug plötzlich die helle Flamme hoch empor und ließ mich die Gestalten meiner Wirthe deutlich erblicken.

Sie waren sämmtlich Guaraunos, die beiden Männer von abstoßenden Gesichtszügen, jedoch, besonders der Jüngere, von kräftigem Körperbau; das Mädchen dagegen von wirklicher Schönheit, die man bei jungen Indianerinnen sehr oft findet bei einem wahrhaft üppigen, tadellos schönen Körperbau, obgleich sie kaum vierzehn Jahre zählen mochte.

Alle drei gingen bis auf den Schamschurz, gleich allen Guaraunos, völlig nackt, der Schurz des Mädchens bestand, ein Zeichen ihrer Armuth, einzig und allein aus einem schmalen flexiblen Streifen Baumrinde, der sogenannten Masikara.

Trotzdem aber trug sie Schnüre von Glasperlen quer über dem vollen Busen hängend, wie an den Oberarmen und über den Waden ähnliche solche Schnüre, welche diese Theile fest umschlangen. Ihre rabenschwarzen Haare hingen lang auf den Rücken herab und in ihren pechschwarzen Augen spiegelte sich der grelle Schein der Flammen gleich heftig zuckenden Blitzen.

Der Alte hockte am Feuer und musterte mich auf's Schärfste mit seinen Blicken, während der junge Mann und das Mädchen die aus der Curiara gebrachten Fische, die Ausbeute des heutigen Fanges, zum Rösten zubereiteten und nur bisweilen mit ihren Falkenaugen mich fixirten.

Ich unterbrach das tiefe in der Hütte herrschende Schweigen, indem ich, mich an den Alten wendend, ihm in spanischer Sprache die Ursache meines Hierseins erklärte und ihn dringend bat, mich am andern Morgen in seiner Curiara nach Zacupana zurück zu bringen, wo ich ihn für seine Dienste gut belohnen würde.

gleich ersuchte ich ihn, mir etwas zu essen zu geben, um meinen gewaltigen Hunger befriedigen zu können.

Ob mich der Mann verstanden hatte, konnte ich nicht bemerken, da er mir jede Antwort schuldig blieb, daß jedoch der Jüngere des Spanischen mächtig war, bewies er dadurch, daß er mir von einem der bereits zum Rösten am Feuer liegenden Fische, den Morocotos, ein gewaltiges Stück abbrach und zureichte.

Mit gieriger Hast verzehrte ich es und setzte mich alsdann, der Ruhe bedürftig, auf eine am Boden liegende Schildkrötenschale.

In murmelnder Weise wechselte der Alte mit dem Jüngeren einige mir unverständliche guarauniſche Worte, dann trat das frühere Schweigen wieder ein.

Sobald sämmtliche Fische zum Rösten an Stöcken über dem Feuer hingen, eilte das Mädchen aus der Hütte, kam aber bald mit einem gewaltigen Bananenblatt, das sie am Boden ausbreitete, wieder herein. Darauf zog sie aus dem Palmendache der Hütte einige gewaltige Stücke Yarumabrod[905]) hervor, legte sie nebst einigen gerösteten Fischen auf das Bananenblatt und lud die Ihrigen, sowie auch mich, ein, zuzulangen.

Gern benutzte ich die dargebotene Gelegenheit, meine Kräfte so viel als möglich zu stärken und langte wacker zu.

Nach dem Essen gingen alle drei aus der Hütte und ließen mich allein.

Ich hörte sie draußen längere Zeit mit einander, mitunter in heftiger Weise, disputiren, besonders wurde die Stimme des Mädchens einigemale sehr laut und klang sogar drohend.

Sie war es auch, die zuerst wieder in die Hütte trat, sich mir schnell näherte und die Worte zuflüsterte: „Tenga cuidado, blanco!“[906]) Dann setzte sie sich in eines der Chinchorros und begann sich zu schaukeln.

Sie verstand also Spanisch und daß dies bei den Männern

auch der Fall war, konnte ich daraus, wie aus dem Vorhergegangenen, vermuthen.

Eine Weile darauf traten die zwei Indianer wieder ein und legten sich, ihre Guina[907]) rauchend, in die noch leeren Chinchorros.

Ohne irgend eine Schlafstätte, schob ich die große Schildkrötenschale zum Feuer, setzte mich auf dieselbe, legte einige große Holzstücke auf das im Erlöschen begriffene Feuer und überließ mich meinen keineswegs erfreulichen Gedanken.

Die Worte der jungen Indianerin, mich in Acht zu nehmen, mußten sich auf die beiden Guaraúnos beziehen, die mir in irgend einer Weise Schaden zuzufügen die Absicht haben mußten.

Ihre Beweggründe dafür konnte ich allerdings nicht errathen, da ich auch nicht die mindesten, Indianern wünschenswerthen, Gegenstände bei mir führte und meine Kleider, die von gar keinem Interesse für sie sein konnten, überdies durch das tagelange Umherirren im Walde total zerrissen waren.

Mein fester Vorsatz war, die ganze Nacht hindurch wachend zuzubringen und obgleich ich von den gehabten Anstrengungen und den zwei schlaflos zugebrachten Nächten ungemein erschöpft und ermüdet war, kämpfte ich einige Stunden glücklich gegen jede Anwandlung des Schlafes.

Von Zeit zu Zeit frisches Holz zur Erhaltung des Feuers nachlegend, ließ ich die Ereignisse der letzten Tage in meinem Gedächtniß an mir vorüberziehen und fand, daß ich mich in dieser Nacht gewiß wohler im einsamen Walde befunden hätte, als in der Gesellschaft bösartiger Menschen hier in der erbärmlichen Hütte; es schien mir, als ob ich aus dem Regen in die Traufe gekommen sei.

Die drei indianischen Gestalten lagen bewegungslos in den Chinchorros und schienen in tiefen Schlaf versunken, nur kam es mir bei aufmerksamer Beobachtung vor, als ob durch die weiten

Maschen der netzartigen Hängematte des jüngeren Indianers, dessen funkelnde Augen unausgesetzt nach mir schauten.

Es mochte wohl auch Täuschung sein, denn meine Phantasie war durch die letzten Erlebnisse im Walde allerdings auf's Höchste aufgeregt.

Immer mehr und mehr begann der Schlaf mich zu umstricken, immer heftiger wurden seine Anfälle, bis ich endlich ihm nicht länger widerstehen konnte und gänzlich von ihm übermannt wurde. Wie lange ich in seinen Fesseln lag, kann ich unmöglich sagen, nur der gelle durchdringende Schrei, der mich erweckte, tönt bei der Erinnerung daran noch jetzt in meinen Ohren wieder.

Es war der Schrei des jungen Mädchens, die mit vor Angst entstellten Zügen aus ihrem Chinchorro sprang und aus der Hütte stürzte.

Im Nu war ich erwacht und die dabei noch halb schlafend von mir ausgeführte Bewegung ließ mich von der Schildkrötenschale herab, rückwärts zur Erde stürzen.

Dies war meine Rettung!

Dicht vor mir stand die kräftige Gestalt des jungen Indianers, in der aufgehobenen Rechten eine Kriegskeule haltend, die er mit aller Kraft auf mich niederfallen ließ. Der gewaltige Schlag, der meinen Kopf zerschmettert haben würde, wenn nicht mein Fall ihn diesem Schicksal entzogen hätte, traf die Schildkrötenschale und bohrte ein weites Loch in dieselbe.

Mit Blitzesschnelle aufspringend, erfaßte ich in größter Hast eines der langen brennenden Holzstücke und schlug es mit solcher Gewalt meinem überraschten Angreifer in's Gesicht, daß er augenblicklich zu Boden stürzte.

Dem ihm zu Hilfe kommenden Alten gab ich einen heftigen Stoß, der ihn in das brennende Feuer stürzte und rannte sodann aus der Hütte, dem Ufer zu.

Hier stand das ängstlich zitternde Indianermädchen, die bei

meinem Erscheinen auf's Eiligste die an einen Stamm gebundene Curiara löste und mir ein Zeichen gab, schnell in diese zu springen und in ihr zu entfliehen.

„Vaya, vaya, ligero, que no te matan!“ raunte sie mir zu und lief nach der Hütte zurück.

Ohne das geringste Zögern folgte ich ihrer Weisung, ergriff das im Fahrzeuge liegende Ruder und befand mich bald am Ausflusse des Caño in den Orinoco, eine gute Strecke weit von der Mörderhütte.

Vergebens aber strengte ich, in den gewaltigen Strom gelangt, alle meine Kräfte an, um gegen denselben anzufahren, es war mir unmöglich.

Die ungeheure Strömung des angeschwollenen Orinoco erlaubte einer einzelnen, in einer Curiara befindlichen Person nicht, sie zu überwinden; dies sah ich sehr bald ein und um nicht die mir jetzt gerade so kostbare Zeit zu verlieren, da jeder Verzug die mich sicher verfolgenden Mörder in meine Nähe bringen konnte, trieb ich das Fahrzeug nach dem jenseitigen Ufer des Caño, sprang an's Land und stieß es dann mit dem Fuß in den Strom hinaus, der es schnell mit sich fortführte.

Ich aber begann wiederum meinen Lauf am waldigen Ufer des Orinoco aufwärts und zwar in solcher Eile, als es in dunkler Nacht bei all' den, durch die Vegetation mir entgegengestellten Hindernissen, geschehen konnte.

Wie ich den ganzen Tag über auf's Neue unter unsäglichen Beschwerden, gebrochen an Geist und Körper, meine Tour in der Irre fortsetzte, will ich nicht weiter beschreiben, sie ähnelte in der Hauptsache der in den letztvergangenen Tagen, nur daß ich jetzt noch riskirte, von den zwei mordgierigen Indianern eingeholt und getödtet zu werden.

Zu meinem Glück jedoch unterließen sie meine Verfolgung, woran sie wahrscheinlich durch die ihnen durch mich verursachten

Brandwunden verhindert wurden, die ihnen jedenfalls lange Zeit zu schaffen machten. —

Ein in so großem Maße noch nie gefühltes, freudiges Entzücken übermannte mich, als ich gegen Abend aus dem düstern Urwald in eine weite, weite Lichtung trat, in der ich in der Ferne die Hütten von Zacupana erblickte und vor überschwänglicher Freude warf ich mich zur Erde nieder und dankte Gott für meine glückliche Rettung. Dann aber erhob ich mich und rannte athemlos nach dem so überaus sehnlich erwünschten Orte.

Gleich einem Wahnsinnigen stürzte ich in mein Wohnhaus und warf mich total entkräftet und besinnungslos in meine vor vier Tagen verlassene Hängematte.

Als ich wieder zu mir kam, standen eine Menge Indianer nebst dem Häuptling Celestino um mich herum, mich mit Fragen über meine Rettung bestürmend und mir zugleich Essen und Paiwari reichend. Nachdem ich mich durch einige Nahrung gekräftigt hatte, erzählte ich ihnen meine Abenteuer, die ihnen trotz ihrer gewohnten stoischen Ruhe doch öftere Ausrufe des Erstaunens und der Bewunderung abzwangen.

Auf meine Frage nach meinem Reisegefährten Z. entgegnete Celestino, daß dieser mit Manuel und einer Anzahl Guaraunos bereits am nächsten Tage nach meinem Ausbleiben in den Urwald gegangen sei, um mich aufzusuchen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt wäre. Zugleich erzählte er mir, daß Manuel und die Indianerweiber an dem Tage, an welchem ich mit ihnen in den Wald gegangen, bis zum Einbruch der Dunkelheit an dem Orte, wo sie die Früchte der Purgua gesammelt, auf meine Rückkunft zu ihnen gewartet, daß sie lange Zeit nach mir im Walde unter öfterem lautem Geschrei umhergesucht und daß Manuel mehre Signalschüsse aus meiner zurückgelassenen Flinte gethan.

Die große Entfernung, in der ich mich von den Leuten befand, wie die dicke, feuchte Luft des Urwaldes, hatten ver-

hindert, daß der Schall der Stimmen, wie der Schüsse, meine Ohren erreichten.

Wegen meines in der letzten Nacht gehabten Abenteuers mit den Indianern am Caño, erzählte mir Celestino, daß diese Familie, Vater, Sohn und Tochter, die zu dem wilden Zweigstamm der Guaraunos, den Chaguanes, gehörten, als von ihren Landsleuten Ausgestoßene betrachtet würden, da die beiden Männer, früher auf der Insel Tortola unter Venezuelanern lebend, von denen sie auch die Kenntniß der spanischen Sprache erlangt hätten, sich mehrfacher Diebereien, sogar des Mordes eines der Ihrigen schuldig gemacht hätten und jetzt, gemieden von allen Anderen, in der elenden Hütte an dem Ufer des Caño lebten. Die Tochter jedoch sollte nicht Mitschuld an den Verbrechen ihrer Verwandten haben; ihre große Jugend, wie die ihr innwohnende Herzensgüte, die sie auch gegen mich gezeigt, hatten sie davor behütet.

In später Nacht erweckten mich Freund Z. und Manuel, die soeben von ihrer, natürlich erfolglosen, Nachforschung nach mir zurückkehrten und hoch erfreut über meine unverhoffte Rettung waren.

Einige Tage später, als ich mich wieder bei Kräften fühlte, unternahm ich mit Celestino und einigen Guaraunos eine Tour nach der Mörderhütte am Caño, um wo möglich die zwei schurkischen Indianer in unsere Gewalt zu bekommen.

Wir fanden die Hütte niedergebrannt und deren Bewohner entflohen. —

XI.

Vom Orinoco nach Georgetown am Demerara.[908])

Es war Ende August 1859, als ich mich wiederum im Delta des Orinoco und zwar auf der, von den Caños Imataca und Zacupana eingeschlossenen Insel Curiapo, in dem an deren südlichen Seite gelegenen Orte gleiches Namens befand[909]).

Curiapo ist ein kleiner, unweit der Mündung des Orinoco gelegener, nur aus etwa zwölf Lehmhütten bestehender Ort, dessen farbige Bevölkerung einzig und allein vom Fange, Einsalzen und Trocknen des hier im Strome ungemein häufigen Morocoto[910]), eines 2½ Fuß langen und 1 Fuß breiten, sehr wohlschmeckenden Fisches, lebt, der von hier in bedeutender Menge nach Ciudad Bolivar und Georgetown ausgeführt wird.

Trotzdem der Ort im höchsten Grade ärmlich aussieht, herrscht doch durch diese ergiebige Nahrungsquelle einiger Wohlstand unter dessen Bevölkerung.

Beim Anschwellen des Orinoco bietet Curiapo einen kläglichen Anblick dar; das etwas erhöht liegende Terrain, auf dem der Ort sich befindet, ist vom ausgetretenen Strome völlig überschwemmt, so daß man von Haus zu Haus auf brückenähnlich gelegten Baumstämmen gehen oder in der Curiara fahren muß. Daß es unter solchen Umständen hier von Mosquitos wimmelt, ist

leicht erklärlich und ich verbrachte mit meinem Reisebegleiter S., einem jungen Kaufmanne aus der Schweiz, zwei schreckliche schlaflose Nächte in diesem Orte. Fieber und Dysenterie, die mich bereits seit Wochen peinigten, machten es mir zur Pflicht, die Hilfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen, die ich freilich nicht eher als in Georgetown erlangen konnte. Außerdem wünschte ich in gehörige Entfernung von den Guaraunos in Zacupana zu kommen, die mich nebst meinen Begleitern nicht von sich gelassen hatten und denen wir nur durch List entflohen waren. Wir mietheten das größere Boot eines Farbigen mit der nöthigen Bemannung bis nach Morucca, dem ersten Orte von Britisch Guyana, für den Preis von 50 Pesos und waren glücklich, als wir an einem herrlichen Morgen um 6 Uhr den erbärmlichen Ort Curiapo verließen.

Einige Zeit fuhren wir in dem Caño Imataca abwärts und lenkten dann in einen der kleinen Caños des rechten Ufers ein. Der Strom befand sich in der Höhe seiner Anschwellung und raste mit ungeheurer Schnelligkeit der Mündung zu, so daß von Ebbe und Fluth wenig zu gewahren war. Die Ufer waren tief unter Wasser und die daran stehenden Urwaldbäume ragten oft nur mit den Gipfeln daraus hervor. Es war ein großartiger, zugleich aber grausiger Anblick, das entfesselte Element in langen gelbbraunen Stromwellen dahinrauschen und jegliche sich ihm entgegenstellende Hindernisse mit unwiderstehlicher Gewalt überwinden zu sehen.

Wir fuhren den ganzen Tag über im Caño abwärts, da die überschwemmten Ufer eine Landung nicht gestatteten und erst gegen Abend erreichten wir die Wohnung einer Guaraunofamilie, die auf etwas höher gelegenem Terrain lag.

Sie bestand aus einer mit den gespaltenen Stämmen der Moriche bedeckten Platform, die auf einem Rost hoher abgehauener Baumstämme sich erhob und die größte Höhe des Wasser-

standes des Stromes einige Fuß überragte. Ein Theil derselben war mit den Wedeln der Manicaria überdeckt, der andere jedoch frei und auf ihr lebten die Indianer während der Ueberschwemmung des Orinoco

Daß aber die Guaraunos zur Zeit der Orinocoüberschwemmung in ihren mit Lehm ausgeschmierten Hängematten, in denen sie sogar Feuer unterhalten sollen, leben, beruht auf einem Irrthum. Der große Reisende, A. v. Humboldt, der selbst nie das Delta des Orinoco bereiste, hat diese Bemerkung den fabelhaften Berichten des Sir Walter Raleigh nacherzählt. Ich habe mehr als 1½ Jahre während der trockenen und nassen Jahreszeit unter den Guaraunos des Orinocodelta und denen an der Ostküste Süd-Amerika's, vom Cap Sabinetta bis zum Cap Nassau an der Mündung des Pomeroon-river in Britisch Guyana, gelebt, aber nie eine derartig beschriebene luftige Wohnung erblickt.

Mosquitos gab es in unserem Nachtquartier auf der Platform, in der Nacht, zu Tausenden, so daß an Schlaf nicht zu denken war und wir froh waren, als der Morgen graute und wir weiter fahren konnten. Bereits um 7 Uhr gelangten wir wieder in den Caño Imataca und steuerten nunmehr direct der an dem Ausflusse des Orinoco gelegenen Punta de Barima zu. Es war ein Glück für uns, daß das Wetter überaus günstig und die Oberfläche des gewaltigen Stromes ruhig war, da der Orinoco bei der Boca de Navios zu der ungeheuren Breite von zwanzig Seemeilen sich ausdehnt und dem Meere gleicht. Kaum daß man in seiner Mitte die jenseitigen Ufer, wie die größeren Inseln Cangrejo und Ruima erblickt. An der südlichen Seite der kleinen Insel Burro vorüberfahrend, gelangten wir in sechs Stunden zur Punta de Barima, dem östlichen Ufer des Orinoco, dessen Arme an seiner Mündung, von Punta de Barima bis zur am weitesten nach Westen gelegenen Boca chica, 47 Seemeilen auseinander weichen.

Drei kleine, dicht an der im Osten gelegenen Küste sich erhebende Hügel bezeichnen das Cap Sabinetta, die Landmarke für die in die Boca de Navios einlaufenden Schiffe.

Wir sahen an der Punta de Barima, deren niedrig gelegenes Terrain halb unter Wasser lag, mehre Curiaras von, mit dem Krabbenfang beschäftigten Guaraunos und beschlossen, da unser Proviant nicht bedeutend war, an's Ufer zu gehen, um einige Körbe Krabben einzuhandeln. Da das seichte, eine ungeheure Sandbank überfluthende Wasser, auf dem unser Boot sich befand, eine größere Annäherung an das Ufer nicht erlaubte, war Freund S., als der erste, eben im Begriff, in das nur fußtiefe Wasser zu springen, als ihn einer der Ruderer mit aller Gewalt in's Boot zurückstieß und sodann sein Ruder in größter Heftigkeit auf den Sandgrund stampfte. Gleich einer langen Peitsche schlug der Pfeilschwanz eines Stechrochen[911]) aus dem Wasser in die Höhe, traf jedoch nur den Stiel des Ruders und jetzt erst sahen wir, welcher großen Gefahr wir uns ausgesetzt, wären wir hier an's Land gewatet. Der sandige Grund lag voll der großen Stachelrochen, die uns durch die gefährlichen Verwundungen ihres Schwanzstachels getödtet hätten.

Gern gaben wir bei so drohender Gefahr unsere Absicht auf, nach dem Lande zu gehen, schrieen den Indianern zu, in ihren kleinen Curiaras zu uns zu kommen und fuhren, da sie von uns nicht die geringste Notiz nahmen, in den Rio Barima ein. Der Barima ist ein ziemlich ansehnlicher Fluß, der, bei einer Tiefe von 18 bis 25 Fuß, eine Breite von mindestens 700 Fuß hat. Seine niedrigen und sumpfigen Ufer waren jetzt weit hinein in den Wald überschwemmt und die eintretende Fluth, die unmittelbar an der Mündung des Orinoco trotz dessen Anschwellung immer noch ziemlich bedeutend ist, ließ uns den Barima schnell aufwärts kommen.

Die Ufer desselben sind mit lang sich hinziehenden Wäldchen

der herrlichsten Palmen[912]) geziert und dichte Festons der schönsten Schlingpflanzen[913]) überziehen völlig die Uferbäume, auf deren Aesten herrliche Orchideen[914]) sitzen. Ein breiter Streif des baumartigen Mucumucu[915]), wie verschiedener, mit weißen wohlriechenden Blüthen geschmückter Crinum-Arten, von herrlich gelb und scharlachroth blühenden Gesträuchen[916]) überragt, ziehen am Ufer sich entlang.

Wir fuhren den ganzen Tag bis zum späten Abend, ohne eine menschliche Wohnung oder einen Landungsplatz zu entdecken und erst bei Einbruch der Nacht waren wir so glücklich, einen über die Wasserfläche emporragenden kleinen Platz am Ufer zu finden, auf dem wir übernachten konnten. An Schlaf war freilich wegen der Legion uns peinigender Mosquitos, deren Stiche wir in aller Geduld und Ruhe ertragen mußten, nicht zu denken und von den vielen Nachtwachen auf's höchste abgespannt, fuhren wir am andern Morgen weiter. Nicht lange nachher holten wir das große, mit einem langen Palmendache (Carossa) versehene Boot eines Portugiesen ein, der mit 500 in Curiapo erhandelten getrockneten Morocotos nach Georgetown fuhr, um sie dort, pro Stück mit drei Sixpence, zu verkaufen. So sehr wir den Mann baten, uns ein Dutzend dieser getrockneten Fische zu demselben Preise, sowie eine Flasche Genever, von dem er einen Demijohn[917]) am Bord hatte, abzulassen, war er doch so ungefällig, unsere Bitte abzuschlagen.

Im Barima sah ich das Einzigemal, daß einige Guaraunos ihre Hängematten in den Baumgipfeln, freilich nur momentan, aufgeschlungen hatten; sie waren unweit des höher gelegenen Ufers beim Fischfange durch die Fluth, die das Ufer weit über Manneshöhe überschwemmte, überrascht worden und hatten sich gezwungen gesehen, in die Wipfel der Bäume zu retiriren, wo sie ihre Chinchorros befestigt hatten, um die Ebbe abzuwarten.

Gegen Mittag erreichten wir den Caño Mora, der einen

natürlichen Verbindungscanal des Barima mit dem Waini bildet und, bei einer Breite von 46 Fuß, eine Tiefe von 16 Fuß hat.

Seine Ufer sind ausgezeichnet schön und bestehen zum größten Theil aus Palmen der bereits angeführten Arten. Bei der Einfahrt in diesen Caño war die Ebbe eingetreten, die das Wasser desselben mit wahrhaft reißender Gewalt der Mündung des Waini zuführte, so daß der Steuermann all' seine Geschicklichkeit und Kraft aufbieten mußte, um das Boot durch die kurzen Windungen des Caño glücklich zu bringen, ohne es an der Menge der aus dem Wasser emporstarrenden Baumstämme zerschellen zu lassen.

Pfeilschnell schoß das Corial dahin und in der kurzen Zeit von einer kleinen Stunde befanden wir uns in der seeähnlichen Ausbreitung der Mündung des Waini. Das Boot des Portugiesen, das uns stets vorangefahren war, steuerte in die große Bucht ein, um den Waini aufwärts zu fahren, während wir an einer erhöhten Uferstelle derselben landeten, um etwas zu uns zu nehmen.

Theils mit den Zubereitungen zum Essen beschäftigt, theils in den Chinchorros ausruhend, achteten wir nicht weiter auf unsere Umgebung und bereits mochte eine gute Viertelstunde vergangen sein, als wir durch ein furchtbares, von der Bucht her tönendes Hilfegeschrei, aus unserer Ruhe aufgeschreckt wurden. Unverzüglich wendeten sich unsere Blicke dahin.

Von dem Boote des Portugiesen war nichts mehr als die über die Wasserfläche hervorragende Mastspitze zu erblicken, an welcher sich einige Menschen, die ihre Köpfe aus dem Wasser streckend, zu uns herüber um Hilfe schrieen, angeklammert hatten, während einige andere menschliche Gestalten durch Schwimmen sich über dem Wasser erhielten.

Ohne Verzug sprangen wir in unser Boot und ruderten in

größter Hast nach dem eine Viertelstunde von uns entfernten verunglückten Fahrzeuge.

Es waren der Portugiese und sein Steuermann, die an der Mastspitze sich anklammerten, während seine vier guaraunischen Ruderer im Wasser umherschwammen, die wir sämmtlich in unser Boot einnahmen.

Ein seltener Unfall hatte das Fahrzeug getroffen; in aller Ruhe dahinfahrend, hatte plötzlich die lange, scharfschneidende, spießartige Verlängerung des Kopfes eines großen Schwertfisches [918]) den Boden des Bootes mit aller Gewalt durchbrochen und einen solchen Leck darein gemacht, daß dasselbe augenblicklich sank. Wahrscheinlich hatte der Fisch gedacht, einen seiner Gegner vor sich zu haben, dem er ohne Umstände seinen Spieß durch den vermeintlichen Bauch gerannt hatte.

Um zu versuchen, ob noch einiges von der Ladung des Bootes zu retten war, ließ der Portugiese seine Guaraunos nach dem am Grunde liegenden Boote tauchen und kam dadurch wieder in Besitz von etwa 50 Morocotos; die Indianer weigerten sich jedoch nach Heraufbringung derselben, ferner zu tauchen und so waren diese Fische das Einzige, was er von der Ladung des Bootes gerettet hatte. Alles, was in demselben unbefestigt umhergelegen, war von den Wellen hinweggeführt worden, mit diesem auch aller Proviant und der Demijohn Genever. Es war dem Portugiesen eine harte Züchtigung für seine frühere Ungefälligkeit gegen uns.

Lange hatten wir uns an der Stelle des Unfalls verweilt und die Fluth war bereits wieder eingetreten, als wir der etwa zwei Seemeilen von hier entfernten, weit in's Meer hinaus sich ziehenden, westlichen Spitze der Bucht des Waini zufuhren, auf der einige Hütten standen, zu denen der Portugiese uns ihn zu bringen bat.

Eine heftige Brise aus Nordost hatte sich erhoben und

thürmte, im Verein mit der Fluth, das Wasser zu hohen Wellen; das Boot ging durch die aufgenommene Mannschaft des verunglückten Fahrzeuges, wie der 50 Morocotos, sehr tief und bald stürzte eine See nach der andern über uns hin, so daß wir uns in großer Gefahr befanden und nur dadurch halten konnten, daß die vier Guaraunos unausgesetzt das Wasser aus dem Boote schöpfen mußten.

Glücklich fühlten wir uns, als wir nach zwei Stunden des angestrengtesten Ruderns bei den Hütten an der Landspitze anlangten.

Hier bot sich uns ein ungemein seltsamer Anblick dar.

Es waren zwei große, an allen Seiten völlig offene Hütten, die hier standen, durch welche hindurch die Brandung des Meeres tobte.

In großen breiten Curiaras saßen die farbigen Bewohner derselben unter dem Palmendache und beschäftigten sich mit der Präparation von Seefischen behufs des Trocknens, wobei sie von den stürmischen Wellen hin und her geworfen wurden. Auf einer, neben den Ranchos errichteten hohen Platform, lagen die zum Trocknen bestimmten Fische ausgebreitet und einige ungeheure, dicht davor liegende, gegen das Meer zu sich aufthürmende Felsblöcke, verminderten nur wenig den gewaltigen Wogenandrang.

Jahraus und jahrein führten die hier wohnenden Leute dieses schreckliche Leben, zur Ebbe auf dem durchnäßten Boden des Rancho's, zur Fluthzeit in den von den hohen Wellen heftig geschaukelten Curiaras wohnend und ihr Leben nur durch sehr kümmerlichen Erwerb, den Verkauf getrockneter Seefische, fristend.

Nachdem wir den Portugiesen mit seiner Mannschaft und den 50 Morocotos, der, in der schäbigen Weise aller seiner aus Madeira stammenden Landsleute, dem Padron unseres Bootes, dem er hauptsächlich seine Rettung verdankte, nicht einmal einen

Morocoto zum Geschenk machte, hier untergebracht, kreuzten wir wieder unter größter Gefahr, bei der heftigen Brise und den hohen Wellen, die Bucht des Waini und fuhren in seine Mündung ein, die wir bei Einbruch der Dunkelheit erreichten. Erst nach langem Umhersuchen waren wir so glücklich, einen über den Wasserspiegel sich erhebenden Landungsplatz zum Uebernachten zu finden.

Wie gewöhnlich versuchten die hier hausenden Mosquitoschaaren unsern Schlaf zu stören, was ihnen aber diesmal nicht gelang, da wir, durch mehre schlaflose Nächte erschöpft, bald in tiefen Schlaf fielen und mit zerstochenem Gesicht und Händen erst am späten Morgen erwachten.

Die Ufer des Waini ähneln denen des Barima, sie sind niedrig, zur Regenzeit völlig überschwemmt und mit dichtem Urwald, in welchem die Palmen eine Hauptrolle spielen, bewachsen.

Zwei Tage gebrauchten wir den Waini aufwärts, bis zu einem Itabbo [919]), der den Waini mit dem kleinen Flusse Morucca [920]) verbindet.

In den kaum 8 bis 10 Fuß breiten Itabbo einfahrend, veränderte sich plötzlich die Landschaft. Der Urwald trat weit zurück und eine ungeheure breite, von üppigem saftigen Grün bedeckte Sumpffläche, durch die sich der glatte schmale Wasserspiegel des Itabbo in mannigfachen Krümmungen wand, lag vor uns.

Tausende der glänzend weißen Blüthen der Crinums und der schönen Rosablumen der Tibouchina aspera, ragten aus der mit Gras und Farn [921]) dicht überzogenen Sumpfsavane hervor und ein dichtes Gewebe runder, ausgezackter Nymphäenblätter, das auf der Wasserfläche des Itabbo lag, erschwerte das Vordringen des Bootes ungemein.

Gruppen der Mauritia, wie einiger Laubhölzer, erhoben sich inselgleich über die trügerische grüne Matte, welche da, wo sie den Itabbo begrenzte, durch den vom dahinfahrenden Boote verursachten Andrang des Wassers auf und niedergeschaukelt wurde.

Einige Stunden im Itabbo entlang fahrend, kamen wir in einen schönen Palmenwald, der sich eine Zeit lang am Ufer dahinzog, bis er sich wieder öffnete und eine neue Sumpfsavane uns aufnahm. Es war am späten Nachmittag, als wir die Mündung des Itabbo in den Morucca-river, dessen Ufer ein gleiches Landschaftsbild mit denen des Itabbo aufwies, erreichten. Rasch ging es denselben abwärts und kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir das erste Haus der bereits zu Britisch Guyana gehörenden Mission Warramuri.

Das von Holz erbaute, mit Schindeln gedeckte Haus zeigte bereits Spuren größerer Civilisation und wurde von einem englischen Bootzimmermann bewohnt, der uns herzlich bewillkommte und in seine Wohnung einzutreten bat. Er versorgte uns mit Cavendishtabak und setzte uns Salzfisch und Plantains[922]) vor, eine Kost, die wir lange nicht gehabt und die uns köstlich mundete.

Bis hierher war der Padron unseres in Curiapo gemietheten Bootes engagirt und wir mußten nunmehr nach einem anderen Boote uns umthun, um von hier an die sogenannte Arabien- oder Capoye-Coast, die am linken Ufer der Mündung des Essequibo gegen Norden sich hinzieht, zu gelangen.

Der Zimmermann versprach uns hierin behilflich zu sein und sandte einen seiner Leute im kleinen Corial nach dem eine Stunde entfernten Missionsorte, um ein Boot und Mannschaft für uns aufzutreiben.

Es war völlig dunkel, als dieser mit einem Farbigen zurückkam, der uns nach der, an der Arabien-Coast gelegenen Plantage Anna Regina unter der fatalen Bedingung zu bringen versprach, daß, da er nicht einen einzigen Ruderer im Orte auftreiben konnte, wir selbst die Ruderer spielen müßten. Dies war allerdings eine sehr schlimme Aussicht, besonders für mich, der ich durch meine Krankheit ungemein erschöpft war; da jedoch im ganzen Orte kein anderes Boot zur Reise erlangt werden

konnte, mußten wir gute Miene zum bösen Spiele machen und erklärten uns damit einverstanden.

Wir luden unser Gepäck aus dem großen Boot in das kleine Corial, das der Farbige mitgebracht hatte, setzten uns in die Nußschale und fort ging es in der Dunkelheit, der Wohnung des Farbigen zu. Das Sitzen in der kleinen indianischen Curiara oder Corial, wie es in Britisch Guyana heißt, ist im höchsten Grade unbequem und erfordert große Aufmerksamkeit und fortwährendes Balanciren des Körpers, damit das Fahrzeug nicht umwirft. Bei der geringsten Bewegung nach einer Seite zu, droht es zu kentern und wir konnten es als ein Wunder betrachten, daß wir in dieser Nacht glücklich die Mission erreichten. Einigemal fuhr das Corial auf im Flusse befindliche Baumstümpfe auf und drohte umzustürzen, doch immer, trotz der augenscheinlichsten Gefahr, wußte der Farbige die Balance wieder herzustellen.

Wir dankten Gott, als wir die auf einem Hügel liegende Hütte des Mannes erreicht hatten, in der wir uns sofort zur Ruhe begaben, obgleich wegen der vielen Mosquitos an Schlaf nicht zu denken war.

Am frühen Morgen stiegen wir in das größere Boot des Farbigen und ruderten den Fluß abwärts.

Der Missionsort Warramuri besteht aus vielen großen Hütten, die, ebenso wie die aus Holz erbaute kleine katholische Kirche, und die noch kleinere englische Chapel, vereinzelt auf den das Ufer begrenzenden Anhöhen liegen. Weder der katholische noch protestantische Geistliche wohnen in der Mission, sondern kommen nur von Zeit zu Zeit zur Verrichtung des Gottesdienstes von ihren entfernteren Stationen hierher, zu welcher Zeit sich dann die getauften Warrau-, Arawaak- und Accawais-Indianer von weit und breit umher hier einfinden, um ihre Andacht zu verrichten.

Warramuri wird, außer von einigen Farbigen, nur von

Warraus (Guaraunos) bewohnt, die sämmtlich seit längerer Zeit schon zum Christenthum sich bekennen.

Ehe wir den Ort verließen, landeten wir bei der Wohnung des Häuptlings. Eine herrliche, an 80 Fuß hohe, umfangreiche Bambusgruppe, deren feingefiederte Spitzen nach allen Seiten zu graciös herabnickten, stand am Landungsplatze und ein von schönen Fruchtbäumen besetzter Weg führte nach dem sehr großen, von Brettern aufgeführten und auf's Zierlichste mit Manicariawedeln gedeckten Hause, in dem uns der, der spanischen und englischen Sprache mächtige Häuptling Calistro, ein dicker untersetzter, mit Hemd und Beinkleid bekleideter Mann, freundlich empfing. Eine Menge Warraus beiderlei Geschlechts waren hier versammelt, von denen eine junge schöne, überaus üppig gebaute Warrau meinem Freunde S. dermaßen gefiel, daß er sich im Nu in sie verliebte und sie durchaus mit sich nach Georgetown nehmen wollte.

Aus ihrem Cokettiren, ihrer Kleidung, wie der Fertigkeit, mit der sie englisch sprach, konnte ich entnehmen, daß sie unter Europäern bereits sich aufgehalten hatte und erfuhr später auch von unserem Bootsmann, daß sie viele Monate in Georgetown als Hausmädchen gedient und dort, wie es leider bei den mit Europäern zusammenlebenden Indianern in der Regel geschieht, die Untugenden der ersteren, unter denen die Sittenlosigkeit eine der vorherrschendsten ist, angenommen habe.

Das Mädchen schien sehr gern auf den Vorschlag meines Freundes einzugehen, wahrscheinlich um ihren unmoralischen Lebenswandel in der Coloniestadt wieder aufnehmen zu können, ich trat jedoch entschieden gegen eine solche Begleitung auf, die unsern Charakter in Georgetown in ein sehr zweideutiges Licht gestellt hätte und bestand fest auf augenblicklicher Abfahrt, die dann auch sofort, ohne auf die Lamentationen S.'s zu hören, geschah.

Die Erinnerung an das Mädchen ließ ihm den ganzen Tag über keine Ruhe und mehrfach bestürmte er mich vergebens mit der Bitte, umzukehren und das Mädchen abzuholen.

Die Landschaft an den Ufern des Morucca blieb lange Zeit dieselbe wie gestern, nur mit der Ausnahme, daß das ebene Terrain nicht sumpfig, sondern aus festem, mit Savanenvegetation bedecktem, Erdreich bestand und mitunter von größeren Hügeln und kleinen lieblichen Wäldern unterbrochen war. Eine Menge von der Mündung des Pomeroon vom Krabbenfang zurückkehrender Corials mit Indianern, Warraus und Accawais, begegneten uns während der Fahrt und schauten den weißen, im Boote sitzenden fremden Männern verwundert nach.

Gegen Abend zeigte die veränderte Vegetation von hohem Mangle[923]), daß wir uns der Küste näherten und bereits konnten wir durch einzelne Oeffnungen in den Laubmassen das blaugrüne Meer erblicken. Bei hoher Fluth gelangten wir aus der Mündung des Morucca in die große Meeresbucht, welche am westlichen Ufer den Morucca, am östlichen den Pomeroon-river in sich aufnimmt und landeten unweit der Moruccamündung bei einem, in englischer Fashion erbauten Hause.

Das Haus war von Brettern erbaut und stand auf einem, von dicken Stämmen des Green-heart[924]) getragenen, so hohen Gerüste, daß es von der höchsten Fluthhöhe nicht erreicht werden konnte; eine stark gebaute Treppe führte von außen nach der Thür, durch die man in zwei Zimmer gelangte, aus denen das ganze Gebäude bestand. Es war die Wohnung des von der englischen Regierung über die Arabien-coast gesetzten Magistrates, Mr. M'Clintock, der von seiner Station am Pomeroonriver von Zeit zu Zeit hierher kam, um etwaige, unter den Indianern der Umgegend ausgebrochene Streitigkeiten zu schlichten.

Im Hause befand sich jetzt, außer einigen als Diener fungirenden Warraus, nur die Haushälterin, eine farbige ältliche Lady,

die uns, als wir die Außentreppe erstiegen und zur Thür eintraten, recht freundlich bewillkommte und unsere Bitte um ein Nachtquartier sehr wohl aufnahm. Außerdem war sie so freundlich, uns durch ein seltenes Mahl von Salzfleisch und Cakes[925]) zu erquicken, das wir auf's Beste uns munden ließen. Eine Tasse Thee vollendete den großen Genuß, der uns seit langer Zeit nicht geboten worden war.

Nach dem Abendessen auf den Treppenstufen sitzend und begierig die frische Seebrise einathmend, erblickte ich dicht in der Nähe des Hauses ein interessantes indianisches Genrebild.

Hier erhob sich aus dem Wasser ein auf Pfählen erbautes Rancho, die Fremdenlodge, wie alle zu diesem Zweck erbauten Hütten, ohne Wände und nur aus einem auf Pfählen ruhenden Palmendache bestehend, mit einem aus den gespaltenen Stämmen der Mauritia belegten Fußboden, in der es im wahrhaften Sinne des Wortes von Indianern, Warraus, Arawaaks, Accawais und Caribis wimmelte, die von allen Gegenden zusammen gekommen waren, um an der Mündung des Pomeroon Krabben zu fangen.

Männer, Weiber und Kinder liefen in größter Hast durcheinander, denn die eingetretene Springfluth begann die Lodge zu überschwemmen und die zur Bereitung des Nachtessens angemachten Feuer auszulöschen.

Bis an die Decke des Palmendaches hinauf hingen die Chinchorros, in welche die Männer vor der Ueberschwemmung sich retirirt hatten, übereinander, während die Weiber, bis über die Knöchel im Wasser watend, die heißen Kochtöpfe in der Hand, wild durch einander rannten und nicht wußten, wo sie diese vor dem Andrange des Wassers bergen sollten, bis sie endlich in die, an die Hüttenpfosten gebundenen Corials sich stürzten, um die Töpfe darein zu stellen, von denen freilich die Mehrzahl bei der heftigen Bewegung der Fahrzeuge zerbrachen. Es war eine Scene der größten Verwirrung, die für die Betheiligten dadurch noch

unangenehmer wurde, als die Nacht einbrach, welche für die nackten, ohne die gewohnten Feuer vor Frost zitternden, der Mahlzeit entbehrenden Indianer, eine sehr schlimme gewesen sein muß.

Die Mosquitos waren hier toller als je vorher und von Schlaf keine Rede, obgleich Fensterladen und Thüren des Zimmers, in dem wir logirten, dicht geschlossen waren.

Nachdem wir uns am andern Morgen durch Thee erquickt, nahmen wir Abschied von der gastfreundlichen alten Lady und durchschnitten die eine Meile breite Meeresbucht von Peche, deren östliche, sie einschließende Landspitze, das Cap Nassau, zugleich das östliche Ufer des Pomeroon bildet. An einer sandigen Stelle des östlichen Ufers der Bucht landeten wir, um zu frühstücken, umgeben von einer Menge Indianer, in deren Begleitung wir die Bucht gekreuzt und die hier ihren Krabbenfang beginnen wollten.

Der Uferwald bestand nur zum kleinen Theil aus hohen Urwaldbäumen, der größte Theil desselben war Mangle, der sich bis zum Cap Nassau, das von einer Schlammbank, die über eine Stunde nordöstlich in die See sich erstreckt, begrenzt wird, hinzog.

Die Einfahrt in die drei Miles breite Mündung des Pomeroon wurde uns durch den Eintritt der Ebbe ungemein erschwert, der Fluß stürmte mit so rasender Schnelligkeit uns entgegen dem Meere zu, daß wir bald einsahen, daß unsere Anstrengungen im Rudern nichts fruchteten und wir kaum von der Stelle kamen.

Es blieb uns nichts übrig, als unser Boot am rechten Flußufer, unter dem dichten Gehänge von Schlingpflanzen, das uns gegen die heftigen Sonnenstrahlen schützte, an den riesigen Wurzelzweig eines Mangle anzubinden und die Fluth abzuwarten. Während wir im Boote ausruheten, da das überschwemmte Ufer eine Landung nicht gestattete, erblickten wir in der Ferne ein

großes, in der Mitte mit einem Leinenzelt versehenes Corial den Fluß schnell herabkommen, in dem wir, sobald es uns sich näherte, außer einem unter dem Zelt sitzenden Weißen, wohl an zwanzig rudernde Warraus erblickten. Trotzdem sie dicht am entgegengesetzten Ufer des Flusses fuhren und wir uns durch die dichten Massen der herabhängenden Schlingpflanzen verborgen glaubten, hatten doch die scharfen Augen der Indianer unser Boot entdeckt und das fremde Corial steuerte direct auf unsern Schlupfwinkel zu.

Der ältliche unter dem Zelt sitzende Herr sah bei der Annäherung des Corials uns verwundert an und schien nicht zu wissen, in welche Klasse der menschlichen Gesellschaft er uns einrangiren solle, da durch die lange Reise unsere Kleidung ziemlich gelitten und wir überhaupt zu derselben unsere besten Kleider nicht angezogen hatten. Er begrüßte uns jedoch ziemlich freundlich in englischer Sprache, erkundigte sich nach unserem Stande und dem Zweck unserer Reise und frug zugleich, ob wir mit Cigarren versehen seien. Wir gaben ihm die nöthige Auskunft, bedauerten aber, ihm mit Cigarren, deren Genuß wir bereits seit mehren Wochen schmerzlich entbehrten, nicht dienen zu können. Unter Lächeln bemerkte er, daß er nicht um ein Geschenk von Cigarren bitte, sondern als Magistrat und zugleich oberster Zollbeamter der Gegend darüber zu wachen habe, daß von Venezuela aus nicht zollpflichtige Gegenstände hier eingeschmuggelt würden. Um ihn von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen, öffneten wir ihm unsere Koffer, aus deren Inhalte er entnahm, daß wir nicht Schmuggler waren. Die Skizzenbücher, Landkarten, Bücher und hinreichende feine Wäsche und Kleidung, die er in den Koffern erblickte, mochten ihm eine andere Meinung über uns beigebracht haben, denn er wurde nunmehr überaus höflich und präsentirte uns seine Karte. Es war Mr. M'Clintock der nach seinem Hause an der Mündung des Morucca, in der Bucht von Peche, das wir heut Morgen erst verlassen, fuhr.

Er unterließ nicht, uns mit genauen Instructionen über den nach Anna Regina führenden Weg zu versehen und benahm sich außerdem so zuvorkommend gegen uns, daß wir bedauerten, nicht einige Tage länger in seinem Hause verweilt zu haben, um mit ihm dort zusammengetroffen zu sein.

Beim Abschied schenkte er uns eine volle Flasche Brandy, aus der wir zuvor einige Glas auf gegenseitiges Wohl geleert hatten, dann griffen seine Warraus wacker zu den Rudern und bald war sein Corial unseren Blicken entschwunden. Ich sollte einige Jahre später Mr. M'Clintock näher kennen lernen und seine Gastfreundschaft, deren sich früher schon Schomburgk zu erfreuen hatte, im reichlichsten Maße erfahren.

An unserer Haltestelle hatten wir noch einige Stunden zu warten, bevor uns die eintretende Fluth aus unserer Quasi-Gefangenschaft befreite und weiter aufwärts zu fahren erlaubte. Mehre kleine Nebenflüsse (Creeks), unter denen der Waca-Pau der größte ist, münden am westlichen Ufer in den Pomeroon; am östlichen Ufer, unweit der Mündung, liegt eine frühere Zuckerplantage, Neu-Caledonia, deren jetzigen Besitzer, Mr. Campbell, ich einige Jahre später besuchte, worüber ich im zweiten Bande dieses Werkes ausführlicher berichten werde.

Die Ufer des Flusses sind ungemein niedrig und zur Fluthzeit meist überschwemmt, ihre üppige, die Höhe des Urwaldes lange nicht erreichende Vegetation steht so dicht und ist von so gleichmäßigem Wuchse, als wäre sie von der Hand des Gärtners mit der Heckenscheere in Ordnung gehalten. Eine Menge Plantagen haben zur Zeit der Holländer die unteren Ufer des Pomeroon eingenommen, die, längst verwildert, jetzt von dieser sonderbaren Vegetation bedeckt werden. Etwa vier Meilen aufwärts der Mündung liegen am östlichen Ufer die Besitzungen der sogenannten Freeholders, kleine Strecken urbar gemachten Landes von einigen Morgen Ausdehnung, die von Negern und Farbigen

bewohnt werden, die vereint zu Spottpreisen einige hier gelegene alte Plantagen gekauft und in Parzellen unter sich getheilt haben.

Wir besuchten am Nachmittage eine derselben, Phönix-Park. In einem etwa eine Meile langen schmalen, schnurgeraden Canal, dessen Ufer anfangs mit wildem Gesträuch und Mangle bedeckt, weiter hin aber mit Cocospalmen bepflanzt waren und in üppigem Graswuchs prangten, passirten wir mehre Hütten und kamen dann in die Nähe des großen, aus Holz erbauten, einstöckigen Wohnhauses, das oben mit schönen Gallerien, unten mit großen Verandas, versehen war. Hinter demselben befanden sich weitläufige Bananen- und Pisangplantagen, Pflanzungen von Yams, Bataten, Pumpkins[926]) und Cassade[927]), die in dem fruchtbaren, stets feuchten Boden ungemein reichlichen Ertrag liefern und für den Eigner eine Quelle des Wohlstandes sind. Bei unserer Landung kam aus dem obersten Stock eine unförmlich dicke Negerin, die Besitzerin des Grundstücks, die Treppe herab gewackelt und frug uns, das Air einer Lady vom Stande annehmend, mit barscher durchdringender Stimme nach unserem Begehr.

Als wir sie ersuchten, uns einige Trauben Bananen und Pisang zu verkaufen, wandte sie uns stolz den Rücken, ging unter die Veranda und warf sich in die darin aufgeschlungene Hängematte, ohne weitere Notiz von uns zu nehmen. Wir wandten uns nun mit derselben Bitte an einen der in der Nähe beschäftigten Farbigen, von dem wir, nach einer langen Besprechung mit seiner plumpen unhöflichen Herrin, endlich das Gewünschte erhielten, worauf wir sogleich den ungastfreundlichen Ort verließen.

Es dunkelte bald nachher und wir waren froh, ein wenig weiter aufwärts im Pomeroon einen passenden Landungsplatz zu finden, an dem wir übernachten konnten.

Von Schlaf war freilich nicht sehr die Rede, denn die sumpfigen Ufer des unteren Pomeroon stehen in Britisch Guyana durch ihren Reichthum an Mosquitos im Verruf.

Am Morgen des anderen Tages passirten wir eine am linken Ufer gelegene Besitzung, Bomberry, deren Eigenthümer Schiffsbauer ist und außerdem mehrere Küstenschooner besitzt, wodurch er großen Wohlstand erlangt hat.

Die sämmtlich von Holz erbauten Gebäude zeigten eine Nettigkeit, die gewaltig gegen die schmuzig aussehenden Lehmhütten der venezuelanischen Landsleute abstach, sie waren theils mit den Blättern der Truly-Palme[928]), theils mit Schindeln aus dem rothen Holze der Wállaba[929]) gedeckt.

Die Trulypalme begann von hier an sehr häufig zu werden und ihre langen ganzblättrigen Wedel ragten in größter Menge aus dem dichten Gebüsch der niedrigen Uferwaldung hervor; viele kleine Creeks mündeten zu beiden Seiten in den Fluß und der ganzen Landschaft, die durch große Schaaren von Papageien belebt wurde, fehlte es nicht an Abwechselung.

Noch eine schlimme Mosquito-Nacht brachten wir an den Ufern des Pomeroon zu, dann fuhren wir des anderen Morgens früh in die am westlichen Ufer gelegene Mündung des Arapiacro ein, der hier eine Breite von 120 Fuß hat.

Auf einer vom Pomeroon und Arapiacro gebildeten Landzunge liegt die Missionsstation der englischen Hochkirche, St. Mathias, welcher der Minister[930]) Mr. Brett vorsteht. Ich machte einige Jahre später dort einen Besuch, der seiner Zeit geschildert werden soll; auf dieser Reise berührten wir die Mission, die ein wenig von der Mündung des Arapiacro, aufwärts des Pomeroon, im dichten Gebüsch verborgen liegt, nicht.

Die Ufer des Arapiacro sind ebenfalls sumpfig und bei ihrer niedrigen Lage der Ueberschwemmung ausgesetzt.

Herrliche Wäldchen der Manicol[931]) ziehen sich auf ihnen am Flusse entlang; der weiße schlanke Schaft dieser Palme erhebt sich an 30 Fuß über das niedrige Ufer, weißgelbe Blüthen und dunkelblaue runde Beerenfrüchte an den wagerecht stehenden Fruchtrispen tragend, die unter dem glatten grünen, von der Basis der Blattstiele gebildeten Aufsatz hervortreten, überragt von der breitgefiederten, glänzend hellgrünen Blätterkrone.

Es war heut Sonntag und eine Menge mit nackten Arawaak- und Accawai-Indianern beiderlei Geschlechts gefüllte Corials, die zum Gottesdienst nach der Missionsstation fuhren, begegneten uns unweit der Mündung und landeten, bevor sie die Landspitze, an der die Mission liegt, umfuhren, bei einem freien Platze am linken Ufer des Arapiacro, um sich in das ihnen vom Geistlichen befohlene anständigere Costüm zu werfen, ohne welches sie nicht vor ihm erscheinen dürfen.

Der Arapiacro hat nicht die schöne üppige Vegetation des Pomeroon, es fehlen ihm die herrlichen Baumfarn, Scitamineen und Trulypalmen, wodurch die Ufer des letzteren imponiren. Am späten Nachmittage in die Mündung des kleinen Flusses Tapacuma einfahrend, landeten wir in der Nähe derselben, am linken Ufer, bei dem Hause einer Farbigen, das eine Strecke vom Ufer, inmitten einer saftiggrünen großen Grasfläche, umstanden von langstachligen Alcoyurupalmen[932]) und großblättrigen Bananenstauden, lag. Die braune Lady war das Gegentheil der dicken Negerin in Phönix-Park, sie bewillkommte uns auf's freundlichste und setzte uns auf unsere Bitte eine reichliche Mahlzeit von Salzfleisch und Pepper-Pot vor, deren Beschluß eine große Seltenheit für uns, ein Hering, machte. Alles dies erlangten wir hier in dieser Abgeschiedenheit nur aus dem Grunde, weil, wie sie erzählte, der an der nahen Capoye-Coast stationirte katholische Pfarrer auf seiner Tour nach der Mission Morucca

stets bei ihr einkehre, weshalb sie immer einige gute Bissen für ihn vorräthig haben müsse.

Wir übernachteten in einer unter hohen Bambusgruppen am Ufer gelegenen offenen Hütte, im Verein einer für uns hinlänglichen Anzahl Mosquitos.

Beim Abschiede des anderen Morgens machte mir die ältliche Lady ein kleines, aus dem ausgehöhlten Samen der Alcoyurupalme gefertigtes Tintenfaß zum Geschenk, auf welchem von Indianern recht nette Figuren eingeschnitten waren; eine sehr saubere, zierliche Arbeit.

Je mehr wir im Tapacuma aufwärts fuhren, desto schmaler wurde er und verengte sich zuletzt dermaßen, daß die dicht zusammenstehenden Bäume beider Ufer eine ganz schmale, nur wenig Fuß breite Fahrstraße frei ließen.

Auf den ineinander verschlungenen Aesten der Gesträuche und niedrigen Bäume erblickte ich in großer Anzahl einige der schönsten Orchideenarten[933]) von Britisch Guyana, fand dagegen die andere Vegetation der Umgebung sehr uninteressant.

Eine Fahrt von zwei Stunden brachte uns an einen gewaltigen, mit großer Schleuße versehenen Damm, der unserer Weiterfahrt für einige Zeit ein Ziel setzte.

Der Damm wie die Schleuße sind von den Plantagenbesitzern der Umgegend erbaut worden, um die Quelle des Tapacuma, die von ersterem eingeschlossen wird, in ein großes Wasserreservoir zu verwandeln, das ihre Pflanzungen in der trockenen Zeit mit dem zu deren Gedeihen so überaus nöthigen Wasser versorgt. Dadurch ist hier ein gewaltiger See entstanden, von dem aus nach allen Richtungen hin breite, mit Schleußen versehene Canäle nach den Plantagen führen. Aus den benachbarten, von Farbigen bewohnten Häusern, holten wir uns einige Leute herbei, mit deren Hilfe wir unser Boot, über den hohen,

breiten Damm hinüber, in den vor uns weit sich ausbreitenden See zogen und dann unsere Fahrt weiter fortsetzten.

Der glatte Spiegel des Tapacuma-Sees ist mit den großen runden, purpurröthlichen Blättern zahlloser Nymphäen bedeckt, deren weiße Blüthen aus dem dunkelblauen Wasser hervorleuchten; außerdem bilden in ihm große, dicht zusammenstehende Gruppen des Mucu-mucu[934]) und der Heteranthera reniformis förmliche Inseln.

Abgestorbene Stämme gewaltiger Laubbäume, wie der Itapalme[935]), an welchen letzteren oft noch die verdorrten Fächerwedel herabhängen und ein trauriges Bild der Hinfälligkeit gewähren, erheben sich aus der ruhigen Wasserfläche und sind der Sitz von Chicken-hawks und großen Reihern, deren widriges Geschrei weit über den See erschallt. An den vertrockneten Zweigen der Laubbäume hängen die langen beutelförmigen Nester der Trupials[936]), während auf deren dürren Aesten Paare der schönen Duckler[937]) in größter Ruhe sitzen und auf ihre Beute lauern.

Eine Menge Macaws[938]) und Parroquets[939]) fliegen kreischend über den See, dem Uferwalde zu und das laute Klopfen buntfarbiger Spechte an der Rinde der vertrockneten Bäume schallt, vom Echo erfaßt, in gedämpften Tönen aus dem Urwalde zurück.

Zwei Stunden hatten wir nöthig, um vom westlichen nach dem östlichen Ende des Sees zu gelangen, die Sonnenstrahlen fielen in ihrer vollen Gluth auf uns herab, daß selbst das Holz des Bootes bei der Berührung auf's Empfindlichste heiß war; ein betäubender Blüthengeruch durchzog die Atmosphäre und wir waren froh, als wir in den nach der Plantage Anna Regina führenden Canal einfuhren, dessen hohe Uferbäume uns wohlthuenden Schatten gewährten.

Der ziemlich breite Canal wurde von mehren kleineren

Schleußen unterbrochen, über deren Dämme wir das Boot zu ziehen hatten, bis wir nach langer Fahrt an die letzte große Schleuße und das Schleußenhaus der Plantage gelangten.

„The very good Coolie Zami", wie er sich, in Folge einer genossenen starken Dosis Rum, selbst nannte, ein langer, dürrer, mit gewaltigem Schnurrbart versehener und in roth und gelben Calico dicht eingewickelter Hindoo, der als Schleußenmeister fungirte, öffnete zufolge eines ihm geschenkten Sixpence, mit größter Freundlichkeit die Schleuße und ließ uns durch diese in den langen breiten Canal fahren, der zwischen üppigen saftigen Zuckerfeldern hindurch in schnurgrader Linie nach der Plantage Anna Regina führt, in der wir Nachmittags 2 Uhr anlangten.

Die Zuckerplantage Anna Regina ist eine der größten der fruchtbaren Capoye-Coast und die, lange Straßen bildenden, Wohnungen der Arbeiter, meist ostindischer und chinesischer Coolies, mit den Wohn- und Fabrikgebäuden der Plantage, wie die großen hölzernen, in regelmäßigen Straßen erbauten Gebäude der sich hier niedergelassenen Handwerker und Shopkeepers, meist Portugiesen von Madeira, geben dem Orte das Ansehen eines schönen, sehr bedeutenden Marktfleckens. Welcher Contrast gegen eine venezuelanische Ortschaft!

Dicht daran und ihre Gebäude und Straßen mit denen von Anna Regina verbindend, stößt die fast gleich große Zuckerplantage „Henrietta" und die Ausdehnung, wie die Größe der Baulichkeiten beider Plantagen geben dem Ganzen das Aussehen einer kleinen Stadt. Modewaarenhandlungen, wie Wein- und Rumkneipen, sind in beiden Orten zur Genüge vertreten und die Portugiesen spielen hier, wie in allen Orten von Britisch Guyana als Geschäftsleute eine Hauptrolle.

Wir logirten uns in dem Shop eines Portugiesen ein und verabschiedeten den Farbigen, der uns von Morucca in seinem Boot hierher gebracht hatte und der für die wenigen Reisetage

die unverschämte Forderung von 40 Dollars, die wir ihm mit den nöthigen zarten Bemerkungen über seine Prellerei auszahlten und ihn dann zum Henker gehen hießen, verlangte.

Von hier hatten wir die Gelegenheit eines Küstenschooners zu suchen, der uns zur See nach Georgetown bringen sollte und waren so glücklich, den Capitain eines solchen zu treffen, dessen Schiff noch denselben Abend 9 Uhr von hier absegelte. So machten wir uns denn mit unserem Gepäck um 8 Uhr nach der eine Stunde entfernten Stalling, bei welcher der Schooner vor Anker lag, auf den Weg, der dem am See von Maracaibo ungemein ähnelte, indem er von tiefem Schmuz, in dem wir bis über die Knöchel einsanken, starrte.

Es war 9 Uhr, als wir ermüdet an der langen, weit in's Meer hinausgebauten Stalling anlangten und unser Gepäck bis an's Ende derselben schaffen ließen. Doch kein Schiff war mehr zu erblicken, nur in einiger Entfernung konnten wir trotz der Dunkelheit die nach und nach verschwindenden weißen Segel des Schooners erblicken, der ohne uns zu erwarten, abgefahren war. Unser Schreien hinter ihm her war umsonst und so standen wir hier in der Nacht, mit unserem Gepäck allein, da die Träger sich nach der Ablieferung desselben schnell entfernt hatten. Glücklicherweise befand sich in der Nähe ein Häuschen, dessen Bewohner, einen Mulatten, wir weckten und ihn baten, uns für die Nacht zu beherbergen, was er uns auch gestattete. So brachten wir unser Gepäck in sein Haus, in welchem wir die Nacht, ohne von Mosquitos gepeinigt zu werden, ruhig schliefen.

Des anderen Morgens gingen wir, unser Gepäck zurücklassend, wiederum nach Anna Regina und fanden den Schooner der Plantage Henrietta „Ellen" vor Anker, der gegen Abend nach Georgetown absegelte und dessen Capitan uns als Passagiere mitzunehmen versprach.

Wir blieben den ganzen Tag in der Nähe desselben, um

nicht wieder zurückgelassen zu werden und begaben uns am späten Nachmittage an Bord.

Um das Gepäck aus dem Hause des Mulatten zu erhalten, baten wir einen der schwarzen Matrosen nach der, zur See eine halbe Stunde entfernten, Stalling von Anna Regina mit uns zu fahren, wofür er 2 Dollars verlangte und es blieb uns nichts übrig, als ihm diesen Preis zu geben, wenn wir nicht das Gepäck zurücklassen wollten.

Abends 9 Uhr fuhren wir von Anna Regina ab, verbrachten eine schauderhafte, schlaflose Nacht auf dem Verdeck des Schooners und fanden uns bei Tagesanbruch an der Mündung des Demerara, im Angesichte von Georgetown, wo wir Morgens 7 Uhr landeten.

Anmerkungen.

1) Pelecanus fuscus Lin. — 2) Schluchten. — 3) Cocospflanzungen. — 4) Bast von Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 5) Calebasse aus der Frucht der Crescentia cujete Lin., die als Trinkgefäß dient. — 6) Die Hölle von Venezuela. — 7) Zollhaus. — 8) Jede junge Dame in Venezuela hat ihren compadre (Freund; Ehrenherrn), der jedes Neujahr von Neuem ihr durch's Loos zufällt. Sonst bedeutet compadre Gevatter, was aber hier nicht gemeint ist. — 9) Terminalia Catappa Lin. — 10) Bananen, Musa sapientum Lin. 11) Steile Abhänge. — 12) Acacia farnesiana W. — 13) Schomburgkia undulata Lindl. — 14) Oncidium picturatum Rchb. fil. — 15) Agave americana et vivipara Lin. — 16) Cereus pitahaya Dec. — 17) Thevetia neriifolia Juss. — 18) Cathartes aura Ill. — 19) Sesuvium portulacastrum Lin. — 20) Hippa spec. — 21) Gelbes Fieber. — 22) Capsicum div. spec. — 23) Laden, in dem man Eßwaaren, Getränke u. s. w. feil hat. — 24) Branntwein. — 25) Schüsse aus einer Muskete (trabuco) mit kurzem, trompetenförmigem Messinglauf. — 26) Seewarte. — 27) Unruhige, wilde Spitze. — 28) Grapsus- und Portumnus-Arten. — 29) Ostrea calcar. — 30) Ein kleines schmales, aus einem Baumstamme gehöhltes Boot. — 31) Octopus. — 32) Trygon. — 33) Zollhaus. — 34) Puente dentra. — 35) Calle de la libertad. — 36) Maulthiertreiber. — 37) Stadtobrigkeit. — 38) Ananassa sativa. — 39) Mammea americana. — 40) Mangifera indica. — 41) Persea gratissima. — 42) Anona Cherimolia. — 43) Anona squamosa. — 44) Anona muricata. — 45) Psidium pyriferum et pomiferum. — 46) Gustavia Membrillo. — 47) Anacardium occidentale. — 48) Chrysophyllum Cainito. — 49) Sapota Achras. — 50) Genipa Caruto. — 51) Spondias dulcis. — 52) Melicocca bijuga. — 53) Melicocca olivaeformis. — 54) Punica granatum. — 55) Chrysobalanus Icaco. — 56) Carica papaya. 57) Passiflora quadrangularis. — 58) Lucuma mammosa. — 59) Citrus vulgaris et aurantium. — 60) Citrus limetta. — 61) Citrus decumana. — 62) Citrus limonum. — 63) Beides Früchte der verschiedenen Musa-Arten.

64) Conium moschatum. — 65) Dioscorea sativa und alata. — 66) Batatas edulis. — 67) Colocasia esculenta. — 68) Manihot Janipha. — 69) Cucurbita pepo. — 70) Cucumis melo. — 71) Citrullus vulgaris. — 72) Sechium edule. — 73) Cucurbita melopepo. — 74) Capsicum. — 75) C. angulosum. — 76) C. baccatum. — 77) Lycopersicum esculentum. — 78) Solanum esculentum. — 79) Hibiscus esculentus. — 80) Bixa orellana. — 81) Eryngium foetidum. 82) Mentha sativa. — 83) Arachis hypogaea. — 84) Cajanus indicus. — 85) Cicer arietinum. — 86) Palinurus guttatus. 87) Portumnus. — 88) Turbo pica. — 89) Ostrea calcar und Lucina chrysostoma. — 90) An der Sonne getrocknetes Fleisch. — 91) Branntwein aus Zuckerrohr. — 92) Schalen von der ausgehöhlten Frucht der Crescentia cujete, die anstatt der Teller, Löffel u. s. w. gebraucht werden. — 93) Grüne Maisstangen. — 94) Gasthof. — 95) Getränk aus zerstampften Zweigen einer Art Krauseminze, Genevre oder Brandy, mit Zucker und einem guten Theile Wasser bereitet. — 96) Aehnliches Getränk, nur daß anstatt der Krauseminze mehrere Tropfen eines starken Bittern, besonders des Angosturabittern, die Hauptingredienz bilden. — 97) Ort, wo die zum Verkauf und Ausschank nöthigen Artikel mit dem Schenktisch sich befinden. — 98) Große runde, irdene Wasserbehälter. — 99) Die Last, die ein Thier trägt. — 100) Verkaufslokal von Lebensmitteln, Branntwein u. s. w. — 101) Eine Art Feldbett von Holzgestell, oben mit Leinwand überspannt, das man zusammenklappen und an die Wand stellen kann. — 102) Oreodoxa acuminata. — 103) Puente fuera. — 104) Rohzucker in kleinen Hüten. — 105) Besitzer einer Pulperia. — 106) Aus Mais oder Reis mit Zucker gekochter, kühlender Trank. — 107) Wasser mit Papelon, das sich in den ersten Graden der Gährung befindet und sehr kühlend ist. — 108) Eingewanderte von Madeira und den canarischen Inseln. — 109) Ein Ueberwurf aus zwei aneinander genähten großen Stücken Fries von scharlachrother und blauer Farbe, in deren Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes geschnitten ist. — 110) Maulthiere. — 111) Knecht. — 112) Kurzes Schießgewehr mit messingenem, dickem, nach der Mündung zu sich erweiterndem Laufe. — 113) Vier bis sechs Trupps Lastthiere, jeder Trupp zu sieben bis acht Stück. — 114) Veranda. — 115) Gynerium saccharoides. — 116) Iguana tuberculata. — 117) Champsa punctulata. — 118) Die Coleadores. — 119) Kleine, mit bunten Federn und Papier geschmückte Wurfpfeile. — 120) Acacia farnesiana. — 121) Ausgehöhlte Früchte der Crescentia cujete, die, mit Mais gefüllt, nach dem Takte der Musik hin- und hergeschwenkt werden. — 122) Große Blatta-Arten. — 123) Zophobas morio. — 124) Uca una. — 125) Gelasimus vocans L. — 126) Cathartes aura Ill. — 127) Acacia farnesiana. — 128) Uca una Marcgr. — 129) Guayacum officinale Lin. — 130) Cordia dentata. — 131) Zuckermühle. — 132) Oreodoxa acuminata Willd. — 133) Palmkohl. — 134) Die grüne, noch vor der Reife gehauene Maispflanze, in Venezuela das gebräuchliche Futter für Reitthiere. — 135) Anpflanzung der Musa sapientum; die der Musa paradisiaca wird Cambural genannt; erstere, die Banane, wird in Venezuela „Platano", letztere, der Pisang, „cambure" genannt. — 136) Cocospflanzungen. — 137) Musa chinensis Sw. —

138) Obgleich Professor Burmeister in seiner systematischen Uebersicht der Thiere Brasiliens, I. pag. 37 und 41, es nur als Ausnahme gelten läßt, daß Fledermäuse Bananen fressen, kann ich doch, auf meine vielfachen Beobachtungen gestützt, versichern, daß sie große Freunde dieser Kost sind und zur Nachtzeit eifrig die reifenden Fruchtbüschel der Bananen aufsuchen und deren Früchte anfressen; ich habe sie öfter darüber ertappt und noch öfter die Spuren ihrer Zähne in den reifen Früchten entdeckt. Ein jeder Conucero in Venezuela wird dasselbe behaupten. — 139) Geröstete Bananen. — 140) Dünne Cassavekuchen. — 141) Maisbrod. — 142) Plantagenbesitzer. — 143) Hura crepitans Lin. — 144) Erythrina div. spec. — 145) Patios. — 146) Opegrapha scripta Ach. — 147) Atta cephalotes Fab. — 148) Triphasia trifoliata Dec. — 149) Esel ohne Kopf. — 150) Melia sempervirens Sw. — 151) Gebirgsschluchten. — 152) Bejucos werden in Venezuela alle Schlingpflanzen genannt. — 153) Gynerium saccharoides H. B. et Kth. — 154) Ortalida Motmot Wagl. — 155) Gebirgsurwald. — 156) Mycetes ursinus. — 157) Crax alector Linn. — 158) Carludovica palmata. — 159) Heliconia Bihai. — 160) Ficus gigantea. — 161) Pachira aquatica Aubl. — 162) Bactris spinosa. — 163) Pygocentrus niger et spec. — 164) Gymnotus electricus Lin. — 165) Trygon div. spec. — 166) Melicocca bijuga Lin. — 167) Coereba cyanea und coerulea. — 168) Tabernaemontana coronaria R. Brown. — 169) Bufo agua Daud. — 170) Häufig erhielt ich in dieser Weise Ceratocampa imperialis Harris; Erebus Strix; Morpho Menelaus God.; Pavonia Eurilochus God. — 171) Schluck Rum. — 172) Erebus Odora; E. Zenobia. — 173) Bufo agua Daud. — 174) Blabera colossea Burm. — 175) Julus maximus Lin. — 176) Ameiva vulgaris. — 177) Zophobas morio Dej. — 178) In dieser Weise erhielt ich in San Esteban ein überaus großes Paar des in Venezuela sehr seltenen Dynastes Hercules, der nur auf einigen kleinen westindischen Inseln häufiger vorkommt, ebenso den Scarabaeus Atlas, einen sehr großen Enoplocerus armillatus, wie außer einer Menge seltener größerer Thiere zwei alte Exemplare der Harpyia destructor Daud. — 179) In solchen Fällen würde die Crinoline die geeignetste Anwendung finden. — 180) „Alter Weg", zum Unterschiede von dem neuen, seit einigen zwanzig Jahren angelegten Wege, camino caretero, der, um das Gebirge herum, über las Trincheras nach Nueva Valencia führt und zur Regenzeit durch den kaum ergründlichen Morast excellirt. — 181) Inga Saman. — 182) Mangifera indica Lin. — 183) Bombax Ceiba Lin. — 184) Attalea speciosa Mart. — 185) Clusia alba et rosea Lin. — 186) Pachira aquatica Aubl. — 187) Jatropha Curcas Lin. — 188) Caesalpinia pulcherrima Sw. — 189) Quamoclit vulgaris Chois. — 190) Gebirgsurwald. — 191) Indianerstein. — 192) Cassia fistula Lin. — 193) Carica papaya Lin. — 194) Brugmansia candida Pers. — 195) Phanaeus Hermes, Jasius, etc. — 196) Manihot utilissima Pohl. — 197) Colocasia esculenta Schott. — 198) Feldbebauer. — 199) Gebauene Lichtung im Walde. — 200) Bepflanztes Feld. — 201) Wigandia urens Kth. — 202) Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 203) Tanzvergnügen. — 204) Bretter, eigentlich nur sogenannte „Schwarten", aus den Stämmen der Oreodoxa

Sancona. — 205) Mündung des Flusses Yaracui. — 206) Gelbholz, von der Broussonetia tinctoria H. B. et Kth. — 207) Zum Henker! Junge, komm her und hilf mir. — 208) Welch' betrunkenes Schw ... — 209) Aha, der Passagier! Wie befinden Sie sich? ich bin der Capitain, Capitain Juan Bracho, aber sie nennen mich immer „Borracho" (der Trunkenbold), die T.....! Was meinen Sie dazu? — 210) Vorwärts verd.... Jungens! lichtet den Anker, löst das große Segel, geht in's Boot, der Steuermann an's Ruder, schnell, schnell! — 211) Um sich abzukühlen. — 212) Getrocknetes Fleisch, Stockfisch und Gemüse. — 213) Zwiebeln und Knoblauch. — 214) Unabhängigkeit von den Spaniern. — 215) Gehe nach dem Vordertheil, Schlingel, und lug gut aus! — 216) Verdammt, welches Unglück! — 217) Greift aus, Jungens! — 218) Netzartige Hängematte. — 219) Turbo pica Lin. — 220) Suriana maritima. — 221) Palinurus guttatus. — 222) Aphrodite spec. — 223) Phyllodoce longissima Sav. — 224) Asteriacanthion spec. — 225) Asteriophyton muricatum Lam. — 226) Pentacrinus caput Medusae L. Leider habe ich das sorgfältig getrocknete Exemplar, wie alle meine auf dieser Insel gemachten Sammlungen, die ich bei meiner Abreise dort zurücklassen mußte und die mir der Eigner der Goleta nachzusenden versprach, nie erhalten. — 227) Strombus gigas Lin. — 228) Ostrea calcar. — 229) Ardea nivea Lath. — 230) Notherodius scolopaceus Cab. — 231) Die flachgepreßte Blattstielbasis der Maporapalme (Oreodoxa Sancona). — 232) Carica papaya L. — 233) Coccoloba uvifera Lin. — 234) Potztausend, Sie können nicht glauben, wie sehr ich den Verlust des Aguardiente wegen dieser verd..... Dinger bedaure! ich kann ihn unmöglich ertragen, kommt her, meine Freunde! — 235) Chelonia imbricata L. — 236) Coccoloba uvifera, Ipomoea pes caprae Sw., Argemone mexicana Lin., Tournefortia gnaphalodes R. Brown, Conocarpus erecta H. B. et Kth., Laguncularia racemosa Gaertn. — 237) Hippomane Mancinella Lin. — 238) Oreodoxa Sancona H. et Kth. Der Unterschied der O. acuminata von der O. Sancona ist nur dem Botaniker in den feiner zugespitzten Fiederblättchen der ersteren kenntlich, im äußern Habitus sind beide sich völlig gleich. — 239) Ortsrichter. — 240) Seit dem Jahre 1850 hat ein Deutscher, Fr. Stelze, in Coquerote bei San Felipe, der früher bei der englischen Minengesellschaft angestellt war, die Kupferminen von Aroa wieder bebauen lassen. — 241) Gelbholz, von Broussonetia tinctoria. — 242) Boa constrictor L. — 243) Waarenmagazin. — 244) Caños, wie sie, freilich in bedeutend größerem Maßstabe, das Delta des Orinoco durchziehen. — 245) Manatus australis Tiles. — 246) Pterocarpus draco. — 247) Zygophyllum arboreum Jacq. — 248) Bactris Piritu. — 249) Ruderstangen. — 250) Phegopteris sp. — 251) Schnella sp. — 252) Megaceryle torquata Kaupp. — 253) Sanguinolaria rosea. — 254) Cytherea Dione Lin. — 255) Turbo pica Lam. — Nerita peloronta Lam. — Voluta musica L. — Purpura aperta. — Oliva maura. — Cypraea sp. — Harpa sp. — Buccinum sp. — Strombus gigas L. — Fusus morio L. — Pyrula melongena L. — Fasciolaria tulipa L. — Murex calcytrapa L. — Fissurella graeca L. — Bulla striata Brug. — Avicula Tamsii Dkr. — Perna obliqua Lam.

— Spondylus americanus Lam. — Plicatula cristata Lam. — Pinna nobilis L. — Modiola tulipa Lam. — Chama Lazarus Lam. — Arca senilis et Noae L. — Amphidesma sp. — Capsa rugosa L. — Tellina fausta. — T. inflata. — Cardium ventricosum. — C. laevigatum L. — Lucina chrysostoma. — L. tigerina. — L. jamaicensis. — Venus cancellata. — Cytherea Dione L. — 256) Gorgonia flabellum L. — Pennatula rubra L. — 257) Spongia usitatissima Lam. — 258) Balanus gigas. — Anatifera striata Lam. — 259) Coccoloba uvifera L. — 260) Cassicus persicus Daud. — 261) Hymenaea Courbaril L. — 262) Ficus dendroica. — 263) Heliconia psittacina. — 264) Parra jassana Lin. — 265) Aruco auch Camuco (Palamedea cornuta Lin.) — 266) Ampullaria rhodostoma und urceus. — 267) Champsa punctulata Natt. — 268) Iguana tuberculata Laur. — 269) Peltocephalus Tracaja Dum. Bibr. — 270) Podocnemis expansa Wagl. Diese Schildkröte, die in Unmassen am oberen Orinoco, Essequibo und Amazonas vorkommt, legt 100—120 runde Eier mit pergamentartiger Schale in eine einzige Grube. — 271) Carcharias Henlei Vahl. — 272) Pristis pectinatus Lath. — 273) Zygaena malleus Lath. — 274) Salvator Teguixin. — 275) Mycetes ursinus. — 276) Cebus capucinus Erxl. — 277) Plotus Anhinga Lin. — 278) Tigrisoma tigrinum G. R. Gray. — 279) Tigrisoma brasiliense G. R. Gray. — 280) Attalea speciosa Mart. — 281) Trithrinax mauritiaeformis. — 282) Guadua latifolia Kth. — 283) Polistes spec. — 284) Caesalpinia spec. — 285) Tecoma pentaphylla. — 286) Ocotea spec. — 287) Salpiza cristata Wagl. — 288) Crax alector L. — 289) Macrocercus Macao L. — 290) Lecythis div. spec. — 291) Picus div. spec. — 292) Verd .... welche Scherereil — 293) Gehäuse des Strombus gigas, an der Wirbelspitze mit einem Loch versehen, durch welches geblasen wird. — 294) Ardea nivea Lath. — 295) Trinkschale aus der Frucht der Crescentia cujete. — 296) Urweltlicher, versteinerter Kothballen. — 297) Culex pipiens und andere spec. — 298) Bradypus tridactylus (Faulthier). — 299) Ein alter Baum! — 300) Pyrophorus noctilucus. — 301) Boa constrictor Lin. — 302) Helix ringens, H. plicata, H. quadridentata, H. Tamsii, Bulimus haemastomus Scop., B. distortus, B. undatus Brug., B. Knorrii; Achatina octona, A. lignaria. — Cyclostoma stramineum, C. variegatum; Ampullaria rhodostoma. — 303) Knechte. — 304) Unabhängigkeit. — 305) Schnittwaarenhandlung. — 306) Wie ich bereits erwähnte, hat er einige Jahre nach meinem Besuche die Ausgrabung der verschütteten Schachte beginnen lassen, über deren Erfolg mir jedoch jede Nachricht mangelt. — 307) Cattleya Mossiae Lindl. — 308) Oncidium papilio Lindl. — 309) Scleria Flagellum Sw. — 310) Der alte Weg. — 311) Der Gipfel. — 312) Unter Savanenvegetation ist der Pflanzenwuchs der großen Grasebenen Süd-Amerika's, in Venezuela „Llanos", in Guyana „Savana", in Brasilien „Campos" und am la Plata „Pampas" genannt, gemeint, der außer Hunderten verschiedener Grasarten und krautartiger Pflanzen, aus vereinzelt stehenden Bäumen, den Arten der Curatella, Rhopala, Palicourea u. s. w. besteht. — 313) Gebirgskämme. — 314) Bactris spinosa. — 315) Chasma-

rhynchus carunculatus Temm. — 316) Cassicus persicus Daud. — 317) Termes morio Fabr. — 318) Guazuma ulmifolia Desf. — 319) Frisch gehauene Lichtung, um waldiges Terrain urbar zu machen. — 320) Ficus gigantea und andere spec. — 321) Erythrina div. spec. — 322) Plantagenbesitzer. — 323) Salpiza cristata et Marail Wagl. — 324) Icica Tacamahaca. — 325) Macrocnenum tinctorium. — 326) Alsophila ferox Presl. — Hemitelia macrocarpa Hook. — H. Parkerii Hook. — H. Hostmanni Hook. — 327) Brownea grandiceps Jacq. — 328) Bactris Corozillo. — 329) Cyclanthus bipartitus, angustifolius, palmatus, cristatus Kl., Carludovica flabellata, humilis, macropoda Kl., plicata. — 330) Costus spiralis Rosc., C. comosus Rosc.; Maranta div. spec.; Canna div. spec.; Heliconia Bihai Lin. — 331) Alsophila horrida, caracasana; Diplazium giganteum, celtididifolium, Hemitelia acuminata, Klotzschii, Lotzia diplazioides. — 332) Carica papaya Lin. — 333) Guazuma ulmifolia. — 334) Esel ohne Kopf. — 335) Fourcroya gigantea Vent. — 336) Guilielma Macana. — 337) Cecropia peltata et palmata. — 338) Malpighia urens. — 339) Pteris arachnoidea; Mertensia pectinata. — 340) Artocarpus incisa Lin. f. — 341) Psidium pyriferum et pomiferum. — 342) Gongora odoratissima Lemaire; Acineta Humboldtii Lindl., Lycaste gigantea Lindl.; Epidendrum nocturnum L. — 343) Rhamphastos discolorus Lin. — 344) Trogon auriceps. — 345) Nasua socialis Pr. Neuw. — 346) Atta cephalotes Fab. — 347) Brosimum galactodendron Don. — 348) Karstenia quinquenervia Kl. — 349) Ochroma lagopus Sw. — 350) Citrus aurantium Risso. — 351) Bactris Macanilla. — 352) Alsophila horrida, Cyathea aculeata, armata, ebenina, aurea, elegans; Hemitelia speciosa, Karsteniana. — 353) Lophosoria affinis, Phegopteris decussata. — 354) Epidendrum cinnabarium Lindl. — Comparettia falcata P. et E. — 355) Clusia div. spec. — 356) Viehtreiber. — 357) Knecht. — 358) Damit ist hier „Postbote" gemeint. — 359) Zwei zusammengenähte, scharlachrothe und blaue Decken von Fries, in deren Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes befindlich ist und die zum Schutze gegen Regen und Nachtkühle dienen. — 360) Felsiger Absturz. — 361) Cecropia peltata Lin. — 362) Galactodendron utile H. et Kth. — 363) Psidium ferrugineum. — 364) Eine Anfrage bei ihm in dieser delicaten Angelegenheit wäre mir höchst übel aufgenommen worden. — 365) Selbstgefertigte Sandalen von rohem Rindsleder. — 366) Rundes großes, irdenes Wassergefäß von rother Farbe. — 367) Großes Zimmer, Saal. — 368) Offene Galerie, Veranda. — 369) Kleine Hütte. — 370) Ficus gigantea. — 371) Manihot Janipha et utilissima. — 372) Caladium esculentum. — 373) Mertensia und Pteris. — 374) Bactris setosa, setulosa. — 375) Solanum horridum; torvum. — 376) Bromelia. — 377) Atta cephalotes Fab. — 378) Kuhbaum. — 379) Felsschlucht. — 380) Trogon auriceps; Curucui. — 381) Rhamphastos discolorus. — 382) Kleines rundes Maisbrod. — 383) Mycetes ursinus. — 384) Chrysophyllum spec. — 385) Oenocarpus altissimus. — 386) Ein 14 — 16 Zoll langes, 4 Zoll breites Waldmesser. — 387) Großes Waldhuhn, Trachypelmus brasiliensis. — 388) Ficus gigantea. — 389) Spanischer Thaler. —

390) So heißt der nächste der beiden hohen Berggipfel. — 391) Schwarze Bohnen. — 392) Harpyia destructor. — 393) Langer von Rindsleder gewundener Strick. — 394) „Zum Henker! welche Schurken.“ — 395) Eine Art Sandalen. — 396) Tecoma Salzmanni Dec. — 397) Tecoma pentaphylla. — 398) Lecythis grandiflora Aubl. — 399) Brosimum galactodendron Don. — 400) Strychnos Cobalongo App. — 401) Iriartea altissima Kl. und I. robusta. — 402) Socratea fusca Karst. — 403) Oenocarpus altissimus Kl. — 404) Geonoma pinnatifrons Willd.; acutiflora Mart, arundinacea Mart.; baculifera Kth. — 405) Palmenwäldchen. — 406) Tapirus villosus Wagl. — 407) Oenocarpus, Iriartea und Geonoma spec. — 408) Iriartea altissima Kl. — 409) Socratea fusca Karst. — 410) Oreodoxa regia et Sancona. — 411) Dicotyles labiatus Cuv. — 412) Iriartea praemorsa. — 413) Socratea fusca et elegans Karst. — 414) Oenocarpus altissimus Kl. — 415) Oenocarpus caracasanus Lodd., O. utilis Kl. — 416) Die Roebelia solitaria habe ich bereits im Jahre 1854 auf der Cumbre del San Hilario entdeckt und damals in jungen lebenden Exemplaren mit meinen anderen Pflanzensendungen, als Geonoma nov. spec., vielfach nach Europa gesandt, kann jedoch nicht behaupten, ob eine derselben noch existirt. Hr. F. Engel hat diese Palme mehre Jahre später in Neu-Granada angetroffen und bestimmt; er giebt sie als dort in der Höhe von 8 bis 10,000 Fuß, zwischen dem Rio Magdalena und dem Catatumbo, auf dem Berge „el alto de Bucarasiqua“ vorkommend, an. (Linnaea, T. XXXIII. p. 680.) — 417) Strychnos Cobalongo Appun. Pericarpium der Frucht 2½ Zoll lang, braun, eiförmig, stumpf, mit 1½ Zoll langen spitzen Stacheln dicht besetzt, korkartig, einfächerig, 4- oder 5klappig, einsamig. — Same 1½ bis 2 Zoll lang, kegelförmig, fleischig, mit dem Nabel am Fruchtstiele befestigt, lebhaft purpurroth, in trocknem Zustande schwarzbraun. Blüthe unbekannt. Blätter 6 bis 8 Zoll lang, länglich eiförmig, an der Spitze breit abgerundet. — 418) Coelogenys Paca. — 419) Dasyprocta Aguti Ill. — 420) Mikania Guaco H. B. et Kth. — 421) Wurzel der Cerbera thevetia. — 422) Chamaedorea montana Liebm. — 423) Ich habe den Salmiakgeist stets mit bestem Erfolg gegen die Bisse der Crotalus horridus Daud., Lachesis rhombeata Pr. Max und Bothrops atrox Wagl. an mir selbst, wie an vielen anderen Personen, angewendet. — 424) Smilax syphilitica H. B. et Kth. — 425) Ein 14 bis 16 Zoll langes, 3 bis 4 Zoll breites Waldmesser. — 426) Kleinere Waldstrecken, auf denen die Zarza in Menge wuchert. — 427) Wurzel von Smilax pseudochina Lin. — 428) 1 Peso = 32 Sgr. — 429) Queso de manu, sehr wohlschmeckender, meist in den Llanos fabrizirter, handgroßer Käse. — 430) Blattfasern der Fourcroya gigantea Vent. — 431) Gesalzenes, an der Luft getrocknetes Fleisch. — 432) Rindviehtreiber. — 433) Schweintreiber. — 434) Ziegentreiber, welche Heerden von auf den kleinen Felseninseln des Sees von Valencia gezüchteten Ziegen nach Puerto Cabello bringen. — 435) Junge, verschnittene Stiere. — 436) Knechte. — 437) Der Oberaufseher der Heerde. — 438) Eigenthümer. — 439) Große mit Baumstämmen eingezäunte Viehhürden. — 440) Heintzia tigrina Karst., H. scabra Karst. — 441) Besleria lutea Lin., B. laxiflora Benth. — 442) Bellermannia

spicata Karst. — 443) Meriania macrantha Karst. — 444) Stannia formosa Karst. — 445) Ladenbergia Moritzii Karst. — 446) Carludovica humilis Poepp. et Endl., C. macropoda Kl., C. palmata Rz. et Pav. — 447) Maranta bicolor Ker., M. Jacquini K. et Sch., M. variegata Lodd. — Phrynium Casupo, eximium Kl. — 448) Heliconia Bihai Schott., discolor, psittacina Lin., pulverulenta Ldl. — 449) Caladium arboreum H., B. et Kth., Arum foetidum. — 450) Hemitelia obtusa Kl., integrifolia K., Cyathea aurea Kl. — 451) Iriartea altissima, robusta, praemorsa; Socratea fusca Karst., Oenocarpus altissimus Kl., Geonoma undata Kl. — 452) Harpyia destructor Daud. — 453) Felis onca L. — 454) Felis concolor L. — 455) Felis pardalis L. und außerdem die kleineren Arten, wie F. tigrina Schreb., F. Yaguarundi Lacep. — 456) Arion div. spec. — Helix Appuniana Dkr., leucodon, quadridentata, plicata. — Bulimus amethystoides Alb., marmoratus Dkr., fulminatus, distorto-affinis, Blainvilleanus. — Glandina, sehr große zimmetbraune spec. nov. — Achatina lignaria Reeve, Cyclostoma Inca. — Melania atra Desh. — 457) Bufo agua. — 458) Prof. Lichtenstein hat diesen Frosch nach den von mir in Spiritus eingesandten Exemplaren beschrieben; ich theile, als Entdecker desselben, nachstehende von mir an lebenden Exemplaren gemachte Bemerkungen mit. Notodelphys ovifera Lichtst. Männchen von schlanker Gestalt, breitem ovalem Kopf mit großen Augen und runden Nasenlöchern. Ohrfell unmittelbar hinter dem Auge, rund, nach oben abgeplattet; Rachen weit, glattrandig, bis unter das Ohrfell gespalten. Hinterleib dünn und schlank. Vorderfüße vierzehig, mit kurzen Schwimmhäuten, Hinterfüße fünfzehig mit stärkeren Schwimmhäuten, oberer Körpertheil glatt, unterer chagrinartig gekörnt. — Weibchen in Gestalt dem Männchen völlig ähnlich, nur bei Weitem größer und in allen Theilen stärker. Außerdem trägt es auf dem Hinterkopfe einen zusammenhängenden Kamm von Warzen, der über dem Ohrfell beginnt, im Zickzack über den Hinterkopf nach der andern Seite des Ohrfells sich hinzieht und hinter den Augen, wie auf der Mitte des Hinterkopfes am höchsten ist. In der Mitte des Hinterrückens befindet sich eine 8 Linien lange Längshautfalte, die zu zwei geräumigen Hauttaschen führt, in denen die Eier liegen, die darin zu vollkommenen Jungen sich entwickeln. — Oberkörper hell ockergelb, an den Seiten und Beinen noch heller. Ein 3 Linien breiter schwärzlicher Streif zieht sich an beiden Seiten vom Auge nach der Hälfte des Körpers und läuft von da bis zum Hinterschenkel in 2 bis 3 größeren schwarzen, halben Querbinden aus, die unten breit, nach oben fast spitz zulaufen. Beide Seiten der Vorder- und Hinterbeine sind mit 7 bis 8 eben solchen schwarzen, halben Querbinden geziert, die jedoch auf den Vorderbeinen in geringerer Anzahl und verwischt erscheinen. Unterer Theil des Körpers fleischfarben. Das Weibchen unterscheidet sich in der Färbung vom Männchen nur durch breitere Querbinden, die sich bis auf den Fuß und die Schwimmhäute erstrecken; die Warzenerhöhungen hinter den Augen sind von perlgrauer Farbe. — Länge des ganzen Körpers beim Männchen 2 Zoll 3 Linien, beim Weibchen 3 Zoll. — Dieser interessante, in Verwandtschaft mit der Gattung Trachycephalus stehende Laub-

frosch wurde von mir in der Montaña des San Hilario in der Höhe von 5000 Fuß aufgefunden und kommt in den tiefer gelegenen Gegenden Venezuela's nicht vor. Er ist sehr selten und während meines fünfjährigen Aufenthaltes auf der Cumbre ist es mir nur einigemale gelungen, ihn zu erlangen. Im Mai 1855 traf ich ein weibliches Exemplar im Urwalde auf einer Maranta sitzend, in trächtigem Zustande mit stark angeschwollenem Hinterrücken. Als ich das Thier, um es nach Hause zu nehmen, in ein großes Blatt einwickelte und dabei wohl etwas heftig drückte, kamen aus der Längsspalte des Hinterrückens 25 kleine, aber bereits vollkommen ausgebildete, Junge herausgekrochen, die in der Färbung dem erwachsenen Thiere völlig glichen, nur daß ihre Grundfarbe ein helleres Gelb zeigte. — Zu Hause setzte ich die ganze Familie in eine Glaskruke und erhielt sie einige Monate lang durch kleine Insekten. Die Jungen hielten sich in dieser Zeit viel auf dem Rücken der Mutter auf und krochen nie mehr in die Hauttaschen derselben zurück. Die quarrende Stimme dieses Frosches ist weniger laut als die der anderen südamerikanischen Laubfrosch-Arten, auch läßt er sie nicht so häufig hören. Das Weibchen ist von muntererem Naturell als das Männchen, das meistens den Tag über schlafend zubringt. Hoch auf die Bäume scheint dieser Laubfrosch nicht zu steigen, da ich ihn stets nur auf krautartigen Pflanzen oder abgefallenem welkem Laube angetroffen habe. — 459) Manihot utilissima Pohl. — 460) Manihot Janipha Pohl. — 461) Cucurbita Pepo Lin. — 462) Sechium edule Sw. — 463) Conium moschatum H. B. et Kth. — 464) Colocasia esculenta Schott. — 465) Dioscorea alata, sativa und spec. — 466) Phaseolus glycinoides. — 467) Phaseolus spec.? — 468) Batatas edulis Chois. — 469) Zamia muricata Willd. — 470) Eine der drei zu dieser Zeit herrschenden politischen Parteien in Venezuela, die in den Liberales oder Monagistas (Anhänger von Monagas), den Oligarques oder Paëzistas (Anhängern des Generals Paëz) und den Pasteleros (den Neutralen) bestanden. — 471) Alsophila villosa Presl — 472) Melochia pyramidale. — 473) Ficus glabrata. — 474) Spizaëtus ornatus Daud. — 475) Hypomorphnus anthracinus Cab., H. Buson Cab. — 476) Milvulus tyrannus Bonap. — 477) Hippeastrum solandraeflorum Herb. — 478) Pavonia speciosa H. B. et Kth. — 479) Trochilus div. spec. — 480) Icterus xanthornus Daud. — 481) Chionanthus compacta. — 482) Lecythis div. spec. — 483) Cecropia spec. — 484) Ficus div. spec. — 485) Gossypium div. spec. — 486) Carica papaya L. — 487) Mangifera indica L. — 488) Artocarpus incisa L. — 489) Saccharum officinarum L. — 490) Unona xylopioides Don. — 491) Bowdichia virgiloides. — 492) Amyris elata. — 493) Cordia umbraculifera Dec. — 494) Inga spec. — 495) Bombax hibiscifolius. — 496) Genipa Caruto H. B. et Kth. — 497) Inga spuria Willd. — 498) Clusia insignis Mart. — C. rosea Lin. — 499) Fourcroya gigantea Vent. — 500) Cereus div. spec. — 501) Ipomoea bona nox Lin. 502) Quamoclit vulgaris Chois. — 503) Chusquea spec. — 504) Mucuna urens Dec. — 505) Bromelia longifolia Rudge. — 506) Lantana Camara Lin. — 507) Ruellia formosa. — 508) Solanum torvum Swartz. — 509) Salix Humboldtiana W. — 510) Zuckermühle. — 511) Iatropha Curcas L. — 512) Spondias

lutea L. — 513) Melicocca olivaeformis. — 514) Bohnen. — 515) Getrocknetes Fleisch. — 516) Großes Glas voll Rum. — 517) Liebhaber. — 518) Schlückchen. — 519) Heiligen. — 520) Marionettenspieler. — 521) Um frischen Athem zu schöpfen. — 522) Die schönsten Marionettenspiele, die nur in der Welt zu sehen sind. — 523) Feiner Ausdruck für Frau oder Fräulein. — 524) Inga pungens. — 525) Crotophaga Ani Lin. — 526) Ixodes div. spec. — 527) Curatella americana Lin. — 528) Polyborus Cheriwai Cab. — 529) Glaucidium passerinoides Temm. — 530) Ladung. — 531) Cajanus indicus Spr. — 533) Caesalpinia pulcherrima. — 533) Momordica cylindrica L. — 534) Panamahüte. — 535) Zug von Lastthieren. — 536) Gebratenes, in der Pfanne gebackenes und gekochtes Fleisch. — 537) Setzeier. 538) Marktplatz. — 539) Syagrus botryophora. — 540) Salix Humboldtiana W. — 541) Citrus vulgaris Risso. — 542) Citrus aurantium Risso. — 543) Citrus decumana Lin. — 544) Lagerstroemia indica Lin. — 545) Punica granatum Lin. — 546) Bixa orellana L. — 547) Passiflora quadrangularis Lin. — 548) Bactris spec.? — 549) Das Grauen des Morgens. — 550) Cocospflanzung. — 551) Stadtviertel. — 552) Oeffentlicher Platz. — 553) Markthalle. — 554) Inga Saman. — 555) Erythrina div. spec. — 556) Psittacus aestivus L., Ps. amazonicus Latt. — 557) Parra Jaçana Lin. — 558) Sterna magnirostris Licht. — 559) Champsa punctulata Natt. — 560) Erythrinus spec.? 561) Bagrus Commersonii. — 562) Besonders Ampullaria-Arten und eine Planorbis, die ich allein nur hier gefunden habe. — 563) Der Esel. — 564) Carica papaya. — 565) Carica nana. — 566) Lycopersicum esculentum Mill. — 567) Solanum esculentum Dun. — 568) Ficus dendroica, Baumtödter. — 569) Bewohner der Llanos, die meist nur mit Rindviehzucht sich beschäftigen. — 570) Melia sempervirens Sw., M. Azedarach Lin. — 571) Lagerstroemia indica L. — 572) Er besitzt nicht eine Cobija. — 573) Schlingpflanze. — 574) Grüne Papageien. Ps. aestivus und amazonicus. — 575) Platalea Ajaja Sin. — 576) Dendrocygna viduata Eyton. — 577) Rohrdickicht. — 578) Desmoncus polyacanthos Mart. — 579) Quando van a dar Vms. una accion de la maroma: Wann werden Sie Ihre Seiltänzervorstellungen geben? 580) Ist es wahr, daß die Herren Seiltänzer sind? — 581) Schlächterei. — 582) Fleisch von Hydrochoerus Capybara Erxl. — 583) Attalea speciosa Mart. — 584) Trithrinax mauritiaeformis Mart. — 585) Gasthöfe. — 586) Triplaris americana Lin. — 587) Erythrina div. spec. — 588) Cecropia palmata et peltata. — 589) Hymenaea Courbaril Lin. — 590) Chusquea spec. — 591) Petrea volubilis Jacq. — 592) Bellermannia spicata Karst. — 592) Phegopteris et Pteris div. spec. — 594) Atta cephalotes Fab. — 595) Anolis chrysolepis. — 596) Sarcorhamphus papa Sw. — 597) Polyborus Cheriway Cab. — 598) Bradypus tridactylus. — 599) Trupp von Maulthieren. — 600) Cereus div. spec. — 601) Fourcroya gigantea Vent. — 602) Es ist der Ihrige. — 603) Großer Meierhof, bei welchem ungeheure Rindvieh-Heerden, oft 20 bis 30,000 Stück Vieh, gehalten werden. — 604) Die Weinende. Ein schwarzseidener Ueberwurf über den Kopf, der in der Fastenzeit und Charwoche von den Damen getragen wird, um darunter un-

stört ihrem Schmerz (!) über Leiden und Tod des Erlösers sich hingeben zu können. — 605) Er weiß viel, er kennt sehr genau den ganzen Weg von Pao nach dem Baúl. — 606) Kirchhof. — 607) Stiergefecht. — 608) Ausländern, damit meist Europäer gemeint. — 609) Crescentia cujete Lin. — 610) Stockfisch. — 611) Tanz. — 612) Passiflora quadrangularis Lin. — 613) Ausgehöhlte, kürbisartige Früchte der Crescentia cujete, die mit Steinen gefüllt, gleich einer Kinderklapper nach dem Takte der Musik hin- und hergeschüttelt werden und ein laut rasselndes Geräusch hervorbringen. — 614) Harfenspieler. — 615) Aus den unreifen Blüthenstengeln der Agave americana gewonnenes berauschendes Getränk. — 616) Geliebter und Geliebte. — 617) Croton sanguifluum H. B. et Kth. — 618) Macrocercus Aracanga Lin. — 619) Macrocercus Macao Lin. — 620) Macrocercus militaris Lin. Lath. — 621) Tillandsia usneoides Lin. — 622) Peones, wohl auch Llaneros, heißen die Hirten der großen hatos in den Llanos, obgleich man unter Llanero hauptsächlich alle Bewohner der Llanos versteht und der Name Peon auch im übrigen Venezuela für alle niedrigen Dienstleute, Knechte u. s. w. gebraucht wird. — 623) „Hato" ist, wie ich bereits bemerkt, eine Meierei, oft nur eine elende Hütte, in den Llanos, deren Besitzer der Eigenthümer großer Viehheerden ist. — 624) und 625) Copernicia tectorum Mart. — 626) Mauritia flexuosa L. — 627) Mycteria americana L. — 628) Ardea Leuce Ill. — 629) Ardea Agami. — 630) Ibis oxycercus Spix. — 631) Eunectes murinus Wagl. — 632) Hydrochoerus Capybara. — 633) Boa constrictor Lin. — 634) Rehverschlinger. — 635) In unmittelbarster Nähe von hier. — 636) Herr; Besitzer. — 637) Käse giebt es nicht und die Milch mögen Sie sich in dem Corral suchen. — 638) Besitzer der hatos. — 639) Sehr langes, aus einer Kuhhaut gedrehtes Seil. — 640) Ausgehöhlte, mit Stricken umflochtene Flaschenkürbisse, besonders zweckdienlich auf Reisen, um Getränke mit sich zu führen. — 641) Weisheit, Gelehrsamkeit. — 642) In unmittelbarster Nähe von hier. — 643) Macht Euch augenblicklich fort, Schurken, oder ich schieße. — 644) Ciconia Maguari Temm. — 645) Paepalanthus capillaceus Kl. — 646) Hüten Sie sich vor den verd . . . . . Zitteraalen, den Stachelrochen und Caribes. — 647) Gymnotus electricus Lin. — 648) Taeniura motoro Müll. Henle; Trygon garapa Schomb.; Trygon strogylopterus Schomb.; Tr. hystrix Schomb. — 649) und 650) Pygocentrus piraya Müll. Trosch.; P. nigricans Müll. Trosch.; P. niger Müll. Trosch. — 651) Lederner Reisekoffer, hier aber ein netzartiger Reisesack gemeint. — 652) Mein Sohn ist nicht zu Hause, er ist mit Viehtreiben beschäftigt. — 653) Gute Nacht. — 654) Mycteria americana Lin. — 655) Niedrige Bergkette. — 656) Rohrgebüsche von Gynerium saccharoides H. B. et Kth. — 657) Steile Abstürze. — 658) Es sind Anhänger von Monagas! Zum T..... mit diesen Spionen! — 659) Sind Sie Oligarchen? — 660) Ja, Herr, wir sind Freunde des General Paëz. — 661) O dann ist es gut für Sie, haben Sie keine Furcht, wir alle hier sind desgleichen! — 662) Allgemein geehrt und anständig. — 663) Art kleiner Schwärmer, von denen stets hundert Stück aneinander gebunden sind; eine Lieblingsbelustigung der Venezuelaner, sie einzeln oder in Massen abzubrennen. — 664) Wohl an

50 deutsche Meilen. — 665) Hydrochoerus Capybara Erxl. — 666) Etwa einen Monat nach meiner Abreise vom Baúl brach die längst vorbereitete Revolution gegen den Präsidenten Monagas aus; der Herd derselben, die Mission el Baúl, wurde von den Truppen des General Monagas unter Anführung meines Freundes, des Col. Manuel Matos aus Campanero, besetzt und die Revolution bald gedämpft. Sr. Castillo, der Hauptanführer der Aufständischen, mußte fliehen; was aus ihm später geworden, ist mir unbekannt geblieben. — 667) Otus americanus Gmel. — 668) Sarcorhamphus papa Sw. — 669) Porphyrio martinica Temm. — 670) Icterus Jamacaii Daud. — 671) Tapirus americanus Desm. — 672) Lutra brasiliensis Ray. — 673) Eurypyga helias Ill. — 674) Feldbett. — 675) Phoenicopterus ignipalliatus Geoffr. — 676) Neuigkeiten von dem anderen Theile (Welttheile). — 677) Von drüben (wobei Europa gemeint ist). — 678) Ortalida Motmot Wagl. — 679) Gallinula galeata Pr. Neuw. — 680) Trithrinax mauritiaeformis Karst. — 681) Guazuma ulmifolia Lam. Der Schleim der inneren Rindenschicht dieses Baumes wird in Abkochungen als wirksames Mittel gegen offene Wunden, besonders bei Lastthieren, auch von Menschen gegen auszehrenden Husten angewendet. — 682) Spondias lutea Lin. — 683) Frühstück. — 684) Mapurito ist der venezuelanische Name für das Stinkthier Mephitis suffocans Ill. — 685) Das Loch des Mapurito. — 686) Cecropia peltata. — 687) Einmastiges Fahrzeug, gleich einer englischen Sloop. — 688) Bananen. — 689) Salix Humboldtiana W. — 690) Aloë vulgaris. — 691) Caesalpinia coriaria Willd. — 692) Crescentia cujete. — 693) Caesalpinia pulcherrima. — 694) Cereus div. spec. — 695) Opuntia ficus indica. — 696) Coccus cacti. — 697) Indigofera tinctoria, Anil. L. — 698) Comadre oder Comadriña: Gevatterin oder sehr vertraute Freundin. — 699) Quai. — 700) Sesamum indicum Dec. wird in der Provinz Maracaibo viel kultivirt. — 701) Schamschurz. — 702) Was ist dies? — 703) Sie werden es bald sehen. — 704) Kommen Sie herauf, um la Ceiba zu sehen. — 705) Anacardium Rhinocarpus Dec. — 706) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. 707) Marktflecken. — 708) Pfarrer. — 709) Schnittwaaren- und Quincailleriehandlung. — 710) Anacardium Rhinocarpus Dec. — 711) Oenocarpus Bataua Mart. — 712) Conium moschatum. — 713) Attalea speciosa. — 714) Laßt die Bestien gehen, ich will nichts mehr von ihnen wissen! — 715) Oncidium papilio Lindl. — 716) Cattleya labiata u. Mossiae Lindl. — 717) Odontoglossum sp. — 718) Uropedium Lindenii Lindl. — 719) Acineta Humboldtii Lindl. — 720) Präfect. — 721) Lucuma deliciosa. — 722) Anona Cherimolia. — 723) Gustavia Membrillo Seem. — 724) Espeletia argentea. — 725) Klopstockia cerifera Karst. — 726) Tuñame 12,120 Fuß, Rosario 12,200, Javon 11,260, Atajo 12,340. — 727) Ursus ornatus. — 728) Unona xylopioides Don. — 729) Spondias lutea Lin. — 730) Tillandsia usneoides Lin. — 731) Pfarrer. — 732) Uebersetzung: Ich bin so froh, daß Ihr mich besucht, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Nehmen wir die Mañana (ein Glas Brandy mit Wasser) zu uns und frühstückt dann mit mir, es ist gerade die rechte Zeit dazu. Oft habe ich meinen Freunden von Euch

erzählt und ich möchte es gern machen, daß Ihr mit ihnen zusammenkommt, aber Ihr könnt bis zum Abend nicht warten. Und nun geht mit mir in den Garten und seht Euch meine Bohnen an, sonst ist nichts darin, denn alles Andere haben die Bachacos (Ameisen-Art) gefressen, was mich sehr zornig machte. — 733) Bombax Ceiba. — 734) Cereus Monoclonus Dec. u. regalis Haw. — 735) Kämpfer mit dem Stiere, die ihn am Schwanze emporzuheben und dann zur Erde zu werfen trachten. — 736) Sarcorhamphus papa Sw. — 737) Attalea speciosa Karst. — 738) Terminalia Catappa Lin. — 739) Bombax Ceiba Lin. — 740) Cathartes aura. — 741) Engpaß. — 742) Crocodilus acutus Cuv. — 743) See. — 744) In Venezuela Sarapia oder Jape genannt, Same von Dipterix odorata Aubl., hauptsächlich vom Rio Caura. — 745) Galipea trifoliata Aubl. — 746) Samenschoten der Caesalpinia coriaria Willd., bei La Soledad in Menge wachsend. — 747) Mauritia flexuosa L. — 748) Copernicia tectorum Mart. — 749) Vordertheil. — 750) Netzartige Hängematten, von aus der Mauritia gefertigten Fäden, die wegen ihrer Leichtigkeit ganz besonders auf Reisen gebraucht werden. — 751) Wörtlich: der Pfeilschuß. Ein schnellsegelndes kleines Fahrzeug, meist für den Kriegsgebrauch bestimmt. — 752) Sandbänke. — 753) Kleine Inseln. — 754) Crocodilus acutus. — 755) Kleiner Schamschurz. — 756) Nähere Mittheilungen über die Caraiben, wie die anderen Indianerstämme des unteren Orinoco, die Guaraunos, Aruacas und Wailas verspare ich auf den zweiten Band meiner Reisebeschreibung, der hauptsächlich über Britisch Guyana handelt, in welchem alle diese und andere Indianerstämme erschöpfend beschrieben werden sollen. — 757) Mertensia pectinata Willd. — 758) Selaginella sp. — 759) Dendrobates tinctorius Wagl. — 760) Nymphaea ampla Dec.; N. blanda G. F. W. Meyer. — 761) Sterna magnirostris Licht.; Platalea Ajaja Lin.; Cancroma cochlearia L.; Ardea Cocoi L.; Ciconia Maguari Temm.; Chenalopex jubatus Wagl. — 762) Lutra brasiliensis Ray. — 763) Die Blüthe von Upata. — 764) Wasserfälle. — 765) Oncidium papilio Lindl.; Epidendrum div. spec. — 766) Crinum viridifolium Roem.; C. erubescens Ait.; C. guianense Roem. — 767) Mourera fluviatilis Aubl. — 768) Clusia rosea L., alba L., insignis Mart., nemorosa G. F. W. Meyer. — 769) Pachira aquatica Aubl. — 770) Vismia guianensis Pers., latifolia Chois. — 771) Myrospermum toluiferum Rich. — 772) Oncidium papilio Lindl., Oncidium Lauceanum Lindl., O. picturatum Rchb. fil., Gongora odoratissima Lemaire, Epidendrum div. spec., Brassavola grandiflora Lindl., etc. — 773) Citadelle. — 774) Psidium pyriferum Lin. — 775) Paritium tiliaceum Adr. Juss. — 776) Cecropia peltata Lin., C. palmata Willd., Paritium tiliaceum Adr. Juss., Bombax hibiscifolius, Psidium div. spec., Guazuma ulmifolia Desf., Clusia div. spec., Vismia guianensis Pers. — 777) Mammea americana L. — 778) Carica papaya L. — 779) Artocarpus incisa L. fil. — 780) Kanonenboote. — 781) Tropa bezeichnet jede bedeutendere Anzahl von Truppen. — 782) Mimusops Sieberi Alph. Dec. — 783) Revolutionäre Truppen. — 784) Zollbeamten. — 785) Champsa punctulata Natt. — 786) Ibis melanopis Forst. — 787) Ibis rubra Vieill. — 788) Platalea Ajaja Lin. — 789) Ardea Leuce Ill., A. Cocoi Lin. — 790) Palamedea cornuta

Lin. — 791) Cancroma cochlearia Lin. — 792) Dendrocygna viduata Eyton. — 793) Vanellus cayennensis Strickl. — 794) Lanzenreiter. — 795) Wassermelonen, Citrullus vulgaris Schrad. — 796) Carica papaya Lin. 797) Gott sei Dank, Sie sind es Don Carlos und Don Alberto! Wir glaubten, es seien Facciosos, deren Schüsse wir hörten! — 798) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. — 799) Argemone mexicana Lin. — 800) Kirchhof. — 801) Gebüsch von Psidium ferrugineum und Chionanthus compacta. — 802) Melocactus Moritzianus. — 803) Bufo margaritifer Daud. — 804) Alsophila armata Mart. — 805) Bactris spinosa. — 806) Icica Tacamahaca. — 807) Icica spec. — 808) Cedrela odorata Lin. — 809) Hymenaea Courbaril L. — 810) Maximiliana regia Mart. — 811) Polypodium aureum Lin. Nephrolepis punctulata. Asplenium auriculatum Willd. — 812) Astrocaryum Tucuma Mart. — 813) Oenocarpus Bacaba Mart. — 814) Eurypyga Helias Ill. — 815) Catasetum macrocarpum Rich. Cattleya Mossiae Lindl. Cyrtopodium Andersonii R. Br. — 816) Anguria multiflora Miq. — 817) Lygodium volubile Sw. — 818) Mertensia pectinata Willd. — 819) Nymphaea ampla Dec., blanda G. F. W. Meyer. — 820) Eichhornia azurea Kth. — 821) Hydrocleis Commersonii L. C. Rich. — 822) Trithrinax mauritiaeformis. — 823) Bactris Cubaro. — 824) Lecythis Ollaria Lin. Couroupita guianensis Aubl. — 825) Dioscorea sativa Lin. — 826) Oenocarpus minor Mart. — 827) Theobroma guianensis Willd. — 828) Theobroma Cacao Lin. — 829) Chrysops tristis Fab. — 830) König der Guaraunos. — 831) Schiffszwieback — 832) Von Oreodaphne opifera Nels., in Britisch Guyana „Laurel-oil“ genannt. — 833) Einen zweiten Besuch bei Francisco Silva in Santa Catalina habe ich im Ausland 1869 Nr. 8 und 9 geschildert. — 834) Manicaria saccifera Gaertn — 835) Indianische Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen. — 836) Schamschurz, bei Männern aus einem langen, an eine um die Hüften befestigte Baumwollenschnur befestigtes und zwischen den Beinen durchgezogenes Stück blauen Salmepores, bei den Weibern aus einem kleinen fußbreiten Perlenschurz oder einem Stück der Rinde einer Ficus-Art bestehend. — 837) Sassafrasöl oder Laurel-oil. — 838) Myletes spec. — 839) 2 Thlr. 24 Sgr. pr. Crt. — 840) Oenocarpus Bataua Mart. — 841) Oenocarpus minor Mart. — 842) Crinum guianense M. J. Roem., C. erubescens Ait., C. viridifolium M. J. Roem. — 843) Schamschurz. — 844) Das die Samen umhüllende scharlachrothe Mark des Orleanbaumes (Bixa orellana Lin.). — 845) Die theure rothe Farbe, die aus den Blättern der Schlingpflanze Bignonia Chica H. B. et Kth. gewonnen wird. — 846) Saft der Frucht von Genipa Caruto H. B. et Kth. — 847) Berauschendes, in Gährung übergegangenes Getränk aus gestampftem Mais und Bataten. — 848) Peltocephalus Tracaja Dum. Bibr. — 849) Netzartige Hängematte aus Schnüren der Palma Moriche. — 850) Cedrela odorata Lin., Icica altissima Aubl. — 851) Bombax Ceiba Lin., B. globosum Aubl. — 852) Einmastiges Fahrzeug (Sloop). — 853) Manicaria saccifera Gaertn. — 854) Macrocercus Ararauna Linn. — 855) Conurus solstitialis Kuhl. — 856) Rhamphastos Toco Gm. — 857) Conurus versicolor Gmel. — 858) Salvator Teguixin. —

859) Parra jassana Lin. — 860) Palamedea cornuta Lin. — 861) Mimusops Siberi Alph. Dec. — 862) Manicaria saccifera Gaertn. — 863) Unter playa ist hier hauptsächlich eine Sandbank oder das in Sandbänke auslaufende Ufer gemeint. — 864) Großes, an 30 bis 40 Fuß langes, gegen den Stern zu mit einem langen halbrunden Palmendache versehenes Boot. — 865) Ein meist aus der Manicaria saccifera bestehender Palmwald. — 866) Gymnotus electricus Lin. — 867) Passiflora coccinea Aubl. — 868) Stanhopea grandiflora Lindl. — 869) Myletes spec. — 870) Trygon spec. — 871) Philodendron arborescens Kunth. — 872) Bombax Ceiba Lin. — 873) Triplaris americana Lin — 874) Oenocarpus Bataua Mart. — 875) Oenocarpus minor Mart. — 876) Mauritia flexuosa Lin. — 877) In Venezuela „Chinchorro“, von den Guaraunos „Ha“ genannt. — 878) Mycetes ursinus. — 879) Cebus capucinus Erxl. — 880) Felis onca Lin. — 881) Hydrochoerus Capybara Erxl. — 882) Lutra brasiliensis Ray. — 883) Nasua socialis Pr. Neuw. — 884) Delphinus amazonicus Mart. — 885) Manatus australis Tiles. — 886) Opisthocomus cristatus Ill. — 887) Cassicus persicus Daud. — 888) Gecarcinus ruricola Latr. Uca una Marcgr. — 889) Macrocercus Araranna Lin. — 890) Crocodilus acutus. — 891) Guilielma speciosa Mart. — 892) Oreodoxa regia Kth. — 893) Die Arrow-root-Pflanze (Maranta arundinacea Lin.) — 894) Früchte des Mimusops Sieberi Alph. Dec. Sie ähneln in Form und Geschmack denen der Sapota Achras Mill., nur daß sie kleiner und einsamig sind. — 895) Netzartige Hängematte, bei den Guaraunos aus Schnüren von der Morichepalme gefertigt. — 896) Macrocercus Ararauna Linn. — 897) Maximiliana regia Mart. — 898) Oenocarpus minor Mart. — 899) Das Orinoco-Crocodil, Crocodilus acutus Cuv. — 900) Palamedea cornuta Linn. — 901) Parra Jaçana Lin. — 902) Manicaria saccifera Gaertn. — 903) Triplaris americana Lin. — 905) Aus dem Marke der Mauritia flexuosa bereitetes, mit dem Fette von großen Käferlarven vermischtes Brod. — 906) Nimm Dich in Acht, Weißer! 907) In Palmbast gewickelte Cigarren. — 908) Ich habe in diesem Capitel nur flüchtig meine Erlebnisse auf dieser Reise mitgetheilt und werde ausführlichere Mittheilungen, besonders in Bezug auf Naturwissenschaft und Ethnologie über die Gegend von der Mündung des Pomeroon an bis Anna Regina, die ich später auf längere Zeit besuchte, im zweiten Bande dieses Werkes geben. — 909) Wie ich nach Curiapo gekommen, sowie über meinen dritten Aufenthalt in Jacupana und den benachbarten Orten und das Leben und die Sitten der Guaraunos, darüber giebt der längere im Ausland 1868, Nr. 34, 38, und 1869, Nr. 8, 9 von mir veröffentlichte Artikel „Unter den Guaraunos-Indianern“ näheren Aufschluß. Ausführlichere Mittheilungen über die wilden Indianerstämme des Orinoco, des ganzen britischen Guyana und der nördl. Nebenflüsse des Amazonenstromes, unter denen ich acht Jahre lebte, werde ich im zweiten Bande dieses Werkes geben. — 910) Myletes spec. — 911) Trygon spec. — 912) Euterpe oleracea Mart., Manicaria saccifera Gaert., Leopoldina pulchra Mart. — 913) Vanilla bicolor Lindl., Bignonia, Bauhinia, Schnella und Passiflora spec. — 914) Stanhopea grandiflora Lindl., insignis Hook.,

Oncidium Baueri Lindl., Epidendrum Schomburgkii Lindl., Coryanthes macrantha Hook. — 915) Philodendron arborescens Schott. — 916) Combretum laxum Jacq., Allamanda cathartica Lin., Ruyschia Souroubea Willd. — 917) 16 Flaschen haltend. — 918) Xiphias gladius, wird an 20 Fuß lang. — 919) Itabbo bedeutet dasselbe als Caño, ein natürlicher Canal, der zwei Flüsse oder Flußarme mit einander verbindet. — 920) Auf den Karten „Morocco" genannt. — 921) Blechnum serrulatum Rich., B. ceteraccinum Raddi; Nephrolepis punctulata. — 922) Bananen. — 923) Rhizophora, Avicennia und Conacarpus spec. — 924) Nectandra Rodiei Schomb. — 925) Schiffszwieback. — 926) Cucurbita Pepo Lin. — 927) Manihot utilissima Pohl. — 928) In Venezuela „Timiche" (Manicaria saccifera Gaertn.) — 929) Eperua falcata Aubl., Parivoa grandiflora Aubl. — 930) Minister ist hier nicht im deutschen Sinne des Wortes zu nehmen, sondern im englischen als „Prediger". Mr. Brett ist der Verfasser des sehr interessanten Werkes „The Indian tribes of Guiana". — 931) Euterpe oleracea Mart. — 932) Astrocaryum aculeatum G. F. W. Meyer. — 933) Coryanthes macrantha Hook., C. maculata Hook. — Brassavola angustata Lindl. — Epidendrum bicornutum Hook. — Gongora odoratissima Lemaire. — Bifreneria aurantiaca Lindl. — Burlingtonia candida Lindl. Oncidium Lanceanum Lind. Epidendrum Schomburgkii Lindl. Jonopsis teres Lindl. — 934) Philodendron arborescens Schott. — 935) Mauritia flexuosa Lin. — 936) Cassicus persicus Daud. — 937) Podoa surinamensis Ill. — 938) Macrocercus Macao Lin. — 939) Conurus Macavuana, Psittacus aestivus Lin., Ps. ochrocephalus Lin.

Druck von Graichen & Riehl in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 1 Zeile 10 von unten lies: schäumenden statt schaumenden.
„ 7 „ 1 „ „ „ Madreporenstöcken st. Madreporenstrecken.
„ 17 „ 1 „ „ „ venezuelanischen Kriegsschooner st. venezuelanischer Kriegsschoonen.
„ 29 „ 15 „ oben „ dentra st. dentro.
„ 41 „ 3 „ „ „ spanischem st. panischem.
„ 43 „ 5 „ unten „ der st. das.
„ 51 „ 11 „ oben „ Gardenia st. Gardemia.
„ 59 „ 2 „ „ „ emporranken st. emporrankt.
„ 60 „ 7 „ unten „ nußartig st. mußartig.
„ 67 in der Seitenüberschrift l.: Bachacos st. Wachacos.
„ 83 Zeile 4 von unten lies: langen st. lange.
„ 92 „ 8 „ „ „ Independencia st. Indepedencia.
„ 113 „ 14 „ oben „ dahintrabende st. dahintreibende.
„ 116 „ 1 „ „ „ Cäsalpinien st. Cäsalpanien.
„ 117 „ 14 „ „ „ Lam. st. Sam.
„ 121 in der Seitenüberschrift l.: Crocodil st. Crocodill.
„ 128 Zeile 6 von oben lies: geschwungenen st. geschlungenen.
„ 141 „ 12 „ unten: hinter Scenerie muß ein Semicolon stehen.
„ 147 „ 3 „ „ lies: purissima st. purisima.
„ 157 „ 14 „ „ „ kolossalen st. kolossaeln.
„ 161 „ 1 „ oben „ Stamm st. Stämme.
„ 245 „ 7 „ „ „ bossirten st. poussirten.
„ 268 „ 3 „ „ „ van a dar st. van-a-dar.
„ 271 „ 12 „ unten „ silberblättrige st. silberblüthige.
„ 272 „ 13 „ „ „ Caracaras st. Coracaras.
„ „ „ 14 „ „ „ es st. er.
„ 277 „ 4 „ oben „ bossirte st. poussirte.
„ 279 „ 9 „ unten „ Ciudad Bolivar st. Cindad Bolivor.
„ 364 „ 6 „ oben „ Pehuenches st. Pehuanches.
„ 512 „ 1 „ unten: am Ende der Zeile ist Zu- zu ergänzen.
